This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

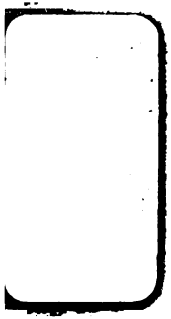
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08244041 7



Ein
Sommer in China.

Reiſebilder

von

Paul Goldmann.

„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen,
Haſt noch was Kluges mitzutheilen?"

Sehnſucht in's Ferne, Künftige zu beſchwichtigen,
Beſchäftige Dich hier und heut im Tüchtigen.

(Goethe: Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tageszeiten.)

Erſter Band.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt
Rütten & Loening.
1899.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
191853A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1925 L

Leopold Sonnemann,

in aufrichtiger Dankbarkeit für langjährige Gunst und Förderung,

und

Dr. F. Mamroth,

meinem hochverehrten Meister und lieben Freunde,

widme ich dieses Buch.

Der Verfasser.

Vorwort.

Zu Anfang April des Jahres 1898 wurde ich von der „Frankfurter Zeitung", deren Korreſpondent in Paris ich bis dahin geweſen war, nach Oſtaſien entſandt. Im Verlauf dieſer Reiſe habe ich die Eindrücke geſammelt, die im Folgenden mitgetheilt werden.

Frankfurt a. M., Ende April 1899.

Dr. Paul Goldmann.

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite.
Vorwort.		
I.	An Bord der „Preußen"	1
II.	Oster-Morgen in Port-Said. — Der Suez-Canal	13
III.	Das rothe Meer. — Aden	25
IV.	Eine Nacht und ein Morgen in Colombo	39
V.	Singapore	52
VI.	Hongkong	65
VII.	Auf dem Perlfluß nach Canton. — Shameen	81
VIII.	Canton	97
IX.	Ein Empfang beim Tao-tai Wang, dem Sekretär des Vizekönigs von Canton	121
X.	Von Hongkong nach Shanghai	134
XI.	Shanghai	150
XII.	Beim Tao-tai Tsai von Shanghai	174
XIII.	Chinesisches Nachtleben	183
XIV.	Ein Kapitel über chinesische Eisenbahnen.	
	1. Chinesische Bahnen und deutsche Versäumnisse	202
	2. Die Bahn von Shanghai nach Wu-sung	214
XV.	Deutsche Militär-Instruktoren in China	223
XVI.	Chinesische Zeitungen	237
XVII.	Auf dem Yang-tse-kiang	245

I. An Bord der „Preußen“.

10. April. Zwiſchen Neapel und Port-Said.

(Zerbrechlich. — Der oder die „Preußen“. — Abfahrt. — Deutſche und franzöſiſche Dampfer. — Etwas vom Eſſen. — Die Schiffsgeſellſchaft. — Der Kapitän. — Ein fleißiges Schiff. — Beamte und Offiziere. — Der Ober-Stewart. — Der Abſchied von Europa.)

Am Hafen von Genua ſind Facchini thätig, die kleine Papp-Kiſten in ein Boot verladen. Das Verladungs-Syſtem iſt ebenſo prompt wie einfach. Man wirft die Kiſten die kleine Steintreppe herunter, an deren Fuß das Boot hält. Können ſie aber dabei nicht ins Waſſer fallen? Gewiß, das können ſie, und das thun ſie auch öfter. Dann werden ſie mit großem Lärm herausgefiſcht, und die Heiterkeit unter den wackeren Hafenarbeitern erreicht ihren Höhepunkt. Der wahre Humor von der Sache aber iſt ihnen nicht zugänglich. Dieſer wahre Humor beſteht nämlich darin, daß auf jede dieſer Kiſten, die die Steintreppe herunterkugeln, in deutſcher Sprache das Wort „Zerbrechlich!“ gemalt iſt.

Ich ſagte dem Bootsmann, der mich an Bord meines Schiffes bringen ſollte, es wäre mir nicht unangenehm, wenn er meinen Koffer auf eine andere Weiſe ins Boot beſorgen könnte, als indem er ihn die Steintreppe hinunterwürfe. Er zwinkerte verſtändnißvoll mit einem Auge. Mit mehr Augen konnte er nicht zwinkern; denn er hatte wohl noch ein zweites, aber dieſes war halb geſchloſſen und ging, wie es ſchien, weder auf noch zu. Hierauf ſchwor er, daß er es unter vier Lire nicht übernehmen könne,

mich hinüberzurudern. Auch wenn ich sein Bruder wäre, könnte er es nicht billiger thun. Schließlich ließ er auch noch die Santa Madonna in der Streitfrage interveniren. Ich hatte eine Lira in der Hand und sagte, dies sei mein letztes italienisches Geld, und wenn er nicht wolle, so werde ich am Lande bleiben. Es hätten mancherlei Komplikationen entstehen können, wenn er mich beim Wort genommen hätte. Aber er steckte ohneweiters das eine Frank-Stück in die Tasche, ließ meinen Koffer fein-säuberlich ins Boot gleiten und setzte sich sofort an die Ruder.

Wir glitten unter Ankerketten und ausgespannten Tauen hindurch, fuhren bald rechts, bald links um eine der Ecken der Schiffsstadt, geriethen auch wohl einmal mit einem andern Boote zusammen. Die „Preußen", einer der großen Ostasien-Dampfer des Norddeutschen Lloyd, lag weit draußen. Nebenbei bemerkt: Warum sagt man eigentlich die „Preußen"? Im Englischen werden allerdings alle Schiffe mit „she" angesprochen. Jedoch im Deutschen heißt es der Dampfer, das Schiff, auch das Land Preußen ist sächlichen Geschlechts. Trotzdem sagt man die „Preußen". Ich weiß nicht, warum, aber man sagt so. Die „Preußen" also lag weit draußen. Man bekam sie erst zu Gesicht, wenn man ganz nahe davor war. Erst mußte man noch um den „Perseo" aus Genua herum, und dann erblickte man ein mächtiges, langgestrecktes, weißes Schiff mit zwei dicken gelben Schornsteinen. Man fuhr an seinem Bug vorbei und sah über sich das Lloyd-Zeichen, den Schlüssel des Bremer Wappens, von einem Anker durchkreuzt. Auf der anderen Seite war die Schiffstreppe heruntergelassen, das Boot hielt still unter vielen anderen Booten, von denen einige schwarz-weiß-rothe Fähnchen aufgesteckt hatten.

Man steigt die Schiffstreppe hinauf, und nun steht man oben, mitten im lebendigen Treiben der letzten Stunde vor der Abfahrt. Es dünkt Einem seltsam, daß die Leute hier nicht mit besonderem Respekt Jemanden entgegenkommen, der bis nach China fahren will. Es scheint, daß sie hier an solche Dinge einigermaßen gewöhnt sind. Man fragt einen freundlichen Stewart nach der zugewiesenen Kabine und wird durch einen langen, langen Gang geleitet, der an die Couloirs großer Hotels erinnert. Im

Vorübergehen hört man irgendwo Kindergeschrei. Die Gänge sind weiß nnd blinken vor Sauberkeit. Die ganze innere Einrichtung des Schiffes ist in hellen Farben gehalten, was die Freundlichkeit der Räume nicht wenig erhöht. Der Stewart stößt eine Thür auf und sagt: „Bitte!" Das ist die Kabine, das Heim der nächsten Wochen. Sie ist so geräumig, als dies auf einem Schiffe irgend möglich ist. Außer dem Bett steht sogar noch ein Sopha darin, neben allerlei sonstigen Möbeln. Es ist faktisch ein kleines Zimmer, und die Wirkung ist wahrhaft imposant, wenn ich mich meiner ersten Seereise erinnere auf einem italienischen Schiff, wo man in der Kabine das Luckenfenster öffnen mußte, falls man Raum haben wollte, um sich die Zähne zu putzen.

Oben auf dem Deck ist die Schiffskapelle angetreten. Es sind nur acht Mann, aber sie blasen kräftig zu, und die Pauke hallt von den Schiffswänden wieder. Von einem Genueser Kirchthurm schlägt es Zehn, in tiefen, schwingenden Tönen. Die Schiffsglocke der „Preußen" gibt Antwort mit ihrer hellen, ehernen Stimme. „Bim, bim, bim!" schließt sie decidirt. Die Ankerketten rasseln herauf. Der Leuchtthurm zu unserer Linken beginnt auf einmal von seiner Stelle zu rücken und an uns entlang zu gleiten. Das Schiff ist in Bewegung. Zur Linken ist auf einem Hügel noch ein altes Gemäuer, ein Kloster wahrscheinlich, mit überhängendem Buschwerk. Dann sind wir draußen aus dem Hafen. Ein Boot fährt neben dem Schiff her, und eine Signora mit aufgespanntem weißen Sonnenschirm sitzt darin. Sie winkt mit dem Taschentuch: „Addio, addio!" Bald ist sie mit ihrem Sonnenschirm nur noch ein weißer Punkt auf dem Wasser. Genua bleibt weit zurück, und in langen Bergzügen entfaltet sich die Küste, überall besetzt mit hellen Häuserflecken. Das Wasser hebt sich und senkt sich, wie in tiefen Athemzügen, und mit ihm hebt sich und senkt sich das Schiff.

Man verspricht mir, der ich Neuling im Seefahren bin, daß mich dieses Heben und Senken des Schiffes bald nicht weiter geniren werde. Ich warte nun bereits acht Tage darauf, aber dieses Versprechen will sich noch immer nicht erfüllen. Es ist schwer, sich daran zu gewöhnen, daß der Boden, auf dem man steht, plötzlich Anstalten macht, Einem unter den Füßen wegzulaufen, und

sich dann immer wieder, wie von Neue ergriffen, unter die Füße zurückfindet.

Die „Preußen" ist ein prachtvolles Schiff. Die Ausstattung ist vornehm und behaglich zugleich. Ueberall Malerei, überall vergoldete Stuck-Arbeit. Die Gesellschaftszimmer sind mit kirschfarbener Seide ausgeschlagen, die Wände des Rauchzimmers mit gelbem Holz getäfelt. Der Speise-Saal, in Weiß und Gold gehalten, hat Raum für achtzig Personen; er bekommt sein Licht durch zwölf Seitenlucken und einen Plafond aus bunten Glasfenstern in der Mitte. Selbstverständlich ist in allen Räumen und Kabinen elektrisches Licht. Das Promenaden-Deck, das sich oben rings um die zur ersten Kajüte gehörigen Gesellschafts-Lokalitäten zieht, ist ausgedehnt, geräumig, in einem fabelhaften Maße blank gescheuert (man sollte glauben, daß dort jeder Fleck einzeln mit Benzin weggeputzt wird) und mit Holz und Segeltuch doppelt und dreifach gedeckt wegen der Tropen-Sonne, die später kommen soll. Für alle nur irgend erdenklichen Bedürfnisse der Passagiere ist vorgesorgt. Das Schiff hat seine Bäckerei, seine Conditorei, seine Schlächterei, seine Waschküche, in der Chinesen ihres Amtes walten, seine Apotheke, seine Druckerei, seine Barbierstube, mehrere Bade-Kabinen für warme und kalte Bäder, und so weiter. Selbst die Kinder haben ihren eigenen Salon, wo sie schreien können, soviel sie wollen (diejenigen, die wir an Bord haben, wollen sehr viel). Auf jedem Verdeck, dem ersten, wie dem zweiten, ist zudem noch eine Schaukel für jene Kinder, denen die große Schaukel, das Schiff, nicht genügen sollte. Für die Passagiere des zweiten Verdecks ist verhältnißmäßig ebensogut gesorgt, wie für die des ersten; die Räume sind nur etwas weniger luxuriös ausgestattet; und selbst die armen Teufel auf dem dritten Verdeck sind gesund und sauber untergebracht. Darin liegt der Hauptunterschied zwischen den deutschen und den französischen Schiffen. Auf diesen letzteren geschieht Alles für die Passagiere der ersten Kajüte und sehr wenig für die Passagiere der unteren Klassen. Wehe dem, der kein Geld hat! Nach diesem Grundsatz wird in Frankreich der Staat regiert und die Gesellschaft geordnet. Es ist kein Wunder, daß er auch bei der Einrichtung der französischen Schiffe vorwaltet. In Deutschland herrscht wenigstens etwas mehr demokratischer Geist, als

drüben in der Republik, und man denkt doch auch manchmal an die, die im Zwischendeck mitfahren.

Gegessen wird den ganzen Tag. Das fängt Morgens ganz früh an und hört Abends ganz spät auf. Es gibt drei große warme Mahlzeiten am Tage: Morgens, wo man bereits zum Kaffee seine zwei oder drei Fleischgerichte ißt, Mittags und Abends. In den Zwischenzeiten wird mehrmals Kaffee oder Thee servirt. Da es aber trotzdem noch immer einige kleine Intervalle gibt, wo man vielleicht in die Gefahr kommen könnte, nicht zu essen, so werden zur Ausfüllung dieser Pausen belegte Butterbrode herumgetragen. Noch Nachts, wenn die Herren im Rauchzimmer sitzen und die Biergläser und Whisky-Flaschen auf den Tischen stehen, werden Sandwiches gereicht. Erst mit dem Augenblick, da man sich ins Bett legt, hört aus Gründen der Naturnothwendigkeit das Essen auf. Aber es ist eigentlich wunderbar genug, daß nicht auch, während man schläft, einer von den leichtfüßigen Stewarts in die Kabine tritt und Einem mit diskreter Bewegung alle Stunden etwas Wohlschmeckendes in den Mund steckt, damit man nicht aus der tagüber angenommenen Gewohnheit komme. Die Zubereitung des Essens hält sich auf der Höhe der höchsten Ansprüche.

„Geben Sie Acht,“ sagt mir mein Tischnachbar, ein Großkaufmann aus Penang, der ein erfahrener Meer-Mann ist und es daher übernommen hat, meinen jungen Marine-Enthusiasmus ein wenig zu dämpfen. „Geben Sie Acht,“ sagt er, „in einer Woche werden alle die Leute hier über das Essen schimpfen.“

„Warum?“

„Weil sie nichts Anderes zu thun haben.“

„Gut,“ sage ich, „aber einstweilen schmeckt es doch herrlich, und wir haben hier ein Roastbeaf, das zu den zartesten meines Lebens gehört.“

Der Herr aus Penang schneidet an seinem Roastbeaf herum und bleibt durchaus reservirt. „Warten Sie nur ab!“ meint er; „das sind noch die guten Genua-Ochsen. Aber wenn erst der Port-Said-Ochse kommen wird oder gar der Aden-Ochse, der sein ganzes Leben lang den Karren gezogen hat, — dann sollen Sie sehen!“

„Ich denke, wir haben Kälber an Bord," versuche ich einzuwenden. Hinten auf dem Zwischendeck sind in der That zwei Kälber angebunden; sie liegen auf einer Schicht Stroh und glotzen mit großen Augen in das blaue Meer. Dem Herrn aus Penang habe ich durch meine Aeußerung über die Kälber sichtlich eine Freude bereitet.

„Glauben Sie vielleicht," erwidert er, „daß wir so lange fahren werden, bis die zwei Kälber Ochsen geworden sind?"

Es entsteht Heiterkeit ringsum; sie pflanzt sich fort über den Tisch herüber und ergreift den alten Herrn, der nach Canton geht, und den königlichen Bau-Inspektor, der den Hafen in Kiautschou bauen soll. Der alte Herr, der nach Canton geht, freut sich ganz besonders. Er rückt sich die schwarze Hauskappe auf dem Kopf zurecht, benützt den Zwischenfall als Anknüpfungspunkt und beginnt, über Frankreich zu sprechen. Er spricht gut über Frankreich. Das Schwierige ist nur, daß er kein Namen-Gedächtniß hat. Er äußert allerlei Ansichten über einen Mann, von dem er seinerzeit viel in den Zeitungen gelesen hat. Wie hieß er doch nur? Durch längeres Hin- und Herfragen kommen wir schließlich darauf, daß er Gambetta hieß. Inzwischen ist das Roastbeaf zu Ende, und ich bestelle mir Eier.

„Wie kann man Eier essen!" rügt der Herr aus Penang und schüttelt den Kopf.

Ich bin erstaunt, zu hören, daß da auf einmal bestritten wird, ein Ei sei ein eßbarer Gegenstand. Die Erfahrung spricht doch dagegen.

„Schiffs-Eier sind faul," erläutert der Herr aus Penang.

Ich versuche es wieder mit einem Einwand, trotz der Erfahrungen in Betreff der Kälber. Dort, wo auf dem Verdeck die Kälber sind, ist nämlich auch ein Hühnerkäfig angebracht. Geflügeltes Volk gackert da eifrig durcheinander. Darunter ist sogar ein Hahn, der mit anerkennenswerthem Pflichteifer jeden Morgen durch sein Krähen den Aufgang der Sonne ankündigt. Manchmal, wenn der volle Mond in der Nacht gar hell über dem Meer leuchtet, glaubt er, die Sonne sei bereits aufgegangen, und kräht den Mond an. Dieser Irrthum ist begreiflich. Ich bin aber sicher, daß er einmal auch die Schiffslaterne am großen Mast für

die Sonne gehalten hat, und diese Verwechselung deutet entschieden auf Altersschwäche. Hoffentlich bekommen wir ihn also nicht zu essen. Was hingegen die Hühner anbelangt, so hindert sie nichts in der Welt, täglich frische Eier zu legen, und ich gebe dies dem Herrn aus Penang, meinem Tischnachbar, zu bedenken, der behauptet, daß die Schiffs-Eier faul sind. Der Herr aus Penang will auch diesen Einwand nicht gelten lassen. Er ist durchaus Skeptiker und sieht nicht ein, welchen Grund die Hühner hätten, auf dem Schiffe, für dessen Passagiere sie eines Tages geschlachtet werden sollen, auch noch frische Eier zu legen. „So dumm werden sie doch nicht sein!“ erklärt er.

Auf meiner Tischseite sitzen außer dem Herrn aus Penang noch die anderen indischen Kaufleute, das heißt, die deutschen Kaufleute, die ihre Geschäftshäuser in Indien haben. Es sind insgesammt liebenswürdige Herren, von jener gedämpften, gleichmäßigen und etwas kühlen Liebenswürdigkeit, die aus England stammt. Man spricht zwanglos mit ihnen, ohne intim zu werden. Sie machen den Eindruck von klugen und offenbar tüchtigen Männern. Man braucht sie nur von ihrem Leben und ihren Unternehmungen erzählen zu hören, um zu begreifen, daß sie tüchtig sein müssen.

„Nur Der,“ sagen sie, „der wirklich etwas leistet, dringt draußen durch. Die Mittelmäßigkeit, die in Europa immer noch so mitgeschleppt wird, bleibt liegen.“

Es ist lehrreich und anregend, mit ihnen über die fernen Länder zu sprechen, wo sie wohnen und ihre Geschäfte führen. Man lernt die Dinge anders kennen, als aus den Büchern; sie erscheinen in diesen Gesprächen einfacher, farbloser, greifbarer, frei von jener größten aller Lügen, der literarischen Form, aber darum nur um so wirklicher. Allerdings, mit Theorien darf man den Herren nicht kommen, und auf allgemeine Ideen lassen sie sich nicht ein. Das sind Worte, und sie haben für Worte jene Nichtachtung der praktischen Leute, die täglich erfahren, daß das Leben doch ganz anders ist, als Alles, was man darüber sagen kann. Da sie seit langen Jahren gewohnt sind, sich auf die eigene Anschauung zu verlassen, haben sie einen klaren und freien Blick und ein selbständiges Urtheil bekommen. Manchmal nur sind sie vielleicht

etwas zu einseitig-praktisch in ihren Ansichten. Ich muß wieder den Herrn aus Penang citiren. Wir sprechen über Reisen, und ich erwähne Italien.

„Das ist ein Land, wo man nicht hinreist!" sagt er.

Ich mache ein verblüfftes Gesicht.

„Nun ja," setzt er hinzu, „da sind doch zu wenig Leute, denen man Kredit geben kann."

Einer von den Herren fährt nach Singapore, um seinen Associé abzulösen. Ein Anderer ist aus Singapore nach Europa gekommen, hat sich zwischen zwei Dampfschiffen rasch verlobt und verheirathet und führt nun seine junge Frau nach Singapore zurück. Die kleine Frau ist eine Rheinländerin; sie hat ein sanftes und stilles Wesen und wird von all' den indischen Herren als durchaus lady-like befunden.

Wir haben außerdem einen deutschen Pflanzer aus Sumatra an unserm Tische, einen stattlichen Mann, mit blitzenden Brillant-Ringen an allen Fingern und einer Cravatten-Nadel, die weit über das Meer leuchtet, überhaupt ganz so wie man die Pflanzer auf dem Theater darstellt (nur der breite Hut fehlt), anscheinend etwas brüsk und hochfahrend im Ton, aber, wenn man näherkommt, recht gemüthlich. Neben ihm sitzt ein hochgewachsener ehemaliger Lieutenant, der an Geister glaubt. Es handelt sich insbesondere um eine schwarze Gestalt, die einem seiner Freunde Nachts, als er nach Hause gehen wollte, an der Ecke der Leipziger- und der Friedrich-straße begegnet ist. Dieser Herr von der Ecke hatte deshalb vorgezogen, nicht nach Hause zu gehen, sondern im Hotel zu schlafen, und am nächsten Morgen erfuhr er, daß die Decke des Schlafzimmers in seiner Wohnung eingestürzt sei.

„Eine gute Ausrede, um Nachts nicht nach Hause zu kommen," sagt der Herr aus Penang, der nun einmal an nichts glauben will.

Der ehemalige Lieutenant ist bei alledem recht melancholisch. Man findet ihn gelegentlich in einer Ecke des Salons, wo er seufzt und versichert, im Jenseits sei es zweifellos weitaus besser. Von dieser düsteren Seelenstimmung befreit und ganz mit dem Diesseits ausgesöhnt scheint er nur an den Abenden, wo er betrunken ist.

An unserem Tische präsidirt der Kapitain, Herr Heintze, der, wie alle Lloyd-Kapitaine, ruhig und sicher sein Schiff führt, den Passagieren aber ein milder Herrscher ist. So oft er nur irgend

kann, steigt er von seiner Kommandobrücke herunter und macht die Runde bei den Fahrgästen. Jeden kennt er beim Namen, mit Jedem ist er gut Freund, mit den Damen natürlich ganz besonders. Er weiß tröstend über die Seekrankheit zu sprechen, ist unermüdlich zu allen Auskünften bereit und unerschöpflich im Anekdotenerzählen. An allen möglichen Orten der Welt hat er irgend einen Mann gekannt, dem irgend etwas Drolliges passirt ist:

„In Baltimore, sehen Sie, wurde mir mein Schiffsarzt krank, und da ich einen Arzt an Bord haben mußte, ging ich zu einem jungen deutschen Mediziner, der sich gerade in der Stadt etablirt hatte, nnd fragte ihn, ob er die Fahrt mitmachen wolle? Der Doktor war gleich bereit. „Aber was werden Ihre Patienten sagen?" meinte ich. „Ich habe nur eine alte Frau," sagte der Doktor, „die stirbt noch heute Nacht, und das kann sie auch ohne mich besorgen." So fuhr er mit, und unterwegs sagte er uns immer, wenn er einmal reich sei, so werde er sich einen eigenen Friedhof anlegen für die Leute aus seiner Praxis."

Wenn der Kapitän so etwas erzählt, dann strahlt sein freundliches Gesicht, das tiefroth gefärbt ist von Wind und Wetter, und seine blaß-blauen Augen leuchten. Er drückt so recht den Charakter des guten Schiffes aus, das uns führt, das ein Stück lieber deutscher Heimath bleibt, während es durch die blauen Meere zieht.

Damen fahren nicht viel mit. Ich denke also, wir bringen unsere Herzen noch heil hinüber. Allerdings ist eine kleine Französin da, die nicht nngefährlich scheint. Sie geht nach Peking (zu welchem Zweck, hat selbst der Kapitän noch nicht herausbringen können) und spricht unglaublich viele Sprachen. Neulich hat sie uns sogar das chinesische Zeichen für Eifersucht aufgemalt. Es ist ein Dach, darunter ein Strich, und rechts und links je ein Punkt. Der Strich ist ein Mann, der mit zwei Frauen unter einem Dache wohnt.

Dann ist noch „Tante Gretchen" zu nennen. Ich weiß nicht, wer das ist, aber die Kinder nennen sie so, und die liebenswürdige junge Dame scheint irgendwie zur Familie des königlichen Bau-Inspektors No. 2 zu gehören, der in Diensten der japanischen Regierung nach Yokohama geht. Vormittags spaziert sie mit

etwas zu einseitig-praktisch in ihren Ansichten. Ich muß wieder den Herrn aus Penang citiren. Wir sprechen über Reisen, und ich erwähne Italien.

„Das ist ein Land, wo man nicht hinreist!" sagt er.

Ich mache ein verblüfftes Gesicht.

„Nun ja," setzt er hinzu, „da sind doch zu wenig Leute, denen man Kredit geben kann."

Einer von den Herren fährt nach Singapore, um seinen Associé abzulösen. Ein Anderer ist aus Singapore nach Europa gekommen, hat sich zwischen zwei Dampfschiffen rasch verlobt und verheirathet und führt nun seine junge Frau nach Singapore zurück. Die kleine Frau ist eine Rheinländerin; sie hat ein sanftes und stilles Wesen und wird von all' den indischen Herren als durchaus lady-like befunden.

Wir haben außerdem einen deutschen Pflanzer aus Sumatra an unserm Tische, einen stattlichen Mann, mit blitzenden Brillant-Ringen an allen Fingern und einer Cravatten-Nadel, die weit über das Meer leuchtet, überhaupt ganz so wie man die Pflanzer auf dem Theater darstellt (nur der breite Hut fehlt), anscheinend etwas brüsk und hochfahrend im Ton, aber, wenn man näherkommt, recht gemüthlich. Neben ihm sitzt ein hochgewachsener ehemaliger Lieutenant, der an Geister glaubt. Es handelt sich insbesondere um eine schwarze Gestalt, die einem seiner Freunde Nachts, als er nach Hause gehen wollte, an der Ecke der Leipziger- und der Friedrichstraße begegnet ist. Dieser Herr von der Ecke hatte deshalb vorgezogen, nicht nach Hause zu gehen, sondern im Hotel zu schlafen, und am nächsten Morgen erfuhr er, daß die Decke des Schlafzimmers in seiner Wohnung eingestürzt sei.

„Eine gute Ausrede, um Nachts nicht nach Hause zu kommen," sagt der Herr aus Penang, der nun einmal an nichts glauben will.

Der ehemalige Lieutenant ist bei alledem recht melancholisch. Man findet ihn gelegentlich in einer Ecke des Salons, wo er seufzt und versichert, im Jenseits sei es zweifellos weitaus besser. Von dieser düsteren Seelenstimmung befreit und ganz mit dem Diesseits ausgesöhnt scheint er nur an den Abenden, wo er betrunken ist.

An unserem Tische präsidirt der Kapitain, Herr Heintze, der, wie alle Lloyd-Kapitaine, ruhig und sicher sein Schiff führt, den Passagieren aber ein milder Herrscher ist. So oft er nur irgend

kann, steigt er von seiner Kommandobrücke herunter und macht die Runde bei den Fahrgästen. Jeden kennt er beim Namen, mit Jedem ist er gut Freund, mit den Damen natürlich ganz besonders. Er weiß tröstend über die Seekrankheit zu sprechen, ist unermüdlich zu allen Auskünften bereit und unerschöpflich im Anekdotenerzählen. An allen möglichen Orten der Welt hat er irgend einen Mann gekannt, dem irgend etwas Drolliges passirt ist:

„In Baltimore, sehen Sie, wurde mir mein Schiffsarzt krank, und da ich einen Arzt an Bord haben mußte, ging ich zu einem jungen deutschen Mediziner, der sich gerade in der Stadt etablirt hatte, nnd fragte ihn, ob er die Fahrt mitmachen wolle? Der Doktor war gleich bereit. „Aber was werden Ihre Patienten sagen?" meinte ich. „Ich habe nur eine alte Frau," sagte der Doktor, „die stirbt noch heute Nacht, und das kann sie auch o h n e mich besorgen." So fuhr er mit, und unterwegs sagte er uns immer, wenn er einmal reich sei, so werde er sich einen eigenen Friedhof anlegen für die Leute aus seiner Praxis."

Wenn der Kapitän so etwas erzählt, dann strahlt sein freundliches Gesicht, das tiefroth gefärbt ist von Wind und Wetter, und seine blaß-blauen Augen leuchten. Er drückt so recht den Charakter des guten Schiffes aus, das uns führt, das ein Stück lieber deutscher Heimath bleibt, während es durch die blauen Meere zieht.

Damen fahren nicht viel mit. Ich denke also, wir bringen unsere Herzen noch heil hinüber. Allerdings ist eine kleine Französin da, die nicht nngefährlich scheint. Sie geht nach Peking (zu welchem Zweck, hat selbst der Kapitän noch nicht herausbringen können) und spricht unglaublich viele Sprachen. Neulich hat sie uns sogar das chinesische Zeichen für Eifersucht aufgemalt. Es ist ein Dach, darunter ein Strich, und rechts und links je ein Punkt. Der Strich ist ein Mann, der mit zwei Frauen unter einem Dache wohnt.

Dann ist noch „Tante Gretchen" zu nennen. Ich weiß nicht, wer das ist, aber die Kinder nennen sie so, und die liebenswürdige junge Dame scheint irgendwie zur Familie des königlichen Bau-Inspektors No. 2 zu gehören, der in Diensten der japanischen Regierung nach Yokohama geht. Vormittags spaziert sie mit

ihm auf dem Promenadendeck herum und überhört ihn japanische Vocabeln. Währenddessen sitzt der andere königliche Bau-Inspektor, der den Hafen in Kiautschou bauen soll, auf einer Bank und lernt chinesisch. Wir sind ein fleißiges Schiff. Heut hat sich sogar eine kleine Gesellschaft zusammengefunden, welche bei einem im zweiten Verdeck mitfahrenden Chinesen, der bei der chinesischen Gesandtschaft in Berlin in Stellung war, chinesische Conversationsstunden nehmen will.

Alle diese Bau-Inspektoren und wer sonst noch von offiziellen Persönlichkeiten mitfährt, sind freundliche und gesellige Herren, und einige von den Offizieren sind charmant. Mit uns reist nämlich das ganze Vermessungs-Detachement für Kiautschou. Es setzt sich aus zwei Generalstabs-Offizieren und zwei Marine-Offizieren zusammen, die zwanzig Matrosen von der II. Werftdivision unter ihrem Kommando haben. Die Matrosen sind auf dem Zwischendeck untergebracht. Dort ist auch die kleine Dampf-Barkasse des Detachements verstaut; außerdem führt es ein Boot mit, das mit Naphtha betrieben wird. Jeden Vormittag wird auf dem Zwischendeck Musterung gehalten. Die Matrosen treten in Reih und Glied an, und die Offiziere steigen vom Promenaden-Deck herunter. Dann werden wohl auch gelegentlich Signal-Uebungen mit rothen Fahnen gemacht. Wenn der Dienst zu Ende ist, thun sich die Matrosen zu Gruppen zusammen, lagern sich auf dem Verdeck und spielen Skat.

Auf dem Zwischendeck ist außerdem eine Truppe Sudanesen zu sehen, die in London bei Barnum waren und nun über Port-Said nach Afrika zurückkehren. Es sind schöngewachsene große Menschen, in lange blaue Gewänder gekleidet. Sie kauern am liebsten auf dem Dach des Hühnerkäfigs. Manchmal holen sie auch ihre Trommeln heraus und führen einen Tanz auf. Die Trommel-Musik hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Teppichklopfen. Sie trippeln dazu mit kleinen Schritten auf dem Deck herum, machen zuckende Bewegungen mit dem Oberkörper und sind sehr vergnügt dabei. Auch einen Zwerg haben sie mit, einen kohlschwarzen Zwerg mit einem langen grauen Barte. Der kleine Mann ist ein besonders eifriger Tänzer, und er ahmt dabei die Bauchtanz-Bewegungen der orientalischen Tänzerinnen nach, zur großen Erheiterung seiner Gefährten.

Ganz hinten in der Waschküche sind die Chinesen, bei der Arbeit. Sie waschen weiß und sauber, und es ist nur unerklärlich, daß sie selbst dabei unter allen Passagieren des Schiffes die schmutzigsten sind. Hinten an der Waschküche bereiten sie sich gelegentlich auch selbst einmal ein Leibgericht zu auf chinesische Art. Das gibt dann einen Geruch von ranzigem Oel und sonst allerlei verdächtigen Dingen über das ganze Schiff, und der Kapitän behauptet, die Chinesen seien im Begriff, einen fetten Mops zu braten, den sie sich in Neapel angeschafft hätten. Auch im Maschinenraum, sowie überhaupt für alle groben Arbeiten werden Chinesen verwendet. Selbst in der Küche helfen sie mit, und hier scheinen sie sogar deutsch zu verstehen. „Schweinehund!“ sagt der Oberkoch zu einem Chinesen, der die Sauce ausgeschüttet hat. Das setzt bei dem Angeredeten immerhin schon gründliche deutsche Sprachkenntnisse voraus.

Dies ist übrigens das einzige Schimpfwort, das ich bisher auf dem Schiffe gehört habe. Sonst geht es vollständig lautlos zu, soweit wenigstens das Schiffspersonal in Betracht kommt. Nicht ein Kommandowort ist zu hören. Das Schiff scheint von selbst zu gehen, von selbst seinen Weg zu finden. Sogar die Maschine arbeitet leise. Die Kellner und Stewarts, welche die Passagiere bedienen, haben jenes unhörbare Auftreten, wie man es bei den Dienern in einem aristokratischen Haushalt findet. Sie sind musterhaft geschult, voll Freundlichkeit und Dienstwilligkeit. Ihr Haupt ist der Ober-Stewart, und das ist die Vorsehung der Reisenden. Man kann Alles von ihm haben. Er sorgt dafür, daß man bei Tische gut zu essen bekommt. Wenn man einige Gänge hat vorübergehen lassen, so fragt er bekümmert, ob man denn keinen Appetit habe. Wenn man seekrank in der Cabine liegt, so klopft er an die Thür und kommt, Einem Muth zuzusprechen. Er übernimmt alle Besorgungen, bringt die Briefe fort, gleichgiltig ob die Post geschlossen ist oder nicht, und wenn man ans Land geht, so steckt er Einem die Taschen mit Geld voll in der jeweils geltenden Landesmünze. Auf's Meer hat er leider keinen direkten Einfluß; aber doch muß ich konstatiren, daß ich ihn vor zwei Tagen um ruhige See gebeten habe und daß seit zwei Tagen in der That das Meer glatt genug gewesen ist, um mir das Niederschreiben

dieſer Zeilen zu erlauben. Die Vorzüglichkeit der Bedienung iſt unter allen guten Eigenſchaften der deutſchen Schiffe wohl die beſte, und dadurch zeichnen ſie ſich beſonders vor den engliſchen Schiffen aus, wo man überhaupt nur zu beſtimmten Stunden bedient wird und dann auch oft mit einer Zuvorkommenheit, die zu wünſchen übrig läßt. . . .

So fahren wir durchs Meer nach Süden, immer nach Süden.

Eines Mittags ſitzen wir bei Tiſch. Da klingt Mandolinen-Geklimper und wir ſind in Neapel.

Und Abends, ehe wir auslaufen ſollen, klimpert es wieder von allen Seiten. Da und dort ſind Boote mit Muſikern und Sängern. Eines lehnt ſich an die Schiffswand, und eine Geige beginnt zu klingen, voll und ſüß, eine neapolitaniſche Geige. Drüben qualmt der Veſuv in die Nacht hinein. Die Lava, die von ſeinem Gipfel herabfließt, gibt hellen Schein. Es iſt, als ob man da oben uns zu Ehren eine feſtliche Berg-Beleuchtung veranſtaltete. Neapel liegt vor uns, im Licht ſeiner zahlloſen Laternen und elektriſchen Bogenlampen, eine weiße, ganz weiße Stadt. Unten im Boot beginnen ſie zu ſingen: „Carmela“ und „Addio mia dolce Napoli“ und ſogar einen Verſuch von „Heil Dir im Siegerkranz“. Man reicht ihnen Münzen herunter, ein wahrer Metallregen klappert in das Boot. Ein Mann zündet ein Streichholz an und ſucht die Geldſtücke auf dem Boden des Kahnes zuſammen. Ein anderer hält einen umgekehrten Regenſchirm hin, um die übrigen aufzufangen, die noch kommen ſollten. Dann ſetzt wieder die Geige ein. Es iſt unmöglich, ihr zu widerſtehen, und während ſie ſingt und klagt, kommt die Wehmuth über Aller Herzen. Man ſpürt es auf einmal, daß es doch unendlich traurig iſt, ſo weit, ſo weit von der Heimath fortzugehen. Eine junge Frau, die einen friſchen Roſenſtrauß in der Hand hält, birgt ihr Geſicht darin; und Jemand ſagt mit bewegter Stimme: „Das iſt der Abſchied von Europa!“

II. Oſter-Morgen in Port-Said. Der Suez-Canal.

— 14. April. Auf der Höhe von Aden im Rothen Meer.

Wenn man dieſer Tage im Schiffsgange an der Bäckerei vorbeiging, ſo roch es auffällig nach irgendetwas Beſonderm. Heut ſteht auf einmal Kuchen auf dem Kaffeetiſch, ein großer Striezel mit Roſinen. Was ſoll das bedeuten? Was ſoll es bedeuten, daß die Schiffskapelle plötzlich heut Morgen um ſechs Uhr das Bedürfniß gefühlt hat, drei Choräle zu blaſen? „Es iſt Sonntag!“ ſagt beim Kaffee Einer, der erſtaunlicherweiſe immer den Namen des Tages weiß. Man behauptet, er mache ſich Bleiſtiftſtriche in ſeinen Kalender; aber wie immer er es fertig bringt, es iſt jedenfalls keine Kleinigkeit, die Sonntage von den Montagen und die Montage von den Dienſtagen zu unterſcheiden auf dieſem Schiffe, wo die Zeit gleichmäßig und ohne Marke vorbeiſtrömt, wie das Waſſer unten am Kiel. Gut, alſo Sonntag. Damit wären die Choräle erklärt. Welche Bewandtniß aber hat es mit dem Striezel? Da kommt eine Dame zu Tiſch, ſetzt ſich nieder und holt aus ihrer Handtaſche zwei ſtrohumflochtene Eier heraus. „Für die Kinder,“ bemerkt ſie lächelnd. Es geht wie eine Erleuchtung um den Tiſch, und wir begreifen, daß der Striezel mit den großen Roſinen darin Oſtern bedeutet.

In der Ferne erſcheint etwas, was einer Baumreihe gleicht. Das ſind vielleicht ſchon die erſten Palmen. In der Mitte ragt etwas Hohes und Schmales auf. Wahrſcheinlich ein Fabrik-Schorn-

stein. Man kommt näher, und das Hohe und Schmale ist allem Anschein nach ein Minaret. Man kommt noch näher, und schließlich ist es ein Leuchtthurm, und das, was wie die ersten Palmen ausgesehen hat, sind die Häuser am Hafen von Port-Said. Das Dampfschiff hält. Die weiße Lloyd-Flagge ist aufgezogen; ein Tau mit Signal-Flaggen hängt über der Kommandobrücke. Eine Barkasse kommt heran, bringt den Lootsen mit und pustet und schnaubt, als wäre das wer weiß was für eine Leistung, den Hafen zu durchkreuzen. Uns darf man mit so etwas nicht kommen; wir zählen die Seemeilen überhaupt nur nach Hunderten. Die „Preußen" setzt sich wieder in Bewegung und gleitet ganz langsam dem Lande zu. Im Hafen liegen mehrere große Seeschiffe, die alle Kohlen einnehmen. Wir kommen an einem holländischen Transportdampfer vorüber, dessen Deck mit Soldaten in braunen Uniformen gefüllt ist. Ein englisches Transportschiff hat noch mehr Soldaten an Bord. Dicht gedrängt stehen sie an der Brüstung in gelben Kitteln; auch einige rothe Waffenröcke sind darunter. Ueberall sieht man die Kohlenboote. Es sind große viereckige Mulden; die Arbeiter sitzen rings auf dem erhöhten Bootrand zu Fünfzig und Hundert, in grauen Kitteln, mit Kohlenstaub bedeckt, der in großen Patzen auch auf ihren braunen Gesichtern haftet, und das Ganze gleicht einer Schiffsladung schwarzer Teufel. Wie die Teufel fallen sie auch über unsern Steamer her, sobald ihr Kahn an dessen Seite festliegt. Mit wildem Geschrei packen sie allerlei Taue an, die an der Schiffsseite herunterhängen. Einer klettert gar an einem Seil die Schiffswand entlang bis zum Promenadendeck empor und zeigt dort plötzlich über dem Geländer sein grinsendes Gesicht. Unter fortwährendem Geschrei beginnen sie die Arbeit, die sie dann mit eintönigem Gesang begleiten. Sie füllen die Kohle in kleine gelbe Handkörbe, tragen sie zu den Luken empor und schütten sie hinein. So ein Handkorb faßt oft nur zwei oder drei große Kohlenstücke; und doch wird mit einem solchen Eifer gearbeitet, daß in wenigen Stunden der ganze Kahn geleert ist, viel rascher, als dies mittelst irgend einer Maschine möglich gewesen wäre. Es ist, als wollten sie alle eine Kraftprobe liefern, als könnte es auch beim Kohlen-Verladen einen persönlichen Ehrgeiz geben, oder als wären diese armen schwarz-braunen Burschen

stolz darauf, daß man ihnen auf einige Stunden so einen schönen weißen Dampfer überläßt, dem sie nun einmal zeigen wollen, was sie können. Jedenfalls sind sie mit wahrer Lust bei ihrem armseligen Geschäft, und Port-Said gilt als derjenige Hafen der Welt, wo am Raschesten „gekohlt" wird.

Die Häuser von Port-Said, die am Hafen stehen, machen keinen recht soliden Eindruck. Sie sind aus Holz oder Fachwerk gebaut, mit einer dünnen Schicht rother Ziegeln darüber als Dach; die Wände sind in allerlei Farben angestrichen, und um jedes Stockwerk laufen offene Gallerien. Das Ganze sieht ungemein provisorisch aus, wie Jahrmarktsbuden, wie eine Stadt, die noch nicht genau weiß, ob sie dort bleiben soll, wo sie steht; eines Tages wird man an einem anderen Kanal bessere Geschäfte machen, als am Suez-Kanal, und dann könnte vielleicht Port-Said den Einfall haben, seine Häuserbuden am Eingang dieses anderen Kanals aufzustellen. Das einzige wirklich bedeutende Bauwerk ist das Amtslokal der Suez-Kanal-Verwaltung. Es ist ein Palais im mauriſchen Stil, aus grauem Stein mit grünen Kuppeln, was eine gefällige und distinguirte Farben-Wirkung ergibt. In der mittleren Kuppel ist das schlangenartig gewundene S, das Abzeichen des Suez-Kanals, eingemalt.

Ein elegantes weißes Boot, über dem die weiße Lloyd-Fahne flattert, rudert heran: der Lloyd-Agent kommt an Bord. Andere Boote mit arabischen Bootsführern umdrängen das Schiff unter vielem Lärm. In einem derselben steht aufrecht ein arabischer Schutzmann, in blauem Waffenrock mit rothem Fez. Als Zeichen seiner Würde trägt er einen Rohrstock. Er macht mehr Lärm als alle Anderen zusammen und übt seine Amtsgewalt nach allen Seiten aus, indem er mit dem Stock in gefahrdrohender Weise durch die Luft fuchtelt. Aber er hält auf Ordnung. Während sich in früheren Jahren die Bootsführer um die Passagiere zu prügeln pflegten, wobei die Passagiere gelegentlich auch etwas abbekamen, warten sie jetzt ruhig ab, bis diese zu ihnen in die Boote steigen. Ja sogar die Fahrtaxe ist in jedem Boote angeschrieben: es kostet 30 Centimes bis zum Quai hinüber. Aber erst muß noch die Post besorgt werden. Die „Post" ist ein junger Mann mit kaffeebraunem Gesicht, im gelben Kittel, mit einem Messingschild

auf der Brust und natürlich mit einem Fez. Er lädt sich die Postsäcke auf die Schulter und trägt sie in sein Boot; dann kommt noch ein Doktor, der sich überzeugt, daß wir für die Bevölkerung von Port-Said in keiner Weise gesundheitsgefährlich sind. Und dann dürfen wir ans Land.

Am Quai stehen die Eseltreiber. Da wir von einem deutschen Schiffe kommen, so haben die Esel deutsche Namen. Einer hat sogar deren drei und heißt „Meyer, Müller, Schultze". Aber wir gehen vorüber, und „Meyer, Müller, Schultze" bewegt seine langen Ohren mit einer Geberde der Enttäuschung.

Wir wenden uns der Stadt zu, umschwärmt von den kleinen braunen Betteljungen, die man auf keine Weise loswerden kann. Wenn man sie anschreit, so lachen sie. Wenn man den Stock hebt, so laufen sie um die Ecke und sind im nächsten Moment wieder da. Am ehesten wird man sie noch los, wenn man auf Französisch flucht: „Voulez-vous bien nous fiche la paix, tas de cochons!" Warum gerade das wirkt, weiß ich nicht; die Sache hängt jedenfalls in irgendeiner Weise damit zusammen, daß der Suez-Kanal von einem Franzosen erbaut worden ist. Auch die Straßenverkäufer heften sich an wie die Kletten. Sie bieten alle nur erdenklichen Dinge feil: Orangen, Cigaretten in Blechkisten, die wie Konserven-Büchsen aussehen, Briefmarken, Armbänder aus Filigran, Vogelbauer mit kleinen grünen Papageien, und namentlich gewisse Photographien (nicht von Port-Said). Gezahlt wird in jeder beliebigen Landesmünze. Am glattesten geht französisches Geld durch; auch die deutschen Markstücke finden Anklang; die italienischen Lirescheine aber werden mit Mißtrauen aufgenommen. Die Händler selbst setzen die Preise zuerst in Shillings an, besonders wenn sie vermuthen können, daß die Käufer keine Shillings bei sich haben und daß demgemäß Umrechnungen nöthig sein werden, bei denen sich vielleicht profitiren läßt. Auch kosten mancherlei Dinge „ein Groschen". Das bedeutet aber nicht etwa, daß sie wirklich einen Groschen kosten. Das soll nur eine Einladung zum Kauf für den deutschen Käufer bilden; der Preis heißt ein „Groschen", wie der Esel für die Gelegenheit „Meyer, Müller, Schultze" getauft wird; und wenn man auf solch' ein Kaufanerbieten von „ein Groschen" eingegangen ist, so erfährt man dann beispielsweise, daß der

Gegenstand um zehn Francs zu haben ist, worauf man einen Franc bietet, um den Kauf am Ende für zwei Francs abzuschließen.

In sämmtlichen Kirchen von Port-Said wird Osterandacht gehalten; und Kirchen gibt es fast in jeder Straße. In allen Sprachen, nach allen Kulten wird die Auferstehung gefeiert. Auch die Kirchen haben etwas von dem Eilig-Hergestellten der ganzen Stadt. Es sind nicht jene ehrwürdigen Häuser, wo Gott in Ruhe und Frieden wohnt. Hier hat man rasch etwas aufgebaut, aus Holz oder Stein, und Oelfarbe darüber getüncht, damit Der Herr nur einstweilen sein Unterkommen finde. Er ist ebenso provisorisch untergebracht wie die Menschen; in den Kirchen ist Alles neu, Alles frisch gestrichen, es riecht nach Oelfarbe, und das Ganze sieht nach „neuer Wohnung" aus. Der Zimmer-Maler hat die Räume erst seit zu kurzer Zeit verlassen, und die Andacht ist noch nicht recht eingezogen. Ganze Generationen werden über diese weißen Wände erst hinbeten müssen, damit etwas Weihe von ihnen ausgehe.

In einer der Straßen zunächst dem Hafen erhebt sich die katholische Kirche. Sie ist gedrängt voll, die Leute stehen bis auf die Straße hinaus. Eine Orgel mit dünner Harmoniumstimme begleitet den Gesang der Gemeinde, der laut, aber nicht sehr klangvoll zur hohen weißgetünchten Wölbung aufsteigt. Auf dem Pflaster vor der Kirche in der Sonnengluth stehen irische Soldaten von einem englischen Schiff. Sie tragen die weiße Tropen-Uniform. Das Weiß hat sonntäglichen Glanz, und tadellos ist die eingebügelte Falte in den Beinkleidern der Offiziere.

Die griechische Kirche ist nur eine große Holzbaracke, eine Art Betschuppen. Es ist unmöglich hineinzukommen. Ein Theil der Gemeinde muß im Hofe verweilen, so voll ist es im Innern. Aber man sucht die Leute draußen doch wenigstens so weit als möglich zur Andachtsübung heranzuziehen. Ein Herr geht auch dort mit einer vergoldeten Schale herum und sammelt ab. Ein paar Straßen weiter, und man stößt auf die armenische Kirche. Der Gottesdienst beginnt eben, und es ist großer armenischer Kirchgang. Sie kommen einher, im Sonntagstaat europäischer Kleinbürger: die Männer in dunklen Schlußröcken, immer natürlich mit dem unvermeidlichen Fez, behäbig und gespreizt im Gange; die

Frauen aufgedonnert bis zur Unwahrscheinlichkeit, in ziegelrothen oder wiesengrünen Kleidern aus falscher Seide, schwarze Spitzentücher auf dem dunklen Haar. Am Kirchenthor werden getrocknete Palmblätter ausgetheilt.

Die vornehmste von allen Kirchen ist die englische. Sie ist klein, aber recht anmuthig im arabischen Styl gebaut, mit Kuppeln und Wölbungen. Im Innern herrscht Schatten und Halbdunkel. Bunte Glasfenster halten die Sonne ab, deren Licht draußen weiß und blendend niederfällt. Junge Engländer, im glänzenden Cylinder und schwarzen Salonrock, gehen dem Thore dieser Kirche zu, an der Seite von englischen Damen in eleganten Sommer-Toiletten.

Alle diese verschiedenen Kirchen und Gottesdienste bestehen friedlich nebeneinander. Aber es muthet Einen gar seltsam an, wenn man durch diese kleine Wüstenstadt geht, wo es in jeder Straße eine andere Religion gibt und wo in jedem Stadtviertel die Bewohner am Feste der Erlösung den Anspruch darauf erheben, daß sie in anderer Weise erlöst werden, als die Bewohner des nächsten Viertels.

Und wenn man nun aus allen diesen Gotteshäusern die festliche Kunde mitgenommen hat, daß heut Ostern ist, so kommt man endlich in die Araber-Stadt, wo still und verlassen die Moschee steht und nichts von Ostern weiß. Man steigt zwei Steinstufen hinauf. Ein niedliches arabisches Fräulein schiebt Einem zwei große Strohpantoffeln hin, und mit diesen viel zu weiten Ueberschuhen rutscht man mühsam über die Matten, die drinnen den Stein-Fußboden bedecken. Das Innere ist kahl, die Wände sind weiß. Viele Lämpchen in dreieckiger Form, deren kleine Scheiben in Blei gefaßt sind, hängen von der Decke herab. In keinem brennt ein Licht. Der helle Tag dringt durch das weitgeöffnete Thor ein. Nur im Hintergrund liegt Dämmerung. Dort zieht sich etwas wie eine Kanzel an der Mauer hinauf. Tiefes Schweigen herrscht. In der Mitte geht langsamen Schrittes ein Derwisch auf und nieder, das Haupt mit allerlei Tüchern umwunden. Zur Rechten kniet ein Araber vor einer kahlen Wand, nach Mekka gewendet. Das kleine Fräulein gleitet unhörbar durch den Raum auf ihren nackten braunen Füßchen. Ich suche Schritt zu halten;

und wenn ich dabei manchmal einen Strohpantoffel verliere, so lacht sie, kauert nieder und schiebt ihn mir wieder an den Fuß. Sie ist sehr liebreizend, wenn sie das thut, und mir scheint, ich verlor den Pantoffel öfter, als just nöthig war. In einem Nebenraum zeigt sie mir einen schweren Holzsäbel und einen Koran in arabischer Sprache. Das liegt Alles im Winkel auf der Erde. In einem anderen Winkel stehen zwei Kisten mit Kehricht. Dann gehen wir wieder zurück durch die Moschee an dem leise murmelnden Derwisch vorbei, der sich um uns nicht kümmert, — sie leicht und tänzelnd, ich schwerfällig und befangen. Am Thore zieht sie mir wieder die Strohpantoffeln von den Füßen. Ich grüße sie durch einen Händedruck mit etwas Metallischem darin. Sie sieht erst sorgfältig nach, was ich ihr gegeben habe, wendet die Münze um und um und zieht auch eine alte, etwas schmutzige Dame zu Rathe, die auf den Steinstufen des Eingangs hockt. Das Geldstück besteht diese strenge Prüfung; und nun erst bekomme ich ein Lächeln zum Abschied, ein Lächeln, das die zarte braune Wange freundlich erhellt und blitzende weiße Zähne aufdeckt. Die alte Dame auf den Steinstufen lächelt mit. Das ist jedoch weniger holdselig.

Im Allgemeinen sind mir die Araber, wie ich sie wenigstens während kurzer Stunden in Port-Said kennen lernen konnte, als ganz prächtige Leute erschienen. Was an ihnen besonders anzieht, ist die Sanftheit in ihrem Sprechen und in ihrem ganzen Wesen — eine Sanftheit, wie man sie bei Menschen und Völkern findet, die viel gelitten haben oder die an stummen Gehorsam gegen strenge Herren gewöhnt sind. Auch sind sie freundlich und zuthunlich. Vor Allem aber sind es schöne Menschen, hoch gewachsen, aufrecht und stolz und malerisch in ihren orientalischen Gewändern, so zerlumpt diese unter Umständen auch sein mögen. Es gibt Port-Said-Reisende, die sich darüber beklagen, daß die Araber so betrügerisch seien. Nun wird man fast überall in der Welt betrogen, wo man durchreist, nicht nur in Port-Said; und was die Araber anlangt, so braucht man sich eben einfach nicht von ihnen betrügen zu lassen. Das nehmen sie gar nicht übel; und ebenso wie sie es natürlich finden, zu betrügen, so finden sie es natürlich, daß man nicht betrogen werden will. Sie begreifen dies in sehr guter Manier, und die angenehmen Beziehungen bleiben dadurch ungestört.

Nach den primitiven Holz-Häusern in der Europäer-Stadt, ist man nicht überrascht, armselige Holz-Baracken im Araber-Viertel zu finden. Nur fallen sie dort nicht so auf. Diese armen Leute sind an bessere Behausungen offenbar nicht gewöhnt. Auch haben sie sich da ganz wohnlich eingerichtet. Häuser und Bewohner sind oft in gleichem Maße schmutzig, was das sicherste Zeichen naher Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Vertrautheit ist. In den Gassen, die vielfach eng, mehrfach aber auch breiter sind, als man erwartet, herrscht reges Treiben. Das Leben hat im Innern der Häuser keinen Platz und quillt auf die Straße über. In den Bäckereien backen sie Brod bis auf das Trottoir hinaus; der Schuster flickt den Stiefel und zieht den Faden bis zum Hause gegenüber. In jedem Hause ist ein Laden oder eine Werkstatt. Aber beinahe nirgends gibt es eine Ladenthür. Die Wand nach der Straße zu fehlt zunächst ganz, wie bei den Verkaufsstellen in Pompeji. Der Laden ist eben ein Stück Straße und darum wird auch umgekehrt die Straße ein Stück Laden. Manchmal wird die Grenze des Ladens durch eine bankartige Erhöhung bezeichnet, auf der der Prinzipal mit untergeschlagenen Beinen kauert und Rechnung führt, mit dem Kontobuch auf den Knien. Die Bazare enthalten nichts Arabisches, sondern größtentheils europäische Schundwaaren, möglichst Alles durcheinander, Leinwand, fertige Schuhe und Uhrketten aus jenem echten Jahrmarktsgolde, das zehn Pfennig kostet. In einer Schmiede arbeiten drei prachtvolle braune Gesellen, halbnackt bis zum Gürtel, den Turban auf dem Kopf. An einer Ecke steht ein Scheerenschleifer mit einem grünen Turban. Das muß also ein Nachkomme des Propheten sein. Beim Fleischer hängen die Fleischstücke an Schnüren von einem Balken herab. Die Käufer betasten jedes einzeln mit den Fingern und nehmen sich dasjenige, das ihnen am zartesten dünkt. Dann kommt man auch an einem Laden vorüber, aus welchem geputzte und geschminkte Weiber herauswinken. Das liegt mitten im Markttreiben und ist, wie gesagt, ein Laden gleich allen andern.

Eine Gasse ist ganz mit Schulen gefüllt. Man tritt von der Straße durch die offene Thüre herein, wie in ein Geschäftslokal. Das kleine Volk sitzt auf der Erde, dicht gedrängt. Die Jungen halten ein Papier vor die Nase, wiegen beständig mit

dem Oberkörper hin und her und plärren etwas Unverständliches durcheinander. Der Lehrer thront an der Seitenwand auf einem nur wenig erhöhten Katheder und hält einen Rohrstock von der Länge einer Fischangel, mit dem er bis zum Letzten in der äußersten Zimmerecke hinüberreichen kann, ohne aufzustehen. Er fehlt niemals seinen Mann. Der Unterricht besteht hier offenbar ausschließlich im Hauen. Die Schüler haben sich an den über ihnen waltenden Stock, dem sie nicht entgehen können, mit orientalischem Fatalismus gewöhnt, und sie lassen sich dadurch von allerlei kleinen Scherzen nicht abhalten, namentlich nicht vom Herausstrecken der Zunge, welches anmuthige Spiel unter den Schülern aller Nationen und Breitengrade gleich beliebt zu sein scheint.

In einem Hause ist Hochzeit. Von Braut und Bräutigam ist nichts zu sehen; aber das Thor des Hauses ist mit rothen Leinwandvorhängen festlich ausgeschmückt, und vor dem Thor auf der Straße kauern braune Musikanten. Es ist eine kleine schrille Flöte da und eine lange dumpfe Flöte, dazu zwei verschieden getönte Pauken. Die kleine Flöte ist Kapellmeister; sie ist die wichtigste bei der Sache, denn sie führt die Melodie. Die Weise ist hübsch, ein Reigen-Rhythmus, der getragen und nicht ohne Anmuth einherschreitet, während die Pauken mit festlichem Wirbel seinen Gang begleiten. Es klingt recht hochzeitlich, was die arabischen Musikanten da spielen.

Hinter dem Araber-Viertel beginnt unmittelbar die Wüste. Ganz fern ist das Meer. Wüstenfläche und Meeresfläche gehen unter der blendenden Sonne in Eins über. Die Grenze zwischen den beiden wird durch eine lange Reihe Kameele bezeichnet, die am Meere entlangziehen.

In die Europäer-Stadt zurück führt die schattenlose Hauptstraße, die ganz Port-Said durchzieht vom Hafen bis zur Wüste. Grauer Staub bildet das Pflaster, und erbarmungslos sengt die Sonne hernieder. Auf dieser Straße geht eine schmalspurige Tramway. Kutscher und Kondukteur sind Araber: der Kutscher ein graubärtiger alter Mann, der die seltsamsten Tücher um den Kopf gewickelt trägt; der Kondukteur ein junger Bursche. Kondukteur ist er eigentlich nur bis zum Gürtel, mit Rücksicht auf die blaue Uniformjacke, die nur bis dorthin reicht; von da beginnt ein Kleidungs-

stück, das einem Unterrock ähnelt und nichts Offizielles mehr hat; und noch weiter unten kommt die Natur ganz zu ihrem Recht, denn dieser vortreffliche Kondukteur läuft barfuß. Wie das Gefährt selbst geht, kann ich nicht sagen, da ich nicht damit gefahren bin; ich sah es nur mehrmals auf der Strecke halten, während Kutscher, Kondukteur und Passagiere mit vereinten Kräften bemüht waren, von hinten nachzuschieben.

Die Hauptstraße führt zum Hauptplatz zurück, der Lesseps-Platz genannt wird. Die Büste des Suez-Kanal-Erbauers ist darauf zu sehen. Der weiße Marmor ist fliegengeschwärzt. Auf dem Sockel kann man lesen: „A Ferdinand de Lesseps, La Ville de Port-Said". Auf der einen Seite des Platzes sind mehrere Cafés, in denen deutsches Bier geschenkt wird. In einigen ist Musik. Die Tische stehen auf der Straße, und vor den Gästen produziren sich Straßensänger und sogar Jongleurs, ganz wie auf dem Boulevard in Paris am Abend des 14. Juli. In der Mitte des Platzes unter jämmerlichen, von der Sonne verdorrten Bäumen, welche die städtischen Anlagen vorstellen sollen, erhebt sich ein Musik-Pavillon. Die Schiffskapelle des auf der Rhede liegenden englischen Schiffes gibt darin ein Promenaden-Konzert. Ganz Port-Said lustwandelt zu den ungewohnten Klängen. Dann treten die Musiker auf dem Platze zusammen, setzen sich in Marsch und begeben sich im Zapfenstreich nach dem Hafen. Die Trompeten schmettern laut in den engen Straßen, überall eilen die Bewohner der Häuser auf die offenen Gallerien heraus, und die arabischen Straßenjungen marschiren im Takte mit .....

Die „Preußen" hat sich mit Kohle versehen und fährt langsam in den Suez-Kanal ein. Die Landschaft der Ufer ist öde und trostlos. Zur Linken eine Sandwüste, die sich endlos ausdehnt, soweit der Himmel reicht: das ist Asien; zur Rechten ebenso grenzenlos ausgedehnte Lagunen mit weißglänzender Wasserfläche: das ist Afrika. Unmittelbar am Kanal sind niedrige Böschungen, aufgeschüttete Erdhügel, die auf gemauerter Unterlage zu ruhen scheinen. Zur Rechten sind die Böschungen mit kümmerlichem Buschwerk bewachsen, das vom Staube grau ist. Hier zieht sich auch die Telegraphen-Leitung am Ufer entlang. Daneben liegen die Eisenbahnschienen, und man begegnet hier und da einem Zuge, der den Kanal

herab-, oder hinauffährt. Die Eisenbahn, die sich sonst überall in die Landschaft einfügt, scheint hier gar nicht dazu zu gehören. Der Zug steht ganz frei in der Luft, von nichts eingerahmt, von nichts umschlossen; er ist der Eindringling in diese fremde Welt, und die Wüste duldet ihn, aber nimmt ihn nicht auf. Im Kanal selbst liegen rothe Bojen in regelmäßigen Entfernungen. An den Seiten stehen da und dort große Baggerboote, von allerlei hohem Eisen-Gestänge überragt. Das Schiff dringt langsam, langsam vorwärts. Es hält seinen mächtigen Dampf-Athem an und schiebt sich leise und behutsam weiter. Erst später im Timsah-See und dann noch weiter unten in den Bitter-Seen greift die Maschine wieder gewaltig aus und schnaubt und stampft, als sei sie froh darüber, daß sie sich wieder einmal ordentlich rühren darf. Der Kapitän und alle Offiziere sind auf der Kommando-Brücke, solange die schwierige Fahrt dauert, und die sonst schon so große Wachsamkeit ist hier noch ganz besonders angespannt.

Die Landschaft ist eintönig, wie gesagt, aber sie hat doch nichts gemeinsam mit irgendwelcher andern Landschaft in der Welt, und man vergißt sie nicht, wenn man sie einmal gesehen hat. Die Farben sind unvergleichlich. Der Wüstensand ist gelb mit grünlicher Tönung. Wo die Wüste in den Horizont übergeht, zeichnet sich eine Linie von kleinen, kegelförmigen Erhebungen ab, und diese Linie ist in einen zartrosa Dunst getaucht. Darüber spannt sich der Himmel, blaßblau, mit Licht erfüllt. Und das Alles hat doch seine eigene Größe, weil es so grenzenlos scheint und weil es eben so einsam, so verlassen, so todtenstill, so wild und so wüst ist.

Wir fahren an einer Ansiedelung vorüber. Von fern sieht man einige graue Erdhaufen. Dann kann man einige Oeffnungen in einzelnen dieser Haufen erkennen, die offenbar Thüren bedeuten. Aber Fenster scheint es nicht zu geben, und Dächer noch weniger. Die Wohnstätten sind regellos über den Wüstensand verstreut und stehen weit voneinander. Nirgends ist auch nur ein Fleckchen Schatten in diesem Dorfe (wenn es ein Dorf ist). Um einen Pfahl sind Pferde und Kameele gelagert mitten in der sengenden Sonne. Am Ufer ist eine Stelle mit ein wenig Grün. Ein paar Palmen und Kakteen wachsen dort. Das Alles ist sorgfältig eingezäumt und soll anscheinend einen Garten vorstellen. In den Dünen kauert

ein Mann. Er kehrt uns den Rücken zu. Das würde nichts weiter auf sich haben, wenn es eben nur der Rücken wäre, den er uns zukehrt.

Wir gleiten weiter. Am Ufer trabt jetzt manchmal ein Kameel entlang. Es greift weit aus mit seinen langen Beinen und bewegt den Hals beim Laufen von vorn nach hinten, zieht ihn ein und streckt ihn vor. Ein Fellah kommt in seinem Boot herübergerudert und legt sich an der Seite des Dampfers fest. Er hat vielerlei zu verkaufen: getrocknete Datteln, Eier, grüne Pomeranzen und sogar Strohhüte. Er holt seine Waage heraus, eine alte Sardinenbüchse dient als Gewicht, und nun kann das Geschäft beginnen.

Die Sonne neigt sich dem Untergange zu. Noch steht sie weißglühend am Himmel. Aber sie sinkt immer mehr herab, mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit. Bald wird sie gelb, dann ist sie einen Augenblick ganz golden, dann glüht sie roth, und dann geht sie unter mit einer solchen Raschheit, daß es aussieht, als fiele sie in die Dünen hinein. Ein wundervoll zarter violetter Schein bleibt am Horizont zurück.

Eilig steigt die Nacht herauf. Der Dampfer hat vorn am Bug seinen großen Scheinwerfer angezündet. Weißer Lichtnebel geht davon zur Rechten und Linken aus, und es ist, als seien dem Schiff zwei Geisterflügel gewachsen. Die Uferböschungen, auf die der weiße Schein fällt, sehen aus wie Schneehügel. Die Vision des Schnees ist eine wahre Qual in der erstickenden Hitze, die hier in diesem dumpfen Loch zwischen zwei Wüsten herrscht. Am Ufer werden Hunde wach, und aus den Dünen heraus klingt ihr Gebell dem weiterziehenden Schiffe nach.

Später kommt zur Linken der Mond heraus, nicht der sanfte blasse Freund aus den heimathlichen Nächten, oh nein, ein ganz anderer. Man sieht ihn mit Staunen aufsteigen. Feurig löst er sich von der Wüste los, als sei er glühend geworden bei ihrer heißen Berührung. Und dann ist es, als hinge er schwer am Himmel, wie eine seltsame goldgelbe Frucht.

III. Das Rothe Meer. — Aden.

24. April, im Indiſchen Ocean.

(Im Rothen Meer. — Die Hitze und die Punkah. — Allerlei Leiden. — Gefahren der Schifffahrt. — Seemannslatein. — Der Sinai. — Das Kreuz des Südens. — Der pfiffige Lieutenant von Aden. — Spazierfahrt nach Aden. — Auf der Bergſtraße. — Straßenleben. — Die Tanks des Königs Salomo. — Frieda und Kathi.)

Das Rothe Meer iſt oft dunkelblau; manchmal hat es einen grünlichen Schimmer, und Abends in der Dämmer-Viertelſtunde, die dem Untergang der Sonne folgt, nehmen die Wogen eine ſchöne ſtahlblaue Färbung an. Das Rothe Meer iſt alſo alles Andere, nur kein rothes Meer. Wer ihm das Roth angedichtet hat, der hat Unrecht gehabt. Aber wenn man ihm etwas nachſagen will, das wirklich zutrifft, ſo möge man es das Heiße Meer nennen. Von Suez bis Aden iſt ein Gluthofen. Aſien und Afrika hauchen ſich gegenſeitig mit ihrer Hitze an, und dazwiſchen fährt man durch. Wohl flattert vorn am Deck eine leichte laue Briſe, aber man kann nicht immer vorn an Deck ſtehen. Das Bischen Luftzug iſt das Zeichen dafür, daß es in dieſer gottverlaſſenen Gegend Frühling iſt. Es ſcheint demnach, daß es hier noch einen Hochſommer gibt und daß es dann erſt ordentlich heiß wird. Man iſt alſo eigentlich ſehr undankbar, wenn man ſich über die Höhe der Temperatur beklagt bei 35 Grad Celſius. Das iſt die kühle Jahreszeit nach Rothen-Meer-Begriffen.

Im Speiſeſaal iſt die Punkah angebracht, ein Balken, an dem ein längliches Tuch hängt. Ueber jeder der langen Speiſe-

tafeln bewegt sich so eine Punkah hin und her, von einer Reihe der Speisegäste zur andern hinüber, unmittelbar über den Köpfen, natürlich ohne diese zu berühren. Alle Punkahs sind unter einander verbunden, und die ganze Maschinerie wird von einem Chinesen in Bewegung gesetzt, der draußen vor der offenen Speisesaalthür steht und an einem Seil zieht. So zieht er während der ganzen Dauer der Mahlzeit, eine bis anderthalb Stunden lang, stets in gleichmäßiger Bewegung, nie zu langsam und nie zu rasch, ohne auch nur eine Minute auszusetzen. Ruhig wie seine Bewegungen bleibt sein Gesicht, nichts in seinen Zügen verräth die Anstrengung der schweren Arbeit oder gar einen Mißmuth darüber. Die Passagiere finden es durchaus selbstverständlich, daß sie drin beim Diner sitzen und daß der Chinese draußen ihnen die Punkah zieht, und der Chinese draußen legt sich weit nach hinten zurück, zieht die Punkah und scheint ganz derselben Ansicht zu sein.

Die Punkah setzt die Luft in Bewegung, allein sie kühlt nicht sehr. Vor Allem aber verlangt Kühlung der Gaumen, der den ganzen Tag lang durch einen brennenden Durst ausgedörrt ist. Kein Getränk vermag diesen zu vertreiben. Er verschwindet nur, solange man trinkt, folglich trinkt man immerfort. Man schüttet alle Arten eisgekühlte Flüssigkeiten hinunter, Whiskey mit Soda und Soda mit Whiskey, und der Magen, der ohnehin schon durch die Seekrankheit stark mitgenommen ist, geräth bald völlig außer Rand und Band. Nun würde sich die Hitze selbst in Begleitung von Magen-Verstimmung noch ertragen lassen. Was man jedoch so schwer erträgt, das ist die Gleichmäßigkeit der Temperatur. Es gibt niemals eine Abkühlung, und Tag und Nacht sind gleich warm. Das geht das ganze Rothe Meer entlang; und im Indischen Ocean leuchtet zwar Abends das Meer, durch die Schraube des Dampfers aufgeschaufelt, von vielen glühenden Punkten, und am Himmel ist ein fortwährender Sternschnuppenfall (die Sterne scheinen da sehr lose am Firmament zu hängen), aber kühler wird es auch nicht.

Davon wird man schließlich ganz matt und stumpf. Jeden Abend hofft man, die Dunkelheit werde Frische bringen. Aber die Nacht ist warm, und kein Hauch regt sich. Alle Strohstühle sind am Abend auf dem vorderen Theil des Decks zusammengedrängt; man will wenigstens etwas von dem Luftzug erhaschen,

den das Schiff selbst durch seine Fahrt hervorruft. Manche bringen die ganze Nacht auf Deck zu. Denn es ist ein schwerer Entschluß, in die Kabine hineinzugehen. Dort ist zwar der Windfang eingesetzt, aber kein Wind will sich fangen. Man liegt auf seinem zu schmalen Bette. In dieser Temperatur leidet man noch besonders von der unvermeidlichen Enge aller Raumverhältnisse auf dem Schiff. Wenn es warm ist, so verlangt man zunächst danach, sich behaglich nach allen Richtungen ausstrecken zu können. Das Schiffs-Kämmerlein jedoch ist zu klein, das Bett zu schmal. Man liegt da und erwartet den Schlaf, der nicht kommen will. Man sucht den Schlummer bald zur Linken, bald zur Rechten, und man findet ihn weder da noch dort, und es gibt höchstens ein kurzes Hindämmern, während dessen man selbst nicht genau weiß, ob man schläft oder wacht, und aus dem man rasch wieder auffährt zum vollen und klaren Bewußtsein dieser fürchterlichen Nacht.

Obwohl das Rothe Meer nicht allzu breit ist, bekommt man Land nur selten zu Gesicht. Wenn man etwas sieht, so ist es den Umständen entsprechend: eine kahle von der Sonne versengte Steinmasse, auf der nirgends eine Spur von Vegetation ist. Am Abend blitzt hier und da ein Leuchtfeuer auf; und der Gedanke ist wahrhaft bedrückend, daß es menschliche Wesen gibt, die in der gluterfüllten Einsamkeit existiren müssen, um diese Leuchtfeuer zu unterhalten. Das Fahrwasser gehört zu den gefährlichsten der Welt; nicht selten sieht man einen Mast aus dem Wasser ragen, als Zeichen, daß dort ein Wrack versunken ist. Erst vor Kurzem hat die englische P. and O.-Company in diesen Gewässern einen ihrer schönsten Dampfer verloren. Das Schiff soll gerade während des Diners auf eine Klippe aufgefahren sein. Der Kapitän saß unten im Speisesaal mit den Passagieren der ersten Kajüte, und der Offizier, der ihn auf der Kommandobrücke vertrat, hatte auf einen Augenblick seinen Posten verlassen, um sich zu rasiren. Diese Darstellung des Unfalls ist aber nur eines jener Gerüchte, wie sie unverbürgt so über die See gehen; und unser guter Kapitän sagt, es sei Unsinn, und so oft ein Schiff auflaufe, heiße es regelmäßig, der Kapitän habe beim Diner gesessen.

Im Rauchzimmer Abends aber werden die Wracks, die man während des Tages gesehen, gleich nutzbringend verwerthet. Es

ist ein Mann an Bord, der seine erste Seefahrt macht und der seit Beginn der Reise, in seines Herzens Unschuld, bereits allerlei Aeußerungen gethan hat, die recht drollig waren. Allmählich hat sich eine stillschweigende Uebereinkunft gebildet, aus jener ahnungslosen Naivetät alle erheiternden Wirkungen zu ziehen, die sie nur irgend zu ergeben vermag. Man vertreibt sich eben auf See die Zeit, wie man kann. Es ist Sitte geworden, dem wackeren Mitreisenden Abends im Rauchzimmer, wenn die Tafelrunde beisammensitzt, die ärgsten Dinge vorzulügen. Einer fängt an und wird von allen anwesenden Autoritäten auf dem Gebiet der Seeschifffahrt, vom Kapitän ebenso wie von den Offizieren des Vermessungskommandos für Kiautschou, so einmüthig und so energisch unterstützt, daß Derjenige, dem es gilt, alle die Geschichten glauben muß, er mag wollen oder nicht. So spricht man also am Abend von den Wracks, und Einer sagt zur Gesellschaft: er habe eigentlich sein Wort gegeben, es nicht zu verrathen, aber es drücke ihm doch das Herz ab, und er müsse heraus damit. Jemand von der Kommando-Brücke habe ihm mitgetheilt, daß der Kapitän gegenwärtig den Kurs verloren habe. Das viele alte Eisen, das durch die Wracks im Meere aufgehäuft sei, wirke auf den Kompaß ein, die Magnetnadel fahre wie toll im Kreise herum, und es sei demgemäß zur Stunde unmöglich, zu wissen, wo man sich befinde. Diese Mittheilung wird mit sehr ernsten Gesichtern aufgenommen. Ein langes bedrücktes Schweigen folgt. Es ist wirklich nicht angenehm, mit einer aus der Fassung gerathenen Magnetnadel im Rothen Meere herumzudampfen. Einer äußert endlich einen Zweifel: das könne doch nicht so ganz wahr sein. Der Zweifel ist selbstverständlich nur dazu bestimmt, die Sache natürlicher und ungezwungener erscheinen zu lassen und das unglückliche Opfer noch mehr hineinzuhetzen. Ein Marine-Offizier kommt dazu, und die Geschichte wird ihm zur Begutachtung vorgelegt. Er findet sie durchaus wahrscheinlich. Es ist bekannt, führt er aus, daß im Rothen Meere Derartiges vorkommt. Nicht umsonst wird es von den Seefahrern gefürchtet. Und was den Kompaß anbelangt, so ist dieser ärgerlichen Zufällen stets ganz besonders ausgesetzt. Das Schlimmste ist, wenn der Seewurm hineinkommt. Der Seewurm übt seine verheerenden Wirkungen namentlich auf die metallenen Geräthschaften des

Schiffes aus; und es ist schon vorgekommen, daß er über Nacht von einem Kompaß die ganze Magnetnadel weggefressen hat. Daher stammt die Sitte, den Kompaß täglich mit Insektenpulver einzustreuen. . . . . .

Am zweiten oder dritten Tage der Durchfahrt durchs Rothe Meer erblickt man zur Linken einen langgestreckten und hochragenden Gebirgszug. Das ist der Sinai. Das Schiff fährt an seiner Seite entlang, und er scheint ganz nahe. Vom Meer aus geht an seinem Fuß etwas wie ein Strand hinauf. Dann erhebt sich die Bergmasse schroff in die Lüfte. Nichts regt sich in der Landschaft. Einsam ist das Meer, leer ist der Strand, und öde und wüst ist das Gebirge, ohne Baum, ohne Strauch, ohne jede Spur einer menschlichen Ansiedlung. Es ist graues Gestein, das stellenweise schwärzlich scheint. Ob es sehr zerklüftet ist, kann man vom Meere aus nicht sehen. Oben auf dem Kamm treten mehrere Spitzen aus der Masse heraus, und die höchste von ihnen kann man sich als den Gipfel vorstellen, auf welchem Moses vom Gott seiner Väter die zehn Gesetze empfing, denen seitdem die Welt gehorcht. Das Schiff zieht langsam am Sinai vorüber, und noch bis spät Abends sieht man ihn am Horizont. Schweigend und starr liegt er da und hütet das Geheimniß der göttlichen Gesetzgebung. Ehrfurchtsvoll blickt man hinüber zu diesem Gebirge, auf dem nichts wächst und grünt und dessen Ruhm doch ohne Gleichen ist, weil es einmal in Jahrtausenden eine einzige Blüthe hervorgebracht hat: die Blüthe von zehn großen Gedanken . . . .

An den Abenden ist jetzt schon auf dem prachtvoll ausgestirnten Himmel das südliche Kreuz sichtbar. Die Seeleute schimpfen und sagen, es sei Humbug, und Humboldt habe die Welt verrückt gemacht, als er vom zauberhaften Schimmer des südlichen Kreuzes schrieb. Vielleicht schimmert es wirklich auch nicht zauberhaft, aber ein schönes Sternbild ist es doch. Vier weit auseinanderstehende Sterne bezeichnen die Ecken des Kreuzes. Wenn man sie in den ersten Tagen sieht, so muß man seine Phantasie schon ein wenig zu Hilfe nehmen, um sie sich als Kreuz zu denken, zumal das Sternbild Anfangs in halb liegender Stellung am Horizont bleibt. Bald aber richtet es sich auf. Es steht gerade am Himmel, und nun ist es ohne Zweifel ein Kreuz. Eine unsichtbare Hand

scheint es aus dem Dunkel der Nacht hervorzuhalten; dicht zu uns heruntergeneigt, wie der Priester das Kreuz über die Gemeinde neigt, die er segnen will. Allabendlich kommt es wieder, und es wird Einem vertraut. Die einfache Form nimmt einen eigenen Ausdruck an, und der sanfte und milde Glanz der vier Sterne spricht zum Herzen.

Vier Tage und vier Nächte dauert die Fahrt durch das Rothe Meer. Dann wirft das Schiff eines Morgens Anker vor Aden. Drei Berge steigen aus dem Meere auf, die ein mächtiges Gebirgs-Massiv formen. Ein brauner Farbenhauch liegt über dem Gebirge, der Pflanzenwuchs erhoffen läßt. Aber auch dort kann nichts gedeihen; das Gebirge ist nackt und kahl, und die braune Tönung liegt im Gestein. (Wie lange haben wir nun schon keinen grünen Baum gesehen!) In der Mitte der drei Berge auf einem zum Meere sich herabsenkenden Hange oberhalb der kleinen Bucht liegen fünf oder sechs längliche Häuser von ganz gleicher Bauart mit rundum laufenden offenen Veranden und rothen Ziegeldächern. Dort sind die Kasernen der englischen Garnison. Denn auch hier am schmalen Ein- und Ausgang des Rothen Meeres, wie fast überall dort, wo der Weltverkehr durch eine Enge durchmuß, sitzt England auf der Wacht. Die Höhen von Aden sind stark befestigt, riesige Kanonen sollen hinaufgeschleppt worden sein. Ein englisches Regiment, meist indische Soldaten, hält dort Garnison. Die Kasernen sollen ungemein zweckmäßig gebaut und auch sonst sollen alle Einrichtungen getroffen sein, um die Existenz auf dem nackten Felsen unter der glühenden Sonne möglich und erträglich zu machen. Beispielsweise haben je zwei Soldaten einen eingeborenen Diener u. s. w. Immerhin gehört das Soldatenleben in Aden gerade nicht zu den irdischen Genüssen, und in kurzen Fristen (man sagt alle sechs Monate) wird die Garnison abgelöst. Die Ablösung erfolgt von Indien aus.

In jenen fernliegenden Zeiten, in denen die Anekdoten zu spielen pflegen, soll einmal ein Lieutenant Garnisons-Kommandant von Aden gewesen sein. Nach sechs Monaten theilte ihm sein Oberst aus Kalkutta mit, er möge sich zur Ablösung bereithalten. Der Lieutenant schrieb zurück, er danke sehr, aber es gefalle ihm so gut in Aden, daß man ihn doch noch einige Zeit dort lassen möge. Der Oberst in Kalkutta schüttelte den Kopf, als er diesen

Brief empfing. Seit Aden stand, hatte es noch keinen Offizier gegeben, der nicht glücklich gewesen wäre, davon wegzukommen. Immerhin wurde dem sonderbaren Wunsche gewillfahrt; der Oberst ließ den Lieutenant noch weitere sechs Monate auf seinem Posten und theilte ihm nach Ablauf dieser Frist mit, die Ablösung sei bereit und er könne seine Reisevorbereitungen treffen. Der Lieutenant antwortete mit einem neuen Briefe, worin er abermals bat, man solle ihn doch um des Himmels willen nicht aus Aden wegschicken. Der Oberst antwortete nun gar nicht mehr, sondern sandte ohneweiters eine Untersuchungs-Kommission nach Aden, der ein Irrenarzt beigegeben war. Denn es unterlag keinem Zweifel: Einer, der ein zweites Mal um Verlängerung seines Aufenthaltes in Aden bat, konnte nur verrückt geworden sein. Die Kommission kam in aller Stille in Aden an, und allsogleich stellte sich des Räthsels Lösung heraus, freilich in anderer Weise, als man vermuthet hatte. Der Lieutenant, der in Aden den Oberbefehl führte, war nicht verrückt geworden, sondern er war ganz einfach, nachdem man ihm das Kommando übertragen hatte, direkt nach England gegangen und hatte die ganze Zeit über Aden von London aus commandirt...

Das Schiff liegt weit draußen auf der Rhede vor Anker. Vom Lande stoßen zahlreiche Boote ab, und bald ist der Dampfer von diesen primitiv gebauten Holzkähnen umschwärmt, in denen allerlei wildes Volk sitzt und in seinen unverständlichen Sprachen durcheinanderschreit. Die Arbeiter und Bootsleute sind zumeist Somalis, an der zimmetbraunen Hautfarbe kenntlich, welche aus ihrem Somali-Lande gekommen sind, das auf der afrikanischen Küste Aden gegenüberliegt. Auch afrikanische Neger vom tiefsten Elfenbein-Schwarz mit glattrasirtem Schädel sind in den Booten zu sehen, und Abessynier mit gekräuseltem schwarzem Haupthaar und langem schwarzem Kinnbart. Ringsum braune und schwarze Menschen. Europa ist zu Ende, und wir sind im Morgen- und Mohrenlande.

Wir springen in einen Kahn und werden von vier Somalis, die kräftig die schweren Ruder anziehen, ans Land gefahren.

Am Landungsplatze halten die Einspänner: kleine mit Schellen behängte Pferde, kleine offene Wagen mit Sonnendach, dünne Räder, das Ganze sehr zerbrechlich. Der Kutscher, im weißen Turban

und weißen Burnus, schwingt mächtig die Peitsche und fährt darauf los wie der Teufel. Es geht über einen Platz, auf welchem niedrige Holzhäuser von europäischer Bauart im Halbkreis stehen. Die Seite nach dem Meere zu ist offen. Die Häuser bilden Steamer Point, den europäischen Vorort von Aden. Auf einer kleinen Erhöhung erhebt sich oberhalb des Platzes ein schmucker und luftiger Bau, mit Veranden und offenen Fenstern nach allen Seiten: das ist das Haus des Obersten, der in Aden die Garnison befehligt. Im Hafen liegen zahlreiche Dhaus, jene raschen Segel-Fahrzeuge, deren sich die Eingeborenen an der ganzen afrikanischen Küste bedienen; mit ihrem spitz zulaufenden Vordertheil und ihrer breiten Hinterseite haben sie eine eigenthümliche, fast dreieckige Form.

Hinter Steamer Point beginnt die Straße bald zu steigen; in großen Schlangenwindungen führt sie auf das Gebirge hinauf. Und man bekommt immer mehr Respekt vor den Engländern. Die Bergstraße ist großartig angelegt; dabei ist sie breit, vorzüglich gehalten und so glatt und eben, daß sie das Entzücken jedes Radfahrers aus der Heimath bilden würde. Sogar für Beleuchtung bei nächtlicher Dunkelheit ist gesorgt. In regelmäßigen Abständen sind Laternen aufgestellt; die Kandelaber haben beinahe einen Anflug von Eleganz. Das macht eigentlich den größten Eindruck, und es ist nicht zu schildern, wie eine Straßenlaterne, wenn man ihr tief unten im arabischen Südwesten begegnet, als Kulturwunder erscheint. Man verdreht den Hals, um nur ja den Anblick keiner einzigen zu verlieren, obwohl man in seinem Leben doch schon mancherlei Straßenlaternen gesehen hat.

Etwas länger als eine halbe Stunde erklimmt die Straße das Gebirge. Das heißt, man müßte eigentlich einen anderen Ausdruck zur Verfügung haben, als dieses Wort „Gebirge", womit für uns immer ein Begriff von Tannengrün und Bachesrauschen verbunden bleibt. Hier ist das Gebirge kahler Stein mit sengender Sonne darüber. Zuerst fällt es Einem nicht so auf. Man fährt gedankenlos dahin und meint, man werde schon aus der Sonne herauskommen. Dann jedoch beginnt man zu verstehen, wie es eben die Eigenthümlichkeit dieses Landes ist, daß man niemals aus der Sonne herauskommt. Und nirgends ein Zweiglein Grün, und nicht einmal die genügsame Palme wächst hier in dem ausgedörrten

Boden. Später wird Einem freilich der Anblick von drei oder vier eingepflanzten Bäumchen zu Theil. Sie haben kümmerlich dünne Stämme, und die Blättchen an ihrem schwachen Astwerk sind eher grau als grün. Um sie eine Zeit lang zwischen Leben und Sterben zu erhalten, ist fortwährendes Begießen nothwendig; die Wurzeln stehen in einem wahren Teiche. Aber in Aden sind die Leute stolz auf diese traurigen Gewächse. Der Besucher wird eigens hingeführt, und die drei oder vier Bäume werden ihm als Schaustücke gezeigt, ebenso wie in Europa die wilden Thiere gezeigt werden.

Auch die Todten schlafen hier nicht unter dem Rasen, und ihre Ruhestätte wird von keinem Baum beschattet. Zur Rechten der Bergstraße liegen auf einmal viele kleine Steine auf dem Felsenhang bei einander. Das ist der arabische Friedhof. Der christliche Friedhof ist daran zu erkennen, daß dort kreuzweise genagelte Holzlatten im Boden stecken. Nichts ist trostloser als diese Friedhöfe an der öden Felswand zur Seite der Straße, Friedhöfe ohne Weihe und Frieden. Man denkt an Schuttstätten für den menschlichen Abfall, der von der Straße weggekehrt worden ist. Und da ist auch ein Begräbniß. Von der Höhe des Gebirgs kommt raschen Schritts eine Gruppe Araber herunter. Einer geht voran und trägt auf den ausgestreckten Armen ein in eine Strohmatte eingewickeltes längliches Packet. Das ist der Todte. Die Andern gehen hinterdrein und sagen im Chor Gebete her. Ergriffen sieht Keiner von dem Leichengefolge aus, und merkwürdig ist besonders der Geschwindschritt, mit dem sich das Alles fortbewegt. Es ist, als hätten sie Eile, den in der Strohmatte loszuwerden und wieder zu ihren Geschäften zurückzukehren.

Auf der ganzen Bergstraße herrscht ein ungemein lebhaftes Treiben, ein Straßenverkehr von schönster orientalischer Färbung. Das Hauptverkehrsmittel sind die Kameele. Unaufhörlich schreiten sie vorüber, bergauf und bergab, einzeln und in langen Zügen, beladen mit schwarzen Schläuchen oder mit Kaffee in allen möglichen Verpackungen. Mokka ist ganz in der Nähe, und darum steht zu Aden der Kaffee im Mittelpunkt von Handel und Wandel. Die Kameele kommen und gehen, und es ist drollig, ihre unverschämten und ärgerlichen Gesichter zu beobachten. Jedes scheint zu meinen, daß es eine ganz besondere Gefälligkeit von ihm sei, wenn

es sich dazu herablasse, Kaffeesäcke zu tragen. Der Treiber läuft nebenher oder sitzt oben mit untergeschlagenen Beinen. Das Kameelreiten scheint auch gerade kein Vergnügen zu sein. Der Reiter sinkt bei jedem Schritt tief ein, um dann wieder mit einer schaukelnden Bewegung in die Höhe geschnellt zu werden. Vom Zuschauen allein kann man die Seekrankheit bekommen. Auch hölzerne Wagen mit schweren plumpen Rädern rumpeln über die Straße, von weißen Ochsen gezogen; der Kutscher sitzt auf der Deichsel. Kleine Esel traben den Berg herunter; der Reiter läßt seine langen Beine fast bis auf die Erde baumeln, dehnt sich und streckt sich vergnügt im Sattel, und der Esel muß laufen, was er nur laufen kann. Dazwischen rollen die Einspänner gleich demjenigen, der uns fährt. In einem sitzt sogar ein Herr Lieutenant in weißer Uniform mit weißem Helm und unter dem Kinn befestigter goldener Helmkette. An Fußgängern ist kein Mangel. Männer und Frauen schleppen Lasten. Selbst der junge Elegant fehlt nicht, der in schöne bunte Gewänder gehüllt ist und in den Händen den schwarzen Ebenholzstock mit Silbergriff führt; er stammt aus Sansibar und bummelt nach dem Meere hinunter. Das Unglaubliche ist, daß kein Eingeborener etwas auf dem Kopfe zum Schutze gegen die Sonne trägt, die dem Europäer durch Wagendach und Tropenhut hindurch auf den Scheitel glüht. Fast alle gehen bloßen Hauptes, die Neger haben den Kopf sogar noch glatt rasirt. Man sieht prächtige Erscheinungen. In dieses blendende Sonnenlicht, wo nur alles stark Ausgeprägte, alles Entschiedene zur Geltung kommt, passen diese schwarzen Menschen mit ihren schneeweißen Gewändern, deren Faltenwurf so malerisch ist. Hoch aufgerichtet gehen sie die Straße entlang, mit großen Schritten, und sie setzen den Fuß fest und sicher auf diesen heißen Boden, der der Boden ihres Landes ist. Einige erwidern mit Würde unsern Gruß, indem sie den Arm erheben und die Hand mit der Fläche nach außen mitten auf die Stirn legen.

Oben auf dem Kamm des Gebirges ist tief in die Felsen ein enger Paß gesprengt. Der Wagen rasselt hindurch, und nun erscheint auf der anderen Seite im Thale, mit einem Saum blauen Meeres am Horizont, die Stadt Aden. Rasch geht es den Berg hinunter, und der Wagen hält auf dem Platze

am Eingang der Stadt, der an Markttagen voll von lagernden Kameelen ist. Heut liegt der große Markt leer da, eine öde graue Staubfläche.

In den kleinen Straßen der Stadt regt sich ein Gemisch von allen möglichen dunklen Völkerschaften aus Afrika und Asien. Man ist mitten im tiefschwarzen Orient. Nirgends kommt ein weißes Gesicht zum Vorschein. Zwischen den Negern und Arabern fallen namentlich die Indier auf durch ihre edel geschnittenen Gesichter und ihre mandelförmigen Augen. Die indischen Kinder tragen rothe oder grüne Maskenball-Kostüme. Die in Aden vorherrschende Kindermode ist aber von einer Art, die diese Stadt als keinen empfehlenswerthen Niederlassungs-Ort für Kinderschneider erscheinen läßt. Zumeist lauft nämlich die noch nicht reife Jugend splitternackt in den Straßen herum, und wenn die Eltern Sinn für Eleganz haben, so stecken sie dem nackten Kinde ein Armband an. Hat nun so ein braunes kleiner Kerl sich gebührend auf der Straße herumgewälzt, so ist wohl seine ganze Rückseite mit einer dichten grauen Staubschicht überzogen, was einen ungemein malerischen Anblick gewährt, aber er hat sich wenigstens nicht die Hosen schmutzig gemacht. Man sieht, wie praktisch die Adener Kindertracht ist. Wir treffen zwei Bürger von Aden, die einen nackten Jungen spazierenführen. Der junge Herr zeigt sich widerspenstig, worauf seine beiden Begleiter auf uns verweisen und ihm zu verstehen geben, daß wir ihn mitnehmen werden, wenn er nicht bald artig ist. Das braune Menschlein wird derartig von Angst erfaßt, daß es sich mitten auf die Straße setzt und in ein herzzerreißendes Geheul ausbricht. In Aden ist der Weiße der „schwarze Mann", der die unartigen Kinder holt.

Auch sonst verbreiten wir hier und da einigen Schrecken durch unser Auftreten im friedlichen Straßenleben von Aden. Vier kleine Mädchen in bunten Gewändern, mit Ringen durch die Nasen, hocken auf der Straße nnd spielen ein arabisches Gesellschaftsspiel mit grünen Karten. Sobald sie uns erblicken, laufen sie schleunigst in die nächsten Häuser. Einzelne Frauen, die gerade vor ihrer Hausthüre stehen, ziehen sich ins Innere zurück und schlagen uns die Thüre vor der Nase zu. Im Allgemeinen aber kümmert man sich wenig um uns. Wir dürfen überall eintreten und Alles ansehen.

In einem Hause sitzen indische Frauen auf dem Fußboden, haben große Körbe vor sich und sortiren die gelben Kaffeebohnen. In einer anderen Straße scheint sich eine Kombination von Barbierladen und Kaffeehaus zu befinden. Hinten kauern die Gäste auf der Erde, trinken Kaffee und rauchen ihren Tschibuk. Ganz vorn waltet der Barbier seines Amtes. Er sitzt auf einem Stuhl vor dem Kunden, in so respektvoller Entfernung, als dies die Ausübung seiner Kunst nur irgend erlaubt, führt das Rasirmesser mit leichter und fliegender Hand über das ganze Gesicht, rückt mit der linken Hand den Kopf Desjenigen, der sich ihm in Behandlung gegeben, zurecht, drückt ihm dabei wohl auch einmal den Daumen aufs Auge und kämmt ihm schließlich den Schnurrbart aus mit einer Sorgsamkeit, die Neid erweckt. Fast alle Thüren sind offen, und das Leben spielt sich zum großen Theil auf der Straße ab. Vor den Häusern liegen ihre männlichen Bewohner auf niedrigen Holzgestellen, die in der Nacht als Bett dienen, rauchen ihren Tschibuk und faullenzen in der Sonne.

Die Häuser bestehen fast durchwegs nur aus einem Erdgeschoß. Sie sind anfänglich wohl weiß gewesen, aber das Weiß ist grau gebrannt, als hätte man sie nach ihrer Erbauung in den Backofen geschoben. Manche sind mit einer dünnen Lage blauer Tünche überzogen. Das beweist, daß es auch in Aden Leute mit künstlerischen Bedürfnissen gibt. In der Mitte der Hausfront ist unweigerlich eine elende kleine Holzthür. Hier finden sich gleichfalls schüchterne Ansätze zur Ornamentik; und es gibt sogar Häuser, die Luxus treiben und einen Thürklopfer besitzen. Hinter der Thür ist immer noch ein Vorhang aus grauer Sackleinwand. Im Innern scheinen Thiere und Menschen friedlich beieinander zu wohnen. Wenn es den Ziegen, die in großer Anzahl auf den Straßen herumlungern, dort zu heiß wird, so machen sie einfach die nächstgelegene Hausthüre auf und begeben sich in das dahinter befindliche Wohnzimmer. Die wenigen Gebäude, die ein Stockwerk oder gar deren zwei besitzen, heben sich ganz besonders stattlich hervor aus all' den Erdgeschoß-Hütten. Da wohnen also die reichen Leute. Von den Eingeborenen erfährt man, daß diese reichen Leute arabische Juden sind. Wie fernab von jeder europäischen Cultur Aden liegt, kann man auch aus dem Umstande ersehen, daß in einer Stadt,

in der die Juden um ein oder zwei Stockwerke höher wohnen, als die übrige Bevölkerung, noch Niemand auf die Idee gekommen ist, eine antisemitische Zeitung zu gründen.

Bei Aden besichtigt man die Tanks, mächtige, in den Felsen gemauerte Cisternen, deren erste Anlage vom König Salomo herrühren soll. Sie sind dazu bestimmt, das Regenwasser aufzufangen. Da es aber in Aden niemals regnet, so liegen sie trocken, und man bekommt Durst, wenn man sie betrachtet und an das Wasser denkt, das eigentlich darin sein sollte.

Wir fahren zurück. Neben unserem Wagen läuft fast die ganze Straße lang ein Betteljunge einher. Er hält sich den Leib, was aber nicht bedeuten soll, daß er Bauchweh habe, sondern was vielmehr den Hunger anzeigen soll, der ihn peinigt. Auch zieht er den Bauch ein, um darzuthun, wie abgemagert er ist. Er wimmert und winselt und erzählt uns im Laufen seine Schmerzensgeschichte mit den einzigen europäischen Worten, die er zur Verfügung hat. „Ja", weint er, „ja, cap'tain, good morning." Und er zieht den Bauch ein und ist sehr unglücklich.

• Wir halten einen Augenblick in Steamer Point vor dem Hotel, das den großartigen Namen „Hôtel de l'Univers" führt. Ein schieläugiger Italiener ist der Wirth, der zu unverschämten Preisen miserable Getränke und schlechte Photographien von Aden verkauft. Auch kann man dort Postkarten schreiben. Während man da sitzt und seine Korrespondenz besorgt, tritt ein Neger von der Straße ein, stellt sich vor den Tisch und fächelt Einem mit einer Strohfahne Kühlung zu. Ein ungastliches und schmutziges Zimmer zur Rechten ist der Speisesaal. Dort sitzt die „Table d'hôte" beisammen, vier Menschen, die das Ende eines langen Tisches einnehmen, gelangweilt und verstimmt aussehen und kein Wort mit einander sprechen. Ein arabischer Kellner geht mit nackten Füßen auf den Steinfliesen herum und füllt Eis in die Gläser. Matt schwingt sich über dem Tisch eine armselige Punkah aus verschossenem rothem Tuch, und um jeden Gast und um jede Schüssel schwirren die Fliegen. . . .

Bevor der Dampfer abfährt, bekommen die kleinen Fräuleins Frieda und Kathi, die mit ihren Eltern nach Japan gehen, noch

rasch ein Straußen-Ei gekauft. Das wollen sie ihrer Cousine nach Berlin schicken, und am nächsten Tage, im Indischen Ozean, setzt sich Frieda nieder und schreibt einen großen Brief:

„Auf dem Schiffe ist es schön, aber zu Hause ist es noch viel tausendmal schöner. Auch bekommst Du ein Straußen-Ei. Dieses Ei kann man aber nicht essen. Denn der Strauß hat es selbst gelegt.“

IV. Eine Nacht und ein Morgen in Colombo.

26. April. Zwischen Colombo und Singapore.

(Gesegneter Regen. — Nächtliche Landung in Colombo. — Singhalesische Dienerschaft. — Das Tropen-Hotel. — Nach Mount Lavinia. — Die Palmenwälder. — Einheimische Bevölkerung. — Der erste Kolibri. — Im Buddha-Tempel.)

Nachts um elf Uhr kamen die Leuchtfeuer von Colombo in Sicht. Das eine war weiß und drehte sich; das andere stand still und war roth. Der Tag war glühend heiß gewesen, und die Nacht brachte, wie gewöhnlich in diesen Breiten, keine Kühlung. Man sah zum sternbesäeten Himmel auf, der wie eine Glocke über das Meer gestülpt war, und hatte die Empfinduug, daß die Schwüle daher kam, weil man sich unter dieser Glocke befand, und daß man frische Luft finden würde, wenn man aus ihr heraus könnte. Niemand hielt sich in seiner Kabine auf. Diejenigen, die es versuchten, in der Hoffnung, durch den Schlaf über die Hitze wegkommen zu können, fuhren bereits an der Schwelle entsetzt zurück. Auf dem Verdeck konnte man wenigstens noch athmen, in der Kabine nicht mehr. So waren sie denn Alle auf Deck und sahen nach den Leuchtfeuern. Einige lagen auch matt und stumpf in den Stühlen, sahen nach gar nichts und begriffen nicht, wie man sich für ein weißes und ein rothes Licht interessiren mochte, in einem Augenblick, wo man an nichts denken konnte, als an frische Luft. Dabei hieß es, daß es schlimmer werden sollte. Die Hitze mußte in der umschlossenen Bucht von Colombo noch unerträglicher sein, als auf offenem Meere, zumal in Ceylon jetzt gerade tropischer

Sommer ist. Aber es kam ganz anders. Kaum blinkten aus der Ferne die Hafen-Laternen von Colombo, so wehte auf einmal eine herrliche kühle Brise vom Lande her; und bald prasselte auch ein Regenschauer auf das Schiff hernieder, als Erklärung für den Grund dieser Kühlung. Das war wenigstens Nachtluft! Man ließ sie sich um die Stirn wehen und athmete sie in tiefen Zügen. Und dem Regen, dem lieben Regen hielt man das bloße Haupt hin. Wie wohl das that! Endlich wieder einmal Wasser! Wenn man so lange auf dem Meere fährt, verliert man ganz das Gefühl dafür, daß die wogende Fläche, durch die man sich bewegt, auch Wasser ist.

Das Schiff liegt im Hafen von Colombo still. Zur Linken und zur Rechten lange gerade Linien von Lichtern in regelmäßigen Abständen: Das sind die Straßen der Stadt. Vor uns liegt auch etwas Erleuchtetes, das in der Nacht seltsame Formen annimmt. In der Mitte ist eine Art Laube; es könnte vielleicht ein schwimmendes Wirthshaus sein. Aber es hat zwei gelbe Schornsteine, wenn man genau zusieht, und es ist ein Kriegsschiff. Das eine der beiden Leuchtfeuer, das weiße, ist eine mächtige Laterne, die auf dem Dach eines Hauses zu stehen scheint. Bei uns an Bord ist ein großes Hin und Her. Leute mit unbekannten Gesichtern kommen und steigen auf die Kommando-Brücke. Von oben läßt sich alle Augenblicke die Trillerpfeife vernehmen. Draußen ist es still. Im Dunkel wiegen sich ein paar Boote schweigend zur Seite des Schiffes. Kein Laut dringt aus der Stadt herüber. Der Regen kommt noch einige Male in kurzen Schauern. Er klatscht heftig in das Wasser und trommelt emsig auf dem Holzdach des Promenadendecks. Das dauert aber immer nur wenige Minuten; schließlich hört er ganz auf.

Noch in der Nacht sollen Kohlen eingenommen werden, und die Abfahrt ist bereits für den nächsten Vormittag 11 Uhr angesetzt. Wenn Kohlen geladen werden, ist es unmöglich, die Nacht auf dem Schiffe zu verbringen; und vielleicht kann man wenigstens in den frühen Morgenstunden noch etwas von Colombo sehen. Also ans Land!

Unten wartet ein von Singhalesen geführtes Boot. Lautlos ziehen die dunklen Bootsleute die Ruder an, und langsam gleiten

wir durch den stillen Hafen. Wir landen am Pier. Die Anlegestelle ist eine große, mit Holz überdachte Halle. Wieder hebt das übliche Feilschen um das Fahrgeld an; und wieder beginnt sich die den englischen Kolonien eigene Sicherheit der Verkehrsverhältnisse zu zeigen. Mitten in der Nacht, am einsamen Pier, ist plötzlich Polizei zur Stelle. Ein blau uniformirter Schutzmann erscheint und übernimmt die Vermittlung. Die Angelegenheit wickelt sich jetzt mit wünschenswerther Raschheit ab. Einiges verdächtige braune Publikum wird zunächst durch wohlgezielte Fußtritte ins Dunkel der Nacht zurückgejagt. Dann wird den Singhalesen das Fahrgeld in die Hand gezählt. Einer, der bereits ein Zweishillingsstück bekommen hat, wird aufgefordert, es wieder herauszugeben. Er schwört, er habe nie ein derartiges Geldstück gesehen. Eine Leibesdurchsuchung wird angeordnet. Er muß den Schurz, den er um die Hüften trägt, aufknüpfen. Der Schurz wird durchgeschüttelt, aber es ist keine Münze darin. Das Geld muß in die Erde versunken sein. Der braune Kerl zeigt seine zwei leeren Hände und grinst vor Freude. Der Zwischenfall wird durch einen neuen Fußtritt abgeschlossen, aber die zwei Shillings bleiben verschwunden. Und nun ein artiger Gruß an unsere Adresse: „Gute Nacht, Gentlemen!" Wir ziehen dankend den Hut und treten auf die Straße.

Zur Rechten an der Mauer lehnen seltsame kleine Gefährte. Die Doppel-Deichsel ruht auf dem Boden, die Laterne steht davor, der Wagen ist winzig und bietet nur für eine Person Platz. Die Kutscher sind da, aber Pferde sind nirgends zu sehen. Das kommt daher, daß bei diesen Gefährten Kutscher und Pferd eine und dieselbe Person sind. Die japanische Rickscha, der von einem Kuli gezogene Wagen, hat sich über ganz Ostasien verbreitet und ist sogar bis Ceylon vorgedrungen. Man sieht in Colombo überall diese merkwürdigen Kutschen und ihren braunen, bis zum Gürtel nackten Führer, der zwischen den Deichseln trabt und mit seinen bloßen Füßen weit nach hinten ausholt. In der Dunkelheit hängt die Laterne unter der niedrigen Wagenachse. Das sind die Lichtpünktchen, die Nachts in Colombo unmittelbar über dem Straßenboden hinlaufen.

Wenn man von vereinzelten Rickshas absieht, welche Nachtschwärmer heimführen, sind die breiten Straßen leer und vereinsamt. Die Luft ist schwül und dunstig; nur wenig Laternen brennen.

Wir kommen über eine Brücke. Wohin wollen wir eigentlich? Es zeigt sich, daß sich noch Niemand diese Frage vorgelegt hat. Tag wird es erst in drei Stunden, und bis dahin wäre es doch gut, die Zeit mit etwas Bestimmtem auszufüllen. Man könnte vielleicht schlafen? Gut, aber wo? Jemand hat vom Oriental-Hotel reden gehört. So gehen wir ins Oriental-Hotel! Freilich würde es sich empfehlen, zu wissen, wo das ist. Es soll am Wasser sein. Wir sind am Wasser, und weit vom Pier wird das Hotel wohl auch nicht liegen. Wir werden also geradeaus gehen, und sobald wir ein großes Haus sehen, das nach ungefährer Schätzung ein Hotel sein könnte, werden wir versuchen, hineinzukommen. So schreiten wir weiter. Eine dunkle Nacht gleicht einer anderen dunklen Nacht, hier und dort in der Welt; und doch ist diese Ceylon-Nacht seltsam und fremdartig. Man athmet eine Luft, die man noch nie geathmet hat; es ist etwas Helle in dem Dunkel, und diese Helle ist unerklärlich, weil der Mond nicht scheint; und fremd muthet sogar der eigene Schritt an, der ganz lautlos bleibt in den Straßen dieser unbekannten Stadt.

Es fügt sich, daß das erste große Haus in der That das Oriental-Hotel ist. Das Thor ist offen, und im Bureau sind noch Leute. Das ganze Personal ist dunkelhäutig, vom Oberkellner angefangen, und hinter dem langen Comptoir-Tisch steht ein kleiner Mann mit langem schwarzem Bart und sieht aus wie ein böser Zauberer. Die Hotel-Bedienung wird ausschließlich von Singhalesen versehen. Sie sind vorzügliche Diener, zuvorkommend und aufmerksam auf jede Kleinigkeit. Es ist zweifellos, daß die sanfte Unterwürfigkeit der eingeborenen Dienerschaft einen der großen Reize des Lebens in diesen Ländern bildet. Der Diener gehorcht nicht blos dem gegebenen Auftrage, er bringt in seinem ganzen Verhalten den Gehorsam und die Unterordnung zum Ausdruck. Er bedient nicht nur, sondern er schmeichelt durch sein Wesen der Eitelkeit Desjenigen, den er bedient, und gibt ihm eine Empfindung der Macht. Jeder Europäer, selbst der geringste, kann sich in diesen Ländern auf billige Weise als Herr fühlen. Daher kommt wohl auch der gebieterische und brüske Ton, den man, namentlich im Verkehr mit Untergebenen, oft bei Europäern beobachten kann, die lange in den Tropen gelebt haben.

Der „böse Zauberer“ holt ein großes Buch hervor, vertieft sich darein und scheint schwierige Berechnungen vorzunehmen. Als Resultat kommt eine Zimmer-Nummer für Jeden von uns heraus. Wir setzen uns noch rasch im Kreise zusammen, um den unvermeidlichen Whiskey and Soda zu trinken. Der Oberkellner nimmt das Trinkgeld und drückt es dankend an die Stirn. Dann werden wir in unsere Zimmer geführt. Den Zug eröffnet ein Mann im Turban. Es ist wie in der Großen Oper. Aber der Mann im Turban ist der Hausknecht. Lange geht es durch endlose Corridore. Der Hausknecht im Turban schließt eine Thür auf. „Twenty-one“! Das ist für mich.

„Twenty-one“ ist ein Riesenzimmer, breit und ganz ungewöhnlich hoch. Alle Zimmer sind so in diesem Oriental-Hotel, das eine enorme Ausdehnung hat. In den Tropen hat der Kampf des Menschen gegen die Hitze einen eigenen Baustyl geschaffen. Es handelt sich vor Allem darum, kühl zu bauen, und so baut man hoch und weit. Das Charakteristische der Tropen-Häuser ist ihre Breite. Ein tropisches Wohnhaus ist im Durchschnitt doppelt und dreifach so breit, als ein europäisches; ein tropisches Hotel desgleichen. Dafür gibt es wieder weniger Stockwerke als bei uns, und die meisten Häuser haben überhaupt nur ein etwas über den Boden erhöhtes Erdgeschoß.

Es ist recht behaglich in „twenty-one“, nach dem wochenlangen Aufenthalt in der engen Schiffscabine, die immer mehr als Kerkerzelle wirkt, je länger die Fahrt dauert. Und endlich auch einmal ein breites Bett, in dem man Platz haben wird. Das Mosquito-Netz ist darüber gespannt, — jener bekannte Baldachin aus feinem Gewebe, der an allen vier Seiten herabfällt und dessen Enden unter die Matratzen gesteckt werden. Das Bett ist schön; die Schwierigkeit ist nur, hineinzukommen. Wenn man ins Bett steigt, so soll man nicht *mehr* von dem Netze aufmachen, als unumgänglich nöthig ist; denn sonst könnten die Mosquitos dies als eine Einladung betrachten, mit hineinzusteigen. Ferner soll man sich vorher am ganzen Leibe abklopfen, um den Mosquitos, die sich in den Nachtgewändern versteckten und auf solche Art sich einzuschleichen hofften, die Ausführung ihrer schwarzen Pläne unmöglich zu machen. Endlich soll man vorher das Licht auslöschen.

Das ist der heikelste Punkt. Die Mosquitos verlieren dadurch die Richtung des Bettes, aber man verliert sie selber auch. Und den rechten Genuß von einem Bett ohne Mosquitos kann man doch nur unter der Bedingung haben, daß man selbst darin liegt.

Ueber das Bett ist eine Decke aus feinstem Linnen geworfen, von einer kaum auszudenkenden Dünnheit und Leichtigkeit. Aber die Luft ist so schwül im Zimmer, daß selbst dieses federleichte Gewebe bald schwer auf dem Körper lastet. Der Schlaf will nicht kommen. Es ist unbegreiflich, daß man da auf einmal unter einem Mosquito-Netz liegt, in Ceylon. Dieser Gedanke macht das Herz pochen und verscheucht jede Ruhe. Man liegt mit offenen Augen da und hört auf die Geräusche dieser geheimnißvollen indischen Nacht. Draußen tost wieder der Regen. Er stürzt wie ein brausender Wasserfall vom Himmel. Dann hält er eine Viertelstunde inne, und dann stürzt er von Neuem hernieder. Dazu grollt ferner Donner, und bläuliche Blitze zucken an den Wänden entlang. Das Gewitter verzieht sich, und der Regen rauscht allein weiter, ohne Donnerbegleitung. Plötzlich wird es Tag. Das geht fast ohne jeden Uebergang. Unter den Matten, die das Fenster verhängen, dringt der graue Frühlichtschein durch; und allsogleich beginnt ein Vogel zu pfeifen, eine ganze lange Strophe, die sich genau in denselben Noten fortwährend wiederholt. Dann hebt ein großes Krächzen an; und wenn man an's Fenster tritt, so sieht man schwarze Krähen im Schwarm von einer Häuserseite zur andern fliegen und einzeln über den Straßendamm hüpfen. Die Straße ist nicht gepflastert, und die Erde hat eine rothe Färbung. Unhörbar gehen bloßfüßige Singhalesen darüber hin. Eine oder die andere Rickscha zeigt sich, die auf Frühaufsteher spekulirt. An der Ecke patrouillirt ein Schutzmann, blau uniformirt und barfuß. Geradeüber steht auf einmal ein großes rothes Gebäude, das gestern Abend anscheinend noch nicht dagewesen ist.

Die Uhr zeigt fünf, und pünktlich auf die Minute klopft der Singhalese an die Zimmerthür und bringt den morning-tea. Der Thee ist gut, köstlich jedoch sind die frischen Bananen, die neben der Theetasse liegen. Bei keinem Tropen-Frühstück dürfen die Früchte fehlen. Es heißt, daß die Hygiene das so mit sich bringe. Man würde diese Früchte aber auch sicher ohne die Hygiene

nehmen, und es ist wirklich schön von ihnen, daß sie so gut schmecken und zugleich auch noch der Gesundheit nützen. Jetzt ist das Bad bereit, ein Wannenbad mit Flußwasser, welche Wonne! Die Seewasser-Bäder auf dem Schiff sind in den letzten heißen Wochen völlig unbrauchbar geworden. Denn das Seewasser reizt die Haut und bringt den „Rothen Hund" hervor. Das Colombo-Flußwasser ist gelblich und ein wenig mehr als lauwarm. Aber wenn man nur etwas Illusion zu Hilfe nimmt, so erfrischt es doch. Während man in der Wanne plätschert, blickt man auf das Hotel-Gärtchen hinaus. Baum und Busch bilden dort ein einziges Blätter-Dickicht, und das Grün ist frisch und leuchtend, wie man es nie gesehen.

Vor dem Thore des Hotels wartet der leichte kleine Wagen mit dem indischen Kutscher. Im scharfen Trabe geht es hinaus nach Mount Lavinia. Die Straße führt zuerst am Meere entlang. Nach der Polizei sind es die Straßen, die in den englischen Kolonien zuerst die Bewunderung der Fremden hervorrufen. Die Landstraße, die nach Mount Lavinia führt, ist ideal. Während der anderthalbstündigen Fahrt stößt der Wagen auch nicht an ein Steinchen; die Bahn ist stets gleich glatt und eben. Nahe am Strande hat das Meer grüne Farbe, und weißschäumend branden die Wogen über braune Felsen. Hunderte von Fischerbooten sind draußen, die Wasserfläche ist mit kleinen rechteckigen Segeln bedeckt. Die Boote verschwinden in den Wellen-Abgründen und tauchen ruhig wieder auf. Sie sind länglich und ganz schmal, aber jedes hat zur Seite ein eigenthümliches Anhängsel, wodurch es vor dem Kentern geschützt wird: zwei gebogene Stangen, an welchen ein schwerer Balken hängt, der neben dem Boote ins Meer taucht (outrigger). Unmittelbar am Rande des Meeres läuft die Eisenbahn. Die Waggons sind lang und haben ein Sonnendach aus Segeltuch. An der anderen Seite der Straße dehnen sich weite grüne Wiesenflächen. Auf einigen exerciren Soldaten in weißen Uniformen und machen Signal-Uebungen mit kleinen Fahnen. In diesem Theil der Straße zwischen Meer und Wiesen fährt jeden Nachmittag die schöne Welt von Colombo in ihren Equipagen spazieren. Jetzt begegnet man nur vereinzelten Radfahrern (den ersten seit Europa!).

Zu beiden Seiten der Straße beginnen nunmehr die Palmen. Ununterbrochen folgt Palmenwald auf Palmenwald. Das ist die

tropische Ueppigkeit: wenn es Wälder gibt, so sind sie aus Palmen. Wie aber soll man sie schildern? Bei uns in Deutschland geht, wenn man so sagen darf, der Baum im Walde auf. Im Palmenwald behält jeder Baum seine Persönlichkeit; jeder sucht selbst seine Richtung und fragt nicht nach den andern. Es gibt Palmen, die gerade und stolz in die Luft ragen; es gibt Palmen, die in anmuthiger Beugung von ihrer Höhe sich wieder der Erde zuneigen; es gibt Palmen, die sich kaum vom Boden erheben und quer an den anderen vorbeiwachsen; und es gibt Palmen von noch vielerlei Art und Gestalt. Der Wald besteht aus Gruppen, keine Gruppe gleicht der andern, und das Bild ist abwechslungsreich und lebensvoll. In der Ferne aber stehen sie manchmal wie Wände beisammen und winken ernst mit ihren seltsamen Wipfeln. Zwischen ihnen kann wachsen, was nur irgend wachsen will: fremdartige Bäume mit Kronen, die sich wie ein flaches Dach ausbreiten, und mit feuerrothen Blüthen, auch Bambusgesträuch mit hohen gelben Rohrstauden und zarten grünen Blättern. Ueberall ist Grün ausgebreitet, frisches Frühlingsgrün oder auch tiefes, düsteres Grün, auf dem die schwere Gluth asiatischer Sonne gelegen hat. Es grünt am Boden und es grünt in der Luft. Grün und weich ist unten der Rasen; in grüner Blätterfülle stehen Sträucher und Bäume; ein grüner Schein umgibt selbst die braunen Stämme der Palmen; und grün sind deren Kronen. Das ist prächtig. Und doch liegt in dieser exotischen Pracht etwas Geziertes und Gekünsteltes. Man kann nicht recht empfinden, daß dies Alles Natur ist, und kann den Gedanken an das Treibhaus nicht los werden. Und ist das wirklich ein Wald, dieser Palmenwald, in dem es keinen Schatten gibt, keinen Vogelgesang und kein Blätterrauschen? Man denkt an den deutschen Wald und sieht fremd zu diesen fremden Bäumen hinüber und fühlt, daß man nicht zu ihnen gehört.

Auf der rechten Seite der Straße ist das Meer, hinter dem Walde versteckt; und zwischen Straße und Meer, mitten in den Palmenhainen, haben sich die Europäer ihre Villen gebaut. Die Landhäuser weisen im Aeußeren keinen künstlerischen Schmuck auf; ihre Form ist sehr einfach. Die Hauptsache ist auch hier nur, luftig zu wohnen. Die Häuser bestehen, wie schon erwähnt, zumeist nur aus einem Erdgeschoß und dehnen sich möglichst in die Breite

aus. Je vornehmer der Besitzer ist, um so breiter ist das Haus. Häufig sieht man einen Vorbau, eine Art offene Halle, die senkrecht zu der Hausfront steht. Vor jeder Villa liegt eine weite Wiesenfläche, und ringsum stehen die Palmen. Ueberall sind breite Fenster und Thüren angelegt. Die Häuser haben mehr Oeffnungen als Wände. Alle diese Fenster und Thüren sind weit aufgethan und höchstens mit dünnen grünen Matten verdeckt. Von der Wiese zum Meer und vom Meer zur Wiese streicht die frische Luft durch das Haus. Alle Landsitze haben ihre Namen. Auch die deutsche Heimath kommt in diesen Namen zu Ehren, und man grüßt mit Sympathie ein Hamburg House. Das ist aber noch gar nichts. Es erscheint ein Haus, das ganz besonders malerisch im Grünen liegt. In der Nähe ist ein kleiner See, um den sich die Palmen gruppiren, jede in einer anderen Pose. Hier wäre gewiß gut wohnen. Es ist dumm, daß der Kutscher gar kein Einsehen hat und so rasch vorüberfährt. Wie dieser schöne Fleck Erde nur heißen mag? Der Name des Hauses steht auf dem weißen Mauerpfosten am Eingang des Gartens angeschrieben. Ist das möglich? Ja, es ist kein Zweifel, und deutlich und groß ist der Name zu lesen: Frankfurt House!

In den Wiesen vor den Häusern zirpen die Grillen, und manchmal ist der Chorus so laut und stark, daß es wie Schellengeläute klingt.

Die Straße führt durch die Singhalesen-Stadt. An jeder Seite zieht sich eine Reihe niedriger Häuser hin. Diese sind aus Holz, sehen ungefähr wie Meßbuden aus, und die ganze Stadt gleicht einem Jahrmarkt. Handwerker arbeiten auf den Straßen; in den Läden hängen Büschel von Bananen zum Verkauf aus; und es ist ein großes Durcheinander von braunem Volk. Die Singhalesen zeigen in ihrem Auftreten nicht die Kraft und die Würde, wie die Neger und Araber von Aden. Sie sind groß und schlank, aber sehr zierlich gebaut, mit feinen und dünnen Gliedmaßen, und haben ein fast weibliches Aussehen. Vielleicht liegt ihnen dies instinktiv im Bewußtsein, und so kommt es, daß sie sich in weiblicher Manier kleiden. In Deutschland kennt man sie von den wandernden Trupps her, die vor einigen Jahren in den großen Städten Europas zu Gaste waren. Man weiß also, daß das Haar der Singhalesen nach Frauenart geordnet ist, und daß jeder männ-

liche Singhaleſe einen großen Schildpatt-Kamm im Haar trägt, ähnlich denjenigen, mit welchen die deutſchen kleinen Mädchen ihre widerſpenſtigen Locken von der Stirn zurückzuhalten pflegen. Das hauptſächliche Kleidungsſtück der Singhaleſen iſt ein Kattunſchurz, der vom Gürtel bis auf die Knöchel herabreicht, der wie ein ſehr enger Unterrock ausſieht und deſſen Enden oberhalb der Hüften einfach in einen Knoten geſchlungen werden. Der Knoten ſitzt manchmal ſehr hoch, das Gewand wird infolgedeſſen ſehr lang, und die ohnehin großen Geſtalten erſcheinen durch dieſes lange Untergewand noch größer. Die Frauen ſind ganz ebenſo gekleidet wie die Männer, und es iſt ſchwer, die beiden Geſchlechter ihrem Ausſehen nach auseinanderzuhalten bei einem Volke, wo bereits die Männer Kämme im Haar tragen. Alle Singhaleſen, denen man auf der Straße begegnet, haben Schirme in den Händen, — Schirme aus Schilfblätter-Geflecht oder ganz einfach ſchwarze europäiſche Regenſchirme. Man wundert ſich ſehr, was denn dieſe Leute mit den Regenſchirmen wollen, da ſie doch baarhaupt gehen und faſt nichts auf dem Leibe haben. Das Erſtaunen wird noch größer, wenn ein kleiner Wolkenbruch niedergeht und man ſieht, daß es keinem Singhaleſen einfällt, das Regendach über ſeinem Haupte auszubreiten. Mit dem Aufſpannen der Regenſchirme wird gewartet, bis die Sonne herauskommt. Hierzulande braucht man Schutz vor der Sonne, und Niemand denkt daran, ſich vor dem Regen zu ſchützen, der ja ſelbſt ein Schutz vor der Sonne iſt.

Braune Kinder laufen hinter unſerm Wagen her, halten ſich mit der Hand an deſſen Rande feſt, ſtreicheln jedem Einzelnen die Stiefeln und verſichern ihn, daß er ein „nice gentleman“ und ihr „good papa“ ſei. Ich habe fünf kohlrabenſchwarze Bälger an meiner Seite, die mich durchaus als ihren Vater reklamiren. Sie traben neben dem raſch rollenden Wagen einher, der Schweiß rinnt ihnen in hellen Tropfen über die Geſichter, aber ſie werden nicht müde mir zu betheuern: „You are my father!“ Meine Reiſegefährten wiſſen glücklicherweiſe, daß ich zum erſten Mal den Boden Ceylons betrete; ich brauche alſo für meinen Ruf nicht beſorgt zu ſein.

Ein hohes weißes Parkthor, in deſſen oberem Theil blaue Götterbilder eingemauert ſind, bildet den Zugang zum Hindu-Tempel. Nicht weit davon bezeichnet ein kleines rothes Ziegel-

haus die Stelle, von der aus der Weg zum Buddha-Tempel führt. Aber wir fahren erst nach Mount Lavinia.

Einen Berg kann man eigentlich Mount Lavinia nicht heißen. Es ist ein Hotel, das etwas höher als die Straße liegt, eine Art Seebad-Casino. Denn es geht auf einen Felsen hinaus, an dessen Fuß die Brandung schäumt; und wenn man hinten in dem kühlen, mit Asphalt gepflasterten Saale sitzt, so blickt man in weiter Rundsicht auf die grüne, hell von der Sonne beschienene Fluth und hört die Wogen über die Klippen und Steine des Strandes rauschen. Sonst ist da nicht viel zu sehen: ein paar Tische und Schränke aus braunem Holz mit indischer Schnitzarbeit von recht gewöhnlicher Art; eine arme alte Frau, die stumm auf der Erde hockt und aus Elfenbein geschnitzte kleine Elephanten zu verkaufen hat, rührend hilflose kleine Elephanten, um die sich Niemand kümmert; viel bunte Blüthen an den Bäumen um das Haus; und, unter den Blüthen schwärmend, ein farbenprächtiger großer Schmetterling, falls es nicht etwa ein kleiner Vogel ist. Ein Tropenkenner wird gerufen, das beflügelte Wesen flattert in die Lüfte und verschwindet, und man erfährt, daß man den ersten Kolibri gesehen hat. Die singhalesischen Kellner serviren das Breakfast. Zur Einleitung giebt es einen Fisch, das Hauptgericht ist ein Fisch, und dann kommt noch ein dritter Gang, der auch ein Fisch ist, aber ein anderer, so daß es immerhin an Abwechslung nicht fehlt. Als Dessert werden Früchte aufgetragen. Man ißt Orangen mit grüner Schale, Bananen und eben gepflückte Ananas, welch' letztere einen würzigen Geschmack von frischem Obst haben. Dann ist noch die Mangofrucht vorhanden. Sie hat einen starken Terpentin-Gehalt, und man muß sich nur daran gewöhnen, daß sie nach Petroleumlampe schmeckt. Dann aber soll sie köstlich sein.

Auf dem Rückwege machen wir vor dem Buddha-Tempel Halt. Ein schmaler Laubgang führt von der Straße ab. Am Ende des Ganges steigt man über ein paar Stufen zu einer Erhöhung, auf der mehrere kleine Häuser verstreut sind. Ganz oben ragt eine blaue kegelförmige Spitze, die eine Art Thurmknopf aus hellem Mondstein trägt. Das Ganze sieht einer Gruppe billiger Sommerwohnungen für Leute mittlerer Stände viel eher ähnlich als einem Tempel. Von Weihe ist nichts zu spüren; au dem Gange zum

Tempel wird man unabläſſig von Bettelvolk begleitet. Der Pförtner ſtellt die jüngſte Range als ſeinen Sohn vor; und die fortwährende Berührung mit buddhiſtiſcher Weisheit hat die Geiſtesgaben dieſes hoffnungsvollen Kindes derartig geſchärft, daß es, wenn man ihm erklärt, man habe kein Geld bei ſich, mit unfehlbarer Sicherheit auf die Stelle der Hoſentaſche deutet, wo der Europäer das Portemonnaie zu tragen pflegt. Der Tempelpförtner ſelbſt iſt ein brauner Mann mit langem ſchwarzem Barte und einer Löwenſtimme. Er reißt den Mund mächtig auf und brüllt ſeine Erklärungen den Beſuchern in die Ohren. Vorher aber werden aufs Genaueſte die Preiſe feſtgeſetzt: zwei Rupien für die Beſichtigung und außerdem etwas in die Armenkaſſe. Wenn man das Allerheiligſte gezeigt haben will, wird es noch theurer. Wir begnügen uns mit ſo viel Heiligem, als man gerade für zwei Rupien ſehen kann. Die Erklärungen beſtehen zumeiſt in der Verſicherung, daß Alles, was Einem vorgeführt wird, tauſend Jahre alt iſt. Tauſend Jahre ſind die Tempelhäuſer, ſind die Götterbilder und iſt im Tempelgarten ein heiliger Baum, der jedenfalls recht jugendlich ausſieht für ſein Alter. Wenn ſchon der Tempel tauſend Jahre alt iſt, ſo iſt er doch jedenfalls ganz friſch geſtrichen. Es riecht überall nach Oelfarbe, und ſelten hat wohl in der indiſchen Mythologie ein Gott ſo viel neue gelbe Tünche auf ſich gehabt, wie der liegende Buddha im Tempel von Colombo. Der liegende Buddha iſt in dreifacher oder vierfacher Menſchengröße dargeſtellt. Der ſchwere Kopf lehnt in einer rieſigen Hand, und als Stütze für die ganze Stellung dient der dicke gelbe Arm, der mit dem Ellbogen auf dem Boden ruht. In dem gelben Geſicht ſind die grünen Augen weit geöffnet („Smaragd, tauſend Jahr!“ ſagt der Führer). Dann iſt noch ein ſtehender und ſitzender Buddha vorhanden, ſowie ein Wiſchnu, neben dem eine Cobra ihren ſcheußlichen platten Schlangenkopf aufrichtet. Alle dieſe Götterbilder werden in Glasſchränken aufbewahrt, was Erinnerungen an das Panoptikum wachruft.

An eine Wand ſind die Strafen und Qualen der buddhiſtiſchen Hölle aufgemalt. Die Malerei gleicht derjenigen auf den Leinwand-Vorhängen der Jahrmarkts-Bänkelſänger, die dieſe zur Illuſtrirung der von ihnen beſungenen Mordthaten mit ſich führen. Jedenfalls paſſiren den Leuten in der buddhiſtiſchen Hölle ſehr

unangenehme Dinge. Man sieht einen Mann, dem ein Vogel die Zunge aus dem Munde herausreißt (selbst wenn man annimmt, daß dieser Mann während seines Erdenwandels sich der boshaften Bemerkungen nicht in genügendem Maße enthalten hat, so erscheint die Strafe doch etwas hart), und einen Andern, dem rothe Mäuse die Augen ausfressen. Künstlerischen Werth haben nur die Mosaik-Ornamente, die in die Decke und in den Fußboden eingelassen sind. Namentlich auf dem Fußboden kann man lebensvoll und getreu nach der Natur dargestellte Thierbilder finden. Auf die Thürschwelle eines der Häuser sind Geldstücke genagelt. (Ist das symbolisch aufzufassen und so zu deuten, daß auf der Schwelle zu aller Seligkeit das Geld lagert?) Ob Geld auch als Opfergabe dargebracht wird, läßt sich bei dem Tempel-Rundgang nicht ergründen. Man sieht nur geopferte Blumen, weiße, stark duftende Blumenkelche, die unserm Jasmin ähneln und infolge ihrer rituellen Verwendung den Namen der Buddha-Blume führen. Sie liegen ohne Blätter und Stengel auf schwarzen Tischen, die vor den Glasschränken mit den Götterbildern stehen. Auch in der blauen Thurmspitze sind außen Nischen zur Niederlegung von Opferblumen angebracht.

Der Priester hat seinen Sitz in dem hinteren Gelasse eines der Häuser. Auf dem Tisch steht die Tempel-Bibliothek. Sie enthält indische Bücher, einige englische Seeräuber-Romane und einen Band einer deutschen Ausgabe von Schiller's Werken, in dem sich der „Abfall der Niederlande" befindet. Eine kleine Punkah ist über dem Lehnstuhl angebracht, worin der fromme Mann sitzen und die heiligen Schriften studiren soll. Aber sei es, daß ihm die heiligen Bücher nichts Neues mehr zu sagen haben, sei es, daß selbst jener behagliche Lehnstuhl ihm nicht bequem genug dünkt, — der Priester sitzt nicht auf seinem Platze, sondern liegt, in gelbe Decken gehüllt, vor dem Hause auf der Erde, läßt sich von der Sonne bescheinen und ist in tiefe Meditationen versunken. Offenbar um nicht von den profanen Dingen der Außenwelt abgelenkt zu werden, hat er die Augen geschlossen. Er regt sich nicht, und man könnte meinen, er sei im Nirwana. Eigenthümlich ist nur, daß aus dem geöffneten Munde Töne herausdringen, die den Gedanken erwecken, daß Derjenige, der den Weg zum Nirwana gefunden, dort eine schwere Säge-Arbeit verrichten muß.

V. Singapore.

1. Mai. Zwischen Singapore und Hongkong.

(Das Bild der Stadt. — Straßenleben. — Arbeitstheilung der Chinesen. — Die Rickshas. — Die Hitze. — In Hemdsärmeln. — Der Reiz der Jahreszeiten. — Im botanischen Garten. — Das Chinesen-Viertel. — Die europäisch-chinesische Konkurrenz. — Chinesische Arbeiter und Handwerker. — Im Parsi-Theater.)

Die europäische Stadt liegt an der Rhede. Die Häuser stehen unmittelbar am Wasser oder in nächster Nähe, damit der kühle Seewind hineinkomme (man muß sich ihn aber nicht allzu kühl vorstellen, diesen Seewind von Singapore, anderthalb Grad vor dem Aequator). Die Geschäftshäuser drängen sich in einigen Straßen zusammen. Telegraph und Bank, die wichtigsten Hilfsmittel des Handels, thun sich durch Monumentalgebäude hervor. Namentlich der Bankpalast hat eine imposante Ausdehnung. Der Stil ist eigener Art. Es gibt offenbar eine besondere moderne indische Architektur, welche Säulen, Erker, Rund- und Spitzbogen in neuartiger Mischung verwendet und an die Renaissance-Bauweise erinnert, ohne ihr zu gleichen. Charakteristisch und wirkungsvoll ist eine einzige Reihe ganz kleiner grüner Säulen in der sonst weißen Façade. Dieses architektonische Detail findet man mehrmals wieder. Die neuen weißen Bauten weisen schwärzliche Stellen auf, wo die Verwitterung bereits ihr Werk gethan hat. In dieser feuchten Hitze altern die europäischen Häuser nicht weniger rasch, als die europäischen Menschen. Die Consulate sind bescheiden in Stockwerken von Geschäftshäusern untergebracht. Unmittelbar am Wasser liegt der Singapore-Klub. In dem geräumigen Speisensaale, in dem zahlreiche Punkahs durch die Luft wehen, schmeckt das Tiffin vortrefflich. Man lernt

da insbesondere als Dessert eine Gula Malacca kennen, ein malayisches National-Gericht: Grütze mit Cocosnuß-Milch und braunem Cocosnuß-Saft, der einen würzigen Malzgeschmack hat. Nachher nimmt man seinen Kaffee auf der mit durchsichtigen grünen Matten verhängten Veranda und sieht nach den Schiffen und der im Sonnenlicht blinkenden Rhede.

Die Handels-Niederlassung stößt seitwärts an einen Fluß, über den eine kleine eiserne Brücke führt. Indische Schutzleute in gelber Tropen-Uniform halten darauf Wacht, Riesengestalten, ernst und schweigsam. Man sieht von der Brücke aus auf den Fluß, der dicht besetzt ist mit hunderten von kleinen überdachten Booten, welche stilliegen. Das Flußbild wird malerisch abgeschlossen durch eine Reihe von blauen Häusern am Ufer. Es sind Häuser von Eingeborenen.

Die Straße führt über die Brücke und vorbei am Gouvernements-Gebäude, vor dem auf einem Denkmal-Sockel ein kleiner bronzener Elephant steht, zum Hôtel de l'Europe. Das ist das größte Hotel von Singapore. Das Etablissement setzt sich aus drei oder vier langgestreckten Häusern zusammen, die alle einstöckig und alle aus Holz sind. Die Zimmer sind primitiv eingerichtet, aber sauber gehalten. Es schläft sich gut in dem großen Bett unter dem Mosquito-Netz. Zu jedem Zimmer gehört ein Baderaum. Auch auf die Bade-Einrichtung ist nicht viel Raffinement verwendet: man stellt sich in eine Art Schaff und begießt sich mit einem blechernen Schöpftopf. Das Essen ist schmackhaft; nur möchte ich Jedem, der nach mir dort einkehren sollte, den Rath geben, von dem Pilsener Bier abzustehen. Es ist nichts von Bier in dem Getränk, wohl aber ein starker Zusatz von Copirtinte, und nicht einmal von der besten. Der Besitzer des Hotels ist ein Deutscher, Herr Becker, der sich in zuvorkommendster Weise seiner Gäste annimmt. Die Bedienung wird ausschließlich von Chinesen besorgt, von einer ganz unberechenbaren Menge Chinesen in weißen Waschanzügen. Die Arbeitsscheidung ist bis aufs Kleinste durchgeführt. Jeder Chinese hat seine bestimmte Aufgabe, und was nicht zu dieser Aufgabe gehört, das thut er nicht. Bei Tisch gibt es Chinesen, die die Teller wegnehmen; aber niemals wird sich einer von ihnen herbeilassen, ein Getränk zu bringen, so oft man es auch bestellen mag. Dazu sind wieder besondere Chinesen da. Es gibt sogar einen Chinesen, dem

ganz allein die Sorge für ein gewisses Geräth obliegt, das in keinem Schlafzimmer fehlen darf. Er waltet seines Amtes mit Pünktlichkeit und Würde und kommt täglich mehrmals nach dem Geräth sehen, für das er verantwortlich ist. Aber er thut nur das, und wenn man ihn um ein Streichholz zu einer Cigarre bittet, so macht er höchstens die Konzession, daß er den Streichholz-Boy heraufschickt, und auch dazu läßt er sich nur herbei, wenn man ihm sympathisch ist.

Vor dem Hôtel de l'Europe, zwischen der Straße und dem Meere, liegt ein weiter Wiesenplan. Am Spätnachmittag ist er von Hunderten von Tennis-Spielern erfüllt, während auf der Straße die zweispännigen Landauer der Singapore-Kaufleute vorüberrollen, geführt von den braunen Malayen-Kutschern. Als Miethswagen dienen ganz leichte einspännige Gefährte, welche die Form kleiner Omnibusse haben. Das gebräuchlichste Verkehrsmittel (wenn es auch von den eleganten Leuten gemieden wird), ist aber die Rickscha. In Singapore zählen diese von braunen Kulis gezogenen Wagen nach Tausenden. Zu allen Tages- und Nachtzeiten sieht man sie massenhaft in den Straßen herumrollen. Zuerst widerstrebt Einem ein wenig der Gedanke, daß man sich von einem Mitmenschen im Wagen herumziehen lassen solle. Aber schließlich läßt man sich auch von einem Mitmenschen die Stiefel putzen. Ferner muß man erwägen, daß man solch' armem Teufel einen Gefallen thut, wenn man ihm Gelegenheit gibt, ein Paar Cents zu verdienen. Die moralischen Bedenken schwinden vollends, wenn man in der Rickscha fährt und sieht, daß dem Kuli seine Zieharbeit anscheinend ganz und gar nicht schwerfällt. Man sitzt im Wagen, dessen Schlag mit japanischer Lackarbeit verziert ist, und hat vor sich den nackten braunen Rücken, der sich stets gleichmäßig hin und her wiegt und sich im Laufen mit Schweißtropfen bedeckt. Aber kein Keuchen wird hörbar, kein rascherer Athemzug ist zu bemerken. Im kurzen, wohlabgemessenen Trabe geht es dahin, solange man nur irgend will, eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden, eine ganze Stunde. Selbst im stärksten Gewühl, wenn von allen Seiten die Ricksha aufeinander zukommen, gibt es nie einen Zusammenstoß. Mit kurzen Rufen wird das Alles unter den Kulis geregelt, und geschmeidig findet der kleine Wagen seinen Weg durch alles Straßentreiben und alle Hindernisse hindurch. Viele sitzen in der Rickscha

und lesen ihre Zeitung; und am Abend kommt auch einmal eine Rickscha vorüber, in der ein Liebespaar seine Zärtlichkeiten austauscht; langsam trabt der Kuli dahin, weniger wohl, weil er das Idyll seiner Passagiere nicht stören will, als vielmehr, weil ein Liebespaar sich nothwendiger Weise aus zwei Personen zusammensetzt, die schwerer vom Fleck zu bringen sind, als eine einzige.

Ob man die Rickscha nehmen will oder nicht — man kann ihr nicht entgehen. Wenn man zu Fuß durch die Stadt wandert, so sind Einem unabläſſig ein paar Kulis auf den Ferſen, die ihre Wägelchen mit ſich ſchleppen. Sie wiſſen ſehr wohl, daß unfehlbar der Augenblick kommen muß, wo der Spaziergänger in dieſen ſo übermäßig langen Straßen ermüden und ein Fuhrwerk herbeiwünſchen wird, um nach Haus zu fahren. Der Augenblick kommt. Man ſteigt in die nächſte Rickſcha und gibt die Adreſſe ſeines Hotels an. Der Kuli zieht los. Man iſt froh, im Wagen zu ſitzen, und ruht aus; aber nach einiger Zeit findet man doch, daß die Fahrt etwas lange dauert. Sollte man ſich ſo weit vom Hotel entfernt haben? Die Rickſcha rollt und rollt. Endlich hält ſie ſtill. Die Straße iſt fremd, und weit und breit iſt kein Haus zu ſehen, das auch nur entfernt einem Hotel gliche. Es ſtellt ſich heraus, daß der Kuli die Adreſſe nicht verſtanden hat und einfach nach einer beliebigen Richtung gelaufen iſt, um das Fahrgeld zu verdienen. Das niedere Volk in Singapore kann kein Engliſch und ſpricht ausſchließlich malayiſch oder chineſiſch. Das Malayiſche iſt die Verkehrsſprache. Alle Kaufleute in Singapore müſſen malayiſch reden, um ſich mit ihren orientaliſchen Angeſtellten zu verſtändigen; auch zwiſchen Europäern und Chineſen dient das Malayiſche als Umgangsſprache. Die Rickſcha-Kulis haben alſo, wenn man ihnen einen engliſchen Fahr-Auftrag ertheilt, niemals eine Ahnung, wohin ſie fahren ſollen, was ſie aber nicht im Mindeſten hindert, vergnügt draufloszutrotten. Wenn ſie ſehen, daß ſie es mit einem Fremden zu thun haben, ſo bringen ſie ihn gewöhnlich nach dem zuletzt angekommenen Dampfſchiff hin; oder aber ſie ſetzen ihn mitten in Malay Street ab; und der Unglückliche, der nach dem Botaniſchen Garten wollte, ſieht auf einmal Gruppen von japaniſchen jungen Damen auf dem Trottoir erſcheinen, die ihm mit ausgeſtrecktem Arm und abwärts gekehrter Hand zuwinken und ihm verſprechen, die Jonkina zu tanzen. . . .

In der Nähe des Hôtel de l'Europe erhebt sich mitten auf einer grünen Wiese die St. Andrews-Kathedrale. Auch sie sieht grau und verwittert aus, als hätten viele Jahrhunderte an ihr gebröckelt, und doch sind gewiß kaum einige Jahrzehnte über sie hingegangen. Das Innere enthält keinen Schmuck. Die Wände sind weiß getüncht. Einige schöne bunte Glasfenster dämpfen das draußen so grelle Licht ab, und doch ist es schwül selbst unter dem hohen gothischen Steindach dieser Kathedrale. Das ganze Schiff ist mit weißen Punkahs erfüllt; sie hängen quer von Mauer zu Mauer, und es kommt eine fast auf jede Kirchenbank. Eigenthümlich muß diese Tropen-Andacht sein, wo die Gläubigen ihr Gebet zum Himmel senden, während die Punkahs sich über der Gemeinde hin- und herschwingen, damit es ihr beim Beten nicht zu heiß werde.

So mag man in Singapore gehen, wohin man will, überall, selbst in der Kirche, findet man die Hitze wieder. Das ganze Leben wird von ihr beherrscht und gestaltet. Man merkt ihren Einfluß an den Gebäuden, wie an den Kostümen. Der Europäer ist in Singapore unweigerlich ein Mann im weißen Anzug; und wenn man auf den weißen Anzug ein paar Metallknöpfe oder auf den Tropenhelm ein paar stählerne Beschläge setzt, so hat man den Beamten oder den Militär. Im deutschen Konsulat sah ich zwei Herren in Weiß die Treppe hinaufgehen; der eine war ein Detektiv, der andere sein Gefangener. Und einmal stand ich irgendwo und bemerkte einen Mann im weißen Anzug, mit dem Tropenhut auf dem Kopfe, der mir fremd war und doch etwas bekannt vorkam. Ich hatte ihn sicher schon einmal irgendwo gesehen, und das war auch richtig: ich stand vor einem Spiegel, und der fremde Mann war ich selber. In den Bureaux sitzen die Leute ohne Rock und Weste bei der Arbeit, mit hochaufgekrempelten Hemdsärmeln. Sobald ein Besucher empfangen werden soll, werden die Hemdsärmel heruntergestreift, und auch das nur, wenn er eine Persönlichkeit von Rang ist.

Die Hitze dauert Tag und Nacht und bleibt sich das ganze Jahr über gleich. Stets ist dasselbe Wetter, und überall ist dasselbe weiße Licht, das auch durch die dichtesten Baumkronen dringt. Man denkt daran, daß es jetzt in der Heimath gerade Frühling ist und daß in linder Luft, unter mildem Sonnenschein, die Bäume zu

blühen beginnen; und man begreift, daß alle Herrlichkeit der Tropen-Natur nicht aufkommt gegen das, was wir haben: gegen den Wechsel der Jahreszeiten. Wir brauchen das, wir Menschen. Wir brauchen Werden und Vergehen. Der Reiz liegt viel weniger in der Schönheit der Natur, als darin, daß sich diese Schönheit wie eine Erfüllung unserer Hoffnung entfaltet. Wir sind nicht geboren, um immer im Licht zu leben, sondern wir sind geboren, um uns immer danach zu sehnen. Und wenn man so durch Singapore geht, so hat man doch eigentlich fortwährend das Gefühl, wie froh man ist, daß man nicht unter diesen Bäumen, die das ganze Jahr über so erbarmungslos grün sind, zu leben braucht, nicht unter diesem Lichte, das stets in gleichförmiger Helle die Luft erfüllt und dem man nicht entrinnen kann, um irgendwo in der Dämmerung mit seinen stillen Gedanken zu verkehren. Man geht gern wieder aus Singapore weg, — auch deshalb, weil in dieser heißen Stadt kühl nur die Menschen sind.

Die europäischen Kaufleute wohnen außerhalb der Stadt in ihren Bungalows. Man kommt durch das Villen-Viertel, wenn man nach dem Botanischen Garten fährt; aber man sieht keine einzige Villa. Hier und da zweigt sich zur Rechten und zur Linken der Straße ein Weg ab, und an der Straße ist ein Name zu lesen; aber das Landhaus selbst ist vollständig verdeckt und vergraben im dichtesten Grün. In den Gärten, nahe der Straße, stehen Palmen, deren Blätter sich oberhalb des Stammes zu einem prachtvollen Fächer ausbreiten. Der Botanische Garten ist eine musterhafte Anlage. Er zieht sich über mehrere Hügel und enthält in Fülle Alles, was zur Tropen-Flora gehört. Schatten ist aber nur in wenigen Baum-Alleen zu finden. Diejenigen Besucher, in denen sich die Leidenschaft für die Botanik nicht recht hat entwickeln können, kommen auf ihre Rechnung durch die Anwesenheit einer schönen Riesenschlange (wer hätte nicht Freude an einer Riesenschlange?), die der Sultan des benachbarten Johore dem Botanischen Garten geschenkt hat. In den Wäldern der Halbinsel Malacca, selbst in der Nähe von Singapore, ist die Riesenschlange keine Seltenheit. Der Tiger ist in jenen Wäldern ein beliebtes Jagdthier. Kein Wunder also, daß der Botanische Garten auch einen Tiger besitzt. Ferner gibt es da mehrere Pelikane und andere große exotische

Vögel mit herrlich buntem Gefieder. Das Drolligſte aber iſt ein ſchwarzer Pavian von ausgeprägt menſchenfeindlicher Geſinnung, der kleine Steine aufliest und ſie nach den Leuten wirft, die indiskret genug ſind, ſich vor ſeinen Käfig hinzuſtellen. Ein kleines Krokodil ſchnappt augenblicklich zu, wenn man ihm mit dem Spazierſtock in der Schnauze herumſtochert. Es ſcheint, daß Krokodile dies nicht lieben.

Unmittelbar an die europäiſche Niederlaſſung, die ſich gleichſam nur als die äußere Linie der Stadt am Meere hinzieht, ſchließt ſich das Chineſenviertel an. An Ausdehnung übertrifft es die europäiſche Anſiedelung vielleicht um das Zwanzigfache, an Volkszahl jedenfalls um das Tauſendfache, und ſo iſt Singapore die erſte chineſiſche Stadt, die man auf der Fahrt nach Oſtaſien kennen lernt. Der Chineſe iſt in Singapore Proletarier, Kleinbürger und erſcheint ſogar auch als großer Bourgeois. Denn es gibt dort mehrere chineſiſche Millionäre, die ſich ihre Häuſer in nächſter Nähe des europäiſchen Settlement gebaut haben, — Häuſer von phantaſtiſcher Buntheit, bemalt, vergoldet, geſchnitzt vom Dachgiebel bis zum Boden. Vor jedem Hauſe iſt ein kleiner Garten, in dem ganze Reihen von Porzellan-Figuren ſtehen, nach der Gepflogenheit von Canton, wo das chineſiſche Rococo ſeine Heimath hat. Man iſt zuerſt verſucht, dieſe Häuſer für Theater-Dekorationen zu halten, ſo unwahrſcheinlich ſehen ſie aus; dann meint man, es müßten doch mindeſtens Tempel ſein. Ueberhaupt beginnt in der Chineſenſtadt von Singapore die Welt der Unbegreiflichkeiten. Eine Fülle neuer Eindrücke ſtrömt auf den Reiſenden aus dem Weſten ein, eine Fülle neuer Formen thut ſich kund, und man hat lange zu thun, bis man das Chaos entwirrt und in dieſen neuen Formen den alten Lebensinhalt wiedergefunden hat, der doch im Weſentlichen derſelbe iſt überall, wo Menſchen wohnen, auf dieſer Seite der Weltkugel, wie auf jener. Immerhin bleibt noch Manches unerklärt. Man geht oft ganze Straßen lang, ohne recht zu verſtehen, und Alles in Allem hat man hier zum erſten Mal ſeit der Abfahrt das volle Bewußtſein, daß man in Aſien iſt.

Wenn ich Mittheilungen glauben darf, die mir unterwegs gemacht worden ſind, ſo reißen in Singapore die Chineſen immer mehr den Handel an ſich, den großen wie den kleinen. Sogar in

der Verwaltung der Kolonie beginnen sie eine Rolle zu spielen. Der chinesische Arbeiter, Tagelöhner oder Handlungs-Commis schlägt jeden andern aus dem Felde. Mit dieser Ausdauer, dieser Genügsamkeit, dieser Billigkeit ist kein Wetteifer mehr möglich. Der Chinese kennt keine Feierstunde und keinen Sonntag. Er arbeitet durch von früh bis in die Nacht, Tag um Tag, jahraus, jahrein. Er hat nie das Bedürfniß, sich auszuruhen. Er ist imstande, fortwährend einer mechanischen, geisttödtenden Thätigkeit obzuliegen, bei der ein europäischer Arbeiter auf die Dauer wahnsinnig werden würde. Bei alledem ist er stets zufrieden und stets heiter, und es scheint ihm niemals einzufallen, daß es ein besseres Leben geben könnte, als dasjenige, das er führt.

Der Chinese also thut jede Arbeit in Singapore, die höhere wie die niedere. In Europa heißt es: „Gehen Sie zum Schneider oder zum Schuster!“ In Singapore sagt man: „Gehen Sie zum Chinesen!“ Hinter den Schaltern der Post sitzt der Chinese und verkauft Briefmarken. In der Bank führt er die Kassenbücher und hantirt mit den schönen mexikanischen Silber-Dollars und den so unsäglich schmutzigen Noten der Hongkong- und Shanghai-Bank. Dann sitzt er in den Läden und Gewölben der Chinesenstadt und übt jedes nur erdenkliche Handwerk aus. Obgleich in allen diesen Gewerbebetrieben eine alle europäischen Begriffe übersteigende Zahl von Arbeitskräften verwendet wird, bleiben immer noch Tausende von Chinesen beschäftigungslos, welche als Kulis sich zu allen Handreichungen verdingen, die gerade verlangt werden. In den Docks vor Allem herrscht ein unbeschreibliches Gewimmel von diesen halbnackten gelben Tagelöhnern. Hier, wo der Mensch in solchen Massen auftritt, daß man ihn zu Hunderten und Tausenden zusammenrafft, um *eine* Arbeitskraft daraus zu bilden, wo es auf den Einzelnen absolut nicht ankommt, wo nichts leichter ersetzbar ist, als ein einzelner Mensch, — wie steht es hier mit der Individualität? Wie sieht es in der Seele eines solchen gelben Menschen aus, der nichts ist, als ein wenig Muskelspannung in einem großen Menschenkraftbetriebe? Es wäre ein recht quälender Gedanke, wenn man wüßte, daß solch' ein Kuli auch eine Menschenseele hat, ganz ähnlich der unseren. Darum ist es gut, daß man nichts davon weiß und daß man seine Skrupel beschwichtigen kann, indem

man sich einredet, ein Kuli habe nur eine ganz gewöhnliche Kuli-Seele.

In der Chinesenstadt erinnern die breiten, geraden und verhältnißmäßig sauberen Straßen daran, daß man sich in einer englischen Kolonie befindet. Auf jeder Straßenseite stößt Laden an Laden ohne Zwischenraum, und die Fülle der Bedürfnisse muß eine ganz erstaunliche sein, wenn jeder dieser Kaufleute und Handwerker auf seine Kosten kommt. Die Verbrauchsmagazine und Werkstätten haben nach der Straße überhaupt keine Wände, und man sieht tief in ihr Inneres hinein. Es wird fleißig geschafft. Noch spät in der Nacht sitzen überall die Leute bei der Arbeit. Sie sind fast alle nackt bis zum Gürtel; und während bei uns zu Hause ein Schneider seine drei oder fünf Gesellen beschäftigt, ist hier ein Schneider-Atelier mit zwanzig oder dreißig halbnackten Chinesen gefüllt, die gedrängt beieinandersitzen. Mit Wehmuth gedenkt man der Pariser Ateliers, wo Mademoiselle Margot und Mademoiselle Angèle ihre Lockenköpfe über die Arbeit beugen und mit ihren kleinen Fingern anmuthig die Nadel führen. Hier wird Niemand in Gefahr kommen, sich mit einer Modistin zu kompromittiren, weil die Modistin ein dicker Chinese ist, der die Nadel vor seine mächtige Hornbrille hält, um den Zwirn einzufädeln. Der chinesische Schneider arbeitet übrigens rasch und vortrefflich, sobald man erst einmal mit ihm über den Preis einig ist. Das ist freilich keine Kleinigkeit; und wenn man bereits heruntergehandelt hat, so weit die Kräfte reichen, dann kommt er, nimmt Maß unter unendlichem Kopfschütteln und erklärt, der Master müsse unbedingt einen Dollar mehr zahlen, weil er gar so dick sei.

Ueberraschend ist die große Anzahl der chinesischen Uhrmacher. In fast jedem Laden, so chinesisch er sein mag, hängt denn auch die europäische Wanduhr, die wahrscheinlich ebenfalls wieder von einem Chinesen gemacht ist. Auch der Nähmaschine bedient man sich mehrfach in den chinesischen Geschäften. Dasjenige Erzeugniß der europäischen Kultur aber, das am siegreichsten sich die chinesische Welt erobert hat (soweit man wenigstens nach Singapore urtheilen kann), ist die Petroleumlampe. Sie fehlt nirgends, in keinem Haushalt, auf keinem Arbeitstische. Es gibt Hängelampen, und es gibt Lampen mit vervollkommneten Brennern neuesten Systems.

Zumeist aber sind es einfache weiße Lampen mit weißen Glocken. Und es ist seltsam, all' die fremden gelben Gesichter in dem wohlbekannten freundlichen Lichtkreise zu sehen, der an die heimathliche Abendstunde erinnert und an den Familientisch mit den fernen Lieben.

Im Hintergrunde jedes Ladens, an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand, ist der Hausaltar. Der Chinese geht nicht in die Kirche; er will seine Götter zu Hause haben, umsomehr, als die einzigen Götter, deren Kultus er gewissenhaft beobachtet, die Geister seiner eigenen Vorfahren sind, die also auch nach ihrem Tode noch zur Familie gehören. So sitzen diese Chinesen-Götter im Laden und wachen darüber, daß Tak Cheong seine Stiefeln oder daß Kwong Woo seine Kleider mit Vortheil verkauft, was sie um so leichter regeln können, als sie der Sache in nächster Nähe beiwohnen. Dafür haben die Ahnen-Götter aber auch einen Altar voll schöner zinnerner Gefäße, die wie Silber glänzen; und allabendlich zündet der bezopfte Lehrjunge Weihrauchstäbchen an und trägt sie in einem Topf auf den Altar. Es gibt eine Straße, die lediglich aus Theehäusern mit Damen-Bedienung besteht. Hier sind die Hausaltäre besonders prächtig, und die Damen vom Hause sitzen um sie herum und erwarten die Kundschaft.

Am Abend baumeln vor den Ladenthüren die mächtigen chinesischen Papier-Laternen. Drinnen sitzen die fleißigen Arbeiter beim Abendessen. All die halbnackten gelben Leiber sind über den Tisch gebeugt, die Eßstäbchen, die beide in derselben Hand gehalten werden, sind in eifriger Bewegung. Schalen werden an den Mund gesetzt und mit kräftigen Schlucken geleert. Man ist mit Essen beschäftigt und redet wenig. Wenn sich ein Fremder an die Thür stellt, so beachtet man ihn kaum. Einige Köpfe heben sich und senken sich gleich wieder auf das Nachtmahl. Man stößt sich ein wenig in die Seiten: „Sieh' doch den drolligen Kerl!" Man lächelt und ißt weiter. Und kaum ist abgeräumt, so geht es gleich wieder an die Arbeit. Einige freilich machen Feierabend, setzen den grauen europäischen Filzhut, der in der Mitte eingekerbt ist, auf das bezopfte Haupt und gehen auf Abenteuer aus. Oder sie stehen vor den Hausthüren und rauchen die Pfeifen mit dem langen geraden Pfeifenstock. Oder, wenn sie empfindsame Seelen sind, so hocken sie auf Stühlen, im dämmerigen Halbdunkel der Hausthore, und machen

Musik. Einer entlockt einer Holzflöte Melodien, die an das Geschrei unartiger Kinder erinnern. Ein Anderer hält zwischen den Knien das langhalsige chinesische Streich-Instrument, das in seiner Form an die Neger-Guitarre erinnert und schrille, hohe Töne von sich gibt. Es finden sich manchmal lyrisch gestimmte Nachbarn, die im Chor dazu singen, und das wird dann ganz besonders schlimm. Alle Straßen sind gedrängt voll. Die Menge wogt durcheinander, fächelt sich, lacht, unterhält sich in unverständlichen Kehllauten. Fortwährend bahnen sich die Rickshahs ihren Weg durch die dichten Gruppen. Unter freiem Himmel haben sich die Garküchen aufgestellt. Ganze Straßen sind angefüllt damit. Am Eßtisch, im Scheine der Petroleumlampen, sitzen die Gäste und nehmen aus allerlei Schalen allerlei unbegreifliche Getränke zu sich. An Gestellen über den Tischen hängen Fleischstücke, gerupfte Hühner und geschuppte Fische. Unter den Rosten glühen die Kohlen, und es brodelt und dampft aus vielen Töpfen. Die Straßen sind hell erleuchtet von allen den Lampen. Kein Lufthauch bewegt sich, die Schwüle ist drückend; und über Allem liegt jener schwere China-Geruch, — ein Geruch von Rauch und Armuth, von ranzigem Fett, Opium und gelben Menschen . . . . .

Abends thun wir uns zu Mehreren zusammen und fahren ins Parsi-Theater. Jeder steigt in eine Rickscha, und Rickscha hinter Rickscha geht es im scharfen Trabe und mit lautem Halloh durch die wimmelnden Straßen der Chinesenstadt. Die indische Schauspieler-Truppe hat ihr Theater auf einem Platze in der Vorstadt aufgeschlagen, auf dem elektrische Bogenlampen brennen. Das Theatergebäude ist aus Holz und Wellblech, wie ein wandernder Cirkus. Daneben stehen einige Buden, in denen erfrischende Getränke verkauft werden; auch wird Edison's Phonograph gezeigt. Im Innern ist ein Parquet mit Rohrstühlen und eine Gallerie mit langen Bänken. Auf diesen Bänken sitzen Malayen, schlenkern mit den braunen Beinen und vertreiben sich die Zeit bis zum Beginn der Vorstellung möglichst angenehm dadurch, daß sie ins Parquet spucken. In der ersten Reihe der Orchester-Fauteuils hat eine Japanerin Platz genommen. Der schwarze Chignon glänzt festlich, und über die Lehne des Stuhles, auf dem sie sitzt, hat sie ihr feines Umschlagetuch gebreitet. Die sonstigen Parquet-Besucher sind einige

Chineſen, die dicke Cigarren rauchen, und ſehr wenige Europäer in weißen Anzügen.

Eine Glocke wird lange und heftig geläutet. Der Vorhang rollt ſich auf, und wir ſehen in den Garten eines indiſchen Königspalaſtes. Im Hintergrunde ſchläft der ſchöne Prinz Kamruzzaman auf einem rothen Plüſchſopha, weil er eben ein Prinz iſt und ſich jeden Luxus geſtatten kann. Kamruzzaman iſt ſo ſchön, daß die Feen Bazmara und Simtan, die ihn ſchlafen ſehen, in Liebe zu ihm entbrennen und den Entſchluß faſſen, ihn zu entführen. Jede ſteigt aus einer Verſenkung auf, um uns ihren Seelenzuſtand anzuvertrauen. Beide Rollen werden von Männern geſpielt. Bazmara trägt ein rothes Koſtüm und hat blaue Tuchflügel am Rücken angebunden; Simtan erſcheint in Schwarz mit ſilbernen Sternen darauf und hat roſa Flügel. Das Stück ſpielt ſich größtentheils in langen Monologen ab, die geſungen werden. In der rechten wie in der linken Seiten-Couliſſe ſteht ein Harmonium und daneben eine Handtrommel. Vor dieſen Inſtrumenten ſitzen rechts und links zwei Indier und bilden das Orcheſter. Die Melodien ſind eintönige, reizloſe Recitative, die ſich in wenigen Moll-Lauten bewegen. Die Darſteller ſingen durch die Naſe, und das Harmonium begleitet. Und zwar ſpielt, während Bazmara ſingt, das Harmonium in der rechten Couliſſe; ſobald aber Simtan ſeine Stimme erhebt, ſetzt das Harmonium in der linken Couliſſe ein. Auf dieſe Weiſe ſoll offenbar dargethan werden, daß man es mit Perſönlichkeiten verſchiedenen Charakters zu thun hat. Man kann ſich vorſtellen, wie ſehr dies die Aufgaben des Bühnendichters erleichtern muß: ein guter Menſch iſt derjenige, der mit dem Harmonium zur Rechten ſingt; das Harmonium zur Linken bezeichnet das Bereich des Böſen. Die ſympathiſchen Perſönlichkeiten geben ſich ferner dadurch zu erkennen, daß ſie Coloraturen in ihren Geſang einlegen. Der ſchöne Prinz Kamruzzaman trillert und tremolirt unaufhörlich, weil er eben der Held des Stückes iſt. Die Handtrommel neben dem Harmonium tritt in Action, ſobald ſich wichtige Ereigniſſe auf der Bühne vorbereiten. Sie wird energiſch gerührt, um dem Publikum begreiflich zu machen, daß ein dramatiſcher Moment gekommen iſt und daß es jetzt nur aufzupaſſen braucht, um etwas zu erleben.

Prinz Kamruzzaman erwacht, dehnt sich, gähnt und tritt in den Vordergrund der Bühne. Er hat lange schwarze Haare und eine Adlernase. Auch besitzt er die interessante Blässe gewisser Klavier-Virtuosen. Es ist bekannt, wie sehr dieses Genre männlicher Schönheit den Damen zusagt, und daher ist auch in der plötzlich aufgelohten Leidenschaft von Bazmara und Simtan nichts, was man nicht nachfühlen könnte. Aber der König hat von einem Wahrsager erfahren, daß sein Sohn entführt werden soll, und er tritt nun auf, um rasch die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Man läßt sich nicht gern einen Sohn entführen. Denn nichts fehlt Einem hinterher so, als ein Sohn. Der König trägt einen falschen schwarzen Bart und eine blaue Seidenmütze mit Perlenschnüren. Er streichelt dem Prinzen die Schulter und gibt seinen Schmerz mit solcher Bewegung kund, daß das Harmonium zur Rechten, das seinen Gesang begleitet, kaum nachkommen kann. Es wird beschlossen, an Stelle des Prinzen einen Neger auf den Plüschdivan zu legen und ihn in den königlichen Purpur zu hüllen, der aus einem rothen Bettlaken besteht. Der Neger ist die komische Person des Stückes. Er wird von der Dienerschaft auf den Divan gelegt und treibt dabei allerlei Schabernack mit der rothen Decke. Auch ragt immer ein Bein in die Luft, und wenn die Diener dieses niederdrücken, so fährt ein Arm in die Höhe, und umgekehrt. (Wie doch alle Hanswurste in allen Theatern der Welt auf dieselben Klownspässe verfallen!) Die Feen entführen schließlich den Neger statt des Prinzen, welcher Irrthum nur dadurch erklärlich ist, daß auf Befehl des Königs die Bühnenlampen heruntergeschraubt worden sind.

Das ist der erste Akt. Es gibt deren noch fünfzehn, und das Stück dauert ungefähr eine Woche. Leider fuhr am nächsten Morgen unser Dampfer weiter, und so werde ich bis an mein Lebensende nicht wissen, ob Bazmara und Simtan nicht schließlich doch noch ans Ziel ihrer Wünsche gelangt sind oder ob sie sich ganz einfach mit dem Neger begnügt haben, was immerhin das Vernünftigste gewesen wäre, wenn sie den Prinzen nun einmal nicht bekommen konnten.

VI. Hongkong.

Hongkong, 12. Mai.

(Sonnenuntergang. — Die Peſt. — Das Koloniſationsgenie der Engländer. — Chineſiſcher Arbeitsdrang. — Auf dem Peak. — Die Deutſchen in Hongkong. — Vom Prinzen Heinrich. — Der „Shanghaitiger“. — Straßenleben. — Die Sänften. — Gold- und Silber-Induſtrie. — Ein Importartikel für Europa. — Der chineſiſche Kaufmann. — Chineſiſche Dienſtboten. — In der Villa „Luginsland“.)

Der Dampfer fährt an vielen Inſeln vorüber. Es ſind lauter Hügel, die im Waſſer ſtehen, einzeln oder mehrere zuſammen. Eine dünne Schicht Grün bedeckt ſie, jenes ärmliche Grün, das zur Noth noch auf dem Felſen wachſen kann; und manchmal iſt das grüne Gewand abgeſchabt oder durchlöchert, und der ſteinerne Bergleib ſchaut hervor. Früher haben hier die Piraten gehauſt. Jetzt ſind ſie ausgerottet — die Engländer haben mit ihnen ganze Kriege führen müſſen —, aber einladend ſehen die Inſeln noch immer nicht aus. Und das ſoll das Reiſeziel ſein? Das neue Land, um deſſentwillen man vier Wochen übers Meer gefahren iſt? Die Gedanken fliegen nach der Heimath, zu grünen Bäumen und lieben Menſchen. Ueberdem bricht die Nacht herein. Das geht raſch hier im Süden. Einen Augenblick nur ſieht der Tag verſchlafen und verdämmert drein, und plötzlich ſchließt er ſein Auge. Kaum iſt die Sonne herunter, ſo zeigt ſich auch ſchon im vollen Glanze der Mond. Er iſt zur Rechten über eine dunkle Bergwand hergekommen. Jetzt ſteht er hoch oben, und unter ihm im ſtillen Waſſer der Bucht iſt ein kleiner ſilberner See. Der Gipfel der Bergwand ragt in die Wolken und iſt von weißen Nebeln umlagert. An ihrem

Fuße schimmern viele Lichtpunkte; am Wasser stehen sie dicht und in langen Reihen; sie reichen bis zum untern Theil des Berges hinauf; und ganz oben noch, nahe den Wolken, sind einige auf den nachtschwarzen Berggrund aufgesetzt. Das ist Hongkong mit seinem Peak. Die abendliche Einfahrt erinnert an die abendliche Ausfahrt aus Neapel. Der Peak gleicht dem Vesuv in Höhe und Form; und Niemand kann wissen, was er hinter den Wolken macht, die seine Spitze bedecken, und ob er nicht ebenfalls Rauch und Feuer speit. Aber die Bucht ist größer als die neapolitanische; und überall sind Höhenzüge; in weiten Bogen dehnen sie sich gegenüber der Stadt; über die ersten, die niedrig sind, ragen höhere in der Ferne, und ganz hohe stehen dahinter. Kein Licht kommt von daher; und diese Berge dort, diese dunkle Ferne, diese lichtlose, schweigende, geheimnißvolle Nacht, — das ist China.

Von Hongkong kommt eine Barke mit Chinesen herangerudert. Sie halten lange Stangen mit Enterhaken, klammern sich durch diese an die Schiffswand fest, und während das Boot vom Dampfer in rasender Fahrt durchs Wasser mitgeschleift wird, klettern die Chinesen blitzschnell an ihren Stangen empor, schwingen sich aufs Verdeck und verschwinden von dort eiligst nach der Richtung des Zwischendecks, wo fünfhundert Kulis als Passagiere von Singapore nach Hongkong untergebracht sind. Einige von den Eindringlingen werden von den Matrosen des Dampfers noch aufgefangen und gezwungen, in ihr Boot zürückzukehren. Die Raschheit und das Ungestüm dieser Erkletterung scheint noch eine Tradition aus der guten alten Piratenzeit zu sein; und wenn auf allen Seiten sich plötzlich solche Boote festhaken und wenn statt zehn solcher gelber Kerle einige hundert auf einmal über das Verdeck hereinbrechen, wie ein Rudel heulender Wölfe, dann ist kein Widerstand mehr möglich. Nachdem man so eine Enterung im Kleinen mit angesehen, kann man es begreifen, wie ohnmächtig die großen Dampfer waren, wenn früher einmal die kleinen Seeräuberkähne über sie geriethen.

Nun fahren auch Dampfbarkassen („steam-launch" heißt das hierzulande) neben dem Schiffe her. Eine von diesen ist gleichfalls voll mit Chinesen. Es sind die Hausknechte chinesischer Hotels; sie halten bunte Papierlaternen in den Händen, auf denen in chinesischer

Schrift die Namen der Gasthäuser verzeichnet sind; und dazu schreien sie diese Namen unaufhörlich im Chorus über das Wasser herüber. Daneben fahren die Schaluppen von großen europäischen Firmen und Hotels. Alle die kleinen Dampfer keuchen und pusten unter der Anstrengung, mit dem großen Schritt zu halten. Auf dem einen stehen ein Herr und eine Dame, und die Dame winkt mit dem Taschentuch. Der Gruß soll uns Allen gelten: „Willkommen!“ Ja, wem sind wir hier eigentlich willkommen? Niemand erwartet uns, Niemand freut sich, daß wir da sind. Wir sind fremd im fremdesten Lande, und das wehende Taschentuch der guten Dame erweckt erst das Bedürfniß nach einem Freundesgruß, den wir hier nicht finden werden. Heimweh, dummes Heimweh! Seit Anfang der Reise läßt es nicht ab von mir, und jetzt steigt es mit mir ans Land (oh, ich spüre es wohl, wenn es auch den Schein erwecken möchte, als wollte es sich gar nicht mehr um mich kümmern) und schickt sich an, mit mir durch China zu reisen.

Das Hongkong-Hotel liegt gleich am Ufer. Es ist ein riesiger Bau, wie alle Hotels hier draußen. Mit seinen sechs Stockwerken überragt es alle übrigen Häuser am Quai. Die Zimmer in den höchsten Etagen sind die theuersten, weil sie die luftigsten sind. Natürlich führt ein Aufzug hinauf. In ihm steht ein alter Chinese, und dieses Amt hat er offenbar als Ruheposten bekommen. Unaufhörlich steigt er von unten zum Dach des Hauses, und vom Dach schwebt er wieder nach unten. Er spricht niemals ein Wort, zeigt stets dasselbe Gesicht, und wenn es warm wird, holt er seinen Papierfächer, den er hinten in den Hals gesteckt hat, und weht sich Kühlung zu. In den Korridors des Hotels verläuft man sich; man muß erst nach dem Wege fragen, ehe man sein Zimmer findet. Das Zimmer ist ein wahrer Saal; zwei große Glasthüren gehen auf eine breite, gemauerte Veranda hinaus; auch bekommt man endlich wieder einmal einen Kamin zu Gesicht.

Ueberall im Hotel riecht es nach Carbol. Das ist von wegen der Pest; sie hat in den letzten Wochen gehörig zugenommen und beginnt jetzt auch die Europäer anzugreifen. Alle Welt spricht von der „plague“. Die Zeitungen sind voll davon (wir haben hier eine ganze Anzahl: „China Mail“, „Hongkong Telegraph“, „Daily Press“ ꝛc.), und man kann Artikel lesen im folgenden Styl:

„Noch sind keine Nachrichten vom spanisch-amerikanischen Kriege da; wohl aber haben wir Nachrichten von einem andern Kriege, dem Kriege des Menschen gegen die Pestilenz, und diese Nachrichten sind trauriger Natur.“ Im täglichen Leben von Hongkong macht sich die „plague“ wenig bemerkbar. Die Chinesen, die den Tag über am Fuße der bergigen Wyndham Street ihren Blumenmarkt ausbreiten, haben mit ihrem stets regen Geschäftssinn rasch herausbekommen, daß sich die Pest praktisch verwerthen läßt. Sonst ist die bunte Farbenpracht südlicher Blumen in ihren Körben ausgebreitet. Jetzt bringen sie hauptsächlich weiße Blüthen zu Markt, die auf Gräbern verwendet werden können; auch herrliche Wasserrosen sind darunter, deren weißer Kelch so groß ist wie eine Birne. Selbst fertige Grabkränze kann man haben, sowie Kreuze aus Laubgrün. Diese weißen Blumen sind das Einzige, was in der Stadt daran gemahnt, daß der Tod näher ist, als sonst. Aber wer möchte daran glauben, in diesem strahlenden Sonnenschein? Auch kommt wohl einmal eine Schaar Kulis raschen Schrittes über die Straße am Hafen und schleppt einen chinesischen Sarg einher. Der schwere Kasten hängt an zwei Stangen, und fünf Träger sind an jedem Ende jeder Stange nöthig, wobei sie trotzdem noch Alle unter der Last keuchen. Der Sarg ist offen, und der Todte liegt darin, in bunte Tücher gewickelt. Man hält ein wenig den Athem an, wenn der Zug vorüberschlurft. Es könnten doch vielleicht einige Bazillen in der Luft herumfliegen. Dann begibt man sich eiligst in die Bar des Hongkong-Hotel und nimmt ein Cocktail. Die erste Regel nämlich, die man in Zeiten der Pestgefahr zu beobachten hat, ist die, stets „einen Zoll Whiskey im Magen zu haben“. So versichern hier die angesehensten Aerzte. Auch kann man einen Kju-Ci nehmen. Das ist ein Cocktail, worin noch etwas mehr Whiskey ist, als in einem gewöhnlichen Cocktail. Es war einst in Hongkong ein Mann, der da fand, daß der Cocktail weit besser wäre, wenn man doppelt so viel Whiskey hineinthäte. Dieser Mann bekleidete das Amt eines Q. C. (Queens Council),. und seiner denkwürdigen Entdeckung ist darum auch bei späteren Geschlechtern der Name Q. C. geblieben. (Kju-Ci in englischer Aussprache.) . . .

In Aden, Colombo, Singapore hat das Kolonisationsgenie der Engländer Großes geleistet; in Hongkong hat es wahre Wunder-

thaten verrichtet. Seit fünfzig Jahren ist die Hongkong-Insel in englischem Besitz. Die andern Eilande in der Bucht mit ihren kahlen Felsen geben heut noch ein getreues Bild davon, was Hongkong vor fünfzig Jahren war. Die Engländer kamen, und aus dem nackten Gestein wuchs plötzlich eine Stadt empor, eine Stadt mit eleganten Straßen und vornehmen Gebäuden. Nun mußte der Felsen auch grünen, und bald rauschten die Baumwipfel vor den Fenstern der Häuser; am ganzen Abhang des Peak begann es zu zu wachsen und zu blühen, und von der Stadt bis zur Bergspitze hinauf war ein einziger Garten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß kaum eine Blume von selbst gekommen ist, daß jeder Strauch besonders eingesetzt werden mußte, daß nicht einmal der Boden da war, um den Samen aufzunehmen, und daß mittels vieler Schiffsladungen erst die Erde herbeigeschafft werden mußte, in die gepflanzt werden sollte. Dieses großartige Werk konnte gewiß nur gelingen, weil eingeborene Arbeitskraft in ungemessenen Mengen zur Verfügung stand. Man begreift Vieles, wenn man die Chinesen arbeiten sieht. Ueberall werden sie beschäftigt. Sie bauen Straßen. Auf einem der Ausläufer des Peak haben sie einen Hügel abgetragen. Wo der Hügel war, haben sie mehrere kleine Erhöhungen, in der Form von Zuckerhüten, stehen gelassen, damit man daran ermessen könne, wieviel Erde sie weggeschafft haben. Am Hafen wird ein Haus gebaut, das eines der größten der Stadt werden soll. Auf dem Gerüst (das keinen Nagel enthält und nur durch Bambusgeflecht zusammengehalten wird) ist nirgends ein Aufzug oder sonst ein maschineller Behelf zu erblicken; überall lehnen die Leitern, und was zum Baue nöthig ist, wird von den Kulis selbst hinaufgetragen. Ebenso ist von den Villen der reichen Kaufherren, die jetzt oben am Peak stehen, jeder Stein auf Kuli-Rücken den Berg hinaufgeschleppt worden. Vor meinen Fenstern ziehen fünfzig Kulis eben mit großem Geschrei eine schwere Chaussée-Walze, um den Fahrdamm glatt zu machen. Alles wird hier mit Menschenkraft betrieben, die billiger arbeitet als Dampf, und fast ebenso rasch. Das chinesische Volk enthält staunenswerthe Kräfte, und es hat nur den einen Wunsch, daß man davon Gebrauch mache. Wer es arbeiten läßt, der ist ihm willkommen, und der Fremde ist ihm vielleicht noch lieber, als der Einheimische, weil jener etwas besser

zahlt, als dieser, und auch für den Besitz des Erworbenen mehr Sicherheit gewährt. Der Kampf ums Dasein allein kann diesen allgemeinen Drang zur Arbeit kaum erklären. Der Chinese verdient wenig, aber er braucht noch weniger, als er verdient. Man hat den Eindruck, daß alle diese Leute auch mit halb soviel Arbeit sich durchbringen könnten, und man begreift eigentlich nicht, wofür sie sich so unsäglich abmühen. Es heißt, daß sie in ihrer Art raffinirte Genußmenschen seien, daß sie der Frauen und des Spiels bedürfen, vom Opium gar nicht zu reden. Oder vielleicht ist es ganz einfach der Ueberschuß von Körperkraft, der unter allen Umständen sich geltend machen will. Bei glühender Sonnenhitze eine Chausséewalze ziehen, ist möglicherweise ihre Art, sich angenehm auszuleben, und darum sind sie auch immer so vergnügt. Jedenfalls bildet, wie gesagt, die eingeborene Arbeitskraft den Schlüssel zur Erklärung des Hongkong-Wunders. Das schmälert natürlich den Ruhm der Engländer in keiner Weise. Sie haben den Glauben an das Werk mitgebracht und den kühnen Geist, der alle diese hunderttausend Hände in Bewegung setzte. Aber nur so wird es erklärbar: der Engländer wollte einen Garten haben und befahl dem chinesischen Riesen, den Fels umzupflügen.

Zur Spitze des Peak führt eine Drahtseilbahn. Ohne jeden Umweg klettert sie mit einer wahren Unverschämtheit schnurgerade an der steilen Wand hinauf. Die Steigung beträgt an einigen Stellen eins zu drei: Wenn man im Wagen sitzt, so kommt es Einem vor, als stünden alle Häuser schief, an denen die Bahn entlangführt. Unten der Bahnhof erinnert an Meudon und sein Funiculaire, und beim Hinauffahren blickt man unwillkürlich nach rechts, wo über die Baumwipfel hinüber sich der Blick nach St. Cloud öffnet und nach dem silbernen Band der Seine. Hier thut sich rechts und links eine großartige Rundsicht auf über die Bucht, deren Wasserfläche wie besteckt ist mit den Segeln der Dschunken, über das blaue Meer, das sich im Dunst der Ferne verliert, über Hongkong selbst, das eng zusammengedrängt scheint in dem schmalen Raum zwischen dem Fuß des Peak und der Bai, und über die Inseln gegenüber mit ihren seltsam geformten Bergen und Gebirgen, deren rothes Gestein hell in der Sonne leuchtet. Im Wagen sitzen englische Damen, die nach den Landhäusern am Peak hinauffahren; sie sind

sehr elegant in ihren einfachen weißen Waschkleidern. Junge Offiziere vom Royal Lancaster, in gelber Tropen-Uniform mit schwarzen Achselklappen, sind als liebenswürdige Kavaliere um die Ladys bemüht. Oben ist das große Peak-Hotel, mit kühlen Zimmern und gutem Essen. Und nun kann man da auf der Höhe stundenlang spazierengehen. Nur auf der Spitze, wo die Signalstange aufgepflanzt ist, darf man nicht verweilen. Plötzlich sind Soldaten da und fragen, ob man ein business hier habe; und wenn man kein business hat, so wird man höflichst ersucht, sich da bei der Signalstange nicht aufzuhalten. Man muß sich aus der militärischen Region entfernen, in der auch ein früheres Peak-Hotel gelegen ist, das von der Regierung jetzt als Offiziers-Hospital und Reconvalescenten-Heim eingerichtet wird. Ueberall tauchen Soldaten auf, die man beim Aufstieg nicht gesehen hat, und geben Acht, daß man auch wirklich seiner Wege gehe. In der Spionenfurcht sind die Engländer hier jetzt fast ebenso kindisch, wie die Franzosen. Vor einiger Zeit ging, wie man sich erinnern wird, ein Offizier eines Dampfers des Norddeutschen Lloyd auf eine der kleinen Inseln in der Hongkong-Bai und nahm einige Photographien auf. Er wurde verhaftet, und das Gericht verurtheilte ihn zu drei Monaten Gefängniß und einer ganz unmöglichen Geldstrafe. Die deutsche Regierung legte sich ins Mittel, der Prozeß wurde wiederaufgenommen, das Urtheil lautete jetzt nur auf hundert Dollars Geldstrafe, und auch diese wurde später im „Gnadenwege" erlassen.

Nach allen Seiten gehen auf dem Peak schöne glatte Kieswege, von dichtem grünem Laub eingefaßt. Wenn man über sie hinschreitet, könnte man sich in Meran oder in Lugano glauben. Die Bäume werden nicht hoch, weil das die Teifunstürme nicht zulassen, aber sie sind sehr laubreich. In den großen, fremdartigen Blättern spielen tiefschwarze und tiefblaue Schmetterlinge. Die Wege wenden und krümmen sich und gewähren immer neue Ausblicke in die Schluchten des Peak, die grün sind bis zum Grunde, und über seine vielen Hügel und Höcker hin. Denn der Peak, wenn man ihn so aus der Nähe kennen lernt, ist eine ganze Gebirgslandschaft mit Bergen und Thälern. Manchmal stehen die Berge im Kreise zusammen und schließen ein Stück blauen Wassers ein. Ueber die Berge hinweg ist auf allen Seiten die Bucht zu sehen,

— die lichtschimmernde Bucht, die weit drüben mit dem hellen Himmel zusammenfließt. Man ruht auf steinernen Bänken und genießt das Bild, das wenige seinesgleichen in der Welt hat. In den Thälern kommen mehrere Bassins zum Vorschein, die angelegt sind, um von dort das Wasser nach den Häusern auf der Höhe heraufzuleiten. Allenthalben wird an den Wegen gearbeitet. In der Nähe des Gipfels wird eine neue Straße gebaut, lediglich damit die Peak-Bewohner dort oben mit Bicycles und Rickshas spazierenfahren können. Demnächst soll unten eine Straße in Angriff genommen werden, die um die ganze Hongkong-Insel führen und zum Andenken an das Jubiläum der Königin Jubilee-Road heißen wird.

Die Häuser, die auf den verschiedenen Erhöhungen des Peak verstreut liegen, sind schmucklos in ihrem Aeußern, zumeist einfach grau gestrichen. Die Vornehmheit zeigt sich in der Größe und Weitläufigkeit der Anlage. Erfreulich ist es (man soll es eigentlich nicht laut sagen), daß die schönsten Häuser auf dieser Wohnstätte der feinen Welt von Hongkong Deutschen gehören. Im Handel von Hongkong nimmt der deutsche Kaufmann einen ganz hervorragenden, um nicht zu sagen den ersten Platz ein. Die Engländer machen etwas saure Gesichter dazu und möchten lieber, daß es nicht so wäre, obwohl doch zur Blüthe der englischen Kolonien nicht am Wenigsten jene große und freie Anschauung beigetragen hat, die Jeden auf englischen Boden willkommen heißt, der sich dort niederlassen und etwas unternehmen will. Hier, wo der englische und der deutsche Kaufmann sich in freier Konkurrenz messen, zeigt sich oft der deutsche als der überlegene durch seinen klaren geschäftlichen Blick, der von nationalen Vorurtheilen kaum getrübt ist, durch seine Ruhe und seine Ausdauer bei der Arbeit. Der englische Kaufmann hat sich in jahrhundertelangem Ringen die Welt erobert und neigt dazu, sich auf seinen Lorbeern ein wenig auszuruhen. Insbesondere soll der deutsche Kommis an Pflichteifer, an Geschäftsinteresse und namentlich an Sprachkenntnissen vielfach den englischen übertreffen.

Mehrere deutsche Welthäuser haben in Hongkong ihre Niederlassungen: Melchers & Comp. (wo sich auch die Agentur des Norddeutschen Lloyd befindet), Siemssen & Comp., Arnhold

Karberg ꝛc. Die deutsche Kolonie zählt etwa 300 Köpfe; sie besitzt ein sehr stattliches Klubhaus in der Wyndham Street. Auf der Höhe von Wyndham Street weht über dem deutschen Konsulatsgebäude die schwarz-weiß-rothe Fahne. Das Konsulat wird gegenwärtig vom Vizekonsul Heinze verwaltet, der sich mit vollendeter Liebenswürdigkeit der durchreisenden Deutschen, die seines Rathes bedürfen, annimmt. Auch sonst gibt es in der deutschen Kolonie manch' Einen, mit dem man sich freut, bekannt zu werden. Vor Allem möchte ich Herrn Haupt nennen, den hiesigen Chef der Firma Melchers & Comp., den ersten wirklich charmanten Mann, den ich im Osten getroffen habe.

Die deutsche Kolonie ist noch ganz erfüllt vom Besuche des Prinzen Heinrich. Der Prinz hat hier manches sympathische Wort gesprochen, hat durchblicken lassen, daß bei dem chinesischen Kolonisations-Unternehmen von Kiautschou in erster Linie die Interessen des Handels berücksichtigt werden sollen (also keine Beamten- und Militär-Kolonien mehr!), hat den deutschen Kaufleuten gesagt, daß er herausgekommen sei, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen, hat die meisten Chefs der großen Firmen in besonderen Audienzen empfangen, hat sich von einigen sogar schriftliche Aufstellungen mitgeben lassen, hat den Wunsch ausgesprochen, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England sich so freundschaftlich als nur möglich gestalten mögen, da in Wirklichkeit nichts vorliege, was die beiden Staaten trennen oder entzweien müsse, und so weiter. Bei den Engländern in Hongkong hat der Prinz einen nicht weniger günstigen Eindruck hinterlassen, als bei den Deutschen. Er hat sie bei ihrer schwachen Seite zu nehmen gewußt, hat sich an allen ihren Sports betheiligt, hat mit ihnen Tennis und Polo gespielt. Bei dem glänzenden Banket in der City Hall, das die englische Kolonie veranstaltete, sagte der Gouverneur in seiner Tischrede (und man weiß, daß es kein höheres Lob aus englischem Munde gibt): der Bruder des deutschen Kaisers sei nicht nur ein Prinz, sondern auch ein Gentleman. Der Prinz antwortete mit einigen warmen Worten im schönsten Oxford-Englisch; und nun brach das los, was man hierzulande, Gott weiß warum, den „Shanghaitiger" nennt: ein rasches Liedchen wird gesungen, und dieses schließt damit, daß Jeder in aller erdenklichen Weise, mit Pfeifen, Fußstampfen, Ausglasschlagen,

Schreien und Johlen, den größtmöglichen Lärm verführt. Der Prinz saß da und hörte mit Erstaunen zu, bis ihm ein Nachbar erklärte, daß dies der „Shanghaitiger" sei, der im Osten Asiens die höchste Staffel der Begeisterung bedeute. . . . . .

Parallel mit dem Hafen-Quai, wo die großen Häuser mit den Comptoirs der europäischen Firmen stehen und wo von den Dächern die Flaggen aller großen Schifffahrtsgesellschaften der Welt wehen, zieht sich die Queens Road, die Hauptader der Stadt, hin. Hübsche Häuser stehen zu beiden Seiten der nicht allzubreiten Straße. Unten ist Laden an Laden; in den oberen Stockwerken befinden sich vor allen Fenstern offene Vorhallen, nach Art der Loggien. Bäume wachsen am Straßenrande, und vor der Bank gibt es sogar eine kurze Reihe Palmen. Eine Seitenfront des Bankpalastes geht nach dem Platze hinaus, wo sich langgestreckt, mit Säulen und monumentalen Giebeln geschmückt, der weiße Bau der City Hall erhebt. Davor ist ein Denkmal errichtet, ausnahmsweise nicht das der Königin, sondern ein allegorisches, das wahrscheinlich den Aufschwung des Handels bedeutet, falls es nicht etwa die städtische Freiheit vorstellen soll. Die Königin sitzt draußen am Hafen in einer Art offenem Tempel; sie ist aus dunkler Bronze und heißt darum bei den Eingeboren „the black Queen". Unmittelbar neben der Queens Road beginnen die ersten Wellungen des Gebirges; alle Seitenstraßen, die nach der dem Hafen entgegengesetzten Seite von ihr sich abzweigen, gehen in starker Steigung bergan. In einigen von diesen Seitenstraßen wohnen die Chinesen, und die chinesischen Hausfrauen trocknen dort ihre Wäsche an vielen Stricken, die von einer Straßenseite zur andern gezogen sind. Ein eigentliches großes Chinesen-Viertel gibt es nicht; Singapore ist in diesem Sinne viel mehr Chinesenstadt als Hongkong. Wohl sollen in Hongkong 200,000 Chinesen sich aufhalten, und man trifft sie auch auf allen Straßen und in allen Häusern. Wo sie wohnen, ist freilich nicht recht begreiflich. Vielleicht stecken sie zu Hunderten zusammengepfercht in den kleinen Häusern der chinesischen Gassen. Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, daß die Pest dort ausgebrochen ist; erstaunlich ist nur, daß sie dort jemals wieder erlischt. Im Allgemeinen aber macht Hongkong den Eindruck einer von vielen Chinesen bewohnten europäischen Stadt.

Der Straßenverkehr hat allerdings ein stark chinesisches Gepräge. Als Verkehrsmittel dienen Rickshas und Sänften. Pferde sieht man in Hongkong ebensowenig wie in Venedig. Sie sind Luxusthiere und werden nur zum Reiten verwendet. Die Sänften werden häufiger benutzt als die Rickshas. Denn im Gegensatz zu den Rickscha-Kulis verstehen die Sänftenträger doch wenigstens einige Brocken Englisch und haben eine beiläufige Ahnung von Straßen und Hausnummern. Die Sänfte ist aus Bambus geflochten und hängt an zwei langen Stangen. Ein Kuli geht vorn, ein anderer hinten. Man kann jedoch auch mehr Kulis nehmen, wenn man Aufwand treiben will. Die reichen Leute haben ihre eigene Sänfte und lassen sich von vier oder noch mehr Kulis tragen, die in malerischen Livreen stecken, in weiten weißen Kitteln mit breiten farbigen Saumstreifen. Aber es geht mit Zweien auch und ohne Livree. Sowie sie die Sänfte auf die Schultern gehoben haben, schreiten sie mit raschen Schritten los, ganz gleichgiltig, ob die Straße eben ist oder bergauf führt. In wahrem Geschwindschritt tragen sie Einen, wenn man will, bis zum Gipfel des Peak, ohne abzusetzen. Die Arme gekrümmt, die Hände über den Stangen geschlossen, die tief in die Schultern einschneiden, gehen sie mit langen Schritten dahin, und die nackten Füße patschen fest auf den Boden.

Vor den Läden von Queens Road hängen die langen chinesischen Firmenschilder, wie bunte Fahnen. Fast alle Geschäfte gehören Chinesen, und stets sitzt der bezopfte Prinzipal mit seinen nicht minder bezopften Kommis hinter dem Ladentisch und bedient die Kunden. In den Läden werden Elfenbein-Schnitzereien verkauft, allerlei Stücke aus dem grünen Jade-Stein, dem Lieblingsstein der Chinesen (die meisten chinesischen Frauen tragen kleine Jade-Ringe als Ohrgehänge und auch die Männer haben vielfach einen großen Jade-Ring als Armband), ferner Seiden-Stickereien aus Canton, außerdem natürlich Porzellan-Waare in Menge, vor Allem aber Gold- und Silbersachen. Letztere sind eine wahre Ueberraschung für den Reisenden. Dieser Zweig des chinesischen Kunstgewerbes hat sich erst in jüngster Zeit entwickelt. Die Chinesen sind darauf verfallen, ihre alte Fertigkeit in der Bearbeitung der Edelmetalle auf die Herstellung europäischer Schmuck- und Gebrauchsgegenstände zu verwenden. Die Formen haben sie den Europäern abgesehen, und zu diesen europäischen

Formen haben sie nur gerade so viel Chinesisches hinzugethan, als nöthig ist, um den Gegenständen einen exotischen Reiz zu verleihen. Sie zeigen sich als Leute von feinem Geschmack in der Art, wie sie Europäisches und Chinesisches hier zu vermischen wissen; es scheint, als schöpften sie aus diesen Vermischungen manche neue Anregungen; und diese Gold- und Silber-Objekte sind deshalb besonders interessant, weil sie eines der wenigen Beispiele einer wirklich modernen chinesischen Kunst bilden, die sich unter europäischem Einfluß entwickelt hat. „Kunst" ist vielleicht etwas viel gesagt; es ist fraglich, ob der chinesische Handwerker jenes künstlerische Empfinden hat, das zur Kunst gehört; vielleicht sollte man nur, wie angedeutet, von gutem Geschmack sprechen, und am Ende ist auch das nicht einmal richtig. Die Zeit, wo der Chinese künstlerisch, schöpferisch thätig war, ist wohl längst vorüber. Heut ist er hauptsächlich Nachahmer; und möglicherweise sind alle diese reizenden Gold- und Silbersachen nur Kopien irgendwelcher Muster (die aber dann doch wieder von Jemandem, und jedenfalls von einem Chinesen, erfunden sein müssen). Daß man es mit Nachahmungen zu thun hat, wird auch deshalb wahrscheinlich, weil man stets die gleichen Motive wiederfindet, die über eine bestimmte Anzahl nicht hinausgehen. Haupsächlich sind es die chinesischen Schriftzeichen für „Glück" (Fu) und „langes Leben" (Schou), die in Silber und Gold ausgeführt und als Cravatten-Nadeln, Manschettenknöpfe, Gürtelschnallen für Damen, Uhrenhängsel ꝛc. montirt werden. (Dabei fällt mir ein, daß die Chinesen diese Schriftzeichen ohne jeden künstlerischen Gedanken vielleicht bloß deßhalb verwendet haben, weil sie eben Glück und langes Leben bedeuten, und daß nur in uns die künstlerische Auffassung dieser Zeichen liegt, die für uns mit ihrem seltsam verschlungenen Linienbau eine gewisse Schönheit haben.) Dann kommt oft der chinesische Drache wieder als Relief-Ornament in Photographieständern, Löffelstielen ꝛc. vor. Ein einziger fliegender Vogel findet sich, immer derselbe mit ausgebreiteten Flügeln und nach aufwärts gedrehtem Halse.

Ob nun aber Künstler oder nicht, als Techniker in der Behandlung der Materie sind die Chinesen unübertrefflich. Diese Arbeiter, die von hunderten von Arbeiter-Generationen abstammen, haben in ihren Händen eine Geschicklichkeit, in ihren Fingern eine Feinheit, die für die unseren kaum erreichbar sind. Wenn Chinesen-

hände über irgendwelchen Stoff gerathen, Holz, Metall oder Papier, so scheint dieser plötzlich eine ganz ungewohnte Fügsamkeit und Schmiegsamkeit zu bekommen. (Es ist ein besonderes Vergnügen, einem Chinesen zuzuschauen, der etwas einpackt: auf einmal gibt es keine widerspenstigen Ecken und Kanten mehr, und Alles rundet sich und paßt sich der Hülle an.) So sind auch die Gold- und Silbersachen mit einer ganz besonderen Sauberkeit und Feinheit hergestellt. Das Metall wird bis zum kleinsten Theile ausgenutzt, und das denkbar geringste Quantum Gold oder Silber reicht zur Anfertigung der komplicirtesten Dessins aus. Daher kommt die verhältnißmäßig erstaunliche Billigkeit dieser Artikel. Man bezahlt fast nur den Gold- oder Silberwerth, und diesen bekommt man ehrlich zugemessen, da der Chinese ein reller Kaufmann ist. Unverständlich ist, daß die Erzeugnisse der chinesischen Bijoutiers noch nicht nach Europa (wenigstens nach Deutschland und Frankreich) importirt worden sind. Unsere Damen namentlich würden sie mit Freude begrüßen. Die europäischen Ladies in Hongkong haben in ihren Salons ganze Tischchen voll dieser Gegenstände. So hoch auch die europäischen Zölle für Gold- und Silberwaaren sein mögen, — der Einkaufspreis ist doch so niedrig (und er stellt sich sicher noch weit niedriger, wenn man nicht in den Läden von Hongkong und Shanghai, sondern direkt beim Handwerker kauft), daß sich gewiß ein schönes Geschäft damit machen ließe. Vielleicht bilden diese Zeilen eine Anregung für unternehmende deutsche Kaufleute.

Es ist gefährlich, in diese Läden der Queens Road einzutreten. Alles ist da so billig, daß man in kurzer Zeit ein unglaubliches Geld ausgibt. Sämmtliche Thüren stehen weit offen, und man kann hineingehen und herausgehen, wie man will. Das heißt, mit dem Herausgehen hat es seine eigene Bewandtniß. Wenn so ein chinesischer Geschäftsmann Einen erst einmal in der Gewalt hat, dann ist man verloren. Mit Blitzesschnelle findet er heraus, wofür man besondere Neigung besitzt; und nun schleppt er heran, was er nur irgend auf Lager hat; verborgene Schubladen thun sich auf, und die prächtigsten Dinge kommen zum Vorschein. Dabei ist er liebenswürdig und schmeichlerisch nach Möglichkeit und erzählt lange Geschichten unter großem Aufwande von „belong“, welches wohl das

Hauptwort ist, um das sich das ganze Pidjen-Englisch dreht. Auch will er wissen, woher man komme. „Germany?“ Oh, da war ja neulich der „Plince Henly“ hier. (Das soll „Prince Henry“ heißen; die Chinesen können bekanntlich kein r sprechen); und der „Plince Henly“ ist in Deutschland der „man numbel two“. Der „man numbel one“ ist nämlich der Kaiser. Demgemäß ist sein Bruder der „man numbel two“. So geht das fort, und schließlich tritt man wieder auf die Straße und hat eine Theekanne aus chinesischem Porzellan in der Hand, obwohl man nie in seinem Leben, und jetzt weniger als je, irgendwelches Bedürfniß nach einer Theekanne verspürt hat.

Merkwürdig ist übrigens, wie rasch man sich an die Chinesen gewöhnt. Es fällt Einem gar nicht mehr auf, daß man überall von Chinesen umgeben ist, überall von ihnen bedient wird. (Dunkle Erinnerungen sagen mir, daß es ein Lebewesen gibt, das „Stubenmädchen“ heißt; seit Langem habe ich keines mehr gesehen.) Man beginnt, Physiognomien bei den Chinesen zu unterscheiden, und findet auch kluge, brave, sympathische Gesichter heraus. Als bedienendes Personal sind sie unübertrefflich. Im Hotel schwärmen sie zahlreich um Einen herum, im Zimmer wie im Speisesaal, und machen doch kein Geräusch. Lautlos gleiten sie auf ihren Filzsohlen dahin. Sie wissen sich jeder Persönlichkeit anzupassen, achten genau auf die Gewohnheiten des Gastes und erweisen ihm bald alle jene kleinen Aufmerksamkeiten, die so wohlthun. Jeden Morgen stehen auf meinem Theetisch gerade die Früchte, die ich gern esse, unter den schönsten ausgesucht. Der Boy, der mir den Thee servirt, weiß genau, wie viel Stücke Zucker ich hineinwerfe. (Lassen wir die Zahl lieber im Ungewissen!) Ein zweiter kommt mit Butter; ein dritter hält mir die Speisekarte vor, wo die Gerichte numerirt sind, weil die Chinesen, bei denen man bestellt, sich eine Zahl leichter merken als den Namen einer Speise. Und kaum habe ich den letzten Schluck gethan, so steht auch schon der Boy mit den Zündhölzern da (mit diesen niederträchtig schlechten japanischen Zündhölzern), weil die Chinesen bereits wissen, daß ich die in englischen Hotels unerhörte Unsitte habe, mir gleich im Speisesaal meine Cigarette anzuzünden. Währenddessen habe ich kein Wort gesprochen und nur einmal mit dem Finger auf eine Nummer der Speisekarte gezeigt.

Bei meinen Zimmer-Boys werde ich fortwährend durch Züge von Ehrlichkeit überrascht. Selbstverständlich lasse ich jeden Abend meine Uhr in der Tasche stecken, und jeden Morgen kommt der Boy und bringt sie mir, damit sie beim Ausbürsten keinen Schaden nehme, und trägt sie mit einer Vorsicht in der Hand, als fürchtete er, ihr wehzuthun. Neulich erscheint der Boy mit der Wäsche, die vom washerman zurückkommt. Ich sitze beim Arbeiten. „Please count, Master!“ sagt der Boy. Ich denke mir: „Hol' Dich der Teufel!“ und antworte ihm, daß ich keine Zeit habe. Nein, sagt er, ich müsse zählen. So zählen wir denn. Die Geschichte stimmt nicht, es fehlen zwei Stück. Der Boy schüttelt heftig den Kopf. Im „bellroom“ draußen, im chinesischen Dienstboten-Zimmer, treten die Boys zusammen und halten Kriegsrath. Schließlich meldet sich der meinige wieder bei mir und hat in der Hand ein längliches Heft aus Reis-Papier, auf dem mit schwarzer Tusche chinesische Schriftzeichen gemalt sind. Er hat sich nämlich meine Wäsche aufgeschrieben, ich nicht. Aus der Lektüre jenes Dokuments ergibt sich, daß zwei Paar Manschetten fehlen. Der chinesische „washerman“ wird ins Gebet genommen, und noch am selbigen Abend sind die zwei Paar Manschetten zur Stelle. Die Wäsche wird der Zahl nach stets redlich abgeliefert, nur bekommt man nicht immer gerade seine eigene Wäsche wieder. So saßen neulich Abend, als wir in der Villa „Luginsland“ dinirten, zwei Herren sich gegenüber, von denen Jeder die Weste des Andern trug.

Die Villa „Luginsland“ liegt oben auf dem Peak und gehört dem schon erwähnten Herrn Haupt. Man wird mit der Sänfte hinaufgetragen, in der warmen Nacht, durch die dunklen Alleen, in welche da und dort eine Tropenblume ihren schweren Duft hineinhaucht. Laut schwatzende Chinesen kommen den Berg herunter. Ein indischer Polizist steht am Wege und hält schweigend seine Wache, den Carabiner in der Hand. Die Tritte der Kulis hallen dumpf vom Boden wieder. Vorn und hinten tauchen andere Sänften aus dem Dunkel auf. Der Hausherr wartet am Thor, heißt die Gäste willkommen und führt sie auf die Veranda. Unten liegt die Rhede, und die chinesischen Dschunken haben Hunderte von Lichtern aufgesteckt, als wäre es ein Fest. Man sieht weit hinaus in diese dunkle, fremde Welt. Rechts über dem Peak kommt der

volle Mond hervor, und dünne Wolken jagen blitzschnell an ihm vorüber.

Der Eßtisch ist wahrhaft besäet mit Blumen. Der chinesische Maître d'hôtel, im schneeweißen Kittel, waltet würdig und lautlos seines Amtes. Unter seiner Leitung tragen die chinesischen Diener die Speisen auf. Zuerst wird eisgekühlter Champagner getrunken. Dann ist eine kleine Pause — eine kleine Pause, die Spannung hervorruft. Und langsam und vorsichtig wird eine Tablette voll hoher grüner Rheinwein-Kelche hereingebracht. Die Gläser werden vertheilt. Um den Tisch läuft flüsternd die große Kunde: „Rauenthaler aus dem Bremer Rathskeller!" Der Moment ist feierlich. Und der Hausherr steht auf, hebt sein Glas und sagt schlicht und warm: „Die Lieben daheim!"

VII. Auf dem Perlfluß nach Canton. — Shameen.

Canton-Shameen, 18. Mai.

(Die Dschunken. — Die Affaire Dreyfus auf dem Perlfluß. — Eine Pestleiche an Bord. — Die Strandlandschaft. — Die Mündung des Flusses. — Chinesische Pfandhäuser. — Grillenkämpfe. — Der Kommandant der Torpedo-Station. — Whampoa. — Die Stadt auf dem Strome. — Die Blumenboote. — Die europäische Niederlassung Shameen. — Der preußische Mosquito.)

Der Dampfer „Hankow" gibt das letzte Glockenzeichen vor der Abfahrt nach Canton. Einige verspätete Chinesen rennen an Bord, mit ihren kleinen Sandelholz-Koffern unter dem Arm, die wie Kindersärge aussehen. Dann wird die Landungsbrücke aufgezogen, die Dampfeife heult, und langsam gleitet der Steamer durch den Hafen von Hongkong. Es ist kaum acht Uhr Morgens, aber längst sind überall die Dschunken aus dem Schlaf erwacht und gehen an die Tagesarbeit. Die großen gelben Mattensegel, die oft allzu sehr geflickt sind, werden aufgesetzt, — diese Segel von so charakteristischer und doch kaum zu beschreibender Form, die viereckig sind und doch wieder nicht, deren eine Seitenlinie gerade ist, während die andere sich krümmt, deren obere Linie kurz und deren untere Linie lang gerathen ist, und die man wohl noch am Ehesten, wie es Ehlers gethan, mit Fledermausflügeln vergleichen kann (das stimmt aber auch nicht ganz). In anderen Booten thut die ganze Familie Schiffsdienst. Auf einer erhöhten Bank steht die Frau und zieht das große Ruder an, welches das Fahrzeug vorwärts bringt. Oft hat sich die kleine Tochter auf der Bank der Mutter gegenüber

aufgestellt und legt mit Hand an. Die Mutter schiebt das Ruder der Tochter zu, die Tochter schiebt es der Mutter zurück, und so rückt das Fahrzeug vorwärts. Hinten sitzt der Familienvater oder der alte Großpapa und führt das andere Ruder, mit dem gesteuert wird. Die Segelboote namentlich haben eine Gestalt, die an die Marinebilder aus früheren Jahrhunderten erinnert. Hier ist das Mittelalter noch lebendig und fährt in seinen malerischen Schiffen herum, am Dampfer vorüber.

Einzelne von diesen kleinen chinesischen Schiffern haben freilich den Ehrgeiz, sich modern zu geberden; ihr Boot soll auch ein Dampfer sein. Was ist die Hauptsache bei einem Dampfer? Man könnte sagen, daß es das Rad ist. So haben sie denn vorn an ihren gelben Holzbooten ein Schaufelrad angebracht, das von zehn bis zwanzig Kulis durch Treten in Bewegung gesetzt wird. Mit einem Rade ist aber das Dampfschiff noch nicht fertig; es gehört jedenfalls ein Schornstein dazu. Folglich haben sie auch einen Schornstein im Boote aufgepflanzt, und wenn sie in den Hafen einfahren, so wird unten Papier verbrannt, damit oben der Rauch zum Rohr herauskomme. Man trifft solche „chinesische Dampfschiffe" namentlich in der Nähe von Canton auf dem Flusse. Freilich muß ich gestehen, daß ich nur das Rad gesehen habe; vom Schornstein habe ich bloß erzählen gehört. Natürlich gilt das Alles lediglich von kleinen chinesischen Schifffahrts-Unternehmern. Die großen chinesischen Kaufleute bedienen sich der Dampfschiffe nach europäischer Art und sind selbst auch Rheder von Dampferlinien. Die Steamer beispielsweise, die zwischen Canton und Hongkong verkehren, gehören zum Theil einer chinesischen Gesellschaft.

Auf viele Dschunken sind Augen gemalt. „Wer kein Auge hat, kann nicht sehen", sagt der Chinese; und es leuchtet ein, wie nöthig es unter Umständen für ein Boot ist, daß es sehen kann. Merkwürdig ist nur, daß die Dampfer diesen Brauch mitmachen. Auch die „Hankow" trägt hoch oben auf jedem ihrer mächtigen Radkasten ein weit geöffnetes Auge. Ein schönes weißes Schiff übrigens, in zwei Stockwerken gebaut, nach Art der Mississippi-Dampfer. Die Hauptladung sind Waaren und — Chinesen, und große Räume sind zur Verfügung, um das Alles unterzubringen. Die erste Klasse ist hübsch ausgestattet, aber meistens leer. Ich bin

der einzige europäische Passagier. Allein wir haben 1200 Chinesen an Bord. Nicht selten gehen 2000 mit, der alte Kapitän hat auch schon 3000 erlebt.

Ein hochgewachsener graubärtiger Mann, der Kapitän, Engländer natürlich. Seit Jahren verläuft sein Dasein in der Weise, daß er von Hongkong nach Canton fährt und von Canton wieder zurück nach Honkong. Einsam lebt er da auf dem Flusse unter Chinesen.

„Möchten Sie nicht gerne wieder einmal heim, nach England?" frage ich ihn.

„Oh ja," sagt er, „ich ginge gern nach Hause, aber ich muß eben hierbleiben."

Das spricht er ohne Bitterkeit, mit sanfter Ergebung in sein Loos. Er hat ausgekämpft, und da ihn das Schicksal nun einmal dazu bestimmt hat, zwischen Hongkong und Canton hin- und herzufahren, so fügt er sich und fährt. Auch weiß er wohl, daß es nichts nützen würde, sich nicht zu fügen. Man merkt in ihm die Abgeklärtheit Derjenigen, die vom Leben nichts mehr verlangen. Auch will er nicht, daß man ihn bemitleide.

„Es ist gar nicht so monoton hier," meint er, „und schließlich, monoton ist es überall."

Bei diesem Gedanken hat er offenbar seine Ruhe gefunden, — bei dem Gedanken, daß jedes Leben eintönig ist und einer Fahrt auf demselben Fluß zwischen denselben Orten gleicht. In seiner Abgeschiedenheit hat er vergessen, wie bunt und bewegt die Welt ist, und vermißt sie nun nicht mehr. Vielleicht hat er übrigens auch Recht, und vielleicht ist es wahr, daß auch unser Leben draußen in der Welt im Grunde monoton ist, weil sich in der Fülle der Ereignisse doch immer dieselben Ereignisse und in der Fülle der Menschen immer dieselben Menschen wiederholen. So steht er also am Steuer und macht sich seine Philosophie über den Weltlauf. Er hantirt selbst mit Steuerrad und Dampfpfeife, und wenn man seine hohe Gestalt da oben sieht, allein auf dem leeren Verdeck, so kann man die Einsamkeit fühlen, die ihn umgibt. Bei alledem ist er liebenswürdig und vornehm und ist Gentleman geblieben in all' seiner Einsamkeit. Wir sitzen beim Frühstück zusammen, und es zeigt sich, daß er hübsch französisch spricht. Bald kommt die

Rede auf Dreyfus und Zola. Der Kapitän weiß gut Bescheid, und es ist immerhin überraschend, auf dem Perlfluß, weit unten in China, in eine Diskussion über die Affaire Dreyfus verwickelt zu werden.

Der Comprador, der eingeborene Geschäftsführer, kommt mit einer Meldung. Was gibts? Oh, nichts Besonderes. Einer von den chinesischen Deck-Passagieren ist gestorben. Ueber den Tod eines Chinesen regt man sich nicht auf, und gar jetzt nicht, in diesen Pestzeiten, wo in Canton im Durchschnitt 200 Menschen täglich sterben und in Hongkong ungefähr halb so viel (wenngleich die offiziellen Berichte nur 20 bis 30 Todesfälle täglich für Hongkong zugestehen). Auch hier ist die Raschheit des Vorgangs Diagnose genug. Nur die Pest thut so sichere und prompte Arbeit. Der arme Teufel ist mit einem Blumenkorb an Bord gekommen. Er ist müde und leidend gewesen und hat noch mit einigen andern Chinesen gezankt, weil sie ihm nicht erlauben wollten, sich in ihrer Ecke niederzulassen und auszuruhen. Schließlich hat er doch noch einen Winkel gefunden und hat sich mit seinem Korbe dort hineingesetzt, matt, traurig und lautlos. Auf einmal hat er mit dem ganzen Körper zu zucken angefangen, hat ein Paar Mal laut und dann noch einige Male leise gestöhnt. Am Ende ist er ganz still geworden, der Kopf ist auf den Korb heruntergefallen, und nun haben die Chinesen den Comprador gerufen.

Der Kapitän will selbst zum Rechten sehen, und wir gehen ins Zwischendeck. Die Chinesen-Räume sind von der ersten Kajüte streng abgesondert. Ganz schmale Gänge führen hinüber, die im Nothfall leicht zu vertheidigen wären. Die Piraten hausen noch recht arg auf den chinesischen Flüssen. Im Allgemeinen wagen sie sich freilich nur an Dschunken heran. Aber es sind auch Fälle vorgekommen, wo sie sich als Deck-Passagiere auf die großen Dampfer eingeschlichen und während der Fahrt Kapitän und Passagiere umgebracht haben, um sich der Ladung zu bemächtigen. Alle Dampfer führen darum Waffen mit. Durch einen schmalen Gang also kommt man in die erste Kajüte für Chinesen. Gut gekleidete chinesische Geschäftsleute sitzen da auf Bänken und Feldstühlen. Einige lesen ihre Zeitung, ein schmales und längliches Stück Papier, das dicht mit Hieroglyphen bedruckt ist. (Den chinesischen journa-

liſtiſchen Collegen ſcheint es an Stoff nicht zu fehlen.) Eine Treppe führt ins Zwiſchendeck; es iſt dicht gefüllt mit Ladung und mit Chineſen im bunten Durcheinander. Die Ladung beſteht aus Früchten und Gemüſen, die in großen Körben aufgeſchichtet ſind, und aus Fiſchen, welche in großen Bottichen ſchwimmen, in die aus einem Hahne fortwährend friſches Waſſer fließt. Die Chineſen liegen auf dem Boden umher. Sie ſpielen Domino mit langen ſchwarzen Steinen; Andere haben Karten, auf welche Domino-Steine gemalt ſind. Geſpielt wird mit großer Ruhe; man hört kaum einen Wortwechſel, aber kein Auge wird von den Karten verwendet, und Jeder iſt vom Ernſt der Sache durchdrungen. Ueberall im ganzen Schiff brennen die Flämmchen der kleinen Spiritus-Lampen, an denen das Opium vorbereitet wird, ehe es in die Pfeife kommt. Einige Raucher ſind bereits im Rauſch entſchlafen, ihre Geſichter haben einen wollüſtigen Ausdruck. Ein Ausrufer von großer Zungengeläufigkeit, etwas wie ein chineſiſcher Handlungsreiſender, vertheilt gelbe Proſpekte, die allgemeinen Abſatz finden. Ein Buffet iſt aufgeſchlagen. Man kann da Ingwer, Zuckerrohrſtücke und kleine runde Kuchen aus Mehl kaufen. Jedes Stück koſtet fünf Caſh, und ein Holzſtück liegt da, welches das chineſiſche Zeichen für fünf trägt. Die Caſh ſind die durchlöcherten chineſiſchen Kupfermünzen, von denen zehn auf einen Cent gehen.

In einem Seitengange, ganz nahe bei einer kartenſpielenden und vergnügt ſchwatzenden Geſellſchaft, quer über den Weg geworfen, ſo daß man beinahe über ihn ſtolpert, liegt der Todte. Man hat ihn da hinausgeräumt wie ein Bündel Lumpen. Das Geſicht iſt grau, beinahe ſchwarz. (Kein Zweifel, das iſt die Peſt.) Die Augen ſind nach oben verdreht und weit geöffnet. Wer wird ſich auch die Mühe nehmen, einem armen todten Chineſen die Augen zuzudrücken? Allerdings iſt die Peſt furchtbar anſteckend und überträgt ſich durch Berührung. Der junge Herr Crawford, der Sohn einer der angeſehenſten Familien von Hongkong, der dieſer Tage geſtorben iſt, ſoll die Krankheit dadurch bekommen haben, daß er den Sarg eines Peſt-Todten angefaßt hat. Kaum ſind wir mit der Inſpektion des Leichnams fertig, ſo kommt auch ſchon wieder der Comprador und theilt mit, daß eine chineſiſche „Lady“ erkrankt ſei. Es ſtehe ſehr ſchlimm mit ihr, aber ſie werde wohl noch wenigſtens bis Canton

aushalten. Die chinesischen Frauen sind in einem abgesonderten Raume untergebracht. Die Kranke liegt auf der Erde, mehrere Gevatterinnen sind um sie bemüht. Einige Männer stehen draußen und lugen neugierig durch die Cajütenfenster. Oben in der ersten Chinesen-Cajüte geht ein bezopfter Jüngling herum, in der einen Hand einen Teller, in der andern ein beschriebenes Papier, und spricht sehr viel und sehr laut. Wieder ein Prospekt? Nein, es ist eine Sammlung, um dem Todten unten einen Sarg zu kaufen. Die Silberstücke und Papiernoten regnen auf den Teller, Keiner schließt sich aus.

Auf dieser Flußfahrt wird wirklich etwas zuviel gestorben für eine Vergnügungs-Reise. Sehen wir uns lieber die Gegend an! Der Dampfer ist quer durch die Bucht von Hongkong gefahren, nach den gebirgigen Inseln hinüber. Auf schmaler Wasserstraße geht es durch die Berge. Rechts ein kleiner Zollhafen für Dschunken, — ein Dorf von chinesischen Hütten am Wasser und unter ihnen das europäische Haus des Hafenmeisters. Auf einem Hügel steht der Tempel der Göttin Ha-lien-Kau, die irgendetwas mit der Schifffahrt zu schaffen hat. Man bringt ihr gegenwärtig allenthalben Opfer dar und veranstaltet Prozessionen zu ihren Ehren, weil sie unter Anderm auch die Pest vertreiben kann; nur thut sie es nicht, und darin hat sie eigentlich Unrecht. Auch die erste Pagode wird sichtbar, glatt und schmucklos. Von fern könnte man sie für einen Obelisken halten; später kommen andere Pagoden, die wie Fabrik-Schornsteine aussehen. Stunden lang führt so die Fahrt an Inseln vorüber, durch enges und breites Wasser. Die Berge tragen dünnes Grün, mit sehr vielen braunen Steinen dazwischen.

Das Meer geht zu Ende, und wir nähern uns der Fluß-Mündung. Zur Rechten wird eine Reihe niedriger Hügel sichtbar von jener höckerigen Form, wie man sie hierzulande häufig findet. Sie tragen chinesische Befestigungen. Die Hügel werden von Wegen durchschnitten, die sich kreuz und quer darüber hinziehen. Die Wege sind offenbar dazu da, daß die Besatzung eilig auf einer Seite hinunterlaufen kann, wenn der Feind auf der anderen heraufkommt. In den Felsen sind ein paar große Löcher gehauen. Oben auf den Hügeln stehen schwarze Schuppen; und unter diesen sollen sich die Kanonen befinden, schwere Krupp- und Armstrong-Kanonen.

So wird wenigstens von Eingeweihten behauptet. Gesehen hat die Kanonen Niemand; sicher ist nur, daß eines Tages der eine oder der andere Mandarin von der Regierung das Geld bekommen hat, um sie zu kaufen. Die schwarzen Schuppen sind jedenfalls da. Davon kann sich Jeder überzeugen, der vorüberfährt. Vielleicht haben die betreffenden Mandarinen das Geld einstweilen behalten, in der Hoffnung, die schwarzen Schuppen allein würden genügen, um dem Feinde Schrecken einzuflößen. Wenn sich diese Erwartung als trügerisch erweisen sollte, kann man ja die Kanonen nachträglich anschaffen. Neben einigen der schwarzen Schuppen sind Signalstangen aufgepflanzt. Das Unbegreiflichste aber ist eine Mauer mit runden Zacken von kaum halber Manneshöhe, die wie ein Hahnenkamm auf jeden Hügel aufgesetzt ist; sie beginnt unten, läuft über den Gipfel weg und endet unten auf der anderen Seite. Es ist unmöglich, daß sich Jemand hinter dieser Mauer decken könnte. Warum hat man sie nicht wenigstens höher gemacht? Das ist vielleicht aus besonderer Schlauheit geschehen. Weil die Mauer niedrig ist, kann sie zwar Niemandem Schutz gewähren, aber die feindlichen Geschütze haben auch viel weniger Chance, eine niedrige Mauer zu treffen, als eine hohe. Nirgends ist eine Spur von einem Soldaten zu erblicken. Diese befinden sich irgendwo in der Umgegend. Denn der Aufenthalt in den Befestigungswerken ist ungesund, namentlich, wenn sie vom Feinde beschossen werden.

Die Mündung des Perlflusses wird von den Chinesen Fun-Lun genannt. Das bedeutet Tiger-Mund, und die Portugiesen haben das in Bocca Tigris übersetzt. Den englischen Matrosen scheint es unnöthig, die Mündung eines einzigen Flusses mit zwei Worten zu bezeichnen, sie sagen kurzweg Bogue. Die Wasserfläche dehnt sich weit nach allen Seiten wie ein See. Zur Linken und zur Rechten steigen Hügel- und Bergketten auf. Zur Rechten namentlich sind fünf oder sechs Gebirge hintereinander, anscheinend nur durch kleine Abstände getrennt, und ganz hinten zeigt sich noch ein letzter hoher Bergzug, der im Dunst verschwimmt.

Das Wasser, das bisher hellgrün war, beginnt in ein bräunliches Gelb überzugehen, und wir sind im Flusse, der immer gelber wird bis Canton. Diese Färbung hat wahrscheinlich den Vergleich mit dem Tiger nahegelegt. Ruhig zieht die gewaltige Wassermasse

dahin. Der Strom ist wohl doppelt so breit wie der Rhein bei Mainz. Diese Ufer sind flach, in der Ferne aber, auf beiden Seiten, den ganzen Lauf entlang, setzen sich die Berge fort, alle von mittlerer Höhe und alle kahl. Die Ufer-Niederungen jedoch sind bebaut, so weit man sehen kann. Dicht am Strome liegen die Reisfelder mit ihrem schönen, frischen und lichten Grün, in dem weiße Wasserstellen aufglänzen. Schmale Kanäle sind in den Feldern gezogen. Durch diese Kanäle, durch die weite Ebene, durch das feuchte Grün wird die Erinnerung an Holland geweckt; und wären nicht die Berge im Hintergrunde, [so könnte man glauben, man fahre auf dem Moerdyk entlang. Ganze Felder sind mit hohen Bananenstauden bestanden, deren lange Blätter sich nicht rühren trotz des Windhauchs, der vom Flusse her weht. Bauern bestellen ihr Feld; sie tragen dieselben breiten tellerförmigen Strohhüte, wie die Kulis in den Städten, und haben die Zöpfe am Hinterkopf aufgewunden, wie die Chinesen oft thun, wenn sie eine schwere Handarbeit verrichten. (Mit dieser Haartracht sehen die Kulis von hinten wie alte Weiber aus.) Ueberall stehen die niedrigen Obstbäume. Hier wachsen die süßen Orangen, deren Schale so hart ist, daß man die Frucht nur entzweischneiden und aussaugen kann; von hier kommen die Mangostinen, die so groß sind, wie die Aepfel, und die in harter schwarzer Schale eine saftige weiße Frucht bergen; und vor allem die Lei-tschi (Li-chee?), deren Schale einer großen unreifen Erdbeere gleicht und in deren Innerm man gleichfalls eine weiße Frucht findet, die um einen braunen Kern gelagert ist, wohl das würzigste unter allem Tropen-Obst.

Das Land ist sehr bevölkert. Die Dörfer liegen am Flusse und weiter drüben in der Ebene. Im Innern, jenseits der Berge, soll es nach der Aussage der Missionäre Dörfer geben, die bis zu 200,000 Einwohnern zählen. Ueber die niedrigen gelben Bauernhütten ragen seltsame Bauten empor: aus grauen Ziegeln gemauerte Häuser mit flachen Dächern und kleinen Fenstern. Sie haben eine geradlinig-viereckige Form, und diese gemauerten Kasten erreichen eine thurmartige Höhe. Das sind die Pfandhäuser, die einzigen Bauten, nach Tempeln und Pagoden, denen die Chinesen eine monumentale Ausdehnung geben. Die Pfandhäuser sind oft so groß, daß man annehmen müßte, alle Bewohner des Dorfes hätten die Gewohnheit, ihre sämmt-

lichen Sachen ins Versatzamt zu thun. Das ließe auf ein fideles Leben schließen; aber es heißt, daß diese Pfandleih-Institute auch als Aufbewahrungs-Orte für allerlei nicht verpfändetes Gut und als Waarenspeicher benutzt werden. Ein Dorf ist auf Pfählen in den Strom hineingebaut; man sieht im Vorbeifahren die mit rothem Annoncen-Papier beklebten Wände und weiße Firmentafeln, die jedenfalls die Wirthshausschilder vorstellen. Ein anderes Dorf auf dem rechten Ufer hat die Specialität der Abhaltung von Grillenkämpfen. Aus Canton und weit aus der ganzen Umgegend kommen die Liebhaber dieses Sports hier heraus. Die Grillen werden unter ein Glas gesetzt, das Publikum steht ringsum und sieht mit Andacht zu, wie sie sich gegenseitig den Garaus machen. Große Wetten werden abgeschlossen, und jede Patei feuert ihren Champion durch laute Zurufe an.

Auf dem Flusse ziehen unabläßig Boote vorüber, stromauf und stromab. Der Wind haucht leicht in ihre breiten Segel, und sie wiegen sich ein wenig bei ihrer Fahrt. Am Hauptmast flattert jene chinesische Flagge, die ein rothes Dreieck im weißen Felde zeigt. Rothe Wimpel wehen am Mast. Einige Schiffe sind so schwer mit Heu belastet, daß sie fast bis zum Rande einsinken. Das Heu ist für die Büffel bestimmt, die hierzulande den Pflug und den Wagen ziehen. Die Boote, die Salz führen, unterscheiden sich von den übrigen durch ihren breiteren und tieferen Bau. Sie dürfen nicht bis Canton hinein, sondern müssen vor der Stadt abladen, dort wo neben dem Zollamts-Gebäude die weiße Fahne ausgesteckt ist, die das Bureau des Salz-Commissars bezeichnet. In China hat blos die Regierung das Recht, Salz zu verkaufen, und der zur Ueberwachung dieses Monopols eingesetzte Beamte ist der dritthöchste Mandarin in der Stadt nach dem Vicekönig und dem Tataren-General. Auch ein weißes chinesisches Torpedoboot, mit der Drachenflagge am Mast, kommt unter vollem Dampf den Strom herunter. Es sieht gar nicht übel aus, aber ob es Torpedos mitführt, bleibt fraglich. Auf dem Perlflusse gibt es im Ganzen elf chinesische Torpedoboote, die in Deutschland (in Elbing) gebaut worden sind. Die Torpedo-Station ist Whampoa, und ihr Kommandant ist ein ehemaliger deutscher Seemann, der wackere alte Hummel. Jeden Montag, wenn er sein Gehalt bekommt, geht er nach Canton und

bringt es auf die europäiſche Bank. Dort traf ich ihn am Frühſtückstiſch bei einem gemeinſamen Freunde. Er ſaß da, ſtrich ſeinen grauen Bart und verlangte, man ſolle ihm Witze erzählen. Einer oder der Andere nahm das Wort. Aber der Kommandant der chineſiſchen Torpedo-Boote ſchüttelte den Kopf und ſagte: ein Witz müſſe kräftig ſein, ſonſt ſei er kein Witz. Hierauf kam er ſelbſt mit einigen Späßen heraus; und Niemand hätte von dieſen ſagen können, daß ſie keine Witze ſeien, weil es ihnen an Kräftigkeit mangele.

Whampoa liegt am linken Ufer, zwiſchen dem Waſſer und einigen Hügeln. Die Häuſer mit den tiefabfallenden, braunen Ziegeldächern ſtehen in Reihe am Fluſſe. Ein Komplex von langgeſtreckten Gebäuden fällt auf. Sie liegen hinter einander, durch Höfe getrennt, und ſchon das deutet auf einen Yamen, ein chineſiſches amtliches Bauwerk, hin. Ringsum geht eine Mauer; auf der dem Fluſſe zugekehrten Seite trägt ſie das in grauer Farbe gemalte Drachenbild, das die Staatsgebäude kennzeichnet. Wir haben da vor uns die kaiſerlich chineſiſche Akademie für Seefahrtskunde und ausländiſche Wiſſenſchaften überhaupt. Die Blüthe dieſer Univerſität läßt zu wünſchen übrig. Sie zählt gegenwärtig im Ganzen ſechs Schüler, nnd auch dieſe bekommen dafür bezahlt, daß ſie dort ſtudiren. Was das Lehrer-Kollegium anbelangt, ſo beſteht es aus einem einzigen Profeſſor der Mathematik, einem Engländer. Aus einem hohen Holzhauſe mit offenem Dach dringen Gong-Töne heraus; das iſt das Theater. Den ganzen Tag über finden Vorſtellungen ſtatt. An der Seite iſt das Thor geöffnet, und drin ſteht das Publikum auf den Bänken und reckt die Hälſe. Die Hügel hinter Whampoa ſind ganz mit den kleinen Steinen bedeckt, die von den Chineſen hierzulande auf die Gräber gelegt werden. Einige Grabſtätten, in denen wohlhabende Leute beerdigt ſind, haben einen ſteinernen Aufſatz, deſſen Form an einen Bureau-Fauteuil erinnert. In Wirklichkeit ſoll er ein Hufeiſen vorſtellen, dem auch in China eine glückbringende Bedeutung zugeſchrieben wird. Fraglich iſt nur, wozu ein todter Mann noch irgend welches Symbol nöthig hat, das ihm Glück bringen ſoll? Offenbar erſtreckt ſich die Wirkung des chineſiſchen Hufeiſens auch auf das Jenſeits. Der Chineſe läßt ſich mit Vorliebe auf Bergen begraben. Denn dort kommen die böſen Geiſter nicht hinauf, die alſo anſcheinend das Bergſteigen

nicht lieben, und ferner ist man da oben näher dem Himmel und hat es weniger weit zu den Göttern.

Nach kurzem Aufenthalt in Whampoa fährt der Dampfer weiter. Eine Pagode erhebt sich nahe am Flusse, die größte, die uns bisher vor Augen gekommen ist, ein zehnstöckiger runder Thurm. Aus jedem Stockwerk wuchert grünes Gewächs heraus. Pflanzensamen, den die Vögel durch die Luft gebracht haben, ist dort im Schutt und verfallenen Mauerwerk aufgegangen. Weiter stromauf sind dicht am Wasser zwei Forts gebaut, die zwei großen holländer Käsen gleichen; alte Kanonen stehen oben, denen man von Weitem ansieht, wie verrostet sie sind. Die Landschaft am Ufer wird immer grüner und fruchtbarer. Dörfer liegen neben Dörfern. Vorn auf dem Flusse sind auf einmal viele Masten. Ueber die Masten erheben sich zwei Kirchthurmspitzen. Der Dampfer verlangsamt seine Fahrt; auf den Wellen, die seine Räder hervorrufen, schaukeln sich zwei rothe Bojen mit vergoldeten Laternen. Die Boote werden immer zahlreicher, drängen sich zu Haufen und füllen fast die ganze Strombreite. Ein ganzes Volk lärmt in ihnen. Wir müssen wohl in Canton sein. Aber wo ist die Stadt? Die Stadt ist auf dem Flusse. Was von ihr auf dem Festland steht, kommt für's Erste nicht zum Vorschein. Unansehnliche niedrige Häuser sind ans Ufer gebaut, zumeist aus Fachwerk. Hinter ihnen erheben sich natürlich fünf oder sechs Pfandhäuser. Und dann ist die katholische Kathedrale da, im Vordergrunde, mit ihren weißen Mauern Alles überragend. Ihre gothischen Thürme, deren Spitzen bereits fern auf dem Flusse sichtbar werden, strecken sich stolz hinauf, zum Himmel Chinas. Das ist also der erste Eindruck von der berühmten Chinesenstadt: ein paar Pfandhäuser und eine Kathedrale.

Aber, wie gesagt, die Stadt greift auf den Strom über. Tausende wohnen in Booten. Diese Hausboote oder Sampans sind zu Straßen geordnet. Sie haben einen runden Aufsatz, gleich einer liegenden Tonne, die auf beiden Seiten offen ist. Die Tonne stellt das Familienzimmer vor, und aus dem Innern leuchten die bunten Decken und die zinnernen Geräthe des Hausaltars. Viele liegen still, und viele sind in Bewegung. Diese Leute fahren mit ihrem Hause herum und suchen nach dem täglichen Brod. Meist sind es Frauen, die die Ruder führen, kräftige Frauen, Mannweiber in Schiffer-

kleidung. Aber auch junge Mädchen sind da, schäkernde junge Mädchen; und an einigen Sampans gibt es kleine Holzbalkons, auf denen Blumentöpfe stehen. All' die Boote schießen durcheinander, und das Flußvolk umlärmt den Dampfer, dessen weißer Riesenleib sich hoch hinaushebt über das Gewimmel der kleinen gelben Schiffe.

Stille herrscht nur in den Blumenbooten. Erst bei Einbruch der Nacht füllen sie sich mit Leben. Auch sie bilden ganze Straßen. Man erkennt sie an den Schnitzereien, welche die Oeffnung des runden Bootsaufsatzes umrahmen. Einige sind wahre schwimmende Häuser mit einem und selbst zwei Stockwerken, mit bunten Glasfenstern und reichvergoldetem Schnitzwerk an den Eingängen. Von diesen Schnitzereien kommt offenbar der Name. Im chinesischen Pidjen-Englisch wird „flower" als Ausdruck für jede Dekoration gebraucht und „flower-boats" soll wahrscheinlich dekorirte Boote bedeuten. Möglich ist es wohl, daß der Name von den „Mädchenblumen" kommt, die auf diesen Booten blühen. Uebrigens sind die Blumenboote nicht das, was man gewöhnlich meint. Zunächst sind sie nur schwimmende Restaurants, Gesellschaftszimmer für Herren-Zusammenkünfte, Klub- oder Kasino-Lokalitäten. Die Mädchen machen die Tischbedienung und auch die Tischmusik. Wenn ein Chinese einen europäischen Geschäftsfreund zum Diner einlädt, so gilt die Einladung in der Regel für ein Blumenboot; und wenn der Gast am Flusse wohnt, so wird auch wohl ein Blumenboot aus der Wasserstraße, in der es steht, herausgenommen und vor sein Haus gerudert.

Die Sampans drängen sich vor der „Hankow". Jedes Boot will ein Paar von den Chinesen, die sie mitgebracht hat, ans Land führen. Der Konkurrenzkampf entbrennt heftig auf dem Wasser. Die Chinesen werden beinahe aus den Kajütenfenstern herausgerissen. Ihr Gepäck wird in die Boote geworfen, und sie fliegen nach. Selten nimmt man sich die Zeit, eine Leiter anzulegen.

Vom Dampfer wird ein Steg nach der Landungsbrücke herabgelassen, und ich kann aussteigen. Es gehört ein Entschluß dazu, sich in das Getümmel gelber Menschen da unten hineinzuwagen; und nirgends ist ein weißes Gesicht zu sehen, nirgends ein Haus, das einer europäischen Wohnstätte gliche. Da kommt Rettung.

Herr Melchers, der Vertreter der Firma Melchers & Comp. in Canton, sendet mir seine Sänfte und einen Kuli, dem ich mein Gepäck anvertrauen soll. Ich habe also nur ruhig einzusteigen. Die Träger heben die Sänfte auf ihre Schultern nnd gehen raschen Schrittes am Flusse entlang, durch eine schmutzige, von Menschen und Geräusch erfüllte Straße, dann ein wenig um die Ecke durch eine andere Straße, bis zu einem Kanal. Auch in diesem steht Sampan an Sampan. Ueber den Kanal führt eine Brücke, zu der man auf einigen Stufen hinaufsteigt. Die Brücke ist durch ein eisernes Gitterthor verschlossen. Eine kleine Seitenthür im Gitter ist immer offen, für die Chinesen. Aber wenn ein Europäer kommt, so macht der Thorwart, welcher den strohgeflochtenen chinesischen Sommer-Amtshut trägt, der einem umgekehrten Trichter gleicht, die Mittelpforte weit auf. Chinesische Soldaten haben auf der Brücke ihre Wachstube, — eine offene Holzbude, deren Bretterwände mit bunten Götterbildern beklebt sind. Die Soldaten sind barfuß und barhäuptig; ihre Uniform besteht aus einem ärmellosen Ueberwurf von blauem Tuch mit aufgenähten Arabesken von rothem Tuch, der über dem gewöhnlichen langen Chinesen-Kittel getragen wird.

Jenseits der Brücke beginnt Shameen, die europäische Niederlassung, und es ist, als sei man mit einem Schlage in eine andere Welt versetzt. Die Straßen sind breite grüne Wiesenflächen, von Baumalleen durchschnitten. Hohe und stattliche Häuser stehen an den Seiten. Die Straßen sind fast menschenleer, und Hühner spielen idyllisch im Grünen. In den Bäumen zwitschern die Vögel. Aus einem geöffneten Fenster dringen die Töne eines Klaviers. Man ist von Ruhe und Frieden umfangen, und es scheint unbegreiflich, daß dort drüben die chinesische Millionenstadt liegt, nicht weiter entfernt als eine Kanalbreite.

Der Kanal, über den die Brücke führt, ist im Jahre 1859 auf gemeinschaftliche Kosten der englischen und der französischen Regierung gegraben worden, um die Insel zu schaffen, auf der Shameen erbaut ist. Jetzt wohnen etwa 400 Kaufleute aller Nationen dort, die im besten Einvernehmen miteinander verkehren und einen gemeinschaftlichen Klub besitzen. Shameen hat seinen eigenen Gemeinderath und seine eigene Polizei. Kein Chinese, der

sich nicht ausweisen kann, daß er in Shameen geschäftlich zu thun hat, darf über die Brücke hinüber. Auch darf sich kein Chinese im europäischen Settlement ansiedeln. Am 10. September 1883 brach ein Aufstand gegen die Fremden in Canton aus. Die Bevölkerung war von den chinesischen Studenten aufgehetzt worden. Ein Pöbelhaufe drang nach Shameen hinüber und brannte sechzehn Häuser nieder. Die europäischen Kaufleute schafften Frauen und Kinder auf ein Schiff, griffen dann zu den Gewehren, stellten sich in Reih und Glied und schlugen die Aufrührer zurück. Der deutsche Konsul war damals die Seele des Widerstandes, und wenn man Theilnehmer und Augenzeugen über jene verderbendrohenden Stunden berichten hört, so geht daraus hervor, daß eigentlich die muthvolle Entschlossenheit eines einzigen Mannes ganz Canton bewältigt hat. Seitdem ist die Ruhe nicht mehr gestört worden. Die Sicherheit in Shameen ist eine absolute. „Hier lasse ich alle meine Schränke und Schubladen unverschlossen," sagte mir ein Bewohner der Insel; „das dürfte ich in mancher deutschen Stadt nicht thun."

Es ist still in Shameen, und gar zu still, wenn man auf die Dauer dort lebt. Wohl wohnen wackere Leute dort. Der bereits erwähnte Herr Melchers ist ein glänzendes Beispiel für die Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft in Shameen. Beim deutschen Konsul Dr. Knappe und seiner klugen kleinen Frau findet man eine schöne deutsche Häuslichkeit. Ein paar Tage lang ist das Leben in Shameen so angenehm, als man nur irgend wünschen kann. Aber die wenigen Europäer, die dort ansässig sind und immer nur untereinander verkehren, kennen sich bald in- und auswendig und bieten sich schließlich nichts mehr Neues. Sie laden sich gegenseitig zum Essen ein und spielen Tennis. Auch gehen sie auf dem Wege längs des Flusses, auf dem Bund, spazieren und von da um die Insel und immer wieder um die Insel. Das einzige Ereigniß des Tages ist am Morgen die Ankunft der Zeitungen mit dem Hongkong-Dampfer. Man ist weit, weit außerhalb der Welt auf dieser stillen Insel im Perlflusse.

Abends leuchten die Glühwürmer im Grase. Aber Abends kommen auch die Mosquitos heraus, und wenn sie irgendwo frisches Europäerblut wittern, so sind sie unersättlich. Stets wissen

sie Nachts eine kleine Spalte im Mosquitonetz zu finden, und kaum hat man sich zum Schlafen niedergelegt, so hört man über sich ihr helles Summen. Einige jagt man wohl noch heraus, doch bald läßt man ab, sie sind zu Viele gegen Einen; aber am Morgen, wenn sie so vollgesogen im Netz hängen, daß sie sich kaum von der Stelle rühren können, da nimmt man seine Rache. Einer der bissigsten ist der schwarz-weiße Mosquito, der in Shameen, wegen seiner Färbung, auch der preußische Mosquito genannt wird. Mit den fliegenden Ameisen bekommt man gleichfalls zu schaffen. Den Menschen beißen sie allerdings nicht, und sie wissen sich ihm nur dadurch unangenehm zu machen, daß sie ihm zu Dutzenden in die Suppe hineinfliegen. Ihre Lieblingsspeise ist Holz; sie fressen dicke Hausbalken durch, so daß diese morsch werden und zerbröckeln; und wenn sie alles ihnen zugängliche Holz verspeist haben, verschmähen sie zum Dessert auch ein wenig Eisen nicht. Die schlimmste von allen Plagen jedoch ist die Hitze. Der Winter ist freilich kühl, aber Frühling und Sommer sind arg. Die Nacht ist so warm wie der Tag und bringt keine Erfrischung; und manche von den Shameen-Bewohnern sehen leidend und müde aus, müde von dem fortwährenden Kampfe gegen die Hitze, der so vergeblich ist.

Nachmittag gegen sechs Uhr erfüllen langgezogene Posaunentöne die Luft. Den tiefen Noten folgt eine helle, und gleich hinterdrein kracht ein Schuß. Dieser kriegerische Lärm wird von den chinesischen Soldaten auf der Brücke verübt, bedeutet aber nur, daß sie jetzt darangehen werden, die Thore der Stadt zu schließen. Morgens um fünf Uhr werden die Thore wieder geöffnet, natürlich nicht ohne daß abermals geblasen und geschossen wird. . . .

Im Dunkeln sitze ich an meinem Fenster, das auf den Kanal hinausgeht. Jenseits an den Häusern brennen trüb und röthlich die Abendlichter. Das fleißige Volk ist noch bei der Arbeit, und laut schallen die Hammerschläge. Raschen Schrittes gehen drüben die Leute an den Häusern entlang. Wenn sie an einer Lampe vorbeikommen, fällt deren Schein einen Augenblick auf die fremdartigen Gestalten und Gesichter. Die Boote ruhen auf dem

ſchwarzen Waſſer. Fortwährend knattern und praſſeln die Schwärmer: Die böſen Geiſter ſollen verſcheucht werden, die zur Nachtzeit umgehen, und namentlich die Peſt, die verderbenbringend durch das Dunkel ſchleicht. In meinen Schlaf hinein höre ich die langhallenden Gong-Schläge, durch die der chineſiſche Nachtwächter anzeigt, daß er wachſam iſt; und halb ſchlummernd, halb bewußt, denke ich mir, daß ich da doch einen recht wunderlichen Traum träume.

VIII. Canton.

Canton, 23. Mai.

(Die Stadt ohne Sonne. — Straßen-Eindrücke. — Geschäftsleben. — Seide und Stickereien. — Allerlei Gewerbe. — Straßenthore und Straßenlärm. — Ah-Kum, der Sohn. — Ein Regentag. — Der Tempel der Himmelskönigin. — Confucius. — Andere Tempel. — Marco Polo als Gott. — Buddhistische Priester. — Frankfurt und Canton. — Der Wahrsager. — In der Examenhalle. — Die Wasser-Uhr. — Der Namen des Vicekönigs. — Auf dem Richtplatz. — Auf der Blumen-Pagode. — In der Tartarenstadt. — Eine Gerichtsverhandlung.)

In Canton herrscht ewiges Halbdunkel. Die Straßen sind enger als in irgend einer anderen Stadt der Welt. Wenn zwei Sänften an einander vorüber wollen, so wird das eine lange und schwierige Geschichte; und wenn sich zwei Kulis mit ihren breiten Tellerhüten begegnen, so muß der eine seinen Hut abnehmen, um Platz zu machen. Die Straßenseiten sind nahe an einander gerückt, damit die Gluth des Tages nicht in die Stadt eindringe; und in den meisten Straßen sind über die Häuser außerdem noch Sonnendächer aus durchbrochenem Rohrgeflecht gespannt. So wird die Hitze abgehalten, aber auch das Licht. Man überschreitet die Brücke, die von Shameen nach Canton führt, und kommt aus dem Tage in die Dämmerung. Während all' der Jahrhunderte, seit die Stadt steht, hat niemals die Sonne in ihr geschienen, und Geschlechter auf Geschlechter haben dort im Düstern gelebt.

Die Häuser sind niedrig, höchstens einstöckig, viele haben nur ein Erdgeschoß, aber sie sind breit und sehr tief. Wo eine Mauer zum Vorschein kommt, ist sie aus grauen Ziegeln, mit weißen Mörtelstrichen dazwischen. Jedoch Mauern erblickt man nicht häufig.

Laden ist an Laden, Werkstatt an Werkstatt, und vor Läden und Werkstätten sieht man die Wände der Häuser nicht. Wird in dieser Stadt auch gewohnt oder wird nur in ihr gearbeitet? Vor jedem Geschäft ist ein Schild ausgesteckt. Da aber die Straßen zu eng sind, hängen alle Schilder in der Mitte der Straße. Auf diese Weise entsteht ein wahrer Wald von langen chinesischen Firmentafeln; sie tragen glänzende goldene Buchstaben und sind in allen Farben gemalt, blau und schwarz und roth und grün. Das ist ein buntes Bild, und die Farbenfreude des Südens ist darin lebendig. In der Nähe von Shameen finden sich einige, sehr wenige Schilder mit englischen Aufschriften. Die geschäftslosen Straßen sind selten. Hier erscheinen die grauen Mauern. Das sind Privathäuser. Die Thore stehen offen; aber gleich dahinter ist eine Art Wandschirm aufgestellt, der den weiteren Einblick verhindert; oft ist der Schirm aus Schwarzholz mit prächtigen Schnitzereien und läßt reich ausgestattete Gemächer vermuthen; doch das orientalische Haus hütet sein Inneres wie ein Geheimniß und zeigt außen nur glatte Mauern und ein Thor.

Aber weit nach der Straße geöffnet sind die Läden. Man soll nur hereinkommen und kaufen. Ladenthüren gibt es nicht, meist fehlt die ganze Vorderwand. Die großen Geschäfte sind in hohen Räumen untergebracht, und ganze Straßen sind voll großer Geschäfte. Die Einrichtung ist manchmal wahrhaft vornehm. In der Mitte geht ein Rahmen aus vergoldeter Holzschnitzerei (Thier- oder Blumen-Guirlanden in zopfigen Barock-Windungen und Verschlingungen) über die Decke und an den Wänden entlang bis zur Erde. Hoch oben thront der Hausaltar, überladen mit Schnitzwerk und glänzenden Gefäßen. Eine reichdekorirte Treppe führt hinten ins obere Stockwerk. Wo solche luxuriöse Ausstattung fehlt, sieht es jedenfalls stets sauber und freundlich aus. Unter einem Glaskasten, nahe der Straße, sind besonders feine Stücke ausgelegt. Hinter dem seitlich stehenden großen Ladentisch sitzt der Prinzipal mit seinen Kommis. Ich trete ein, und Alle begrüßen mich lächelnd und liebenswürdig. Man erfährt, daß ich müde bin, und bringt mir einen Sessel. „Wollen Sie Thee?“ Ehe ich Ja sage, ist schon der Diener mit der kleinen Tasse da. Ich soll erzählen, woher ich komme. Man freut sich mit mir, weil ich von etwas rundlicher

Gestalt bin. Ein dicker Mann ist nach chinesischen Begriffen unbedingt ein reicher Mann. Und nun beginnen sie, ihre Schätze herauszuholen, und werden nicht müde, mir Alles zu zeigen, was mir nur irgend gefallen kann. Manchmal auch werde ich hinten die Treppe hinaufgeführt, ins Oberzimmer, wo in den Glasschränken das Allerbeste aufbewahrt wird. Auch mit dem Preise kommen sie entgegen, soweit sie irgend können. Es ist unmöglich, zu widerstehen. Manchmal aber gehe ich doch weg, ohne gekauft zu haben, und keine Miene wird verzogen, kein unhöfliches Wort gesprochen; der Abschied ist auch da genau so freundlich, wie die Begrüßung; mit demselben liebenswürdigen Lächeln legt der Geschäftsinhaber die Hand an sein rundes seidenes Käppchen, und alle Kommis lächeln in der Runde.

Seide ist der Hauptartikel des Canton-Handels, namentlich gestickte Seide, und die Seiden-Läden sind auch die elegantesten. Die Stoffe liegen in Holzfächern aufgeschichtet, mit den daran befestigten Papier-Etiquetten. Die Stickereien werden in Pappcartons aufbewahrt. Die Stoffe sind nicht allzu billig. Man muß einen ganzen Coupon von 24 Yard kaufen, und das beginnt gleich bei 30 Dollars (60 Mk.). Zum Staunen niedrig sind die Preise der Stickereien. Moderne Stickereien sind aber merkwürdigerweise theurer als alte. Das erklärt sich allerdings in den meisten Fällen dadurch, daß die sogenannten „alten Stickereien" keine Antiquitäten sind, sondern abgetragene oder sonst eingeschmutzte Stücke neueren Datums. Im Uebrigen bringen die Seiden-Sticker von Canton wahre Herrlichkeiten hervor. Die Farben sind von leuchtender Pracht. Oft erscheint ein Blau von stählernem Glanz, an dem man sich nicht sattsehen kann. Die Blumenmuster sind mit Feinheit, Anmuth und trefflicher Naturbeobachtung ausgeführt. Namentlich wird die Bambusblüthe verwendet mit ihren spitzblättrigen Blumen, die an den Klee erinnern, und ihren dünnen, vielverzweigten Stengeln. Von den Thiermustern hat höchstens einmal ein Vogel lebendige und wahre Gestalt. Die Schmetterlinge sind unwahrscheinlich bunt, machen chinesische Augen und lasten schwer auf den Blumen. Die Fische schwimmen mit abscheulicher Manierirtheit. Immer aber kommt der Drache wieder, der unerträgliche konventionelle Drache, der von einer chinesischen Akademie der bildenden

1.918.34

Künste erfunden sein muß. Beim Kaufmann kauft man die Seide, und wenige Häuser weit davon kann man den Weber sehen, der sie verarbeitet. In einem kleinen Erdgeschoß sind mehrere Webstühle aufgestellt, neben- und übereinander. Vor jedem sitzt ein halbnackter Mann und wirft das Schiffchen durch die glänzenden Fäden. Er ist Künstler und Handwerker zugleich, wie ja überhaupt in China die Kunst sich noch nicht als eine Besonderheit losgelöst hat und nur ein Handwerk ist, welches nach schönen Formen strebt. Das ist ein Hauptgrund für alles Große, das die chinesische Kunst bisher geleistet hat. Um eines von diesen köstlichen Seidenmustern zu Stande zu bringen, ist nichts nöthig, als solch' ein armer Arbeiter und sein schwerfälliger hölzerner Webstuhl, der vor Alter stöhnt und knarrt.

Wenn in einem Hause Webstühle stehen, so stehen sie sicher auch in den Nachbarhäusern. Die Gewerke und die Geschäfte der gleichen Art liegen möglichst beieinander, und fast jede Straße hat ihre Spezialität. In einer Gasse sitzen die Schuhmacher, die einen großen Schuh als Geschäftszeichen zum Laden heraushängen, in einer andern die Schneider, und die Damen-Schneider haben sogar noch eine besondere Gasse für sich. In einer Straße liegt in sämmtlichen Läden Kattun zum Verkauf, der aus Deutschland kommt. Die Uhrmacher haben ihre Straße ebenso wie die Lampenhändler. Medizin ist in China ein Geschäft wie jedes andere, und es muß ein gutes Geschäft sein, denn mehrere Straßen bestehen nur aus Medizinläden, wo in großen Holzschachteln und Blechbüchsen Arzneimittel aufgespeichert sind, die natürlich um so sicherer helfen, je höher ihr Preis ist. Der Doktor ist in China zugleich Apotheker. Es gibt arme Teufel von Medizinern, Aerzte mit schlechter Praxis offenbar, die sich keinen Laden halten können und die unter einem Verkaufsstande an der Straßenecke ihre Heilkunst feilhalten, Zahnärzte namentlich, die ihre Buden mit Ketten von ausgezogenen Zähnen schmücken. Aber auch Aerzte für allgemeine äußere und innere Medizin müssen das Gewerbe im Umherziehen betreiben. Sie haben in ihrer Bude Pflaster ausgelegt, und ein großer eiserner Frosch daneben zeigt an, daß es Frosch-Pflaster sind. Denn es ist bekannt, daß Frosch-Pflaster alle Krankheiten heilen; nur darf man sie nicht in einem allzu vorgeschrittenem Stadium anwenden.

Lautes Leben, das auf einen blühenden Geschäftsbetrieb schließen läßt, herrscht in den Gassen mit den Sarg-Magazinen. Da ist alle Welt fröhlich bei der Arbeit. Die Pest sorgt für gute Kundschaft. Die Hämmer klopfen, die Sägen knirschen, und durchdringender Firnißgeruch erfüllt die Luft. Der chinesische Sarg, wie er in Canton zur Verwendung kommt, ist nicht viel mehr als ein langer, ausgehöhlter Baumstamm, dem durch Hobeln eine bestimmte geschweifte Form gegeben und der dunkel lackirt wird. Ganze Straßen handeln mit kleinen hölzernen Inschriftentafeln, die von der Familie in den Häusern aufgestellt werden, wo Jemand gestorben ist. Da man aber von Leichenbegräbnissen allein nicht existiren kann, beziehen sie auch die Hochzeit in ihren Betrieb ein und halten die auf Papier gemalten und auf Seide gestickten Glückwunschbilder feil, die zu Vermählungen geschenkt werden. Auf diesen Bildern sind glückliche Familien zu sehen; und wenn man sie dem Freunde überbringt, der den Ehebund schließen will, so bedeutet dies: „Du mögest alt werden, wie der Greis hier auf dem Bilde; Deine Frau möge schön sein, wie diejenige, die Du hier gemalt siehst; und die Anzahl Deiner Kinder möge der hier vorgezeichneten gleichkommen!“ Die Ideal-Familien auf diesen Hochzeits-Gemälden haben nämlich einen ganz unwahrscheinlichen Kinderreichthum; der Platz reicht gerade knapp aus, um alle die Nachkommenschaft aufzumalen, durch deren hohe Kopfzahl der Maler den Gipfel des Familienglücks darstellen will.

Dieses Canton ist eine Handelsstadt, die aus Allem Geld macht. Wer nicht von den Menschen leben kann, der lebt von den Göttern. Nicht wenig Kaufleute arbeiten in der Branche des Seelenheils; sie haben ein reich assortirtes Lager von Allem, was Denen im Himmel angenehm ist. Es gibt Weihrauch-Geschäfte, Läden mit Räucherstäbchen und dem Joßpapier, das zu Ehren der Götter verbrannt wird, und Handelshäuser, welche die Schwärmer und Feuerwerkskörper vertreiben, die man losbrennt, um die bösen Geister zu verscheuchen.

In den Papierhandlungen liegt das chinesische Reispapier in Ballen und Bündeln bis an die Decke aufgehäuft. Anderswo sind die schwarzen chinesischen Farben zu haben, die in einem Napf zu Brei aufgelöst werden und als Tinte dienen. In

den Ladengewölben einer Straße sitzen die Künstler beisammen, die Bilder auf Reispapier herstellen. Die Arbeit ist sehr weise getheilt. Einer malt die Kleider, ein Anderer die Gesichter und die Hände. So lassen sich viele Bilder an einem Tage produciren. Mit Vorliebe werden die Strafen und Foltern der chinesischen Justiz dargestellt. Solch' eine Serie von Bildern wird zu hübschen Albums gebunden, die gleich an Ort und Stelle zu haben sind. Diese Maler sind behäbige Handwerker, denen es gut geht, und daher kommt es wohl, daß auf den Gerichtsbildern die Gefolterten Alle so zufriedene Gesichter machen; höchstens, daß Einer, der in der Mitte entzweigeschnitten wird, etwas überrascht dreinschaut.

In den Thee-Handlungen hat man eine reiche Auswahl aller Sorten der duftigen Blüthe. Der Thee steht in großen blechernen Büchsen, wie bei uns, oder vielmehr haben unsere Kaufleute die Blechbüchsen von den Chinesen übernommen. Die Theehäuser mangeln in keiner Straße. Von einem Theehaus herrschen bei uns ganz eigenthümliche Vorstellungen. Es ist ganz einfach ein Kaffeehaus ohne jegliche Damenbedienung, in dem Thee statt des Kaffees getrunken wird. Die beliebte Theehausstunde ist zwölf Uhr Mittags. Da kommt man zusammen, wie in Paris um fünf Uhr Nachmittags beim Absynth, und ißt Süßigkeiten.

Geldgeklimper und hell klingende Hammerschläge: Das ist die Straße der Banken. Hier gibt es auf einmal Ladenthüren. Vorsicht kann niemals schaden. Um einen runden Tisch sitzt der Bankier mit seinen Buchhaltern. Ganze Haufen Silberdollars sind vor ihnen aufgeschüttet. Mit einem Hämmerchen werden die Münzen auf ihren Gehalt geprüft. Auch eine kleine Waage wird häufig in Gang gesetzt, und unaufhörlich klappern die Kugeln der Rechenmaschinen. Mit dem Kopfrechnen steht es anscheinend schwach in China. Jeder chinesische Kaufmann hat seine Rechenmaschine und holt sie unter dem Ladentisch hervor, sobald es Additionen zu machen gibt, die über das einfachste Maß hinausgehen. Freilich werden auf dem Instrument auch die complicirtesten Aufgaben (Multiplicationen fünfstelliger Zahlen) mit Blitzesschnelle ausgerechnet. Aus China ist die Rechenmaschine wahrscheinlich zu uns herüber gekommen.

In der Black-wood-Straße wird eifrig gefirnißt und polirt. Das Schwarzholz ist im Naturzustande nämlich roth und muß erst durch Beizen und Lackiren seine schwarze Farbe bekommen. Aus dem fertigen schwarzen Holze schnitzen andere Arbeiter mit großen und kleinen Messern allerlei Untersätze und Gestelle und vor Allem Möbelstücke. Ueberall in China sieht man die breiten viereckigen Black-wood-Stühle; sie stehen in einer Reihe an der Wand, ähnlich den Chorstühlen in der Kirche, und zwischen je zwei Stühlen ist ein kleiner Tisch, der aber eigentlich nur ein Stuhl mit aufgelegter Platte ist. Die Schwarzholz-Verarbeitung ist auch eine von Cantons Haupt-Industrien, und eine andere ist die Elfenbein-Schnitzerei. Hier gerathen gleichfalls am schönsten die Blumen. Das ist begreiflich. Auf seinem Werktisch, mitten unter seinen Geräthen, hat der Schnitzer einen Strauß frischer weißer Blumen aufgesteckt, und während er das Messer führt, sieht er immer hinüber nach den lebendigen Blüthen und erbittet sich Rath von der Natur, wie er es machen soll. Nur bei Menschen ist es anders. Diese wackeren Leute empfinden in ihrer Unbewußtheit so richtig, daß die Kunst unaufhörlich beim Leben in die Schule gehen muß; und doch scheint es keinem von ihnen jemals in den Sinn gekommen zu sein, daß man auch Menschen nach der Natur darstellen kann. Die Menschen-Figuren sind gekünstelt und verschroben; die verzerrende chinesische Phantasie spielt da hinein, oder vielleicht liegen Muster vor, bestimmte Stellungen und Gesichtsausdrücke, deren Nachbildung seit Jahrhunderten die Tradition verlangt. Blumen-Ornamente werden auf den Deckeln kleiner Schachteln angebracht, auf Photographie- und Handspiegel-Rahmen u. s. w. Ein beliebtes Kunststück sind die vier oder fünf durchlöcherten Kugeln, die alle ineinander stecken. Aus rothem und weißem Elfenbein sind die Schachspiele geschnitzt, die wir von unseren Kunstgewerbe-Museen her kennen.

Der Straße der Elfenbein-Schnitzer benachbart ist diejenige der Silberschmiede. Von ihren Erzeugnissen war bereits bei einer andern Gelegenheit die Rede. In China kommt ein Vogel vor, der auf englisch der King-fisher heißt. Seine blauen Federn werden in winzige Theilchen zerschnitten und mittelst eines Klebstoffes in silberne Schmucksachen eingelegt. Das sieht wie Stein-

mosaik aus. Aber all' diese King-fisher-Objekte, die in Canton zahlreich hergestellt werden, sind recht gewöhnlich; auch fallen beim Tragen die Federchen bald heraus. Ganz uninteressant sind die Porzellangeschäfte; sie enthalten nichts als Dutzendwaare.

Jede Straße hat ihr eigenes Thor, und jede Straße wird am Abend besonders abgesperrt. Es sind viereckige, aus Stein gemauerte Thore, nicht höher als die Häuser und mitten in sie hineingesetzt, gleichsam mit ihnen verwachsen. Ihre grauen und verwitterten Steine geben Kunde von dem Alter der Stadt. Aus ihrem oberen Theil, den man nicht Thorbogen nennen kann, weil er geradlinig verläuft, sind oft bunte Hoch-Reliefs herausgemeißelt, ganze Szenen aus der Götter- und Helden-Geschichte. Zuweilen wuchert oben Moos und Unkraut, und es kommt vor, daß aus dem Grün eine Kanonen-Mündung herausragt, ohne daß man begreifen kann, auf wen sie jemals von da oben schießen will. Neben dem Thor hat der Gott der Straße seinen Sitz. Denn jede Straße hat auch ihren eigenen Gott. Ein drolliges Volk, diese Straßengötter! Sie haben ein verwahrlostes verbummeltes Aussehen, wie das ganz natürlich ist, wenn man sich viele hundert Jahre auf der Gasse herumtreibt. Manchmal stehen sie zu zwei nebeneinander, gleich alten Kneipbrüdern. Ihr Standort ist eine Art Herd, auf dem Erde aufgeschüttet ist; darin stecken glimmende Räucherstäbchen. Für ein Regendach ist nicht vorgesorgt. Wind und Wetter fegen über sie hin; es scheint, daß sie keinen Schutz gegen Regen wünschen, und daß sie sich nirgends wohler fühlen, als unter einer strömenden Dachtraufe.

Die Straßen sind mit länglichen Granit-Quadern gepflastert; sie sind schmutzig; aber da man in einer chinesischen Stadt bodenlosen Unrath erwartet, ist man eigentlich erstaunt, sie nicht noch unsauberer zu finden, und in der That gilt Canton als eine der saubersten chinesischen Städte. Da und dort ist ein Berg von Scherben und sonstigen Dingen, die aus den Häusern geworfen werden. Die Straßenreinigung besteht jedenfalls darin, daß diese Abfälle zu einem Berge zusammengeschaufelt werden. Schlimm sind nur die Stellen, wo Lebensmittel verkauft werden. Man könnte meinen, daß der Chinese den größten Schmutz dort anhäuft, wohin er zum Essen geht. In diesen Verkaufsständen hängen Stücke rohen

Fleisches, unter ihnen abgezogene und appetitlich zugerichtete Hunde- und Katzen-Leiber. Unbeschreibliche Gerüche gehen von diesen Leckerbissen aus, und dampfenden Töpfen entsteigen alle die Düfte der chinesischen Küche, die keine Phantasie sich auszudenken vermag: man muß sie selbst gerochen haben. Sogar die Chinesen der besseren Stände halten sich die Nase zu, wenn sie in ihrer Sänfte da vorübergetragen werden. Mit den Fischen könnte man sich eher befreunden, als mit dem Fleisch; sie werden lebend aufbewahrt in Bottichen, in die Wasser hineinfließt.

In den engen Straßen ist ein Drängen und Schieben. Viele Leute sind unterwegs und haben es eilig. Wagen gibt es natürlich nicht, und der Straßenlärm von Canton wird fast ausschließlich von Menschenstimmen gemacht. Unaufhörlich hallen die Rufe. Die Kulis schleppen Lasten an dicken Bambus-Stangen und schreien ihr kurzes und scharfes „Habt Acht!" Auch singen sie sich selbst den Rhythmus zu ihrer Bewegung. Es sind Lieder aus zwei Tönen; der Kuli vorn hat die erste Note und der Kuli hinten die zweite: „Hi — ha, Hi — ha!" Je schwerer sie belastet sind, umso rascher laufen sie; sie bringen aus der Münze Geldkisten von Centnergewicht und fliegen nur so vorüber. Und es schreien die Sänftenträger: „Habt Acht, habt Acht!" Wenn sie einen vornehmen Mann auf den Schultern haben, einen Mandarin in blauer Sänfte, so können sie nicht Platz genug bekommen. Alle die Lastenträger sind jedoch vorsichtig bei ihrer Eile, und man wird kaum jemals angestoßen; höchstens, daß man einmal etwas von dem Inhalt eines Wassereimers auf den weißen Anzug bekommt, und auch das ist nur unangenehm, wenn das Wasser schmutzig ist. Ueberhaupt kann sich der Fremde ruhig in die dunklen Gassen hineinwagen. Die Bevölkerung ist gutmüthig und freundlich (obwohl sie im Rufe der Feindseligkeit gegen Fremde steht). Pöbel gibt es überall, und manchmal wird Einem etwas nachgerufen. Das kann schmeichelhaft gemeint sein oder nicht; aber es bleibt sich gleich, da es chinesisch und doch nicht zu verstehen ist. Auch trifft man stellenweise einen Citoyen, der etwas geräuschvoll ausspuckt; doch wird es niemals klar, ob das einfache Kautabak-Entleerung oder aber eine Gefühlsäußerung ist. Lästig sind nur die Bettler und namentlich die bettelnden Lepra-Kranken; sie lassen nicht von Einem ab und strecken

ihre schrecklich abgemagerten Skelett-Arme aus. Die Blinden betteln nicht; Niemand führt sie, und sie tasten sich mit einem langen dünnen Stab an den Häusern entlang. Man begegnet auch wohl einem ganzen Zug, von denen Jeder die Hand auf die Schulter des Vordermannes gelegt hat, ganz so, wie es auf dem Bilde von Breughel im Louvre zu sehen ist, das die Blinden der biblischen Parabel darstellt. Wenn man in einen Laden eintritt, so stehen die Liebhaber von Sehenswürdigkeiten draußen und gaffen. In den Tempeln hat man ein Gefolge von fünfzig bis hundert Mann hinter sich. Es ist natürlich empfehlenswerth, ihnen die Uhr oder das gefüllte Portemonnaie nicht gerade unter die Nase zu halten. Sonst aber betrachte ich mir die Leute, und die Leute betrachten mich. Das geht in aller Ruhe vor sich, und wir finden uns gegenseitig sehr interessant. Ich freilich komme ihnen eher komisch vor. „So ein Kerl ohne Zopf, so eine Mißgeburt ohne Schlitzaugen!" denken sie sich und lachen. Ich denke mir: „Wenn Ihr vielleicht glaubt, daß Ihr schön seid, dann irrt Ihr Euch!" und lache wieder. So verkehren wir im besten Einvernehmen; und ich lasse ihnen auch das Vergnügen, daß sie meinen Rock anfühlen, um den seltsamen Stoff zu begutachten, in den sich der „rothe Teufel" kleidet. Wenn ich an einem Hause vorbeigehe, kommt es vor, daß ein kleiner Junge draußen sitzt und großen Lärm schlägt: „Vater, sieh' doch den Chinesen!" Ich meine nämlich, daß ich für den kleinen chinesischen Jungen das bin, was für den kleinen deutschen Jungen der Chinese ist, der draußen auf der Straße sichtbar wird. Im Allgemeinen aber ist es sicher, daß ein Europäer viel ruhiger und unbelästigter durch Canton gehen kann, als ein Chinese durch die Straßen einer volkreichen deutschen Vorstadt.

Aus den Häusern dringt das Hämmern und Klopfen all' der vielen Handwerke. Die Seidenwalk-Maschinen donnern und stampfen. Ein alter Mann geht durch die Straßen, klappert mit zwei Holzstücken und fordert zur Betheiligung an einer Lotterie auf. Ein Obst-Verkäufer schreit seine Bananen aus, die er in Körben einherschleppt. Auf einer näselnden Holzflöte bläst ein Wahrsager, und wer wissen will, was in den kommenden Jahren geschehen wird, braucht ihn nur herbeizurufen. Ein fliegender Buchhändler fordert die Vorübergehenden zur Besichtigung der kleinen rothen

Broschüren auf, die er auf dem Pflaster ausgebreitet hat; es sind Liederhefte, und man kann Noten und Text haben, Alles zusammen für sehr wenig Geld. Ein Graveur stellt seinen Kram auf und ist rasch bereit, jedes Monogramm in Holz zu schneiden, für Visiten- und Geschäftskarten. Still und verschüchtert sitzt ein kleines Mädchen an der Ecke, das gestickte Geldtaschen feilhält, wie sie die Chinesen unter dem Gewand sich um den Leib zu schnallen pflegen. Geheimpolizei bringt einen Verbrecher daher. Dem Häftling sind beide Hände auf den Rücken gebunden, ein Häscher geht hinten und hält seinen Zopf, und der Delinquent wird rasch vorwärtsgeschoben. Die vier Mann der Eskorte tragen kein äußeres Abzeichen. Die Schutzmann-Uniform gleicht sonst derjenigen der Soldaten und besteht aus einer ärmellosen Jacke von rothem Tuch, auf die Verzierungen von blauem Tuch aufgenäht sind. Diese Schutzleute liegen auf Holzbänken in den Straßen oder lungern in den Werkstätten herum oder waschen sich in einer Regentonne ihre nackten Füße.

Ah-Kum heißt der Führer, der mich durch Canton begleitet. Es ist unmöglich, sich in dem Labyrinth der kreuz und quer gehenden Gassen allein zurechtzufinden, zumal man die Sprache nicht versteht, um nach seinem Wege zu fragen. Ah-Kum, der Vater, ist ein Führer von Ruf. Ich habe Ah-Kum, den Sohn. Er trägt ein feines graues Gewand und ist ein sehr braver Mann. Sobald er sich daran gewöhnt haben wird, die Hand vor den Mund zu halten, wenn es ihm aufstößt, wird er ein vollendeter Gentleman sein.

Es ist ein Regentag, und in den Straßen wird es allmählich beinahe Nacht. Das Wasser stürzt von den Dächern, prasselt auf die Tellerhüte meiner Sänftenträger und spritzt mir von diesen in's Gesicht. Die Kulis haben sich in Regenmäntel gehüllt, die aus langen gelben Strohhalmen geflochten sind, und sehen darin aus, wie wilde Waldmenschen. Ueber das Pflaster rieseln fröhlich Bäche und Bächlein; sie münden in schöne breite Seeen, die ihrerseits wieder in Cascaden abfließen. (Und gerade heute bekommt mein Regenschirm, der aus der Belle Jardinière in Paris stammt, seine Launen und widersetzt sich standhaft, aber entschieden allen Anstrengungen, ihn aufzuspannen!)

Wir halten; es scheint, daß wir in einem Straßen-Durchgang sind. Nein, es ist ein Tempel, und zwar derjenige der Himmel-

königin (Tien-hau). Aber das muß Einem gesagt werden; sonst glaubt man, daß hier auch Verkaufsauslagen sind, mit etwas geschmackloseren Gegenständen, als bisher. Die Straße wird einen Augenblick Tempel und geht dann wieder als Straße weiter. Ueberhaupt liegen die Tempel von Canton selten seitab, in weihevoller Abgeschlossenheit. Sie sind zumeist mitten auf dem Wege, und es scheint, als hätten da und dort in der Reihe der anderen Firmen auch die Götter ihr Geschäft. Im Tempel der Tien-hau hängt ein Lustre von Petroleumlampen mit bunten Glasglocken von oben herab; man wird dadurch an eine Jahrmarktsbude erinnert, die sich aufputzen will. Zur Linken darf man durch eine Glasscheibe in einen Raum sehen, wo große rituelle Gefäße stehen. „Silber!" sagt Ah-Kum andächtig; ich könnte aber darauf schwören, daß es Zinn ist. Kasten sind an der Decke befestigt, in denen aus bemaltem Thon Theaterscenen dargestellt sind. Bei uns werden die Photographien der beliebten Schauspieler in den Schaufenstern aufgehängt; hier aber geht die Verehrung für sie so weit, daß man mit ihren Bildnissen die Tempel schmückt. Das ist übrigens wohl nicht die richtige Auffassung, und man sollte eher davon betroffen sein, auch in China den Zusammenhang zwischen Gottesdienst und Schauspielkunst zu finden, der bei allen europäischen Völkern wenigstens in früheren Zeiten bestanden hat.

Der große Tempel des Confucius liegt auf einem freien Platze, oder wenigstens muß man etwas freien Raum durchschreiten, ehe man zu seiner Pforte kommt. Ueber dem Thor sind Ornamente aus Porzellan, sehr bunt, sehr verworren und sehr chinesisch. Der Eingang ist klein, und klein ist auch der Tempel, der zu Unrecht der große genannt wird. Er erhebt sich nicht höher, als die Häuser in seiner Nachbarschaft, in die er gleichsam eingeklebt ist. Im Innern herrscht Halbdunkel, nein mehr: Dreiviertelduukel. Das Erste, was man sieht, ist ein Ladentisch, wo Opferstäbchen und alles zum Gottesdienst nöthige Papier verkauft werden, eine heilige Papierhandlung also. Ganz tief im Dunklen, so daß man sich mit den Händen hintasten muß, ist ein Altar. Götterbilder gibt es hier nicht. Confucius (Kung-fu-tse) wollte nur Lehrer sein und wünschte nicht, daß sein Bild als Gott verehrt werde. (Er hat manchen merkwürdigen Gedanken gehabt, beispielsweise: „Ich

schreibe nicht vor, daß Ihr Eure Feinde lieben sollt; denn was bliebe dann für die Freunde übrig?“). Auf dem Altar stehen also nur drei Holztafeln mit goldenen Buchstaben: eine rothe enthält den Namen des Confucius und alle seine Titel; zwei grüne verzeichnen die Namen und Titel seiner beiden Sekretäre. Man kann aber in diesem Raume zu allen möglichen chinesischen Göttern beten. Man ruft den Gott an, dem man sein Anliegen vorbringen will. Da er aber vielleicht schlafen oder sonstwie zerstreut sein könnte, so trommelt man auf einer Pauke und schlägt auf ein Gong. Wenn der Gott das hört, so erhebt er sich, wie es sich für Jemanden schickt, zu dem man spricht. Pauke und Gong hängen in der Nähe des Ladentisches. Eine Frau kommt herein, eine von diesen häßlichen chinesischen Frauen in Kittel und weiten Männerhosen aus jenem schwarzen Stoff, der wie Wachsleinwand aussieht und den alle Cantonesinnen tragen. Sie kniet auf einem Strohdeckel nieder, berührt mit dem Haupt die Erde, ergreift dann einen Behälter mit Holzstäbchen, der auf einem Tische steht, und schüttelt ihn, daß die Hölzer klappern. Dann ergreift sie eines davon und geht zum Ladentisch, wo ihr ein Papier ausgehändigt wird. Die Stäbchen tragen nämlich Nummern, die auf Papiere verweisen, welche Zukunfts-Prophezeihungen enthalten. Und so eine kleine Chinesin bringt es fertig, zu glauben, daß der Himmel über ihr von einem höheren Wesen bewohnt ist, das gar nichts Angelegentlicheres zu thun hat, als sich für ihre kleine chinesische Zukunft zu interessiren!

Rechts ist ein enger offener Hof. An den Wänden sind Steinschnitzereien und Porzellan-Reliefs angebracht. Eines von den letzteren stellt das Leben einer reichen Familie dar; ein anderes zeigt einen kleinen Hirsch, der gern aus dem Bilde hinausmöchte, weil ein böser grüner Drache sich über ihm schlängelt; andere enthalten wieder Schauspielscenen. Ueber die niedrige Hofmauer ragt eine Seitenwand des Dachgiebels empor; sie ist mit Porzellan-Ornamenten bedeckt; und einige hübsche kleine Porzellanfrauen stecken ihre Köpfe vor und sehen neugierig in den Hof herunter. In einem Seitengemach sitzen längs der Wand viele kleine rothe Götter. Es sind die Jahresgötter; jedes Lebensalter hat seinen Schutzpatron. Ich lasse mir den zeigen, der ein gewisses Jahr zwischen Dreißig

und Vierzig vertritt, weil er mich etwas näher angeht. Er trägt einen langen schwarzen Bart, hat ein Bein über das andere geschlagen, und sein Wesen scheint mir des rechten Ernstes zu ermangeln. Ich zünde ihm kein Weihrauchstäbchen an, wie ich anfänglich beabsichtigt habe. Denn wie kann man sich dem Schutze Jemandes anvertrauen, eines Menschen oder eines Gottes, der über die Dreißig hinaus ist und noch immer keinen soliden Eindruck macht? .... Priester sind in diesen chinesischen Tempeln nirgends zu sehen; wohl aber ist ein Pförtner da, der eifrig die Hand nach dem Trinkgelde ausstreckt.

Der Tempel der fünfhundert Genien ist buddhistisch. Die Götter sind aus goldfarbener Bronze und sitzen in langen Reihen an den Wänden entlang. Man kann sie nachzählen, es sind genau fünfhundert. Es fällt schwer, den Gedanken loszuwerden, daß man sich in einem Bronze-Panoptikum befindet, in einem Panoptikum für die Provinz, mit schlechten Figuren. Die Götter haben pausbackige Kindergesichter und lächeln blöd. Einer hat noch links und rechts ein zweites und drittes Gesicht aufgesetzt; das ist der Gott der Gaukler. Ein Anderer trägt einen Matrosenhut und soll den Marco Polo vorstellen. Auf welche Weise aus dem berühmten venezianischen Seefahrer ein buddhistischer Gott geworden ist, läßt sich schwer erklären. Jedenfalls ist das ein in der Marine einzig dastehendes Avancement. Nach einer zweiten Ueberlieferung ist der Genius mit dem Matrosenhut nicht Marco Polo, sondern ein anderer Europäer. Im Mittelalter bestanden in Canton Faktoreien der Indischen Compagnie. Eines Tages zerstörte aufrührerischer Pöbel diese Handels-Niederlassungen und ermordete die fremden Kaufleute sammt ihren Frauen und Kindern. Ein einziger Knabe wurde von treuen chinesischen Dienern aus dem Gemetzel gerettet. Auf dem Lande bei Canton wuchs er heran, kam dann wieder in die Stadt, konnte aber von den chinesischen Behörden nicht die Erlaubniß zur Rückkehr nach Europa erwirken. Vom Heimweh verzehrt starb er in jungen Jahren. Die Chinesen faßten dieses Ende als ein so rührendes Beispiel der Liebe zur Heimath auf, daß sie das Bedürfniß fühlten, den Verstorbenen unter die Götter zu versetzen, wobei sie in keiner Weise durch die Thatsache gestört wurden, daß sie ihn doch selbst zu Tode gequält hatten.

Dieſer Jüngling, welcher an der Sehnſucht nach der Heimath ſich verblutete, ſoll nun verkörpert ſein in dem Genius mit dem Matroſenhut.

Einige von den fünfhundert Genien ſitzen ſtill, Andere geſtikuliren mit den Armen, Andere zeigen ſich äußerſt aufgeregt und nehmen für ihr Geberdenſpiel ſogar die Beine zu Hilfe.

Wir gehen durch eine Hinterthür, um den Prieſtern in ihrer Privatwohnung einen Beſuch abzuſtatten. Das ſind feine, liebenswürdige Herren. Sie begrüßen uns nach chineſiſcher Art, indem ſie ihre beiden Hände vor der Bruſt zuſammenballen und auf und nieder bewegen. Sie lächeln unabläſſig und ſagen, daß es ihnen eine große Ehre iſt. Die buddhiſtiſche Ordensregel ſchreibt kurzgeſchnittenes Haar vor. Die Prieſter haben daher keinen Zopf. Schon dadurch erſcheinen ſie europäiſchen Augen weniger fremd, und man fühlt ſich mehr zu Hauſe bei ihnen, als bei anderen Chineſen. Mit Würde tragen ſie ihr grauſeidenes Prieſterkleid. Thee wird gebracht, und die Unterhaltung entſpinnt ſich. Nach und nach kommen auch die Prieſter-Schüler zum Vorſchein. Die jungen Leute ſtellen ſich in angemeſſener Entfernung auf und hören neugierig zu. Das Fragen nach dem Woher und Wohin beginnt, das mit aller Gaſtfreundſchaft verknüpft iſt (wie ſchon Homer uns lehrt). Ich theile mit, daß ich aus Frankfurt komme. Dieſe Antwort ruft Erſtaunen hervor. Der Führer hatte nämlich geſagt, ich ſei ein Deutſcher. Man gibt mir das zu bedenken, und ich kläre auf, daß Frankfurt in Deutſchland liegt, wie Canton in China. Ob Frankfurt ſchöner ſei als Canton? Das kommt auf den Geſchmack an, erwidere ich. Wenn ich Chineſe wäre, möchte ich vielleicht lieber in Canton leben; ſo aber bin ich nun ſchon einmal von Jugend auf an Städte wie Frankfurt gewöhnt. Ob Frankfurt auch an einem Fluſſe liegt? Oh ja, am Main, daher der Name Frankfurt am Main. Ob der Fluß ins Meer fließt, wie der Perlfluß? Nein, nicht direkt; der Main fließt in den Rhein. Ich bedauere, das zugeſtehen zu müſſen; denn wie ich trotz aller Höflichkeit merken kann, thut es in den Augen der Prieſter dem Preſtige von Frankfurt einigen Abbruch, daß ſein Fluß erſt noch die Vermittlung eines andern Fluſſes nöthig hat, um ins Meer zu fließen. Das Frage- und Antwortſpiel dauert eine gute

halbe Stunde. Man sinnt darauf, wie man mir eine besondere Aufmerksamkeit erweisen könne. Einer der frommen Männer hat es gefunden. Er verschwindet geheimnißvoll und kommt nach einiger Zeit zurück. In der Hand hält er eine Cigarre, die einzige Cigarre des Tempels der fünfhundert Genien. Ich muß dankend ablehnen. Meine Weigerung betrübt ihn. Aber er weiß sich zu trösten, steckt die Cigarre in den eigenen Mund, beißt kunstgerecht die Spitze ab, spuckt sie in der Richtung des Hausaltars aus und setzt die Cigarre in Brand, an der heiligen Lampe.

Im Tempel der Schrecken (Sing-wong-mu) kann man die Strafen sehen, die den Sünder in der buddhistischen Hölle erwarten. In kleinen Verschlägen, rund um einen Hofraum, stehen fast lebensgroße bemalte Holzfiguren auf der Erde und stellen die Schreckensszenen dar. Hinten am Tisch sitzt immer der Richter. Grüne Teufel vollstrecken das Urtheil. Ein Verdammter wird in einem Kessel voll glühenden Oels gesotten, ein Anderer ist zwischen zwei Bretter gebunden und wird mit diesen zersägt, ein Dritter kniet unter einer Glocke und wird von zwei höllischen Henkerknechten, die wuchtige Hämmer schwingen, zu Tode geläutet; ein Vierter liegt auf der Erde und bekommt ganz einfach Prügel; zwei arme Sünder kauern nebeneinander, und ein Scharfrichter schwingt sein Schwert, um mit einem Schlage beide Häupter zu fällen; in der Erwartung des tödtlichen Streiches ist dem Einen vor Schrecken der Mund schief geworden und steht nach oben. Wie in fast allen Tempeln, so ist auch hier eine besondere Stelle dem Gotte der Medizin eingeräumt. Die Wände seines Bretterverschlags sind mit Papierstreifen beklebt, welche die Danksagungen Derjenigen enthalten, die er geheilt hat.

Im Vorhof des Schreckens-Tempels sitzen an vielen Tischen die Wahrsager. Ich möchte doch gern auch meine Zukunft wissen und lasse mich an einem der Tische auf dem Bänkchen nieder, das für die Kunden bestimmt ist. Ringsum sammelt sich das Volk zu Hauf. Der Wahrsager holt bei Ah-Kum einige Daten über meine Persönlichkeit ein, setzt dann seine Brille auf und beginnt. Er sagt mir sehr viel Schmeichelhaftes, beschränkt sich aber vorsichtig darauf, statt der Zukunft nur die Gegenwart zu prophezeien auf Grund der Angaben von Ah-Kum. Was meine Zukunft anbelangt, so

erfahre ich schließlich nur, daß ich dazu bestimmt bin, ein großer business-Mann oder ein großer Mandarin zu werden. Das wäre sehr schön, und ich könnte die besten Hoffnungen hegen, hätte derselbe Wahrsager mir nicht gleichzeitig erklärt, ich sei zweifellos ein reicher Mann. Dies zeigt mir, daß seine Kunde der verborgenen Dinge auch Irrthümern unterworfen ist. . . . .

Auf dem Platze vor der Examenhalle weiden friedlich die Schweine. Es gibt mehrere Beispiele, aus denen zu ersehen ist, daß das Schwein von einem dunklen Hang zur Gelehrsamkeit beseelt ist. Durch ein breites Thor mit hölzernen Flügeln tritt man in einen Vorhof. Ohne zwei oder drei Höfe geht es bei amtlichen Gebäuden nun einmal nicht ab. Auf einer Seitenwand ist der graue Drache gemalt, der in Wolken spielt. Dieses Bild zeigt an, daß wir uns auf staatlichem Grund und Boden befinden. Ein großer zweiter Hof ist von grünem Unkraut bewachsen. Mittendurch führt ein mit Trottoirsteinen bepflasterter Weg. Links und rechts, die Front dem Thor-Eingang zugewendet, stehen lange schmale Hallen, eine hinter der anderen, vielleicht dreißig auf jeder Seite. Sie sind gemauert und mit braunen Ziegeldächern gedeckt. Auf die Seitenwände, die man von der Mitte des Hofes aus sehen kann, sind chinesische Zeichen eingeschrieben, die Zahlen bedeuten. Mit anderen Worten: die Hallen sind numerirt. Jede einzelne enthält zahlreiche kleine Abtheilnngen, im Ganzen sollen es fünftausend sein. Das sind jedoch nicht die Ställe für die Schweine, die draußen weiden, wie man glauben könnte mit Rücksicht auf den Schmutz, der in den Räumen herrscht, sondern die Zellen für die Prüflinge. Sie sind fensterlos, haben aber keine Vorderwand. In solch' einer Zelle ist gerade Platz genug für einen Tisch, und zur Noth kann noch Jemand davorsitzen, wenn er sich sehr klein macht. Daß ein Mensch darin liegen könnte, scheint unmöglich, und doch verbringt der Kandidat darin Tage und Nächte. Sobald das Examen beginnt, wird er eingeschlossen. Der Eingang der Zelle wird durch Gitterstäbe versperrt. Jetzt sitzt der unglückliche Studiosus im Käfig und muß seine Kenntniß der chinesischen Klassiker erweisen. Er ist genöthigt, in der Zelle zu essen und zu schlafen, und wird nicht eher herausgelassen, als bis er mit den Aufgaben fertig ist. Wenn er das Examen besteht, darf er die Staats-Carrière einschlagen und eine Anstellung als Beamter beanspruchen.

Eigentlich ist es sehr schön ausgedacht, daß die Beamten unter Denjenigen zu wählen sind, welche die Dichter und die Weisheitsschriften am Besten kennen, und daß die Gebildetsten das Volk regieren sollen. In Wirklichkeit sind die Examina Formelkram und Pedanterie geworden (wie anderswo auch). Sie schaffen ferner ein Gelehrten-Proletariat, das oft lange Jahre auf die Versorgung warten muß und ein unruhiges Element im Staate bildet. Wenn China jemals unter europäische Herrschaft kommen sollte, würde die Abfindung dieser Staatsanwärter das schwierigste Problem bilden. Die großen chinesischen Kaufleute möchten lieber heute als morgen unter einer europäischen Regierung stehen, die ihnen Verkehrssicherheit und ruhigen Besitz des Erworbenen gewährleistet. Patrioten sind sie nicht. Warum sollen sie auch ein Vaterland lieben, das niemals etwas für sie gethan hat? Die Prüfungs-Kommission wird in Peking ernannt. Lange Zeit waren diese Kommissionen berühmt wegen ihrer Strenge und Gerechtigkeit. Von einem chinesischen Kaiser wird erzählt, er habe sich überzeugen wollen, ob es ehrlich bei den Prüfungen zugehe. Darum habe er sich als Kandidat verkleidet, sich in eine Zelle einschließen lassen und ein ganzes Examen mitgemacht. Er habe dieses mit Auszeichnung bestanden, ohne daß die Kommission gewußt habe, wer er sei. (Sollten die Herren im Ausschuß nicht doch wenigstens eine leise Ahnung besessen haben? Die „Auszeichnung" namentlich ist verdächtig.) Jetzt sind die Examina im Verfall, wie alles Andere. Wohl müssen die Kandidaten ohne jedes Buch in die Zelle eintreten, und sie werden vorher einer Leibes-Durchsuchung unterworfen, damit sie diesem Verbot nicht zuwiderhandeln können; wohl geht ein Schutzmann in dem Gange vor jeder Halle auf und ab, um die Kandidaten zu verhindern, mit einander in Verkehr zu treten. Mit den Prüfungen also wird es sehr streng genommen, nur leider nicht mit dem Resultat. Familienverbindungen und sonstige Protektion geben den Ausschlag. Auch thut merkwürdigerweise der Ausfall der Examina jedesmal dar, daß die reichen Leute die Klassiker besser kennen, als die armen. . . .

Straßauf, straßab, dann plötzlich über eine Treppe empor in einen hochgelegenen Schuppen. Man sieht auf die Stadt herunter, auf die Häuserhaufen, zwischen denen, wenn man sie von oben be-

trachtet, kaum irgendwelcher Raum zu fein ſcheint, der auf Straßen deuten könnte. An faſt allen Dächern ſind Schirmwände aus Bambusgeflecht aufgeſetzt, die den Wind fangen ſollen. In dem Schuppen näht ein Schuſter ſeine Schuhe und hütet zugleich die Waſſer-Uhr. Sie iſt viele hundert Jahre alt. Auf Stufen ſtehen vier eiſerne Eimer, einer über dem andern, und einer mit dem andern durch Röhren verbunden. Morgens um ſechs Uhr wird der oberſte Eimer gefüllt. Das Waſſer tropft in genau bemeſſenen Zeiträumen durch alle vier Eimer durch. Nach Ablauf jeder Stunde ſteht im unterſten Eimer das Waſſer um ein beſtimmtes Maß höher, und ein ſenkrechter Meſſingſtab, der auf einer leichten Holzunterlage in dieſem Eimer ſchwimmt, ragt demgemäß jede Stunde um einen Strich mehr aus dem Deckel des Eimers hervor. Der zuletzt zum Vorſchein gekommene Strich des Meſſingſtabes zeigt die Stunde an.

Und wieder nach einigen Straßen thut ſich zwiſchen den Häuſern eine Lücke auf. Wir biegen ein und ſind auf einem länglichen Streifen unbebauten Terrains, zwiſchen kahlen Häuſermauern. Der Boden iſt vom Regen durchweicht, wir waten tief im gelben Koth. Irdene Geſchirre ſtehen umher, hinten ſieht man die Töpfer an der Arbeit. Auch ſitzen da zwei junge Frauen unter einer Hausthür, die uns mit lautem Lachen begrüßen und Scherzworte herüberrufen. Allerlei Gerümpel iſt an einer der Längsmauern aufgeſchichtet; ferner lehnen an ihr drei Kreuze aus Holz, ſchwarz von Schmutz und Regen. Drei Kreuze? Jawohl, drei Kreuze zum Gebrauch für den Scharfrichter. Hier iſt das Kreuz noch nichts Anderes als ein Hinrichtungs-Werkzeug. Der Henker pflanzt es in die Erde, in dieſen gelben Koth, bindet den Verurtheilten daran feſt und reißt ihm mit einem kleinen Meſſer die Haut vom Leibe. Die Kreuze kommen freilich nur in beſonderen Fällen zur Anwendung. Die Arbeit iſt zu zeitraubend, und ein chineſiſcher Scharfrichter hat viel zu thun. Erſt vor zwei Tagen haben da, wo wir ſtehen, 21 Hinrichtungen ſtattgefunden. Wir ſind auf der Richtſtätte von Canton, der Henker wohnt gleich daneben. Die beiden jungen Frauen in der Hausthür drüben gehören zu ſeiner Familie. Sie rufen ihn her, und er läßt ſich nicht lange bitten. Er kommt tänzelnden Ganges über den Platz, ein

langer, hagerer Kuli mit dem üblichen Tellerhut aus Stroh. Auch bringt er gleich sein Richtschwert mit, ein kurzes, breites Schlachtmesser mit hölzernem Griff, das in einer Leinwandhülle steckt. Der Scharfrichter stellt sich neben uns, löst das Schwert aus der Hülle und zeigt uns, wie er es macht. Das Geberdenspiel läßt an Deutlichkeit des Ausdrucks nicht zu wünschen übrig. „Da vor mir kniet der Mann — ich nehme seinen Zopf — und dann schlage ich zu, einmal nach unten — so — und dann — so — querüber!“ Dabei schielt er zu uns hin, ob wir Angst haben. Ein arger Poseur, der Scharfrichter von Canton! . . . .

Wir treten aus der Stadt heraus und klettern an einem grünen Hügel empor auf einem Wege, der schmal am Abhange hinläuft, wie ein Alpenpfad. Es geht ziemlich steil hinauf, durch das regenfeuchte Gras. Oben steht die Fünfstöckige Pagode (Ng-chun-nau), kein Thurm, sondern ein breites rothes Haus, mit dem geschweiften chinesischen Dach und andern geschweiften Balken-Enden in allen Etagen. Früher war sie ein Tempel, jetzt wird sie gelegentlich als Kaserne verwendet. Wir klettern über die Holztreppen. Die Stufen sind so hoch, daß man Gefahr läuft, sich die Beine auszurenken. Aber Ah-Kum ist unerbittlich und macht nicht eher Halt, als bis wir den fünften Stock erklommen haben. Das ganze Haus ist leer. Nur fünf Treppen hoch hausen vier bunt bemalte Götter. Sie stehen paarweise einander gegenüber, als tanzten sie eine Quadrillen-Figur. Der Pagoden-Wärter kommt mit seinen Söhnen zum Vorschein. Draußen auf dem Holzbalkon, der an jedem Stockwerk entlangläuft, wird ein Tisch gedeckt. Das Tischtuch ist wahrscheinlich seit Confucius' Zeit nicht mehr gewaschen worden, zeigt aber doch noch einige Spuren der früheren Weiße. Thee wird gebracht, und Ah-Kum holt das Frühstücksbündel hervor, das der vorsorgliche Gastfreund aus Shameen uns mit auf den Weg nach Canton gegeben hat. Eine Flasche Moselwein steckt vielversprechend ihr grüngesiegeltes Haupt daraus hervor. Bei der Oeffnung des Bündels kommen einige Flaschen Sodawasser zum Vorschein, die dem Moselwein als Escorte beigesellt sind. Ah-Kum erklärt, Sodawasser sei das beste Schutzmittel gegen die Pest, und stellt den Moselwein zu sich hinüber. Der Pagoden-Wärter und seine Söhne sammeln sich an der Balkonthür, um uns essen zu sehen.

Unter uns liegt Canton, die Riesenstadt. Zur Rechten läßt sich ihr Ende gar nicht absehen. Der Nebel beginnt, ehe die Stadt aufhört. Im Halbrund zieht sie sich durch die weite Ebene und fügt sich in den Bogenlauf des Stromes ein, der ihre Grenze bildet. Dicht drängen sich die unzähligen Häuser. Sonst aber ist es von hier oben aus eine Stadt wie jede andere, eine Stadt mit braunen Ziegeldächern, die durchaus nicht chinesisch zu sein brauchten.

Gleich hinter der Pagode geht die Mauer vorbei, die ganz Canton umgibt, eine niedrige Mauer aus altersgrauem Stein, mit gerundeten Zinnen. Ueber die Mauer hinaus blickt man auf grüne Hügel, die voll von Gräbern sind. An einem der Hänge schaufeln zwei Todtengräber Erde aus, und ein Sarg steht daneben. Die Leidtragenden, die den Verstorbenen begleitet haben, ziehen unten im Thale nach Hause; man hört den schrillen Klang des Streich-Instruments, das ihnen zum Heimweg aufspielt. Sie haben es für überflüssig gehalten, bis zum Ende dazubleiben, und denken sich wohl, daß der Todte den Weg in die Grube nicht mehr verfehlen kann.

Wir klettern vom Pagoden-Berg herunter und kommen durch die Tatarenstadt wieder nach Canton hinein. Die niedrigen Tatarenhäuser stehen in schnurgeraden Straßen; sie sind alle aus Stein und alle gleichmäßig gebaut. Man merkt die militärische Disziplin. Sämmtliche Häuser sind schwarzweiß gefärbt; im Bedarfsfall ließen sie sich also als königlich preußische Schilderhäuser verwenden. Der Typus der Bewohner der Tatarenstadt ist auffällig verschieden von dem der übrigen Canton-Bevölkerung, und man sieht, daß Mongolisch nicht dasselbe ist wie Chinesisch.

Zum Schluß soll ich noch eine Gerichts-Verhandlung sehen. Das Justizgebäude ist ein Yamen wie jeder andere. Draußen lehnen rothe Holztafeln, auf die mit Goldbuchstaben die Namen und sämmtliche Titel der Mandarine eingeschrieben sind, welche im Innern das Richteramt ausüben. Wieder muß man Höfe durchschreiten und um Gebäude herumgehen. Die Höfe sind schmutzig. Buden und Verkaufsstände stehen darin, und Handwerker versehen dort ihr Tagewerk. Niemand fragt, wohin wir gehen, Niemand wehrt den Zutritt. Auf einmal sind wir hinten in der offenen

Halle, wo das Gericht tagt. Vorn stehen die grünen Sänften auf der Erde, in denen die Richter gekommen sind. Und bei den Sänften, gleich am Eingang, hängt Einer. Das will heißen, daß sein Prozeß verhandelt wird. Die chinesische Justiz fängt mit der Bestrafung an; wenn sich hinterher herausstellt, daß der Angeklagte unschuldig ist, so ist die Ueberraschung für diesen umso freudiger. Einer also ist mit Stricken und Ketten zu einem Bündel zusammengeschnürt. Die Füße sind so gebunden, daß die Knie fast bis ans Kinn reichen. Unter den Knien ist eine dicke Bambusstange durchgesteckt, eine zweite Bambusstange ist über die Füße geschoben, die Enden der beiden Stangen liegen auf zwei Holzblöcken, und der Angeklagte hängt in der Mitte. Die Verzerrung der Gliedmaßen und der Druck des harten Bambus auf die Körperstellen, die an ihn angepreßt sind, muß furchtbare Schmerzen verursachen. Der Gehängte, dem der Schweiß in dicken Tropfen über das Gesicht rinnt, wiegt sich an seinen Stangen auf und nieder und sucht vergeblich eine Stellung, die erträglich für ihn wäre. Er heult und jammert, streckt die zusammengebundenen Hände aus, soweit er kann, und bittet flehentlich, man solle ihn loslassen. Im Hintergrund, an einem mit rothem Tuch behangenen Tisch, sitzt der Richter. Er bewegt langsam seinen Fächer, und sein glattes Gesicht kommt nicht aus der Ruhe. (Es ist leicht, ruhig zu bleiben, wenn man nicht zwischen zwei Bambusstangen hängt.) Gemächlich schiebt er die mächtige Brille auf die Nase und liest in den Akten. Der Gefolterte schreit, man solle ihn lieber todtschlagen. Der Richter fragt mit seiner wohlgepflegten Stimme: ob der Angeklagte seine Spießgesellen nennen wolle? Ein Gerichtsbeamter mit einer dicken rothen Knollen-Nase geht immer zwischen dem Richtertisch und dem Angeklagten hin und her und wiederholt diesem die Fragen des Verhörs, indem er sich eifrig Kühlung zufächelt. „Ich werde alle Namen nennen!“ brüllt der Gehängte. Der Richter befiehlt: „Laßt ihn los, er will gestehen!“ Die Gerichtsdiener eilen herbei. Es sind verdächtige Kerle in gelben Gewändern und Trichterhüten mit dünnen rothen Büscheln. Sie ziehen die Bambusstangen heraus, tragen den Mann nach dem Hintergrund und setzen ihn dort auf die Erde nieder. Er ist noch ganz betäubt vor Schmerz und kann anscheinend seinen Rücken nicht mehr gerade machen.

In der gleichen Halle verhandelt ein zweiter Richter. Er verhört erst die Zeugen, die knieend, das Haupt zur Erde gebeugt, ihre Aussagen abgeben. Dann wird der Angeklagte aufgerufen. Er kommt aus dem Gefängniß nebenan und sieht schrecklich verhungert aus. Die Gefangenen bekommen nichts zu essen, wenn sie kein Geld haben, und sind zumeist bis auf die Knochen abgemagert. Um den Hals trägt der Angeklagte eine verrostete Kette, an der ihn ein Gerichtsdiener hereinführt. Er kniet nieder und versichert, er sei unschuldig. Man wird ihn lehren, unschuldig zu sein. Die Richter sind nicht da, um freizusprechen. Auf ein Wort des Mandarins fallen die Schergen über den Gefesselten her und ziehen ihm die Jacke aus. Zwei packen ihn an den Armen, ein Dritter nimmt ihn am Zopfe, der Vierte steht hinten und läßt seinen gespaltenen Bambusstock auf die dürren Schultern niederfallen. Aus den getroffenen Stellen tritt sofort das Blut hervor, und der Geschlagene wimmert leise. Jeder Hieb wird laut gezählt; bei zehn gebietet der Richter Einhalt. Aber der Angeklagte bleibt dabei, er sei ein guter Mann und habe nicht gestohlen. Der Richter verfügt eine zweite Portion. Der Büttel schlägt sorgfältig auf die bereits blutigen Stellen los, und der Getroffene stöhnt nun schon bedeutend lauter. In dieser Weise geht das Verhör fort; und wenn der Bambusstock den Angeklagten nicht zum Geständniß bringt, so hängen noch andere Prügel-Instrumente an der Wand: Lederstücke, die auf den Mund geschlagen werden, scharfkantige Holzklötze zur Bearbeitung der Handflächen und Fußsohlen u. s. w. Ah-Kum holt sie alle herunter, um sie mir zu zeigen; sie hängen da zur Volksbelustigung, Jeder darf sie anfassen. Das Gefängniß ist im selben Hause, und auch hier geht man ein und aus, wie man will. Es ist unbegreiflich, daß die Gefangenen nicht ausreißen. Sie scheinen sich übrigens gar nicht unbehaglich zu fühlen, laufen im Gefängnißhofe herum, und wenn sie mit ihren Ketten rasseln, so bedeutet das nur, daß sie Trinkgeld haben wollen.

Die Richter sitzen nicht ohne Würde hinter ihren Tischen, wie überhaupt der vornehme Chinese Gemessenheit und guten Anstand in seinem äußeren Auftreten besitzt. Man möchte sie gern für gerecht halten, um sich wenigstens etwas von den quälenden Eindrücken zu befreien, die man aus der Gerichtshalle mitnimmt. Aber

es heißt, daß auch dieſe würdigen Richter mit ſich reden laſſen, und daß Derjenige, der den Preis nicht ſcheut, Mittel finden kann, um ihre Unbeugſamkeit zu beugen.

Im Juſtizgebäude zeigt ſich deutlich, daß der Chineſe ein Barbar iſt. Sonſt aber lernt man in Canton ein Volk kennen, das in vielen Beziehungen zur Achtung nöthigt, ein fleißiges Volk von geſchickten Handwerkern und tüchtigen Kaufleuten. Die Europäer, die geſchäftlichen Verkehr mit Chineſen unterhalten, rühmen einſtimmig die Ehrlichkeit und Verläßlichkeit des chineſiſchen Kaufmanns, namentlich im Gegenſatz zum japaniſchen. Wenn man das Alles ſieht und hört, muß man ſich am Ende doch entſchließen (und der Entſchluß iſt nicht leicht für einen Europäer aus Europa), die Chineſen ernſt zu nehmen.

IX. Ein Empfang beim Tao-tai Wang, dem Sekretär des Vizekönigs von Canton.

Canton, 14. Mai.

Der Vizekönig von Canton selbst ist ein alter Herr, der sehr gebrechlich und seiner geistigen Fähigkeiten auch nicht mehr immer ganz mächtig ist. Wenn er den Konsuln in der europäischen Niederlassung Shameen einen amtlichen Besuch macht (begleitet von seinen 150 Leibgarden, die mit Hellebarden — aus Holz bewaffnet sind und bei ihrer Ankunft das stille Shameen mit einem furchtbaren Lärm erfüllen), so überrascht ihn manchmal eine plötzliche Vergeßlichkeit, und mitten in der Unterredung hält er inne und fragt, wo er sich eigentlich befindet? Es war keine Kleinigkeit für den deutschen Konsul, Dr. Knappe, mit diesem hinfälligen Greis die große Staatsaktion eines Besuches des Prinzen Heinrich im vizeköniglichen Namen so zu vereinbaren, daß alles nach Wunsch und nach Gebühr verlief. Als bereits sämmtliche Einzelheiten der Ceremonie in langwierigen Verhandlungen festgesetzt worden waren, schickte der Vizekönig plötzlich, am Tage vor dem Besuche, einen seiner Beamten zum deutschen Konsul, um ihm zu erklären, er wolle beim Empfange des Prinzen nicht seine gestickten Unterkleider anziehen. Der Konsul ließ sich nichts abhandeln, in der richtigen Anschauung, daß der Bruder des deutschen Kaisers von dem chinesischen Machthaber mit keinen geringeren Formalitäten empfangen werden dürfe, als ein Mitglied des chinesischen Kaiserhauses, und der gute Vizekönig mußte in seine gestickten Unterkleider hinein. Der Besuch verlief denn auch in ganz vorzüglicher Weise. Prinz Heinrich stieg

in die gelbseidene Sänfte, welche allein dem Kaiser und den kaiserlichen Prinzen zusteht (die hohen Beamten bis zum Range eines Tao-tai haben die blaue und vom Range des Tao-tai aufwärts die grüne Sänfte). Von der Brücke an, welche die Grenze zwischen Shameen und Canton bildet, bis zur Residenz des Vizekönigs waren Soldaten aufgestellt; hinter ihnen, in den so unbeschreiblich engen Gassen, drängte sich das Volk zu Tausenden und war so voll Ehrfurcht vor der gelben Sänfte, daß es keinen Laut von sich zu geben wagte und daß der Zug auf der langen Strecke bis zum vizeköniglichen Yamen in einer wahren Grabesstille dahinging.

Immerhin weiß in Canton alle Welt, daß der Vizekönig von seinem Amte nicht viel mehr als den Namen hat, daß er nicht fähig ist zur Führung der Regierungs-Geschäfte seines weiten Wirkungskreises und daß der eigentliche Chef der Verwaltung und der eigentliche Leiter jeder, namentlich der auswärtigen Politik der Tao-tai Wang ist. Wang, dessen Tao-tai-Rang ungefähr dem eines Oberpräsidenten nach unseren Begriffen entspricht, ist Sekretär des Vizekönigs, ferner Chef der unter dem Namen Li-Kin zusammen gefaßten einheimischen Steuer-Verwaltung. Neben den auf dem Vertrage von Tientsin beruhenden Seezöllen, die von Sir Robert Hart und seinem ausgezeichneten europäischen Beamten-Personal verwaltet und an die Central-Regierung in Peking abgeführt werden, hat sich allmählich und eigentlich entgegen den Verträgen ein zweiter chinesischer Zoll herausgebildet, welcher Li-Kin heißt und von den Provinz-Behörden erhoben wird. Eigentlich soll das Li-Kin von den importirten Waaren, die den Seezoll bereits entrichtet haben, nur dann eingefordert werden, wenn sie vom Hafen aus weiter in's Innere transportirt werden. In Canton aber beispielsweise funktionirt ein Li-Kin-Bureau neben dem Seezoll-Bureau, und wenn die Waare ankommt und ihren Seezoll entrichtet hat, kommt auch gleich der Li-Kin-Beamte und verlangt die Abgabe im Namen der Provinz. Das Li-Kin gibt infolgedessen zu unaufhörlichen Streitigkeiten und Konflikten zwischen den europäischen Mächten und der chinesischen Regierung Anlaß, und gerade gegenwärtig schweben wieder einmal Verhandlungen über die Li-Kin-Frage zwischen China und Deutschland, wobei die deutsche Regierung sehr energisch ihren Standpunkt wahrt.

Tao-tai Wang ist also Chef dieses wichtigen Li-Kin-Dienstes, außerdem noch Sekretär des vizeköniglichen auswärtigen Amtes. Er gilt als einer der einflußreichsten und klügsten chinesischen Beamten. Im Laufe seiner achtjährigen Amtsführung ist er natürlich ein sehr reicher Mann geworden. Bei den Ausländern ist er recht verhaßt, weil man eben nicht leicht mit ihm fertig werden kann, und namentlich den Franzosen bereitet er in ihrer südchinesischen Expansions-Politik große Schwierigkeiten. Der deutsche Konsul, Dr. Knappe, der eine besondere Kunst in der Behandlung der eingeborenen Behörden besitzt, steht mit ihm auf dem besten Fuße. Ueberhaupt gilt, im Vorbeigehen gesagt, dieser unser Konsul in Canton für einen der vorzüglichsten Beamten des deutschen auswärtigen Dienstes in Ostasien. Er ist einer der gründlichsten Kenner chinesischer Verhältnisse, und in deutschen Kreisen in Süd-China ist man der Ansicht, daß nirgends ein besserer Gouverneur für Kiautschou hätte gefunden werden können, als der Dr. Knappe.*) Einen anderen vortrefflichen China-Kenner besitzt das deutsche Konsulat von Canton in der Person seines Dolmetschers Lange. Herr Lange war früher Offizier, mußte seinen Abschied nehmen wegen einer Knieverletzung und trat als Artillerie-Instruktor in chinesische Dienste. Jahre lang hat er in Canton gelebt, und zwar nicht im europäischen Settlement, sondern in der Stadt selbst, mitten unter den Chinesen. Er spricht fließend chinesisch, und mit Erstaunen hört man zu, wie dieser Mann sich glatt, leicht und lächelnd in der unmöglichsten aller Sprachen ausdrückt, auf deren Erlernung selbst die europäischen Kaufleute verzichten, die seit Jahrzehnten im Lande wohnen.

Gestern Vormittag ließ der Konsul dem Tao-tai Wang mittheilen, ein gelehrter Mann sei hier, der ein Werk von vielen Bänden über China schreiben wolle und den Wunsch habe, sich einmal mit einem hohen chinesischen Beamten zu unterhalten; der Tao-tai möge sagen, ob er ihn empfangen wolle. Unverzüglich kam die Antwort, daß der Tao-tai am nächsten Morgen um halb zwölf den Fremden im Li-Kin-Bureau erwarten werde. Kurz vor

*) Dr. Knappe ist vor einigen Monaten zum General-Konsul ernannt und nach Shanghai versetzt worden, als Nachfolger des Legationsraths Dr. Stuebel, der bisher das dortige General-Konsulat geleitet hat.

halb zwölf begaben wir uns also zur Audienz. Der Aufzug war imposant. Voran ging der chinesische Amtsdiener des Konsulats in seiner weißen Amtstracht mit dem Hute, welcher einem umgestülpten Trichter gleicht und über welchen ein dünner rother Busch herabfällt. Dann kam Herr Lange, der Konsulats-Dolmetscher, in seiner blauen Beamten-Sänfte, die auf den Schultern von vier Kulis ruhte, welche gleichfalls in schneeweißen Kitteln steckten, die auf dem Rücken in chinesischen Gold-Buchstaben die Inschrift „Kaiserlich Deutsches Konsulat" trugen und deren Köpfe mit Trichter-Hüten und dünnen rothen Büscheln, gleich denen des Amtsdieners, geziert waren. Hierauf folgte ich selbst in der grünen Privat-Sänfte auf dem Rücken dreier Kulis. Den Beschluß machte eine grüne Sänfte mit dem chinesischen Sekretär des Konsulats.

Der Zug ging über die Brücke, die Shameen mit Canton verbindet. Die zehn schmutzigen chinesischen Soldaten, welche darauf Wache halten und am Abend einen gräßlichen Lärm mit ihren Posaunen vollführen, um die Schließung der Thore anzuzeigen, traten in Reih und Glied, und der kommandirende Wachtmeister legte salutirend die Hand an das bloße Haupt, um der blauen Sänfte Ehre zu erweisen. Dasselbe that der Thorwärter, nachdem er das Gitterthor aufgeschlossen hatte.

Der Li-Kin-Yamen liegt nicht weit von der Brücke entfernt. Er gleicht allen anderen Amtslokalen, äußerlich wie innerlich. Von der Straße aus ist er an den zwei großen Holz-Thorflügeln kenntlich, auf welche die üblichen überlebensgroßen Heldengestalten gemalt sind. Die Thorflügel stehen weit offen, und dahinter liegen zwei oder drei nicht eben saubere Höfe, in denen sich allerlei Leute herumtreiben, welche nicht das Mindeste mit Amt und Obrigkeit zu thun haben. Auch kann man Handwerker darin finden, die dort ihr Geschäft ausüben, einen Friseur, der seine Kunden in Ermangelung eines eigenen Geschäftslokals an der Schwelle des Yamen versorgt ꝛc. Nachdem man die Höfe durchschritten hat und um alle Gebäude herumgegangen ist, welche jeden einzelnen im Hintergrunde abschließen, kommt man ganz hinten erst in das eigentliche Bureau, eine Halle oder, besser gesagt, ein offenes Zimmer, das im Erdgeschoß liegt, nach dem letzten Hofe zu weit offen ist und scheinbar gar keine Thüren besitzt.

Da dieses Amtslokal vollkommen unverschließbar ist und da ungefähr Jeder, der gerade Lust hat, von der Straße aus in den Yamen eintreten kann, so sammelt sich während aller nur einigermaßen interessanter Vorgänge zahlreiches Publikum in dem letzten Hofe an und hört zu, was der Mandarin in seinem Bureau redet und treibt. Die wichtigsten Verhandlungen werden in dieser Weise bei offenen Thüren geführt. Die Folge davon ist, daß die verborgenen Pläne der chinesischen Regierung auf der Gasse bekannt werden eine halbe Stunde, nachdem sie ausgeheckt worden sind, und daß die chinesischen Staatsgeheimnisse ein Jeder in Erfahrung bringen kann, der die Kosten nicht scheut, um einen Horcher in diesem oder jenem Yamen zu zahlen. Nur in Peking schließen die Behörden sich hinter mehrfachen Mauern vor indiskreten Lauschern ab. Das hat aber nur den Effekt, daß in Peking die Ausspionirung der Staats-Geheimnisse etwas mehr Geld kostet, als in anderen chinesischen Städten. Die Leute welche aus Neugier in die Yamen hineinlaufen und die unvermeidliche Gallerie bei allen Staatsaktionen bilden, haben von den Europäern die Bezeichnung der „Yamen-runners" erhalten. Solche Yamen-Läufer, Beamten, Schreiber und Kulis durcheinander, hatten sich auch zahlreich eingefunden, während der Tao-tai Wang mit uns sprach. Sie füllten den Hof, standen an allen Thüren, sahen selbst aus den Fenstern heraus, hörten mit andächtigem Schweigen zu und verloren kein Wort von der Unterredung.

Das Bureau des Li-Kin-Verwalters, diese letzte offene Halle im letzten Hofe, ist einfach und schmucklos. In der Mitte steht ein runder Tisch aus braun polirtem Holz; um den Tisch ein paar Stühle. An der Hinterwand ist natürlich der Hausaltar für die Ahnen, der in keiner chinesischen Wohnung, in keinem Geschäft, in keinem Amtszimmer fehlt. Auf rothem Grund ist mit Goldbuchstaben ein heiliger Spruch eingeschrieben. Vor der Inschrift stehen die erforderlichen vier zinnernen Gefäße (sehr hohe stattliche Gefäße, da der Tao-tai ein Mann von Rang ist), zwei in der Mitte für Räucher-Werk und zur Linken und zur Rechten je eine Vase für Blumen. Sonst ist im Zimmer kein Mobiliar. An einer Seitenwand ist der große runde Regulator angebracht. Von diesem Element europäischer Cultur wird man nicht überrascht, ebensowenig wie von der Petroleum-Lampe, die von der Decke herabhängt. Die Verblüffung beginnt

erst, wenn man entdeckt, daß am unteren Ende der Lampe eine kleine Glasbirne befestigt ist, welche den Draht für das Glühlicht enthält. Es ist unglaublich, aber wahr: im Yamen des Li-Kin-Verwalters von Canton wird bei elektrischem Licht gearbeitet. In Canton besteht eine chinesische Gesellschaft für elektrische Beleuchtung, und Glühlicht wie Bogenlicht werden auch sonst vielfach in den Läden und industriellen Betrieben dieser Stadt verwendet. Am Tage aber herrscht Halbdunkel im Amtszimmer des Tao-tai, da dasselbe keine Fenster besitzt und nur die eine Oeffnung nach dem engen, düsteren Hofe hat.

Wir kommen vor dem Thore des Yamen an, unter einigem Zulauf von Volk. Die Visitkarten werden hineingeschickt (man hat mir zu diesem Besuch eigens chinesische Visitkarten anfertigen lassen), und bis die Antwort herauskommt, ob der Besuch angenommen ist, bleiben die Sänften auf den Schultern der Kulis unter dem Thorbogen. Nach einigen Augenblicken erscheint der Amtsdiener des Yamen und fordert zum Eintritt auf. Der Tao-tai ist noch nicht da, muß aber jeden Augenblick eintreffen. Die blaue Beamten-Sänfte des Dolmetschers darf bis in den zweiten Hof hineingetragen werden, die grünen Sänften müssen bereits im ersten Hofe niedergelassen werden. Kaum sind wir ausgestiegen, so kommt auch schon hinter uns der Tao-tai in seiner blauen Sänfte an. Vorstellung und Begrüßung. Der Tao-tai grüßt auf chinesische Art, indem er nicht seinem Besuche, sondern sich selbst die Hand drückt und die beiden verschlungenen Hände mehrmals auf und nieder bewegt. (Die Geste erinnert ein wenig an die Bewegung eines Pudels, der schön macht und bittet.) Mit einer großen Armbewegung lädt uns der Tao-tai zum Eintritt in sein Büreau ein. Wir ersuchen ihn voranzugehen. Das will er unter keinen Umständen. Im Büreau abermalige Begrüßung. Dann setzen wir uns um den runden Tisch, der Tao-tai mit dem Rücken zum Eingang, ihm zur Rechten ich, ihm zur Linken der chinesische Sekretär des Konsulats, ihm gegenüber der Dolmetscher. Kaum haben wir uns niedergelassen, so werden auch schon Theetassen hereingebracht. Angesichts dieser Tassen erheben wir uns abermals von unseren Stühlen und begrüßen uns von Neuem. Dann sitzen wir endlich ruhig. Der Tao-tai holt eine ungeheure Hornbrille aus der Tasche, setzt sie sich auf die Nase

(offenbar um zu sehen, was er spricht), und die Unterhaltung kann beginnen.

Der Tao-tai Wang ist ein sehr hochgewachsener Mann. Er hält sich stolz und aufrecht, hat jene abgerundeten eleganten Bewegungen, die man bei vornehmen Chinesen nicht selten findet, und ist entschieden eine imposante Erscheinung. Seine Gesichtszüge sind kräftig ausgeprägt, namentlich besitzt er eine stark vorspringende Nase, was man sonst selten bei Chinesen-Gesichtern sieht, die meist weich und verschwommen sind. Er hat eine hohe starkknochige Stirn, einen breiten Mund (mit Zahnlücken und schlechten Zähnen) und kluge, scharfe Augen. Alles in seinem Wesen deutet auf Energie. Er spricht laut, fast überlaut, mit dröhnender Baßstimme und im Tone eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Beim Reden kommt er leicht in den Eifer hinein, und dann entfaltet er eine echt südländische Lebhaftigkeit, schwatzt rasch und viel und begleitet seine Worte mit ausdrucksvollen Bewegungen der Hände. Der Tao-tai hält einen runden Strohfächer, auf welchem sich eine kleine Seidenstickerei befindet, in der Hand, und der Fächer bleibt während der ganzen Unterhaltung in fortwährender Bewegung. Am Daumen der linken Hand trägt er einen riesigen, aus wunderschönem, tiefgrünem Jade-Stein geschnitzten Ring, der fast den ganzen Finger bedeckt. Gekleidet ist er in ein langes Gewand aus lichtblauem Damast, in welches mit blaßblauen Fäden kleine Blumen-Muster aufs Feinste eingewebt sind. Er ist voll Liebenswürdigkeit, verbeugt sich lächelnd, wenn man ihm eine kleine Schmeichelei sagt, richtet gelegentlich auch immer wieder das Wort an mich, aus Artigkeit, obwohl er weiß, daß ich ihn nicht verstehe, bricht in schallendes Gelächter über jede heitere Bemerkung aus, die der Dolmetscher einstreut (welcher es sogar fertig bringt, auf Chinesisch Witze zu machen!) und verfaßt auch selbst gern ein kleines Mot, das er dann natürlich ganz besonders laut belacht und mit Selbstzufriedenheit und Behagen wiederholt.

Zunächst lasse ich meinen Dank für die bewilligte Audienz aussprechen und gebe meine Freude darüber kund, daß es mir vergönnt war, die Bekanntschaft des Tao-tai-Wang zu machen.

Verbeugung, Lächeln. „Ganz auf meiner Seite."

Und nun möchte ich wissen, wie sich eigentlich jetzt das Verhältniß der europäischen Mächte zu China gestaltet?

Der Tao-tai will noch nicht recht mit der Sprache herausrücken und antwortet vorsichtig: „Das wissen Sie ja in Europa besser als wir.“

Ich bestehe auf meiner Frage. Wir in Europa, sage ich, haben darüber eben unsere europäischen Anschauungen; aber ich möchte nun auch einmal die chinesische Anschauung kennen lernen. Es ist für uns in Europa gerade interessant, zu wissen, was ein gebildeter Chinese, und noch dazu ein so ganz besonders gebildeter Chinese, wie der Tao-tai-Wang (abwehrende Handbewegung, geschmeicheltes Lächeln, Verbeugung), über die Vorgänge denkt, die sich jetzt in seinem Vaterlande abspielen.

Der Tao-tai gefällt sich offenbar in der Rolle eines Wortführers des gebildeten China und entschließt sich zum Reden. „Alle die Vorgänge der letzten Zeit,“ sagt er, „sind in Europa ganz gewaltig übertrieben worden. Man faßt die den europäischen Mächten gemachten Konzessionen als eine Niederlage Chinas auf. Aber von einer solchen Niederlage ist keine Rede. China hat zunächst einmal kein Gebiet abgetreten, sondern nur vermiethet. Die Landestheile, welche jetzt im Besitz der europäischen Mächte sind, bleiben chinesisches Eigenthum, und die europäischen Mächte sind lediglich bei China zu Gaste. Eigentlich handelt es sich nur um ein paar neue Fremden-Konzessionen, gleich dem europäischen Settlement Shameen bei Canton. Und dann ist China so groß, und es kommt absolut nicht in Betracht, ob auf ein paar kleinen Strecken eines so ungeheuren Reiches Europäer sitzen oder nicht.“

„Wie aber, wenn die Europäer sich auszudehnen beginnen und immer größere Strecken chinesischen Landes in Besitz nehmen?“

Der Tao-tai macht ein verschmitztes Gesicht. „Wir haben die Forderungen aller europäischen Mächte bewilligt,“ antwortet er, „und, offen gestanden, es ist uns sehr recht, daß jede europäische Macht etwas gefordert hat. Auf diese Weise sitzt jede Macht neben der anderen, keine kann sich ausdehnen, ohne auf die andere zu stoßen, und die beste Vertheidigung Chinas gegen die europäischen Ausdehnungs-Gelüste ist die, daß jede Macht eifersüchtig die andere überwachen und sie verhindern wird, in ihr eigenes Gebiet überzugreifen.“ Der Tao-tai wird sehr lebendig und beginnt an unseren Theetassen zu demonstriren. Er zeigt auf eine Theetasse: „Das

ist Rußland", die zweite Tasse ist England, die dritte Deutschland, die vierte Frankreich. „So sitzen die Mächte um China herum, wie die Theetassen um diesen Tisch gereiht sind. Dem Tisch ist es ganz gleichgiltig, ob ein paar kleine Tassen auf ihm stehen. Wenn aber die Tassen selbst sich regen wollen, so müssen sie unvermeidlich aneinander anstoßen." Und der Tao-tai schiebt die Theetasse England vor, wobei sich thatsächlich herausstellt, daß diese beim Vorrücken in gerader Linie die Theetasse Rußland berührt. Seine Excellenz lacht darüber, daß die Wände dröhnen, und sieht uns durch seine mächtigen Brillengläser der Reihe nach an, um den Erfolg seines guten Einfalls auf unseren Gesichtern zu lesen.

Ich lasse den Tao-tai bitten, noch etwas näher auf Frankreich einzugehen, da ich von mancherlei Schwierigkeiten gehört hätte, die zwischen Frankreich und der Canton-Regierung beständen.

Man sieht, daß dies das Lieblings-Thema des guten Wang ist, und er beeilt sich, sein Herz auszuschütten. „Frankreich", sagt er, „ist sehr ehrgeizig und will im Süden Chinas immer mehr um sich greifen. Hauptsächlich thut es dies wohl aus Eifersucht gegen England. In letzter Zeit ist bekanntlich auch ein Theil der französischen Ansprüche bewilligt worden. Das mußte geschehen, weil der Befehl dazu vom Tsung-li-yamen aus Peking kam. Wenn es von der süd-chinesischen Regierung in Canton abgehangen hätte, so hätte Frankreich nicht das Mindeste bekommen; und in Zukunft kann es auch auf nicht mehr rechnen, als auf genau das, was ihm kürzlich von der chinesischen Central-Regierung gewährt worden ist. Die Provinzial-Regierung in Canton denkt nicht daran, zum Ausbau dieser neuen Erwerbungen Frankreichs durch Bergwerks-Konzessionen oder sonstige Zugeständnisse, deren Gewährung in ihr Ressort fällt, beizutragen."

Der Tao-tai beginnt dann über die französischen Missionare zu klagen, deren Verhalten ein ganz eigenthümliches sei, obwohl er nicht gerade behaupten wolle, daß die französische Regierung dahinter stecke. Die chinesische Bevölkerung sei durch das Auftreten der französischen Missionare aufs Höchste gereizt, und der Beweis für die erbitterte Stimmung werde dadurch geliefert, daß erst vor vierzehn Tagen hier in der Kwangtung-Provinz einer von diesen Missionaren ermordet worden sei.

Der Tao-tai sagte hier nicht Alles, was er auf dem Herzen hatte. In der That gibt es (wie ich von anderer Seite gehört habe) hier fortwährende Konflikte wegen der Missionare zwischen der französischen und der Canton-Regierung. Bei solchen Streitfällen antwortet die chinesische Provinzial-Behörde in der gröbsten Weise auf die Beschwerden des französischen Vertreters. Neulich erst bekam dieser einen vom Vizekönig unterzeichneten und offenbar vom Tao-tai Wang stylisirten Brief, worin es hieß: „Wenn sich Ihr Bischof nicht ruhig verhält, so werden wir dafür sorgen, daß er nach Paris zurückbefördert wird.“ Die Berliner protestantische Mission verhält sich ruhiger, als die französisch-katholische. Aber im Allgemeinen sind auch die Europäer in Canton nicht gerade begeistert über die Wirksamkeit der Missionare. Wenn der Chinese Christ wird, so thut er dies in der Regel nicht aus religiösen Beweggründen, sondern um einen materiellen Vortheil zu erlangen. Das geht so weit, daß die Europäer in China einem zum Christenthum bekehrten Chinesen von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkommen. In der Regel ist der Grund zum Uebertritt folgender: Infolge der in China herrschenden Rechtsunsicherheit sind die chinesischen Geschäftsleute oft bestrebt, bei größeren Unternehmungen sich mit einem Europäer zu associiren oder ihn einfach als Strohmann vorzuschieben, weil ihnen dies den Schutz der europäischen diplomatischen Vertreter verbürgt. Wenn es gar nicht anders gehen will, treten sie auch zum Christenthum über. Dann nehmen die Missionare sich ihrer Angelegenheiten an und fordern vom Konsul Schutz für ihr Taufkind. Die europäischen Konsuln müssen Alles aufbieten, um sich solche Angelegenheiten vom Leibe zu halten, die von den Missionaren angeschleppt werden, in dem guten Glauben, daß es sich um Unterstützung neubekehrter Christen handelt, und die im Grunde nur Geschäfts-Spekulationen sind, welche schlaue Chinesen mit europäischer Unterstützung durchführen wollen. Es ist auch vorgekommen, daß in einem Dorfe aus irgend welcher privater Ursache ein Zwist ausbricht. Die eine Partei wird, um Förderung ihrer Interessen durch die Missionare und den hinter diesen stehenden Konsul zu erlangen, plötzlich katholisch. Daraufhin tritt die andere Hälfte allsogleich zum Protestantismus über. Hiernach fahren sie fort, sich gewissenhaft die Köpfe ein-

zuschlagen. Jetzt gehen die katholischen Missionare zum französischen Konsul und beklagen sich über Christen-Verfolgungen; die protestantischen Missionare thun das Gleiche beim deutschen Konsul. Der Dorf-Zwist wächst sich zu einer diplomatischen Affaire zwischen dem französischen und dem deutschen Konsul heraus; und wenn die beiden Beamten, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, sich weigern, darauf einzugehen, so berichten die französischen Missionare nach Hause, daß der französische Konsul sich der französischen Unterthanen gar nicht annehmen wolle, während der deutsche Konsul stets eifrig bemüht sei, die Interessen der deutschen Unterthanen zu vertheidigen; die deutschen Missionare aber beschweren sich daheim über den deutschen Konsul und führen wieder den französischen als leuchtendes Beispiel an.

Ueber das Kapitel der Missionare ließe sich noch Vieles sagen. Man sieht nicht recht die Nothwendigkeit ein, mit aller Gewalt ein Volk zum Christenthum zu bekehren, in welchem die sehr verwandten Lehren des Buddha und des Confucius verbreitet sind. Jemand erzählte mir in Canton, daß er einmal einer Unterhaltung eines gelehrten Chinesen mit einem Missionar beigewohnt habe. „Was wollt Ihr eigentlich hier?" sagte der Chinese zu dem Missionar. „Ich kenne Eure Bibel, und das, was sie enthält, kommt in der Hauptsache auf das heraus, was unser Confucius uns gelehrt hat. Eure Religion, wie die unsrige, schreibt uns vor, daß wir gute Menschen werden sollen; nur hat unser Confucius fünfhundert Jahre früher gelebt, als der Begründer Eurer christlichen Lehre." ....

Aber wir wollen zum Tao-tai zurückkehren. Ich lasse ihn, nach seinem Erguß über Frankreich, fragen, was es denn mit Deutschland für eine Bewandtniß habe? Er antwortet kurz: Die Beziehungen zwischen Deutschland und China seien ausgezeichnete. Deutschland habe sein Theil in China bekommen und könne darauf rechnen, daß es immer in derselben Weise Berücksichtigung seiner Ansprüche finden werde, wie die übrigen Mächte.

„Und was ist mit Japan? Wird sich China die Niederlage so ruhig gefallen lassen? Denkt es an eine Revanche?"

Der Tao-tai sieht etwas verlegen aus. Er sinnt einen Augenblick nach, dann sagt er offen: „Gegenwärtig ist es mit Chinas Militär-Macht schlecht bestellt, und wir können nicht an einen Re-

vanche-Krieg gegen Japan denken. Aber warten wir noch zwanzig oder dreißig Jahre, und dann wollen wir weiter sehen."

„Eine letzte Frage noch. Ich weiß jetzt, wie ein hoher chinesischer Beamter über Chinas Verhältniß zu den Europäern denkt, und ich freue mich, so viel Originelles und Geistreiches gehört zu haben. (Lächeln, Verbeugung). Aber ich möchte nun doch auch einmal etwas davon erfahren, wie das chinesische Volk dieses Verhältniß auffaßt?"

Der Tao-tai blickt höchst erstaunt drein, begreift nicht und läßt sich meine Frage vom Dolmetscher wiederholen. Dann grübelt er lange und antwortet schließlich: „Das chinesische Volk weiß wenig von den letzten Vorgängen. Das Zeitungswesen ist in China nicht sehr ausgebildet, und das Volk hat nicht viel Gelegenheit, sich Ansichten über die Fragen des öffentlichen Lebens zu bilden. Im Uebrigen ist es auch vollständig überflüssig, daß das Volk sich Ansichten bildet. Es genügt, daß die Beamten Ansichten haben. Die Beamten verfügen, und das Volk hat zu gehorchen."

Nachdem ich diese letzte werthvolle Belehrung in der Kunst, Staaten zu regieren, empfangen hatte, bat ich, die Sitzung aufzuheben. Das Zeichen, daß der Besuch beendet ist, wird dadurch gegeben, daß der Besucher die Theetasse anfaßt, welche er von Beginn der Unterredung an unberührt vor sich stehen läßt. Wir ergreifen also unsere Theetassen, beeilen uns, sie auszutrinken, und draußen gibt auch sofort der Amtsdiener den Befehl, unsere Sänften herbeizubringen. Der Thee wird in Porzellan-Schalen servirt, welche auf einer metallenen Untertasse stehen. Jede Schale ist mit einer umgekehrten Porzellan-Untertasse zugedeckt. Infolgedessen bleibt der Thee warm bis zum Schlusse des Gesprächs. Er enthält natürlich weder Milch noch Zucker, ist auf die grünen Kräuter aufgegossen, die auf dem Grunde der Tasse liegen, ist ganz hell und hat einen frischen und würzigen, wenngleich etwas bitteren Geschmack. Man rückt die Untertasse, welche die Schale zudeckt, nur ein wenig von der Stelle und schlürft den Thee durch den Spalt, damit Einem die Kräuter nicht in den Mund kommen.

Wir setzen Alle gleichzeitig die Tasse an, trinken Alle gleichzeitig aus und erheben uns Alle gleichzeitig von unseren Sitzen.

Die Abſchieds-Begrüßung beginnt mit Verbeugungen, Lächeln und chineſiſchem Druck der eigenen Hände. Der Tao-tai läßt es ſich nicht nehmen, uns bis zum Thor zu begleiten. Wir beſteigen unſere Sänften. Der Tao-tai neigt ſich nach jeder Sänfte und bewegt ſeine gefalteten Hände auf ſie zu. Dann ſteht er hoch aufgerichtet mitten im Hofe unter allem Volk. Er folgt unſeren Sänften bis ans Straßenthor. Wir kehren uns nicht mehr um, aber es iſt ſicher, daß er auch dort noch ſteht und uns mit ſeinen in einander geſchloſſenen Händen nachwinkt.

X. Von Hongkong nach Shanghai.

1. Juni, an Bord der „Lyemoon“.

(Abſchied mit Kanonendonner. — Die „Lyemoon.“ — Conjunktur für „Kameliendamen“! — China unter europäiſcher Herrſchaft. — Die Geſellſchaft im Salon. — Furcht vor dem Nebel. — Im Yang-tſe-kiang. — Wuſung und ſein Bahnhof. — Die demolirte Eiſenbahn. — Der engliſche Quarantäne-Doktor. — Die drei Verdächtigen. — Ein trauriger Abend. — Meuterei an Bord. — Im „Astor-House“ von Shanghai.)

Langſam fahren wir aus dem Hafen von Hongkong heraus, und ſämmtliche auf der Rhede liegenden Kriegsſchiffe feuern ihre Kanonen ab. Das geſchieht aber nicht unſerthalben, ſondern wegen der Königin Victoria, die ihren Geburtstag hat. Ein ſchöner grauer japaniſcher Kreuzer liegt auch da vor Anker und kann ſich mit Schießen gar nicht genug thun. Unabläſſig ſpeit er rothe Feuerſtrahlen aus und donnert mit all ſeinen Kanonen in die Welt hinein, daß er auch dazu gehört, daß er auch den Geburtstag der Königin von England mitfeiert und daß die kleinen gelben Japaner auch Europäer ſind. Währenddeſſen hat ſich über dem Peak ein Gewitter zuſammengezogen, und am Ende fährt noch der Himmel mit einem lauten Krach darein.

Die „Lyemoon“ ſteuerte ſchräg durch die Bucht und biegt in die Waſſerſtraße ein, die zwiſchen Bergen und Inſeln ins offene Meer führt. Einen Theil dieſer Straße nennen die Chineſen das Fiſchthor, Lei-mun. Danach iſt das Schiff benannt; nur ſchreibt es ſeinen Namen engliſch, in der Landesſprache der Nicht-Chineſen. Die „Lyemoon“ iſt einer von den chineſiſchen Küſtendampfern des Hamburger Hauſes Siemſſen & Comp. Chef der Firma in

Hongkong ist der prächtige alte Herr Siebs. Vor langen, langen Jahren ist er nach China gekommen, mit einem Segelschiff, nach einer Fahrt von acht Monaten. Seitdem ist er draußen geblieben; und wenn er jetzt nach Europa zurückkehrt, kann er sich nicht mehr recht in die Verhältnisse finden und hat Heimweh nach China.

Die „Lyemoon" ist ein schönes Schiff von mittlerer Größe, in Newcastle gebaut. Die Amerikaner hätten es gern während des Krieges als Depeschenboot gehabt für den Verkehr zwischen Manila und Hongkong, den nunmehr der „Mac Culloch" besorgt. Aber die Firma Siemssen hat es nicht verkaufen wollen. Der Kapitän heißt Heuermann und ist ein gemütlicher Holsteiner; er führt sein Schiff ruhig und sicher zwischen Shanghai, Hongkong und Canton hin und her, geht mitten durch die Inseln an der chinesischen Küste und kennt das gefährliche Fahrwasser so genau, daß er niemals einen Lootsen an Bord nimmt. Ein tüchtiger Seemann ist auch der erste Steuermann. Der erste Maschinist stammt aus Hanau und will demgemäß von mir die neuesten Nachrichten aus Frankfurt und Umgegend wissen.

Die Kabinen der ersten Klasse sind nicht sehr besetzt. Ein Subalternbeamter von der chinesischen Seezoll-Verwaltung ist da, ein alter Mann, in Dresden geboren; das ist aber so lange her, daß er es selbst kaum mehr glaubt, und deutsch versteht er kein Wort. Er ist mit einer Chinesin verheirathet. Die Frau ist auch auf dem Schiffe, in ihrer chinesischen Tracht, im schwarzen Kittel und in schwarzen Männerhosen, mit den unumgänglichen grünen Jade-Ringen in den Ohren. Sie hält sich taktvoll zurück, kommt nicht zum gemeinsamen Mittagstisch der Passagiere und Offiziere und ißt mit den Kindern in der Kabine. Die Kinder sind zwei junge Mädchen, sehr gelb, sehr rundlich und ganz unendlich schüchtern und verlegen. Auch eine Amerikanerin ist an Bord; sie kommt aber nicht unmittelbar aus Amerika, sondern geht nur von Hongkong nach Shanghai. Wer in Ostasien war, weiß, ohne weitere Erklärung, was er sich unter einer alleinreisenden Amerikanerin zu denken hat, die von Hongkong nach Shanghai geht. Die „Kameliendamen" fehlen auch hier drüben nicht; nur sind sie fast insgesammt aus Amerika. Merkwürdig ist, daß kaum jemals eine Europäerin erscheint, um den Amerikanerinnen ihr

Monopol ſtreitig zu machen. Das Unternehmen würde der Mühe verlohnen. In Paris namentlich gibt es ſo viele ſtrebſame junge Damen. Nicht jede kann es zur Emilienne d'Alençon oder zur Liane de Pougy bringen; hier draußen aber würde ſie raſch Carrière machen. Die amerikaniſche Konkurrenz iſt leicht zu ſchlagen. Sie ſetzt Schönheiten in Betrieb, deren Blüthe in längſt vergangene Lenze fällt; mit den Chineſinnen freilich können ſie es immer noch aufnehmen. Jedoch es wäre mit ihrer Herrlichkeit raſch zu Ende, wenn eines Tages ein Schiff voll Pariſerinnen in Hongkong oder Shanghai landen würde. An dieſem und an den nächſten Tagen würden wahrſcheinlich die Comptoirs leer ſtehen, und der europäiſche Handelsverkehr mit China dürfte eine kurze Unterbrechung erleiden.

Im Uebrigen iſt das Schiff voll von Chineſen. Die ganze Mannſchaft iſt chineſiſch, unter dem Kommando von vier europäiſchen Offizieren. Die chineſiſchen Matroſen haben ihre Zöpfe um den Kopf gewunden und tragen die ſchwarzen Schirmmützen, die man auf vielen Kauffahrteiſchiffen ſieht. Es ſind ernſte und ſtille Leute, unbedingt verläßlich. Den ganzen Tag waſchen und putzen ſie an dem Schiffe herum, das vor Sauberkeit blinkt. Wenn das Segel gebraucht wird, iſt es blitzſchnell entfaltet, Jeder ſteht an ſeinem Platze, Jeder greift an der richtigen Stelle zu, ohne Durcheinander, ohne Geräuſch, mit einer maſchinenartigen Präziſion. Man kann ſich keine beſſeren Seefahrer denken; ſie ſind voll Eifer und haben offenbar die rechte Liebe zum Handwerk. Einige ſind jedenfalls früher auf Piratenſchiffen gefahren. Es ſcheint, daß dies eine ausgezeichnete Vorſchule iſt, um ein guter Seemann zu werden.

Der chineſiſche Steuermann hat ſeinen Platz auf der Kommandobrücke. Er hat die Mütze in den Nacken geſchoben, und ruhig blicken die klugen Augen in dem wettergebräunten Geſicht. Kein anderes Wort wird laut, als die kurzen engliſchen Befehle, mit denen der Kapitän den Kurs vorſchreibt. Der Chineſe ſteht da, wie am Schiffsboden feſtgewachſen, dreht das Rad dahin und dorthin und ſcheint ſelbſt ein Theil des Steuers zu ſein. Der Kapitän ſteuert mit dem Chineſen, und der Chineſe ſteuert mit dem Rade. So gibt hier in China überall der Europäer den leitenden Gedanken und der Chineſe die mechaniſche Kraft, um den Gedanken in That umzuſetzen. Nur iſt dieſe chineſiſche Kraft zugleich geſchickt und

intelligent, wenn sie sich auch der höheren europäischen Einsicht unterordnet. Was ihre Verwendbarkeit anlangt, so scheint diese unbegrenzt. Der Chinese kann einfach Alles, wenn man sich die Mühe nimmt, ihn dazu anzuweisen; und sogar ohne Anweisung sucht er durch Nachahmung sich selbst zu lehren. Das Merkwürdige aber ist eben jene Unterordnung. Der Chinese begnügt sich damit, ausführende Kraft zu sein, und hat fast niemals den Ehrgeiz, auch leitender Gedanke zu werden, welchen Ehrgeiz beispielsweise der Japaner besitzt. Der Chinese verlangt nichts Besseres, als dem Europäer sich zu fügen und ihm zu dienen; das Selbständigkeitsbedürfniß fehlt ihm vollkommen. Darum ist es Chinas unaufhaltsame Bestimmung, unter europäische Herrschaft zu kommen; und darum ist nicht abzusehen, wie weit die Entwicklung eines von Europäern geleiteten China gehen wird. . . . .

Die „Lyemoon" nimmt 120 chinesische Passagiere mit nach Shanghai. Den ganzen Tag sitzen sie in dem Raum zwischen erster und zweiter Kajüte um runde Tische und spielen Domino. Freilich gibt es auch einige Freunde der Literatur. die auf dem Boden liegen, in rothe Decken gewickelt, mit einem Kissen aus Porzellan unter dem Kopf, und in Bücher vertieft sind. Sie vergessen ganz, was um sie vorgeht, woraus man sich einen Begriff davon machen kann, wie spannend die Liebes- und Räubergeschichten in diesen Büchern sein müssen. Diejenigen Chinesen, die in der Lektüre keine bloße Zerstreuung suchen und deren Geist ernsteren Bestrebungen zugewandt ist, lesen keine Romane, sondern Briefsteller. Großer Respekt wird von den chinesischen Passagieren einem Koreaner bezeugt. Er geht sehr würdig in seinem Gewande aus lichtblauer Seide einher, hat das Haar nicht zum Zopf geflochten, sondern zu einer Art Toupet auf den Scheitel aufgekämmt und trägt den breitkrämpigen Hut aus durchsichtiger schwarzer Gaze, der aber nur auf dem oberen Rande des Hauptes aufsitzt über einer Kappe, die eng an den Kopf anschließt. Zur Essenszeit kommt der alte chinesische Koch mit eifrigen Schritten angetrippelt. Die Spieler müssen aufstehen und ihre Tische hergeben. Dann werden die Couverts aufgelegt. Jeder hat ein Paar schwarze, mit Silber gefaßte Eßstäbchen und einen Porzellanlöffel zum Einschöpfen der Flüssigkeit. Teller sind nicht vorhanden. Das heißt, es gibt zwei oder drei Schüsseln,

in denen das Essen aufgetragen wird und in denen Alle gemeinschaftlich mit ihren Eßstäbchen und ihren Porzellanlöffeln herumarbeiten. Dann bekommt noch Jeder einen Napf voll Reis. Der Napf wird vor den Mund gehalten, und der Reis wird mit den Eßstäbchen eingeschaufelt. Das geht so rasch, daß man Mühe hat, mit den Augen allen Einzelheiten der Operation zu folgen . . .

Wir aber finden uns zum Nachtmahl in dem kleinen Salon zusammen. Es ist eine stille Gesellschaft. Ein chinesischer Zollbeamter, ein deutscher Journalist und eine amerikanische Cocotte, — das gibt keine rechte Harmonie. Wie nahe wir hier beieinander sitzen und wie unendlich fern von dem andern jedes dieser drei Leben geht! Draußen sinkt trübe der Abend herein, eine graue Dämmerung, wie daheim im November. Das Gespräch schleicht mühsam hin, macht noch zwei oder drei Sprünge, dann geht ihm ganz der Athem aus und es bleibt liegen. Aus dem grauen Meer steigt die Sorge auf, kommt durch die offene Thür herein, setzt sich zur Tafel und hält mit Jedem Zwiegespräch. Alle schauen trübe darein. „Lustig!" sagt der Kapitän und befiehlt Tischmusik. Der Boy zieht die Spieluhr auf, die vor dem Spiegel steht. Sie rasselt ein wenig — es klingt wie ein Räuspern — und dann stimmt sie den „wunderschönen Rhein" an. Außerdem kann sie noch „Hip, hip, Hurrah!"; nur muß man ihr durch einen Schraubendruck ein wenig hinüberhelfen. Sie spielt den „wunderschönen Rhein" fertig und wartet einen Augenblick. Da aber Niemand zugreift, so beginnt sie das Stück von Neuem. Draußen ist es dunkel geworden, dunkel und ganz still; und in dieses nächtliche Schweigen des chinesischen Meeres will sich nur die Spieluhr nicht fügen, die den „wunderschönen Rhein" spielt . . . .

Man sieht nicht viel mehr als Himmel und Wasser während der drei Tage zwischen Hongkong und Shanghai. Ein schmaler Strich Küste kommt manchmal auf der Linken heraus, manchmal erblickt man auch ein Paar Bergspitzen, die ganz aus Dunst zu bestehen scheinen. Am Abend blinkt hier und da ein Leuchtthurm auf. Die schwere Hongkong-Hitze hält nicht über den ersten Tag der Reise vor, und am zweiten Tage bereits weht die Luft kühl und erfrischend. Nur ist jetzt der Nebel zu fürchten, der sich leicht auf der Grenzscheide zwischen Warm und Kalt bildet. Drei Tage lang

ist der ständige Spruch des Kapitäns und der Offiziere: „Wenn wir nur keinen Nebel bekommen!“ Und richtig, am dritten Tage bekommen wir ihn. Er ist auf einmal da, mitten im klarsten Wetter und im hellsten Sonnenschein. Rechts über der Insel fängt es ein wenig an, zu dampfen und zu brauen. Eine Regenwolke scheint auf den Gipfel des Inselberges herabgesunken zu sein. Bald ist aber auch der Berg nicht mehr sichtbar; nur seine dunklen Ränder treten aus der grauen Hülle hervor; vorn und zur Linken steht bereits der Nebel auf dem Meere, und von den Wogen gehoben und gesenkt wallt sein Rand auf und nieder, wie ein Vorhang. Dabei bleibt es vollkommen hell; auch der Nebel ist licht, mehr weiß als grau. Man kann weit in ihn hineinsehen. Das Schlimme ist nur, daß Alles, was in seinen Bereich kommt, verlöscht und selbst zu Nebel wird. Der weiße Dunst, den man vor Augen hat, kann Dunst sein, oder auch ein Felsen, oder ein anderes Schiff. Es ist unmöglich, weiterzufahren. Der kurze Glockenton erklingt, der jedes Signal nach dem Maschinenraum begleitet. Diesmal heißt es: „Dampf abstellen!“ Das Wasser hinten um die Schraube schäumt noch einige Male auf, dann wird es ganz ruhig. Vorn rasselt der Anker herunter. Die Schiffsglocke wird geläutet, und die Dampfpfeife heult und gibt rundum im Nebel bekannt, man möge freundlichst berücksichtigen, daß da ein Schiff liegt.

Oft dauert das einen Tag, auch zwei oder drei. Dieser leichte Dunst hängt schwer in der Luft, und wenn nicht ein kräftiger Wind ihn fortbläst, so steht er auf dem Meere und rührt sich nicht. Wir kommen mit einer Stunde davon. Nach Ablauf dieser Frist tritt zur Linken ein Stück Küste heraus. Der Kapitän reibt sich die Hände. „Wenn ich nur einen Schatten von Land sehe, will ich mich schon nach Shanghai hineintasten.“ Die Glocke im Maschinenraum schlägt an, das Wasser um die Schraube beginnt zu kochen und zu brausen, und wir gehen.

Es wäre auch gar zu arg gewesen, im Nebel liegen zu bleiben, unmittelbar vor der Mündung des Yang-tse-kiang. Einen Augenblick noch, und wir sind im Flusse. Aeußerlich macht das freilich keinen Unterschied: das Wasser, das gestern grau war, ist heute nur auf einmal gelb („wie Erbsensuppe“, sagt der Kapitän), die Fläche aber bleibt weit und unbegrenzt, und es ist

einfach eine Laune der geographischen Karte, das Meer hier „Fluß“ zu nennen.

Zahllose Fischer-Dschunken sind draußen. Ihre Segel haben nicht die seltsame Form derjenigen auf dem Perlfluß, sie sind ganz geradlinig und viereckig, ferner haben sie meistens graue und nicht gelbe Farbe, wie die Segel im Süden. Die Boote weisen vorn einen rothen Flecken auf, der wohl irgendwelchen Bezug auf die Götter des Meeres hat und irgend ein „Joß“ bedeuten soll; auch sonst sind sie oft reich bemalt; keinem fehlen vorn die beiden Augen, die das Schiff nach chinesischer Anschauung braucht, um seinen Weg zu finden, und manchmal sind es große Glotzaugen, die weit geöffnet ins Meer stieren, als könnten sie nicht Anstrengung genug aufwenden, um etwas zu sehen. Auf allen Masten flattern bunte Signalwimpel. Viele Dschunken liegen vor Anker; bis weit hinaus sieht man sie als schwarze Punkte, die das Meer bedecken. Das Netz ist ausgespannt; zwei Bambusstäbe halten es fest, die hinter jedem Boot aus dem Wasser aufragen. Mit größter Vorsicht muß der Dampfer seinen Weg zwischen allen diesen Booten hindurchsuchen. Wenn eine Dschunke unter Segel geht, fällt es ihr nicht im mindesten ein, dem großen Schiffe auszuweichen; sie steuert quer durch dessen Fahrwasser hindurch und behält ruhig ihren Kurs bei, mag die Dampfpfeife auch noch so zornig schelten. Der chinesische Schiffer ist überzeugt, daß es Glück bedeute, einem Dampfer vorbeizufahren. Der Kapitän zieht einmal über das anderemal die Schnur der Dampfpfeife und ergeht sich in kurzen, aber ausdrucksvollen Redewendungen, die jeglichen Wohlwollens für die chinesische Schifffahrt baar sind.

Schmale grüne Striche tauchen hüben und drüben in großen Abständen am Rande des Wassers auf. Langsam rücken sie näher; verstreute Bäume werden sichtbar. Dann breitet sich noch einmal ein mächtiger See aus. Rechts sieht man weit über das gelbe Wasser, das in der Ferne immer leuchtender wird, bis sein Glanz mit den Strahlen der Abendsonne zusammenfließt. Dort, wo nur Licht und Wasser ist, kommt der Yang-tse-kiang aus dem Lande heraus. Zur Linken fließt der Whangpo daher, der letzte Nebenfluß des Yang-tse-kiang, bevor dieser ins Meer mündet. Auch der Nebenfluß, an dem Shanghai liegt, ist ein gewaltiger Strom, aber er hat doch wenigstens Ufer. Beide bilden in ihrer Vereinigung

einen See, in den Wusung sich als äußerster Küstenzipfel hineinstreckt. Es ist ein grünes Stück Land; von Grün bedeckt sind auch die Böschungen und Erdwälle der chinesischen Befestigungen. Die Festungsanlagen haben ihre Zeit abgedient; seit zwei Monaten ist Wusung dem europäischen Handel eröffnet, und sie sollen geschleift werden. Ein rothes Gebäude erhebt sich am Ufer, ein kleines freundliches Haus. Es steht bescheiden da, und man sieht an ihm vorüber, wenn es Einem nicht besonders gezeigt wird. Das rothe Haus ist der Bahnhof von Wusung. Bald werden hier die Züge am Ufer entlang laufen; unter den Pfiffen der Lokomotiven wird Wusung aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachen; und mit schnaubenden Dampfrossen wird die neue Zeit an der Mündung des Yang-tse-kiang vorfahren.

Uebrigens ist die Bahn von Shanghai nach Wusung schon einmal ganz fertig gewesen, wie sie heute ist. Damals, gegen Ende der siebziger Jahre, kaufte sie die chinesische Regierung von den Unternehmern. Kaum war der Vertrag abgeschlossen, so erschienen Tausende von Kulis an der Strecke, rissen die Schienen heraus und luden sie sammt den Waggons und dem übrigen Bahnmaterial auf Schiffe, die vor Wusung bereit standen. Die Schiffe dampften nach Formosa hinüber, und hier wurde die ganze Ladung an einer öden Stelle auf den Strand geworfen. Nichts Merkwürdigeres läßt sich denken, als dieser Kampf zwischen China und einer Eisenbahn. China läßt die Verhaßte auf einer wüsten Insel aussetzen. Armes, bethörtes China, das da glaubt, man könne eine Eisenbahn todtmachen! Kaum ist sie gemordet, so erwacht sie zu neuem Leben. Es ist sicher, daß sie drüben auf der Insel liegt, und doch ist sie wieder da. Und nun braust sie heran, und China fühlt sich selbst hinter seinen Wällen und Mauern nicht mehr sicher, schleift seine Befestigungen und flieht von dannen . . .

Schon jetzt halten die großen Post-Dampfer vor Wusung; eine Dampf-Barkasse holt Passagiere und Ladung dort ab, um sie den Strom hinaufzuführen. Wusung wird in Zukunft wahrscheinlich der Hafen von Shanghai sein und zu ihm in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie Cuxhaven zu Hamburg. Die „Lyemoon“ hat geringeren Tiefgang und lenkt in den Whangpo ein, um nach Shanghai hinaufzufahren. Cuxhaven und Hamburg! Der Fluß

erinnert wirklich an die Elbe. Die Ufer sind grün, nur fehlen die Anhöhen, gleich denen von Blankenese. Wenn man später sieht, wie die Häuser von Shanghai um den zum Becken ausgebreiteten Whangpo herumliegen, so kann man auch an das Alster-Baffin denken. Allein, wie gesagt: später. Wir sind noch nicht in Shanghai, und es ist nicht so leicht, hineinzukommen. Aber man braucht doch nur den Fluß hinaufzufahren? Gewiß, das mit dem Hinauffahren ist richtig. Wie jedoch, wenn es auf dem Flusse ein Hinderniß gäbe?

Die Ufer sind grün, — grün und ländlich. Wiesen und Felder wechseln ab, und in gelben Halmen steht die Saat. Die langgehörnten Büffel grasen auf der Weide nach vollbrachter Tagesarbeit. Ein kühler nördlicher Abendwind streicht über den Fluß und weht frischen Grasduft herüber. Ueberall im Lande erheben sich kleine grüne Rasenhügel. Das sind chinesische Gräber. Die Todten werden aus der Stadt herausgeschafft und eingescharrt, wo es sich gerade trifft, wenn sie überhaupt eingescharrt werden. Nicht selten bleiben die Särge auf freiem Felde stehen. Im Allgemeinen scheint es, als ließe der Chinese sich gern mitten im Acker begraben. Hofft er, auch wieder aus den Erde herauszublühen zugleich mit der Saat, die der Bauer in die Furchen wirft?

Fabrikschlote qualmen am Horizont. Das sind alte, gute Freunde. So qualmen sie bei Frankfurt, bei München, bei Wien; sie stehen da und zeigen an, daß eine liebe Stadt in der Nähe ist; und darum ruft auch ihr Anblick hier, weit draußen in Asien, ein Heimathsgefühl hervor. Wenn das Alles so ist, wie es sich anläßt, so wird man in Shanghai wieder einmal ein wenig zu Hause sein. Jedenfalls liegen dort die Briefe auf der Post, die langersehnten ersten Briefe seit der Abfahrt. Also rasch hinein in die Stadt, so lange das Tageslicht noch die Einfahrt erlaubt! Da hält das Schiff. Am Ufer sind zwei gedeckte Boote verankert, auf denen mehrere schmutzige Fahnen wehen. Diese abgetakelten Fahrzeuge bilden die Quarantäne-Station. Die „Lyemoon“ hißt die gelbe Flagge und wartet auf den Doktor.

Wegen der Pest im Süden Chinas muß jedes Schiff, das von Hongkong nach Shanghai heraufkommt, ärztlich untersucht werden. Bei uns ist Niemand krank, und wir sind ruhig. Welcher Doktor nur kommen wird? Es gibt einen englischen und einen

französischen. Der französische soll weniger Umstände machen. Da keucht auch schon von Shanghai her die kleine Dampf-Launch heran, die den Arzt bringt. Der Kapitän legt die Hand über die Augen und sieht nach der Launch hin. „Er hat einen breiten Filzhut, es ist der englische!"

Ohne Zweifel wäre es besser gewesen, wenn wir den französischen Doktor bekommen hätten, der keine Umstände macht. Denn der englische m a c h t welche. Er kriecht eine volle Stunde in allen Räumen des Schiffes herum und sucht nach Pest-Bacillen. Nur in den Schornstein kann er nicht hinein, und das thut ihm offenbar leid. Dann muß das Gepäck der Chinesen aus dem Raum heraufgeholt werden. Einer hat als Handgepäck einige Eimer voll Kartoffeln mit.

„Woher stammt das Zeug?"

„Aus Canton."

„Well," sagt der Doktor, und die Kartoffeln fliegen in den Fluß.

Der Chinese erträgt das mit chinesischem Gleichmuth. Diese Leute kommen nie aus ihrer Ruhe. Er sieht seine Erdäpfel unten schwimmen und äußert keine Silbe. Oder doch, vielleicht hat er „Maski" gesagt. Das ist ein unübersetzbares Wort, das aus dem Portugiesischen stammen soll (Andere führen es auf das Hindostanische zurück). Ohne Murren findet sich der Chinese in Alles, in jeden Befehl und in jede Schickung. Es gibt wohl auf der Erde kein fügsameres Volk. Nun kommt es aber manchmal doch etwas stark. Mag es kommen! So Schweres und Bitteres er auch erfährt, der Chinese läßt sich nie in einen Streit mit dem Schicksal ein. Wozu auch? Als ob das jemals etwas genutzt hätte! Was zu ertragen ist, das erträgt er; und wenn es nicht mehr zu ertragen ist, so zuckt er die Achseln, sagt „Maski!" und erträgt es auch noch. Die Europäer in Ostasien gebrauchen das „Maski" wie die Chinesen. Vielleicht haben sie es erst von den Chinesen gelernt, vielleicht auch haben es diese von ihnen; darüber läßt sich schwer etwas Sicheres feststellen. Jedenfalls ist es ein wohlthuendes Wort, das mithilft bei der harten Aufgabe, sich mit dem Leben abzufinden. Wenn etwas am Herzen nagen will, so sagt man „Maski!" und schüttelt es ab. Und wenn man sich lange genug mit etwas gequält hat, so ruft man „Maski!", und es ist, als wenn man einen Deckel daraufthäte....

Einem anderen Chinesen werden seine Bananen weggenommen. Diese Leute haben Mundvorrath mit, als hätten sie gefürchtet, unterwegs zwischen Hongkong und Shanghai könne eine Hungersnoth ausbrechen. Alles Obst und Gemüse wandert ins Wasser oder in des Doktors Launch, um später verbrannt zu werden. Dann kommt die große Chinesen-Parade. Der Arzt stellt sich in dem freien Raum zwischen erster und zweiter Kajüte auf, und alle Chinesen müssen an ihm vorbeidefiliren, Einer nach dem Andern, im Gänsemarsch. Einige schreiten mit Würde vorüber und wackeln nur ein wenig, aus Verlegenheit. Andere kommen rasch und bezeugen keine besondere Lust, sich lange in der Gegend des Doktors aufzuhalten. Ein Vater führt sein Kind an der Hand. Viele können sich von ihren Tabakspfeifen nicht trennen, deren metallener Kopf einen ganzen komplizirten Apparat bildet, und bringen sie mit, als „angefaßtes Gewehr". Der Koreaner kommt ganz zuletzt, weht sich Kühlung zu mit einem runden schwarzen Fächer, auf dem fliegende Vögel gemalt sind, und hat eine riesige Hornbrille aufgesetzt.

Der Doktor sieht Allen scharf in die Augen. Die Meisten müssen die Arme hochheben, und dann fühlt er ihnen in die Achselhöhlen, wo die Pestbeulen sich zuerst bilden. Drei greift er sich heraus, stellt sie abseits und steckt ihnen einen kleinen Glasthermometer in den Mund, an dem sie sofort eifrig zu kauen beginnen, wie an einer Cigarre. Die Messung ergibt, daß die Drei Fieber haben. Es ist selbstverständlich, daß sich unter 120 Chinesen immer mindestens drei mit Fiebertemperatur finden werden. Aber der Doktor macht ein wichtiges Gesicht und läßt sich die Zunge zeigen. Zwei von den drei Zungen sind belegt. Nun ist es klar, wir haben zwei Chinesen mit belegten Zungen an Bord, wir sind ein verseuchtes Schiff! Der Doktor trifft die umfassendsten Anordnungen. Von einer Einfahrt in Shanghai ist zunächst einmal keine Rede. Er wird am nächsten Morgen wiederkommen, und bis dahin sind die Verdächtigen in einem besonderen Raum einzusperren. Niemand darf an Land. Die Sanitätswache zieht auf und hängt ihr Boot an das Schiff, — zehn Mann mit geladenen Gewehren, die den Befehl haben, auf Jeden von uns, der ans Ufer schwimmen will, zu schießen. Wir schwimmen also lieber nicht.

Das ist eine schöne Bescheerung. Der Kapitän sieht der Doktors-Launch nach, die sich in der Richtung von Shanghai entfernt, mit vielem Pusten und Dampfen, als thäte sie sich etwas zugute darauf, daß ein großes Schiff, wie die „Lyemoon", ihr, der kleinen Launch, gehorchen muß. Der Kapitän also sieht dem Doktor nach und sinnt einige Zeit lang über einen der Gelegenheit entsprechenden Fluch. Er findet aber keinen, der kräftig genug wäre, sagt darum lieber „Maski!" und macht sich daran, einen Cocktail zu bereiten.

Wenn es gut geht, müssen wir als „verdächtig" drei Tage hier im Flusse liegen; wenn aber einer von den drei ausgesuchten Chinesen wirklich krank wird, so kommen wir nicht unter zehn Tagen fort. Die drei Chinesen werden hinten in der Kabine der Boys eingeschlossen, und zu größerer Vorsicht wird auch noch eine Latte vor die Thür gekeilt. Glücklicherweise kann man die Pest nicht aus Angst bekommen. Sonst würden die Anordnungen des Arztes ihre Wirkung sicher nicht verfehlen. Einer sitzt bereits drin auf einem Koffer und fühlt sich fortwährend den Puls.

Wir jedoch schreiten auf unserm Oberdeck hin und her, und es wird ein ganz besonders trauriger Abend. Jetzt, wo wir hier bleiben müssen, ist das Schiff auf einmal ein Gefängniß, und wir wollen hinaus, um jeden Preis hinaus! Aber wir können nur immer gerade bis zur Brüstung gehen und hinabsehen nach der Richtung, wo die Fabrikschornsteine von Shanghai rauchen. Das ist unerträglich, und das Blut pocht in den Schläfen. Walte der Himmel, daß der Engländer nicht morgen auch *uns* untersucht. Denn morgen werden auch *wir* Fieber haben.

Die Amerikanerin versichert, sie möchte den Doktor in einen Glaskasten setzen. Da man aber in der Regel ein Objekt in einen Glaskasten zu dem Zwecke setzt, um es vor Beschädigung zu behüten, so findet dieser Wunsch bei der übrigen Schiffsgesellschaft wenig Anklang. Aus den Luken sendet die Ladung lästige Gerüche empor. Die Kabine ist zu eng geworden, und in dem kleinen Bett glaubt man zu ersticken. An Schlafen ist nicht zu denken. Sowie die Augenlider müde herabsinken, schreit eine teuflische Stimme vor den Ohren: „Zehn Tage! Zehn Tage!", und hochklopfenden Herzens fährt man auf. Nein, es wäre unmöglich, diesen Zustand zehn Tage auszuhalten! Ob die drei Chinesen in der Kabine der Boys hohes

Fieber haben? Davon hängt die Frage ab, wann wir morgen weiter dürfen. Eigentlich ist es aber doch ein recht seltsames Abenteuer, daß man schlaflos da liegt und sich Sorgen macht über das Fieber von drei Chinesen. Vor dem Kajütenfenster gleiten Dschunken vorbei, die zum nächtlichen Fischfang ausziehen, schattenhafte Gespensterschiffe mit schwarzen Segeln. Oder ein großer Dampfer rauscht vorüber. Die Frösche quaken im Wasser. Vielmehr, sie quaken nicht, sie plärren und knarren, und es ist, als würde unablässig eine große Uhr aufgezogen. Endlich, endlich scheint der erste graue Morgenschimmer zum Fenster herein.

Der Doktor läßt auf sich warten; eilig haben wir es ja nur, nicht er. Um elf Uhr kommt er, und man holt ihm seine drei Chinesen heraus. Jetzt, infolge der Aufregung und der Gefangenschaft, haben sie natürlich erst recht Fieber, und oh Schrecken! auch die Zunge des Dritten ist belegt. Der Doktor zieht die Stirn in finstere Falten und sagt, wir müßten mit Schwefel ausgeräuchert werden. Hierauf fährt er nach Shanghai zurück, und wir bleiben stehen.

Einige Stunden später erscheint ein Sanitätsdiener mit den Räucherpfannen und dem Schwefel. Alle Chinesen müssen aus ihren Kajüten heraus und erhalten Befehl, den ganzen Tag im Freien auf Deck zu bleiben. Dann werden die Pfannen angezündet. Der Schwefel will nicht brennen, aber er läßt es sich nicht nehmen, doch wenigstens zu duften. Der Schwefeldunst durchzieht das ganze Schiff. Jetzt stinkt es im Zwischendeck, jetzt greift der Gestank auf den Eß-Salon über, und jetzt beginnt es auch auf dem Oberdeck zu stinken. Man kann dieses Fortschreiten mit der Uhr in der Hand verfolgen. In der Quarantäne zerstreut man sich eben, wie man kann. Aber der Tag will kein Ende nehmen. Wenn es hier schön wäre, würden die Stunden fliegen, und man würde sie nicht halten können. Da es aber trostlos ist, so schleichen die Minuten dahin, schwer und zögernd, als wüßten sie nicht recht, ob sie gehen oder bleiben sollen. Selbst die Chinesen beginnen ärgerliche Gesichter zu zeigen.

Am Nachmittag wird es schlimm. Der Kapitän sitzt auf dem Oberdeck und liest Zeitung. Es ist nur eine einzige Nummer einer einzigen Zeitung auf dem Schiff, ein englisches Sportblatt. Der Kapitän hat sie während der drei Tage der Fahrt ausgelesen

bis auf die Annoncen, und da man sich in der Quarantäne durch nichts besser die Zeit vertreiben kann, als durch Lektüre, so beginnt er sie wieder von vorn. Er ist übrigens der ruhigste von uns Allen.

Vom hinteren Theil des Schiffes dringt Geschrei herüber. Dann folgen dumpfe Schläge. Der zweite Steuermann kommt aufgeregt: „Kapitän, Kapitän, die Chinesen brechen die Thüren auf!“

Der Kapitän legt seine Cigarre fort, rückt die Mütze in die Stirn, pfeift dem guten Bacchus, seiner Dogge, und geht nach dem Hinterdeck.

Wir haben einige Ningpo-Leute an Bord. Sie nennen sich Matrosen und sind wahrscheinlich Seeräuber. Es ist wildes Volk, in schwarzen Kleidern und mit fast schwarzen Gesichtern, schwarz mit einem Wort wie die Freibeuter in den Romanen. Unter den drei vom Doktor ausgewählten Chinesen befindet sich einer der Ihrigen. Seitdem haben sie die Köpfe zusammengesteckt, und nun sind sie losgebrochen.

Der Kapitän steht hinten mit untergeschlagenen Armen, umtobt von dem wüthenden Schwarm, und Bacchus ist neben ihm aufgepflanzt und fletscht die Zähne.

„Wir wollen in die Kajüten hinein!“ schreien die Ningpo-Kerle. Der chinesische Comprador dolmetscht und sucht zu vermitteln. Er kleidet sich in feine Seide, der Comprador, und macht den Eindruck, als ließe er sich täglich ausbügeln. In diesem Augenblick aber sieht er etwas zerknittert aus, und seine Lippen sind blaß.

„Wir wollen Essen haben!“ brüllen die Verschwörer.

„Gib' ihnen Reis!“ befiehlt der Kapitän dem Comprador, und dieser übersetzt.

„Wir wollen keinen Reis, wir wollen Geflügel!“ antwortet der Haufen.

„Einstweilen eßt nur Reis!“ beschwichtigt der Kapitän. „Geflügel bekommt Ihr in einer Stunde.“

Die Bande ist's zufrieden und zieht ab unter Führung des Comprador.

„Ich will Euch schon Geflügel geben!“ sagt der Kapitän, winkt zwei seiner chinesischen Matrosen heran und spricht leise mit ihnen. Die Matrosen erscheinen bald danach auf dem Oberdeck und beginnen mehrere bunte Flaggen an ein Tau zu knüpfen. Sie

machen pfiffige Gesichter dazu, und das, was sie thun, scheint sie zu amüsiren. Der Kapitän kommt wieder, zündet die weggelegte Cigarre an, die inzwischen ausgegangen ist, und zieht die Uhr.

„Eine Stunde kann ich die Lumpenhunde noch halten. Das ist die äußerste Frist. Dann muß ich das Signal aufziehen lassen."

„Welches Signal?"

Der Kapitän zeigt auf die beiden Matrosen, die gemächlich die Flagge festbinden: „Meuterei an Bord!"

Diese Stunde vergeht rasch. Niemand spricht ein Wort. Der Kapitän hat die Sport-Zeitung wieder vorgenommen. Es ist ganz still auf dem Schiff geworden, — die Ruhe vor dem Sturm. Der Zollbeamte hat ein uraltes Fernglas hervorgeholt, durch das man jeden Gegenstand doppelt sieht, und hält Ausguck gegen Shanghai hin. Die beiden Matrosen sind mit dem Knüpfen fertig und halten sich bereit.

„Jetzt wird es bald Zeit sein," sagt der Kapitän.

Da setzt der Zollbeamte sein Fernglas ab, putzt die Gläser mit dem Taschentuch, führt es wieder vor die Augen und verkündet, nunmehr seiner Sache sicher: „The doctors launch!"

Der Arzt steigt die Schiffstreppe hinauf.

„Doktor," sagt der Kapitän, „die Ningpo-Kerle meutern; wenn wir heute Abend nicht an Land können, bürge ich für nichts."

„Hm!" macht der Andere und geht in die Schiffsräume riechen, ob geräuchert worden ist. Er kriegt die Nase so voll von Schwefel, daß ihm die Thränen in die Augen treten, und ist befriedigt. Dann müssen die Chinesen wieder defiliren, und einige bekommen abermals das Glas-Thermometer zu kauen. Dann läßt er die drei eingesperrten Chinesen auf sein Boot schaffen, um sie nach der Quarantaine-Station hinüberzuführen, zur weiteren Beobachtung. Dann setzt er sich eine halbe Stunde lang hin und schreibt den Gesundheitsrapport. Und dann dürfen wir gehen.

„Dampf aufmachen!" schreit über das ganze Schiff hin seelenvergnügt der erste Maschinist, den seine Frau in Shanghai erwartet. Die Chinesen drängen sich Alle an der Brüstung zusammen und winken mit Händen und Tüchern Abschiedsgrüße den drei Genossen zu, die von der Launch des Doktors entführt werden. Eine chinesische Frau zündet zwei Weihrauchstäbe an, tritt an den Rand des

Schiffes und betet lange ins Wasser hinein. Der Kapitän steigt auf die Kommandobrücke. Die Maschine beginnt zu arbeiten, aber das Schiff will sich nicht drehen. Der Kapitän ruft ein Donnerwetter nach dem andern an. Auf diese Weise geht es am Ende doch. Man ahnt nicht, wie nützlich ein Paar Flüche sind, um ein widerspenstiges Schiff umzuwenden.

Und nun gleiten wir langsam den Strom hinauf. Es ist dunkel geworden, und das Licht strahlt aus allen Fenstern der Fabriken am Ufer. Zwischen vielen Schiffen ist eine schmale Straße frei. Man muß Seemannsaugen haben, die im Finstern sehen können, um dort ohne Unfall hindurchzukommen. Nun stehen in dunkler Masse Häuser am Rand des Wassers, ein weit sich dehnender Halbkreis von hohen Häusern, eine große Stadt. Von einem Thürmchen leuchten zwei Uhren freundlich in die Nacht hinaus. Unten blitzen Bogenlampen zwischen Bäumen hindurch. Noch eine Umdrehung, eine schwere Umdrehung, und das Schiff liegt an der Werft von Shanghai.

„Adieu, Kapitän!"

„Nicht so rasch, erst zahle ich Champagner, wir haben ihn uns redlich verdient!"

Die Gläser klingen. „Hurrah for the captain!"

Und jetzt schleunigst ans Land. Das nimmt sich hier wirklich gut aus: kühle Luft, breite Straßen und in den Straßen Wagen mit Pferden, mit wirklichen Pferden. Wie wohl das thut, dieses Kulturgeräusch wieder zu hören, dieses Traben und Räderrollen!

Im „Astor House" wird gerade das Diner aufgetragen. Im hell erleuchteten Speisesaal sitzen die blonden Engländerinnen in dekolletirten Soiréekleidern. Auf den weißen Schultern funkeln die Brillanten. Ein leichter Duft von Poudre de riz schwebt in dem Raum. Die Gespräche schwirren, und an den Tischen ist kaum ein Platz frei. Neben dem Teller liegt die Einladung eines Prestidigitateurs, der heute Abend im Theater eine Dame verschwinden lassen wird, in einer Weise, die man noch nie gesehen hat. („Strubaika oder das Wunder der Welt!") Schneeweiß glänzen die Hemdbrüste, und der Frack des Herrn am Nebentisch — nein, es ist keine Sinnestäuschung — trägt im Knopfloch eine vielfarbige Ordensrosette. Kein Zweifel, man ist endlich wieder in Europa!

XI. Shanghai.

Shanghai, 14. Juni.

(Robert Schumann in China. — Jung-England. — Der Verlobungsbaum. — Jung-Deutschland. — Der „Bund“. — Das Klima und die Architektur. — Die asiatische Hoch-Finanz. — Sir Henry S. Parkes. — Der Schiebkarren als Droschke. — Chinesische Radfahrer. — Zeitungen. — Die Conditorei von Shanghai. — Die Währungsverhältnisse. — Das Settlement von Shanghai. — Die Polizei. — Die Muster-Republik. — Die „Prinz Heinrichs-Compagnie“. — Die Engländer als Kolonisatoren. — Bei den Franzosen. — Ein Salon. — Der deutsche General-Konsul. — Bei den Amerikanern. — Chinesische Holzschnitzer. — Sport und Heimweh. — Die Art der Haushaltung. — Das Chicago Asiens.)

Im Public Garden spielt Nachmittags die Stadtkapelle, die town-band. Die Spielleute stammen von den Philippinen, wo die Bevölkerung so musikalisch ist, wie sonst nirgends in Asien, und wo es kaum Einen gibt, der nicht mit einem Instrument Bescheid weiß. Die Stadtmusikanten von Shanghai sind also Malayen oder Mischlinge und haben drollige gelbe Affengesichter. Der, der die Baßtuba bläst, trägt zudem noch eine Brille, und es ist staunenswerth, daß ein so kleiner Mann mit einer so großen Trompete fertig wird. Die weißen Mützen von spanischem Schnitt sind etwas schmutzig, und der blaue Uniformrock mit den aufgenähten schwarzen Arabesken schlottert um die Glieder. Aber die Leute spielen gar nicht schlecht. Das Programm, das jeden Morgen in den „North China Daily News“ veröffentlicht wird, enthält zumeist französische und italienische Nummern; an Wagner trauen sie sich offenbar nicht recht heran; doch bis zu Schumann schwingen sie sich schon auf. Das ist auch nicht übel, am Ufer des Whangpo spazieren zu gehen unter Klängen

aus den „Kinderscenen“. Die Entwicklung von China ist kaum mehr aufzuhalten; und da man hier bereits bei den „Kinderscenen“ ist, wird man es auch bis zum „Meistersinger“-Vorspiel bringen. Die Stadtkapelle sitzt auf dem Rasen, da der hübsche gußeiserne Musik-Pavillon frisch gestrichen wird. Ein Deutscher hat sie angelernt; aber er ist gegenwärtig abwesend. Darum führt einer von den Leuten den Taktstock; und wenn eine recht schwierige Stelle kommt, so beschränkt sich der Kapellmeister nicht mehr auf das bloße Dirigiren, sondern sucht durch das gute Beispiel zu wirken und bläst die Flöte.

Auf den Bänken, möglichst nahe der Musik, sitzen dicht geschaart die chinesischen Kinderfrauen in ihren blauen und weißen Kitteln, führen eifrige Gespräche mit einander und geben auf die ihrer Obhut anvertrauten weißen Babys so wenig Acht, wie dies die Gepflogenheit aller Kinderfrauen ist, im Westen der Welt und im Osten. Das junge Volk spielt herum und jagt sich über den Rasen. Kleine Mädchen tragen ihre Puppen spazieren. Die chinesische „Amah“ spricht natürlich nur Pidjen-Englisch, und so ist dieses die erste Sprache, welche die Kinder lernen. In einem deutschen Hause sitzt das Töchterlein mit bei Tisch und erklärt mir die Punkah, die von der Decke herabhängt: „This belong punkah, captain.“ Es ist selbstverständlich, daß eine Rhederstochter einen fremden Herrn als „captain“ anspricht. Wenn sie nicht als Kapitäne auf Papas Schiffen fahren, was für eine Existenzberechtigung haben fremde Herren sonst?

Im Public Garden tragen die Kinder zierlichen weißen Putz. Abscheulich sind die Mosquitos, die gierig nach süßem jungem Blut die nackten Aermchen und Beinchen zerstechen. Die gelben half-caste-Kinder, die aus europäisch-chinesischen Misch-Ehen stammen (der Ehebegriff ist dabei sehr allgemein aufzufassen), sind am stattlichsten angethan; die Mädchen gehen herum wie die kleinen Damen und haben einen Strohhut mit einer weißen Straußfeder, die beinahe so groß ist, wie sie selber. Die englischen, deutschen oder französischen half-castes werden noch so halb und halb zu den Europäern gerechnet. In China muß man eben die Europäer hernehmen, wo man sie kriegen kann. Nur die Portugiesen zählen kaum mehr mit; sie vermischen sich so oft und so vollständig mit den Eingebornen, daß in der Umgangssprache

Portugiese immer Mischling bedeutet. Man muß hier draußen gewiß lange reisen, um einmal einen weißen Portugiesen zu sehen; ganz unverfälschte gibt es wahrscheinlich überhaupt nicht mehr.

Die kleinen Mädchen sind gleich zu Anfang des Konzerts zur Stelle. Die größeren Mädchen üben die Zurückhaltung, die Erwachsenen geziemt, und kommen nicht früher als nach dem ersten Stücke. Auch unter dieser reiferen Jugend von dreizehn bis sechzehn Jahren herrscht Jung-England vor, und Jung-England ist, wie gewöhnlich, entzückend: kurze Kleidchen, die die wohlgeformten, schwarzbestrumpften Füße freilassen, schlanke Figuren, liebliche, blühende Gesichter. Die jungen Mädchen entwickeln sich früh im Klima von Shanghai und welken rasch. Die Schönheit ist nur umso strahlender, weil sie nicht lange leuchten wird. Aber das ist bloß zum Ansehen da, zur Augenweide. Weise Männer versichern, daß es keine größere Dummheit gibt, als solch' eine kleine Shanghai-Engländerin zur Frau zu nehmen; und die Stimme dieser weisen Männer verdient umso mehr Gehör, als es unter ihnen solche gibt, die diese Dummheit selber gemacht haben. Die Mädchen sind unter Vergnügungen aufgewachsen, sind verwöhnt durch das leichte Leben im „ostasiatischen Paris", und da in jedem Hause die Wirthschaft durch die chinesischen Diener geführt wird, so hält das Fräulein-Tochter es nicht für nöthig, etwas davon zu lernen. Wer eine „häusliche" Frau will, darf also nicht in Shanghai heirathen. Auch Diejenigen, denen als die erste aller weiblichen Tugenden eine gute Mitgift gilt, thun gut, die Verwirklichung ihres Ideals in Europa anzustreben. In Shanghai gibt es nicht viel reiche Leute. Wer Geld genug hat, der kehrt in die Heimath zurück. Einer, der unter den jungen Mädchen von Shanghai nach guten Partien sucht, wird in der Regel nur finden, daß Jede gern eine machen möchte. Trotzdem gibt es hier von Zeit zu Zeit eine kleine Heirathsepidemie. Gegenwärtig kann man in Shanghai kaum einen Menschen ohne Husten und Schnupfen treffen. Um diese Jahreszeit blüht nämlich ein Baum, dessen Blüthenstaub in der Luft herumfliegt, sich auf die Lunge legt und katarrhalische Affektionen verursacht. So konnte man vor etwa fünf Jahren keinen jungen Mann finden, der nicht im Begriff gewesen wäre, sich zu verloben. Vielleicht war auch daran ein Baum schuld, der damals gerade blühte. Es ist aber

wohl besser, dieses botanische Räthsel nicht aufzuklären. Denn wenn es einen solchen Baum gäbe, so würden die Mütter heirathsfähiger Töchter rasch seine Anpflanzung in Europa durchsetzen.

Die deutschen jungen Mädchen werden, wie es heißt, in Shanghai mehr häuslich und wirthschaftlich erzogen, als die englischen. Auch an Liebreiz und Frische kann Jung-Deutschland es mit Jung-England aufnehmen. Im Public Garden sieht man freilich fast nur Engländerinnen. Aber jeden Freitag Nachmittag gehen die sechs Töchter der deutschen Kolonie zum Pfarrer in die Geschichtsstunde. Wenn man sie zurückkommen sehen will, so braucht man sich nur um fünf Uhr vor dem „Astor-House" aufzustellen. Es verlohnt durchaus der Mühe, diesen Aussichtspunkt zu beziehen. . . . .

Das Alles erfährt man, indem man mit den jungen Herren von Shanghai auf dem Rasen des Public Garden auf und ab geht, während die Stadtkapelle spielt. Die schönen Mädchen sitzen auf eisernen Gartenstühlen, und die Blicke fliegen hinüber und herüber. Ein Offizier von einem amerikanischen Kriegsschiff macht Staat mit seinem blauen Waffenrock. Doch die Uniform thut wenig Wirkung, und es zeigt sich, daß Shanghai eine gutbürgerliche Republik ist, wo der Civilgeist auch in den Töchtern des Landes lebt. Ein Springbrünnlein läßt seine Strahlen herniederplätschern. In der Luft aber fliegen die Krähen herum und krächzen und scheinen allerhand Einwände zu haben gegen das Leben in Shanghai, gegen das sich doch wirklich nichts einwenden läßt.

Der kleine Garten ist ganz in den Whangpo hineingebaut. Jeder Zollbreit Boden ist hier dem Wasser abgewonnen, und der Fluß umschlingt und umspült dieses Stück Land, das einstmals auch Fluß war und das er sich hat nehmen lassen müssen. In gewaltiger Breite, einem großen Binnensee gleich, liegt der Strom vor Shanghai. Das ist wohl eines der schönsten Städtebilder der Welt. Oder richtiger: ein Wasserbild. Denn überall ist Wasser, und dann steht an dem einen Ufer des Wassers auch die Stadt. Es ist unmöglich, die riesige Fläche zu umfangen, und darum beschränkt sich die Stadt darauf, im Halb- oder vielmehr Viertelkreis den einen Rand zu umgeben. Zur Linken, dort ungefähr, wo der imposante Bau des deutschen General-Konsulats sich erhebt, das eines der schönsten Gebäude von Shanghai ist, zweigt sich von dem See eine breite Flußstraße ab,

die ins Meer führt. Da kommen die großen Dampfer herauf. In voller Fahrt rauschen sie am Public Garden vorüber. Wenn man sie herandampfen sieht, glaubt man, sie müßten an den Aesten der Bäume anstreifen. In andern Städten werden auf dem Stadtteich Schwäne gehalten. Shanghai läßt auf seinem Stadtteich Ocean-Dampfer herumschwimmen.

Hinter dem Public Garden beginnt der „Bund". Das wird englisch ausgesprochen: „Bönd". Der Bund ist der Boulevard von Shanghai. Er ist noch breiter als der von Paris, und dann hat er nur eine Häuserseite. Auf der andern Seite liegt das Wasser, und durch das Grün hindurch öffnet sich der Blick in die Stromlandschaft. Ueberall längs des Flusses sind die großen Dampfer verankert. Dicht gedrängt ragen die Masten in die Luft. Zwischen Häusern und Seeschiffen hindurch geht der Bund. Die Straße hat den seltenen Reiz, daß ihre eine Seite fortwährend in Bewegung ist und wechselt. Ein schwimmendes Haus nach dem anderen heizt seine Kessel und fährt ins Meer hinaus, und bald liegt ein anderes an seiner Stelle. Am Fluß beginnt die eigentliche Straße mit grünen Rasenflächen, dann kommt der breite asphaltirte Fußweg, der von Bäumen beschattet ist, die wachsen und ihn bald ganz überwölben werden, dann der Fahrdamm, so breit wie der Fußweg, und dann drüben an den Häusern nochmals ein Fußweg und nochmals Bäume, vier Straßen in einer Straße.

Wenn es in einer europäischen Stadt einen Bund gäbe, so würde darauf das königliche Palais stehen oder wenigstens das Amtsgebäude für den kommandirenden General. Die stolze Handelsstadt Shanghai hat sich diese Prachtstraße gebaut, um dort ihre Comptoirs hinzustellen. Die Comptoirs auf dem Bund freilich sind zumeist Paläste. Die Baumeister von Shanghai sind sichtlich von der italienischen Renaissance ausgegangen, die ja allen Baumeistern der Welt als Muster dient, wenn diese etwas Glänzendes schaffen wollen. Die Anforderungen des Klimas namentlich haben aber eine sklavische Nachahmung der italienischen Vorbilder verhindert. Das Klima ist der beste Freund der Baukunst, und wenn die Architekten sich nur von ihm berathen lassen, wird es ihnen niemals an neuen Ideen fehlen. Hier hat man beim Bauen nicht vergessen dürfen, daß es im Sommer glühend-heiß wird. Aus einer Kombination von Renaissance

und chinesischer Sommerhitze ist ein neuer Shanghai-Styl entstanden. Die Hitze verlangt luftige Räume, auch muß ein Zwischenraum zwischen den Zimmern und der sengenden Gluth draußen sein. So ergeben sich die Veranden, die hier die Ausdehnung von offenen Hallen vor den Fenstern annehmen, von Vorzimmern für die Sonne, wo diese zu antichambriren und ihre Straßenhitze abzulegen hat, ehe sie ins Innere des Hauses tritt. Um diese äußeren Hallen zu tragen, welche die Hitze verlangt, gibt die Renaissance dann wieder ihre Säulen her. So gelangen die Säulen zur ungezwungenen Verwendung. Es gibt sonst kein nichtsnutzigeres Ding als eine Säule; sie ist vornehm geworden mit der Zeit, will nicht am Ganzen mitarbeiten, steht als Ornament an der Façade herum und thut wichtig. Hier machen die Säulen sich nützlich, haben ihren Zweck und gehören zum Hause. Der graue chinesische Ziegel, aus dem die Chinesen in trostloser Einförmigkeit ihre Häuser und Mauern zusammensetzen, kommt im Monumentalbau zu ungeahnter Wirkung. Um das Grau zu beleben, wird rother Ziegel und rother Sandstein hineingemischt, auch wird in der Regel ein rothes Dach aufgesetzt. Das Grau hat einen warmen südlichen Ton, das Roth leuchtet hell in der Sonne. Mit ihrem Grau und Roth, mit ihren halb bekannten, halb exotischen Formen bringen die Häuser den besonderen Charakter von Shanghai zum Ausdruck, — die Eigenart einer großen europäischen Stadt in Asien.

Hauptsächlich besteht der Bund aus Bank-Palästen. Man sollte nicht glauben, wieviel große Bank-Institute es hier drüben im Osten gibt. Schon existirt eine ganze asiatische Hoch-Finanz. Auf dem Bund befinden sich folgende Banken: die deutsch-asiatische, die russisch-chinesische, die kaiserlich-chinesische, die indisch-australisch-chinesische, die Hongkong-Shanghai- und die Yokohama-Bank. Die Aufzählung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Eine Börse ist nicht vorhanden. Die Kaufleute treffen sich jeden Mittag um zwölf an der Bar des englischen Shanghai-Klubs, der auch auf dem Bund liegt. Und da Kaufleute sich kaum an einer Bar zusammenfinden können, ohne von ihren Geschäften zu sprechen, so entwickelt sich ganz unmerklich die Börse aus dem Zwölf-Uhr-Cocktail im Shanghai-Klub.

Das stattlichste Bauwerk auf dem Bund ist das der chinesischen Seezoll-Verwaltung. Es ragt hoch über die andern

Handelshäuser hinaus. Der Zoll ist der Gebieter, dem der Handel sich unterzuordnen hat; und der Gebieter Zoll haust in einer rothen mittelalterlichen Burg. Oder ist es gar eine Kirche? Wenigstens ist ein Glockenthurm da, und der Zoll geberdet sich so sehr als Herr von Shanghai, daß er den Bewohnern der Stadt sogar die Zeit vorschreibt und ihnen von hohem Thurme mit weithin tönendem Glockenspiel, welches auf dieselben Töne gestimmt ist, wie das Glockenspiel der Kathedrale von Windsor, die Stunden herunter läutet. Ein weißer, säulenreicher Bau mit hoher Terrasse fällt auf: das ist die Freimaurer-Loge. Am Eingang zum Bund, gegenüber dem Public Garden, jenseits eines grünen Rasen-Plans, in vornehmer Zurückgezogenheit von der Straße, aber in beherrschender Lage, erhebt sich das englische Consulat. „Hier bin ich zu Hause." sagt England. „Das wollen wir doch sehen," antwortet Rußland, keilt mitten auf dem Bund einen riesigen Mast in die Erde, zieht daran die roth-weiß-blaue russische Fahne auf und errichtet dort, breit und vierschrötig, sein Consulat. Ueberhaupt merkt man in Shanghai zum ersten Mal die russische Hand, die sich nach China vorstreckt. Manche Spuren russischen Einflusses werden sichtbar: russisches Consulat uud russische Bank, russische Post, russische Inschriften an einigen Läden und Leute, deren weiße Mützen die russische Form haben und die oft „Nitschewo" sagen, wenn sie unter einander sprechen.

In der Mitte des Bund, drüben an der Stromseite, steht auf hohem Steinsockel die Statue des Sir Henry S. Parkes, die, wie die Inschrift besagt, die „foreign residents in China" dort aus Respekt für seinen Charakter errichtet haben; an einer Seite des Sockels ist auch eine chinesische Inschrift. Sir Henry ist mit dreizehn Jahren nach China gekommen, hat als Dolmetscher angefangen und hat es bis zum Gesandten Großbritanniens in Peking gebracht. Nun sind seine diplomatischen Bart-Coteletten gar in Bronze gegossen, auf daß die Nachwelt sich ein Beispiel nehme. Die diplomatische Laufbahn hält sich sonst in durchaus irdischen Grenzen, und selbst der Erreichung dieser Grenzen stellen sich nicht selten hindernde Gesundheits-Rücksichten in den Weg. Darum ist es jedenfalls einer besonderen Erwähnung werth, daß es in Shanghai einen unsterblichen Gesandten gibt.

Der Bund ist von Leben erfüllt, auf den macadamisirten Bürgersteigen lassen sich's die Chinesen wohl sein. Europäer sieht man selten zu Fuß. Man hat hier die Rickscha, die Einem das Gehen zu Fuß abnimmt. Man setzt sich hinein, und statt daß man selbst läuft, läuft der Kuli. Das kommt auf Eins heraus. Die Rickschas eilen also über den Bund nach allen Richtungen. Eine Fahrt kostet fünf Cents oder zehn, wenn man freigebig sein will. Das ist ein billiges Fuhrwerk, aber noch nicht das billigste. Der Rickscha-Kuli, der sich für fünf Cents die Seele aus dem Leibe rennt, kann sich immer noch als Droschke erster Klasse fühlen. Es gibt auch eine zweite Klasse. Den sparsamen Chinesen sind selbst die fünf Cents zu theuer, und die Rickscha dünkt ihnen zu vornehm. Sie denken nach, wie man noch bescheidener fahren kann. Aber nach der Rickscha bleibt wirklich nur mehr der Schiebkarren übrig. Der Schiebkarren? Glänzende Idee! Und der Chinese setzt sich in den Schiebkarren — in den ganz gemeinen Schiebkarren mit einem Rad, der bei uns beispielsweise dazu dient, die Ziegeln zum Bau zu führen. Zur rechten Seite des Rades ist der Chinese aufgepackt, zur linken sein Gepäck oder ein anderer Chinese, hinten stößt der Kuli und karrt die lebendige Last langsam durch die Stadt. Das Rad ist selten geölt und knarrt und quietscht entsetzlich. Die Schiebkarren-Tour kostet drei Stück chinesischer Kupfermünze, drei Cash, und man muß wissen, daß zehn Cash auf einen Cent gehen.

Zwischen Rickschas und Karren fahren die Equipagen, einspännig und zweispännig. Auf dem Bock sitzt unbeweglich, in tadelloser Haltung, der chinesische Kutscher, der „Mafu", in dem kleinen, mit einem Roßhaarbusch bedeckten Hut, der einem umgekehrten, etwas flachen Trichter gleicht, und in dem langen, bis auf die Knöchel herabreichenden Kittel, der die Farben des Hauses trägt, welchem das Gespann gehört. Neben ihm paradirt in gleicher Livrée, nicht minder tadellos und nicht minder unbeweglich, der chinesische Boy und hält im Arm das Zeichen seiner Würde, den an einer langen Stange steckenden Wedel aus Roßhaar, womit den Pferden die Fliegen abgewehrt werden. Lang hängen hinten die Zöpfe herunter. Im scharfen Trabe rollt das Gefährt dahin, und die aufgespannten Sonnenschirme der Damen, die im Wagen sitzen,

kommen ein wenig ins Schwanken. Es fehlt auch nicht an unternehmenden jungen Ladies, die auf eleganten gelben Kutschirwagen selbst die Zügel führen. Der chinesische Diener hat seinen Platz neben der Herrin auf der Bank und ist durchaus zufrieden mit einer Weltordnung, die es mit sich bringt, daß Chinesen von schönen europäischen Fräuleins spazierengefahren werden.

Die reichen Chinesen haben gleichfalls ihr eigenes Fuhrwerk. Meist sind es alte, weitbauchige Landauer, so etwas wie ausrangirte Hochzeitskutschen. Da hockt „John Chinaman" tief im Grunde, mit der Brille auf der Nase, die nun einmal nach chinesischer Anschauung das unerläßliche Attribut jeder höheren Lebensstellung zu sein scheint, und sieht durch möglichst viele Spiegelscheiben in die Welt hinaus. Hinten steht der kleine bezopfte Leibjäger und hält sich an zwei Leder-Handhaben fest. So kommt das chinesische Ehepaar auch Abends ins Theater gefahren. Der Wagen rasselt in den engen Straßen mit lautem Geräusch heran. Kaum kann der Mafu die stampfenden Pferde zum Stillstand bringen. Der Leibjäger springt herbei und reißt den Schlag auf. Der Herr des Gefährtes steigt heraus unter großem Rauschen seiner seidenen Gewänder. Die Gattin oder vielmehr wohl diejenige der Gattinnen, die gerade an dem betreffenden Abend Dienst hat, folgt nach, gleichfalls in kostbare Seide gekleidet, grell roth und weiß geschminkt bis hinter die Ohren, und hat einige Mühe, mit ihren verkrüppelten Füßen auf dem Trittbrett des Wagens zu balanciren. Ebenso sind Sonntag-Nachmittags in der Stunde, wo das elegante Shanghai über Bubbling Well Road hinausfährt, die Equipagen der Chinesen fast so zahlreich beim Corso, wie die der Europäer. Und wenn man in der Umgebung von Shanghai oder auf dem Bund die Bicycle fahrenden Chinesen gesehen hat — schöne seidene Chinesen, die unerschütterlich sicher auf dem blinkenden Zweirad sitzen und manchmal die Lenkstange loslassen, um den hinten im Nacken steckenden Fächer hervorzuholen, — wenn man also die Chinesen auf dem Bicycle gesehen hat, so beginnt man zu begreifen, daß China ein Land ist, das sich vorbehält, in der Kulturgeschichte der Menschheit noch ein Wort mitzusprechen.

Der Haupttheil des Bund gehört zur englischen Niederlassung, die sich hinter ihm ausdehnt. Zur Linken der englischen Niederlassung (wenn man sich mit dem Gesicht dem Flusse zuwendet)

liegt die amerikanische, zur Rechten die französische. An das französische Settlement schließt sich noch weiter rechts die Chinesenstadt an. Aber diese ist gleichsam aus ihren Mauern herausgequollen und überall hinten an die europäischen Stadttheile angewachsen. Sämmtliche Straßen, die vom Bund stadteinwärts führen, beginnen europäisch und enden chinesisch. Diese Straßen sind alle nach den großen chinesischen Städten benannt: Peking-Road, Foochow-Road, wo sich die chinesischen Theater und Vergnügungslokale befinden, Canton-Road, in welcher der deutsche Club sein großes, ebenso behaglich als praktisch eingerichtetes Haus hat, Kiukiang-Road, die Zeitungsstraße mit den Redaktionen der „North China Daily News“ und der andern in Shanghai erscheinenden Tagesblätter, Nanking-Road u. s. w.

Die Nanking-Road ist die Hauptstraße. Hier liegen die Läden der chinesischen Juweliere neben den europäischen Geschäften. Es gibt große Magazine, nach Art des „Louvre“ (nur nicht von derselben Ausdehnung), in denen man Alles bekommt, vom Schuhknöpfer bis zum Damenhut. Tennis-Anzüge und „Rackets“ hängen in den Schaufenstern. Auch Stahlstiche sind ausgelegt, welche Heldenthaten der englischen Armee darstellen. Wenn man sich rasiren lassen will, so hat man die Wahl zwischen einem englischen „Toilet-Club“ und einem „Parisian Saloon“. Der letztere wird von einem Marseiller gehalten. Der vortreffliche Mann ist seit zwanzig Jahren in China, aber diese Zeit hat nicht hingereicht, um seinen meridionalen Accent abzuschwächen. Er ist sonst von sanfter Gemüthsart, aber sobald er auf die Politik zu sprechen kommt, wird er wild. Es ist besonders abzurathen, ihn auf dieses Thema zu bringen, wenn er Einen gerade einseift. Sonst werden die Kunden von Italienern und Japanern bedient. Alle Barbierläden mit europäischer Kundschaft in China haben Japaner zu Angestellten. Es gilt für unappetitlich, sich von einem Chinesen rasiren zu lassen. Andererseits haben die Japaner eine federleichte Hand, und das Rasirmesser in ihren Fingern wird ein Hauch. Man sitzt in China nicht beim Barbier, sondern man liegt. Man setzt sich in den Stuhl, stellt die Füße auf einen Schemel, dann dreht der Barbier an einer Kurbel, und man fällt hintenüber. Das ist zuerst etwas schreckhaft, aber die Bewegung ist gesund und stärkt den Muth.

Im „Parisian Saloon“ liegt auch das französische Blatt auf, das in Shanghai herauskommt. Es heißt „L'Echo de Chine“, hat keine Nachrichten aus Paris und beschränkt sich darauf, die der englischen Shanghai-Zeitungen nachzudrucken, die übrigens auch keine haben. Dafür aber wird in der Redaktion ein kräftiger Styl geschrieben, und was namentlich die ästhetischen Anforderungen anlangt, so versteht das „Echo de Chine“ keinen Spaß. Der japanische Kultusminister hat die Ausstellung von Nuditäten in den Schaufenstern verboten. Das „Echo de Chine“ kann diese Maßnahme durchaus nicht billigen und schreibt:

„Le nu est l'essence même de l'art. Autant le public est vite dégoûté des oeuvres d'artistes, qui cherchent renommée et profit dans d'indécentes productions, autant l'âme se sent transportée à la vue de ces superbes manifestations du génie humain cherchant dans le nu chaste et absolu l'expression de ses sentiments.“

Die Periode ist großartig, und „le nu chaste et absolu“ ist wirklich gut gesagt.

Selbstverständlich hat die Nanking-Road ihr Pianoforte-Magazin. In einem Schaufenster gegenüber liegen französische Spielwaaren aus. In der „Tabaqueria Filipina“ kann man Manila-Cigarren kaufen zu den lächerlich billigen Preisen, die hier draußen üblich sind. Dann hören allmählich die hohen Steinbauten auf. Die Häuser werden hölzern und niedrig, und vor den Ladenthüren hängen überall die langen Schilder. Die europäische Nanking-Road geht in die chinesische über. Nur verengt die Straße sich nicht nach chinesischer Art, sondern bleibt bis zu ihrem Ende so breit, wie sie am Anfang ist.

Das Beste darf nicht vergessen werden. In der Nanking-Road liegt eine Konditorei, liegt „die“ Konditorei von Shanghai. Die Kuchen müssen unter einer grünen Gaze-Decke vor den gar so gefräßigen chinesischen Fliegen geschützt werden. Dadurch werden ungeahnte Beleuchtungseffekte hervorgerufen. Es gibt nichts Erhebenderes, als Kuchen (sehr viele Kuchen), die von einem grünen, mystischen Schimmer umgeben sind. Man setzt sich in einen stillen, stimmungsvollen Winkel, und, tiefe Rührung im Herzen, feiert man seit Europa das erste Wiedersehen mit einer Chocoladetorte. Dann

erscheint der bedienende Chinese und bringt die Karte zur Auswahl einer Eissorte. Ein Anschlag besagt, daß unter keinen Umständen „chits“ für Eis-Crême in Zahlung genommen werden. Natürlich, das möchte den Leuten so passen, Eis-Crême auf Kredit zu essen!

Sonst zahlt man in China freilich niemals baar (mit einziger Ausnahme eben des Eis-Crêmes). Im Hotel, im Klub, im Geschäft, im Barbierladen, sowie in gewissen Lokalen „mit Damen-Bedienung“, wo in Europa die Baarzahlung die erste Vorbedingung jeder Anknüpfung ist, schreibt man „chits“, das heißt Zettel mit Angabe des Betrages, mit Namen und Adresse. Die meisten Leute haben überhaupt niemals Geld bei sich. Man kann sich doch nicht die Taschen mit schweren Silberdollars vollstopfen; und was das Papiergeld anbelangt, so läßt man sich besser gar nicht damit ein. Die Währungsverhältnisse sind himmelschreiend. In Hongkong holt man sich von der Hongkong- und Shanghai-Bank eine Hundert-Dollar-Note. Man kommt in Shanghai an und geht zur Bank, zu derselben Hongkong- und Shanghai-Bank, bei der man in Hongkong Geld aufgenommen hat. Aber in Shanghai will die Bank die in Hongkong ausgegebene Hundert-Dollar-Note nur mit 95 Dollars einlösen. Es scheint, als gebe die Bank ihren eigenen Noten keinen Kredit. Das scheint jedoch nur so, der wahre Grund ist ein anderer. In der englischen Kolonie Hongkong ist der Silberdollar die offiziell eingeführte Währung. In Shanghai bedient sich der Verkehr auch des Silberdollars, aber die Währung ist chinesisch, und die Münzeinheit ist der Tael. Warum aber bedient sich der Verkehr nicht des Taels? Aus einem sehr einfachen Grunde: der Tael ist eine Münze, die es überhaupt nicht gibt. Kaum jemals hat ein Mensch einen Tael gesehen. Der Tael ist in der Regel nur ein Münzbegriff und repräsentirt als solcher einen Werth von etwa 2 Mark 80 Pfg. Die Bank rechnet nun die Dollars in Taels um und bringt so heraus (auf welche Weise, das ist ihr Geheimniß), daß 100 Dollars aus Hongkong in Shanghai nur 95 Dollars werth sind. Diese Kurs-Unterschiede bei Noten derselben Bank gehen so fort von Shanghai nach Tientsin, von Tientsin nach Peking u. s. w., sodaß Einem nichts übrig bleibt, als, wenn man weiter in China reisen will, den Koffer voll baarer Silberdollars zu packen; und auch diese müssen im Innern

erſt noch in Kupfermünzen, in Caſh, eingewechſelt werden. In den Handelsbeziehungen zwiſchen Chineſen und Europäern wird natürlich auch nach Taels gerechnet, und um wenigſtens etwas Greifbares in der Hand zu haben, läßt man als Fünfzig-Tael-Stück einen Klumpen ungemünzten Silbers gelten (sycee), der die Form eines Schuhes hat.

Shanghai beſteht aus der engliſchen, der amerikaniſchen und der franzöſiſchen Konzeſſion; aber das bedeutet nicht, daß die Angehörigen der einzelnen Nationen in ſtreng von einander geſonderten Gebieten leben. Jeder wohnt, wo es ihm paßt. Das deutſche Konſulat liegt in der amerikaniſchen Konzeſſion, das amerikaniſche Konſulat in der engliſchen. Die Agentur der deutſchen Reichs-Poſtdampfer des Norddeutſchen Lloyd, die auch hier zu der Bremer Firma Melchers & Co. gehört, befindet ſich in der franzöſiſchen Konzeſſion. (Die Chefs der Firma in Shanghai, die Herren Korff und Melchers, beſtätigen die Erfahrung, daß man ſicher ſein darf, liebenswürdige Leute zu finden, wo man mit Vertretern dieſes Welthauſes zu thun hat.) Im Allgemeinen aber iſt wohl die engliſche Konzeſſion die eigentliche Stadt, Geſchäfts- und Wohnſtadt. Aus der ganzen Anlage geht hervor, daß es ſich zu Anfang eben nur um eine Fremden-Niederlaſſung handelte, gleich anderen Niederlaſſungen dieſer Art in China. Die chineſiſche Regierung hatte ein Stück Land hergegeben, und auf dieſem ſuchten die Fremden ſich häuslich einzurichten und rückten dabei ſo nahe als möglich zuſammen, da die zur Verfügung ſtehende Bodenfläche nicht groß war. China wollte die Fremden loswerden und ſperrte ſie nach bewährter Methode in ein Settlement ein. In dem Settlement von Shanghai aber walteten eigenthümliche Kräfte. Kaum ſtand es da, ſo begann es zu treiben und zu wachſen. Der Ausdehnungsdrang, der in ihm arbeitete, war unwiderſtehlich; und allmählich ſtellte es ſich heraus, daß das Settlement von Shanghai nichts Anderes war, als der Keim zu einer europäiſchen Großſtadt, den China unbedachterweiſe in ſeinem Boden angepflanzt hatte und der dort blühend aufging.

Zu Anfang freilich ahnten ſelbſt die Fremden nicht, daß Shanghai ſo groß werden würde. Darum gleicht die engliſche Konzeſſion heut noch einer Landſtadt. Die Straßen ſind vielfach eng und ungepflaſtert,

so daß der Staub in dichten Wolken aufwirbelt, wenn der Wind geht; die Häuser sind meistens niedrig, und an ihren Wänden rankt manchmal der wilde Wein. Heut jedoch verlangt die Großstadt ihr Recht, und so werden an manchen Stellen Bauten von monumentaler Ausdehnung aufgeführt, Häuser mit vier, fünf und sechs Stockwerken. Denn das Terrain ist in den letzten Jahren gewaltig im Werthe gestiegen (es wird zweifellos noch weiter steigen), und die Preise der Wohnungsmiethen haben sich verdoppelt. Man baut also jetzt mehr übereinander als nebeneinander, und ein neuer Shanghai-Styl entsteht für Privathäuser, ein Styl der vielen Stockwerke.

In der Kiukiang-Road befindet sich die Central Police Station, ein mächtiges Gebäude, das ein ganzes Straßenviertel einnimmt. Die Polizeiverwaltung ist natürlich europäisch, aber im Polizei-Gebäude sind die Gefängnisse nach chinesischer Art eingerichtet; sie liegen zu ebener Erde auf den innern Hof hinaus, der mit schönem englischen Rasen bepflanzt ist, und sind vorn durch Gitterstäbe verschlossen. In diesen Käfigen wird Haft bis zu anderthalb Jahren verbüßt. Die Gefangenen schauen stumpfsinnig durch das Gitter in den Hof oder sie kauern auf der Erde und spielen Karten. Natürlich sind die Gefangenen nur Chinesen. Wo aber ist das Europäer-Gefängniß? Das ist überhaupt nicht vorhanden. Europäer werden nicht gefangen gesetzt oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen. Darein kann man sich am schwersten finden, wenn man aus dem lieben deutschen Vaterlande kommt. Da ist eine Stadt, und in dieser Stadt gibt es Niemanden, der die Berechtigung hat, Einen einzusperren! Man hat nicht einmal die Aussicht, von einem Schutzmann bei Gelegenheit einen Rippenstoß zu bekommen.

Es sollte nicht möglich scheinen, daß ein Gemeinwesen bei diesem System gedeihen kann. Trotzdem darf man konstatiren, daß Ordnung und Sicherheit in Shanghai musterhaft sind. Man lebt hier bei offenen Fenstern und Thüren. Schränke und Schubladen haben keine guten Schlösser, und es ist auch nicht nöthig, daß sie solche haben, da man sie niemals zuschließt. Die Polizei setzt sich zusammen aus europäischen Mannschaften, aus chinesischen Schutzleuten, die eine kleidsame Uniform von dunkelblauem Stoff und den unvermeidlichen gelben Trichterhut tragen, sowie aus den prächtigen indischen Konstablern, den Sikhs, deren Riesengestalten man an

allen Straßenecken sieht, im gelben Kakey-Drill, mit hohem rothem Turban, mit finsteren, bärtigen Gesichtern, stets unerschütterlich ernst und schweigsam. Manchmal sitzen die Sikhs auch zu Pferde, als berittene Gensdarmen, mit umgehängtem Pallasch. Als Schutzleute führen sie einen kurzen, dicken Stab, und wo sie damit hinschlagen, da wächst kein Gras mehr. Die Chinesen besitzen einen heiligen Respekt vor ihnen, und wenn sie kein ganz gutes Gewissen haben, so kommen sie ihnen lieber nicht in die Nähe. Die ganze Polizei ist nur dazu da, um die Europäer gegen die Eingeborenen zu schützen. Der Europäer ist der Herr in Shanghai, und dem Herrn hat die Polizei nichts zu sagen. Es kommt wohl vor, daß Einer einmal nach langer, feuchtfröhlicher Nachtsitzung den Klub verläßt und in den Straßen mehr Skandal macht, als man selbst in Shanghai vertragen kann. Aber so lange es sich nur um Skandal handelt, steht der Sikh ruhig an seiner Straßenecke und verzieht keine Miene. Sobald er jedoch bemerkt, daß der nächtliche Wanderer große Schwierigkeiten bei dem Versuche findet, auf seinen Beinen zu stehen, geht er an ihn heran, greift ihm schützend unter den Arm, erkundigt sich väterlich nach seiner Hausnummer, ruft dann eine Rickscha herbei, packt ihn sorgsam hinein und schreibt die Nummer des Rickscha-Kulis auf, um diesen zur Verantwortung ziehen zu können, falls der Fahrgast unterwegs aus dem Wagen herausrutschen sollte.

So leben die Europäer hier ohne Polizei. Noch schlimmer: sie leben in offener und unverhohlener Republik. Die Stadt blüht und gedeiht, und das Räthselhafte dabei ist, daß sie das fertig bringt, ohne auch nur den mindesten Admiral oder General zum Gouverneur zu haben. Nicht einmal ein Husaren-Oberst ist da zur Leitung des Postwesens. Die Bürger regieren sich selbst, und diese Selbstregierung funktionirt so vorzüglich, daß Shanghai überall im Osten das „Model settlement", die „Musterniederlassung", heißt. Die Kaufleute haben ihre Stadt organisirt wie eine große Bank. Die Aktionäre, das heißt die steuerzahlenden Bürger, wählen auf ein Jahr einen Verwaltungsrath, das heißt einen Municipal Council, und der Verwaltungsrath ernennt eines seiner Mitglieder zum Bankdirektor, das heißt zum Chairman, zum Gemeindeältesten oder Bürgermeister. Der Gemeinderath muß jedes Jahr vor den

steuerzahlenden Bürgern Bericht erstatten, wie der Verwaltungsrath vor der Plenarversammlung der Aktionäre Rechenschaft ablegen muß. Wenn anderswo die Bürger mit der Regierung unzufrieden sind, so hat dies in der Regel das einzige Resultat, daß die Regierung die unzufriedenen Bürger einstecken läßt. Wenn der Fall in Shanghai eintritt, so werfen die Bürger die Regierung hinaus und nehmen sich eine andere. Vor einigen Jahren machten die Kulis, welche die schon erwähnten Karren schieben, einen Aufstand, weil der Gemeinderath die Abgabe erhöhen wollte, die sie zu entrichten haben. Der chinesische Pöbel beging Gewaltthätigkeiten in den Vorstädten und bedrohte die europäischen Viertel. Der Gemeinderath bekam Angst und verzichtete auf die geplante Steuererhöhung. Die Bürger waren mit dieser Nachgiebigkeit durchaus nicht einverstanden, versammelten sich, setzten den Gemeinderath ab und wählten einen neuen. Zur Unterdrückung des Aufstandes aber wurde die bewaffnete Macht mobilisirt.

Die Kaufleute von Shanghai halten sich kein Militär. Wenn es noththut, so gehen sie selbst aus ihren Comptoirs heraus, greifen zur Flinte und vertheidigen sich eigenhändig. Sie bilden ein Freiwilligenkorps, zu dem die Engländer eine Schützenbrigade von fünf Kompagnien, eine Schwadron leichter Kavallerie, eine Batterie Feldartillerie und eine Genieabtheilung stellen. In den letzten Jahren hat sich auch eine deutsche Kompagnie gebildet, die der Chef einer deutschen Shanghai-Firma als Hauptmann kommandirt. Im ersten Glied stehen Diejenigen, die in Deutschland als Einjährig-Freiwillige gedient haben, im zweiten die jungen Herren ohne militärische Vorbildung. Die deutsche Kompagnie ist die Kerntruppe der kleinen Armee von Shanghai; alle militärischen Autoritäten von Shanghai gestehen ihr den Vorrang zu vor den englischen Voluntеers, die es etwas weniger genau mit dem Drill und der Disziplin nehmen. Prinz Heinrich, der die deutsche Kompagnie besichtigt hat, soll ganz erstaunt gewesen sein über ihre Leistungen auf dem Exerzierplatz. Er hat ihr Achselklappen mit seinem Namenszug verliehen und ihr das Recht gegeben, sich fortan „Prinz Heinrichs-Kompagnie“ zu nennen. Die deutschen Freiwilligen tragen im Winter eine Uniform aus dunklem Tuch, die mit derjenigen der Infanterie in Deutschland fast vollkommen übereinstimmt; im

Sommer sind sie in den gelben Kakey-Drill gekleidet, der im tropischen Klima die praktischste Militär-Tracht bildet. Den Oberbefehl über das gesammte Freiwilligen-Korps von Shanghai, Engländer wie Deutsche, führt ein im aktiven Dienst stehender englischer Oberst. Aber wenn das Freiwilligen-Aufgebot in der Front steht, wird das von dem Obersten gegebene englische Kommando immer noch besonders von dem deutschen Freiwilligen-Hauptmann in deutscher Sprache für seine Kompagnie wiederholt. Auch die Franzosen haben in ihrer Niederlassung ein „Corps de Volontaires" gebildet, das jedoch niemals mit den englischen und deutschen Freiwilligen zusammen manövrirt.

Die städtische Republik von Shanghai umfaßt die englische und die amerikanische Niederlassung. Das englische Element herrscht demgemäß in der Gemeinde-Verwaltung vor (im Gemeinderath sitzt ein einziger Deutscher), und Shanghai, wie es heute dasteht, diese schöne Stadt mit ihren musterhaften öffentlichen Einrichtungen, ist also auch eigentlich wieder eine Schöpfung der Engländer. Bei uns zu Hause ist es jetzt Mode geworden, die Engländer von oben herunter zu behandeln. Das „Kolonisationsgeschick" wird ihnen freilich nicht abgestritten. Nun muß man aber erst einmal in der Nähe gesehen haben, was das heißt, dieses „Kolonisationsgeschick". Wo immer der Engländer außerhalb Europas erscheint, macht er den Versuch, sich wieder jenes Europa zu schaffen, das er hat verlassen müssen. Und das „Kolonisationsgeschick" besteht darin, daß ihm dies manchmal, zumeist sogar, gelingt. Das „Kolonisationsgeschick" ist ganz einfach eine schöpferische Kraft, die scheinbar aus dem Nichts heraus das Leben weckt, Städte aus dem Boden wachsen macht, Gemeinwesen bildet, in denen die Bürger ein angenehmes Dasein führen und sich als freie Männer fühlen. Es ist recht albern, gegen England zu hetzen, wie dies jetzt manche deutsche Zeitungen thun. Statt auf die Engländer zu schimpfen, sollten wir erst noch von ihnen lernen.

Wenn man im vollen Umfange würdigen will, was die Engländer auf ihrem Gebiet in Shanghai geleistet haben, braucht man nur in der französischen Konzession zu sehen, was die Franzosen nicht gethan haben. Die französische Konzession ist zwar der englischen unmittelbar benachbart, aber politisch bildet sie ein

besonderes Gebiet, und jenseits des kleinen Kanals, der die Grenze vorstellt, beginnt eine neue Stadt, die ihren eigenen Gemeinderath und ihre eigenen Behörden hat, an deren Spitze der Konsul steht. Wenn man mit der Rickscha den Bund entlang fährt, so hält der Kuli vor der Brücke still, die nach der „french town" hinüberführt. Er darf nicht hinein, wenn er nicht eine besondere, von der französischen Verwaltung ausgefertigte Fahrbefugniß besitzt. Die Einfahrt ist da, aber ihre Benutzung ist von der „Administration" verboten. Daraus geht klar hervor, daß in diesem Stadttheile französisch-republikanisch regiert wird. Nur müßten noch, um die Sache vollständig zu machen, die Worte „Liberté, Egalité, Fraternité" auf dieser Brücke angeschrieben sein, über die man nicht fahren darf.

Jenseits der Brücke setzt sich der Bund fort, heißt aber nunmehr „Quai de France". Hier ist er ganz mit Platanen bepflanzt. Die Stangen der elektrischen Bogenlampen stehen in der Mitte des Fahrdammes auf kleinen steinernen „îlots", genau so, wie sie in der Mitte des Boulevards von Paris stehen. Die Schutzleute sind uniformirt, ähnlich den Pariser Pompiers; und wenn sie den weißen Tropenhelm tragen, so ist um diesen ein trikolorer Wulst geschlungen. An den Häusern sind da und dort weiße Schilder befestigt mit der rothen Inschrift „Bouches d'incendie", ganz wie in Paris. Die Frage, ob diese „Bouches d'incendie" im Falle eines Brandes alle funktioniren würden, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten (ganz wie in Paris). Am Abend des 14. Juli, an welchem bekanntlich unter dem jetzigen republikanischen Regime das französische Nationalfest gefeiert wird, ist der Quai de France gar herrlich illuminirt, und über der Straße hängen Guirlanden von Lampions, welche genau nach dem Muster derjenigen gefertigt sind, die auf den Pariser Boulevards während des Czaren-Besuches verwendet wurden.

Damit sind aber die Maßnahmen erschöpft, die getroffen worden sind, um hier am Whangpo ein kleines Paris zu errichten. Die Aufgabe wäre verlockend gewesen und die Lösung nicht unmöglich. Neben der schönen englischen Stadt hätte sehr gut auch eine schöne französische stehen können. Allein es gibt nur wenige stattliche Häuser hier drüben. Einige liegen am Quai, und das stattlichste ist natürlich das General-Konsulat. Denn die erste Bedingung für das Aufblühen einer Kolonie ist, daß die vorgesetzte

Behörde gut untergebracht ist. Hat erst der Konsul ein seinem Range entsprechendes Haus, so braucht nur die Stadt sich rund herum zu gruppiren, und sie weiß dann doch wenigstens, wohin sie gehört. Das Haus des Konsuls entspricht durchaus seinem Range; es ist ein vornehmes, grauweißes Gebäude mit Loggien, die während des heißen Tages sämmtlich durch Matten verschlossen sind. Ein großes goldenes R. F. glänzt vorn vom Giebel herab, und von einem Seitengiebel glänzt ein anderes goldenes R. F. nach der Seite. So steht das Konsulat und wartet auf die Stadt. Da aber die Stadt nicht kommen will, haben einstweilen die Chinesen ihren Platz eingenommen. In den Straßen, die berühmte französische Namen tragen, haben die Chinesen ihre schmutzigen und niedrigen Holzhäuser gebaut, und da sitzen sie drin und treiben ihre Geschäfte unter dem Schutze der dritten Republik. In der Rue du Consulat weiter oben findet man noch das hübsche weiße Gemeinde-Haus, wo der Conseil Municipal seine Sitzungen hält. Im Vorgarten ist eine Bronze-Statue des Admirals Protet errichtet, der in China von 1835 bis 1862 Krieg geführt hat. Das ist so ziemlich das Ganze, was von französischer Ansiedelung existirt, und im Uebrigen ist das französische Settlement eigentlich nur ein Theil der Chinesenstadt, die daran angrenzt. Aber dies Alles ist wunderschön benannt, und die elend gepflasterten Chinesengassen heißen Rue Montauban oder Rue Palikao, und es gibt mit Nummern versehene Cités, wie in Paris, und eine Passage Ricard. Sogar die Sackgassen fehlen nicht, die man aus Paris kennt, die „impasses"; und wer jemals als ausübender oder leidender Theil bei jener Operation mitgewirkt hat, die an der Seine mit dem deutungsreichen Ausdruck bezeichnet wird „poser un lapin", der wird nicht ohne innere Bewegung an der „Impasse du lapin" vorübergehen können, die in der Nähe des Kanals ihren chinesischen Thoreingang zeigt.

Die französischen Ansiedler sind nicht sehr zahlreich und — wohnen zum größten Theil in der englischen Konzession. Wer in diesen französischen Familien verkehrt, etwa bei Herrn Wehrung, einem der Direktoren der Russisch-Chinesischen Bank, oder bei dem großen Seiden-Exporteur Brunat, der wird finden, daß die französische Gastfreundschaft dort ihren ganzen Charme entfaltet. Auch lebt eine echte Pariserin in Shanghai, eine Nichte des Verlegers Ollen-

dorff, verheirathet an den Frankfurter, Herrn Adler, einen der Chefs der hochangesehenen englischen Firma Reiß & Comp. Im Salon der Frau Adler trifft man die beste Gesellschaft der Stadt; in diesem Salon wird wirklich gute Musik gemacht. Eine anmuthige junge Frau, die am Klavier sitzt und kunstvoll eine Sonate von Beethoven spielt, — das erlebt man in China nicht alle Tage. Der französische General-Konsul, Vicomte de Bezaure, rechtfertigt bei näherer Bekanntschaft den Ruf vornehmer Gesinnung, in dem er steht, und hat sicherlich ein großes Verdienst daran, daß in Shanghai alle Nationen in Frieden miteinander leben.

Wenn der französische General-Konsul genannt wird, darf der deutsche nicht unerwähnt bleiben, und es soll in Kürze festgestellt werden, daß der Legationsrath Dr. Stuebel ein charmanter Herr ist, ein Weltmann von ironisch-skeptischer Geistesrichtung, der zu plaudern weiß, wie man in Paris plaudert, und die deutschen Interessen vertritt, wie man sich dies in Berlin gewiß nicht besser wünschen kann.*)

Von der amerikanischen Konzession ist wenig zu sagen. Sie führt den Namen Hongkew, zieht sich längs der großen Werften hin und ist eigentlich das Hafenviertel von Shanghai mit Matrosenkneipen, mit Läden, die Ausrüstungs-Gegenstände für Seeleute verkaufen, und mit den Konsulaten einiger seefahrender Nationen, wie Schweden und Norwegen, Dänemark u. s. w. Die Hauptstraße heißt natürlich Broadway, breit ist sie auch, aber die Häuser sind meistens unansehnlich und ärmlich. Man geht nur hin, weil dort in kleinen Läden die chinesischen Holzschnitzer sitzen. Aus gewöhnlichem gelbem Holz schneiden sie alle möglichen chinesischen Typen und Szenen aus; sie geben wieder, was sie auf der Straße, auf dem Flusse, im Hause, im Gericht beobachten. Diese Holzschnitzer sind wackere Realisten, ihre Figuren sind natürlich und lebendig, und manchmal hat sich sogar ein wenig Humor in das Werk gemischt. Unter allen Künstlern und Kunsthandwerkern Chinas sind sie fast die Einzigen, denen die Menschen-Darstellung gelingt.

*) Inzwischen hat Dr. Stuebel das General-Konsulat in Shanghai verlassen und ist nach Deutschland zurückgekehrt. Er wird hoffentlich bald Gelegenheit finden, auf einem neuen höheren diplomatischen Posten im Reichsdienste weiter zu wirken.

Aber diesen Kunstwerth ihrer Schnitzereien versteht der Chinese nicht; und da sie kein theures Material bearbeiten, werden sie mit Geringschätzung behandelt. Wenn sie statt des Kuli, der die Rickscha zieht, oder statt des Fischers, der im Boot steht und seine Angel auswirft, blaue Drachen mit grünen Porzellan-Augen machen würden, so würden sie wahrscheinlich beim chinesischen Publikum hohen Respekt genießen. Freilich kommen außerhalb Chinas ähnliche Dinge vor, und derjenige Künstler, der den blauen Drachen mit grünen Augen macht, den das Publikum gern sieht, wird stets des Erfolges viel sicherer sein, als der, der den Spuren des Lebens folgt und sich um Drachen und Publikum nicht kümmert . . . .

In Shanghai wohnen nicht mehr als etwa drei tausend Europäer, wenn man Portugiesen, half-castes und andern Kram nicht mitrechnet. Diese wenigen Leute haben eine große Stadt zu ihrer Verfügung; sie haben Raum, sie wohnen in Zimmern, die an Ausdehnung Sälen gleichen; sie können sich rühren und bewegen. Das sind Bedingungen, unter denen der Sport gedeihen muß, und er füllt in Shanghai auch so ziemlich das halbe Dasein aus, wenn nicht das ganze. Die geistigen Anregungen mangeln ein wenig, abgesehen von denen, die in der Gesellschaft zu finden sind; und da sich dieselben Leute fortwährend gegenseitig einladen, so müssen sie sich doch wohl auf die Dauer etwas bekannt vorkommen. Theater gibt es nicht. Ein Theatergebäude ist wohl vorhanden, aber eine ständige Truppe hat sich darin bisher nicht halten können; das Publikum ist zu wenig zahlreich. Nicht einmal eine Singspielhalle existirt, und das ist erstaunlich, denn ein Unternehmen dieser Art könnte wohl auf seine Kosten kommen. Hier und da werden Vorstellungen oder Musikaufführungen von Dilettanten veranstaltet. Das ist sehr hübsch, jedoch es geschieht selten. Wer also große geistige Interessen hat, der wird sich in Shanghai doch ungefähr wie im Exil vorkommen. Da man aber an jedem Orte, um sich wohl zu fühlen, nach den Gewohnheiten des Ortes leben muß und nicht nach denen, die man dahin mitbringt, so muß man sich eben entschließen, für die geistigen Genüsse, die in Shanghai mangeln, einen Ersatz im physischen Behagen zu suchen. Nach Aussage der Leute, die seit längerer Zeit hier ansässig sind, ist man sicher, diesen Ersatz zu finden. Wenn man die höheren Bedürfnisse, die man in sich trägt,

nicht zu befriedigen in der Lage ist, so gibt es nur eine Rettung: man muß sich neue Bedürfnisse schaffen, mögen es gleich solche von einer weniger hohen Art sein. Wer sich geistig nicht auszuleben vermag, der muß versuchen, seine Lebenskraft mehr körperlich zu bethätigen. Wer seine Existenz nicht mehr hauptsächlich mit Geist und Nerven führen kann, der muß danach streben, Muskel-Interessen in sich wachzurufen. Das ist wohl die Erklärung dafür, daß der Sport von den Europäern, nicht nur in Shanghai, sondern überhaupt in den Colonien, so eifrig, so übereifrig betrieben wird. Im Grunde wird der Sport hier zu einem Mittel, das man anwendet, um Europa zu vergessen.

So spielt denn in Shanghai alle Welt Lawn-tennis. Der reizende Country-Club, den die Engländer auf der Bubbling Well Road angelegt haben, enthält allein zwölf Tennis-Plätze. Nicht viel weniger gibt es auf dem Rennplatze, am Ende der Nanking-Road, und hier gehört zu jedem Platze ein besonderer Tennis-Klub; kürzlich hat sich auch einer aus deutschen Damen gebildet. Auf demselben Platze spielen die jungen Herren das Polo-Spiel und reiten dazu die chinesischen Ponys mit langen Mähnen und wilden Köpfen, die von den Mongolen in der Mandschurei aufgezogen werden. Auch sonst wird in Shanghai viel geritten. Ein Reitpferd kostet kaum mehr als ein Trambahn-Abonnement in einer unserer Städte. Jede bessere Familie hat zudem ihren eigenen Wagen, und in manchen Familien gibt es deren zwei, einen für den Herrn und einen für die Frau vom Hause.

Was den Haushalt anbelangt, so wird er, wie schon kurz erwähnt, von der chinesischen Dienerschaft besorgt. Die Hausfrau hat nur ganz allgemeine Direktiven zu geben, wie etwa der Minister für seine Beamten, welcher Vergleich deshalb am Platze ist, weil in den Ministerien bekanntlich alle wesentliche Arbeit von den Beamten gethan wird und nicht vom Minister. So wird der Haushalt im Wesentlichen von den chinesischen Dienern geführt. Je weniger die Hausfrau dreinredet, umso besser ist es. Es gibt einen Ehemann in Shanghai, der sehr glücklich mit seiner jungen Frau wäre, wenn diese nicht die Idee hätte, (welche Idee, wie es scheint, die Frauen überhaupt haben), daß einmal im Monat alle Möbel von der Stelle gerückt werden müssen. Sobald die Zeit des

Möbelrückens kommt, laufen sämmtliche chinesischen Diener fort, unter dem Vorwand, ihr Vater sei gestorben.

Die chinesischen Diener gewöhnen sich sehr an die Personen, die sie bedienen, und diese Gewohnheit sieht schließlich beinahe wie Treue aus. Im Allgemeinen sind sie ehrlich, und man kann sich auf sie verlassen. Es kommt höchst selten vor, daß sie ihren Herrn bestehlen. Dafür darf man sicher sein, daß sie bei den Einkäufen die Preise erhöhen, um einen kleinen Profit herauszuschlagen. Dagegen läßt sich kaum etwas thun, und es bleibt nichts übrig, als den Preisaufschlag in die Haushaltungskosten einzurechnen. Das ist aber nach chinesischer Anschauung beileibe kein Diebstahl, das ist „squeeze", und „squeeze" ist erlaubt. Der Chinese legt sich dies sehr logisch zurecht: Diebstahl heißt, Jemandem etwas wegnehmen. Wenn man aber einen eingekauften Gegenstand mit einem höheren Preise in Rechnung setzt, als der ist, den man dafür gezahlt hat, so nimmt man nichts weg. Eines Tages findet eine Hausfrau in Shanghai heraus, daß ihr chinesischer Boy ihr eine Flasche Wein zu hoch angerechnet hat; sie stellt ihn zur Rede. Der Chinese begreift nicht, daß er im Unrecht ist. „Ich kann aufschreiben, was ich will," sagt er, „es ist doch Eure Sache, zu wissen, wieviel eine Flasche Wein kostet!" Die chinesischen Diener leisten manchmal Wunder, und kein Auftrag scheint ihnen zu schwer. Um sechs Uhr Abends bekommt der chinesische Koch plötzlich Befehl, ein Nachtmahl für fünf Gäste herzurichten. Allsogleich macht er sich auf, geht zu den chinesischen Köchen in den Nachbarhäusern und borgt sich von dem Einen ein Stück Brateu aus, von dem Andern etwas Gemüse, von dem Dritten den Käse. Auch mit Geschirr wissen sich die chinesischen Diener von Haus zu Haus auszuhelfen; und so kann es vorkommen, und ist auch vorgekommen, daß eine Dame bei einer bekannten Familie zum Diner geladen ist und während des Essens auf einmal ihre eigenen Dessert-Teller wiedererkennt ...

Das Shanghai von heute ist nur ein Anfang. Es liegt als große Stadt bereit und wartet auf die Entwicklung Chinas. Und die Zeit scheint nahe zu sein. Ueberall dringen jetzt die neuen Kräfte in das Land ein. China ist freilich bisher immer stärker gewesen, als alle neuen Kräfte, die von draußen kommen. Es ist nicht ausgemacht, daß die Eisenbahnen, die gegenwärtig allent-

halben gebaut werden, China moderniſiren müſſen; und es iſt möglich, daß in China ſogar die Eiſenbahnen chineſiſch werden. Aber viele Anzeichen deuten darauf hin, daß nach einem letzten großen Kampfe der Sieg doch endlich den neuen Kräften zufallen wird. Dann wird es mit Rieſenſchritten vorwärts gehen, dann werden Jahrzehnte nachholen, was Jahrtauſende verſäumt haben, und dann wird auch Shanghai eine Millionenſtadt werden, ein neues Chicago in einem neuen oſtaſiatiſchen Amerika.

XII. Beim Tao-tai Tsai von Shanghai.

Shanghai, 10. Juni.

Herr Tsai ist ein Mann von modernen Anschauungen. Er hat das vielleicht aus Madrid mitgebracht, wo er einige Jahre die Stelle eines Legations-Sekretärs bei der chinesischen Gesandtschaft versehen hat. Madrid ist zwar nicht gerade der Ort, wo der Geist des neunzehnten Jahrhunderts in ungeschwächter Kraft vorherrscht; aber gegenüber China bildet sogar Spanien immer noch einen Fortschritt. Herr Tsai ist also als eifriger Progessist aus Madrid zurückgekommen und erklärt sich für einen wahren Freund der Fremden, namentlich in seiner jetzigen Stellung als chinesischer Machthaber von Shanghai.

Rechtlich gehört nämlich Shanghai immer noch zu China, und die europäischen Niederlassungen sind nur „Konzessionen". Freilich würde es dem Tao-tai übel bekommen, wenn er in deren Verwaltung auch nur das Mindeste dreinreden wollte. Er muß sich im Allgemeinen darauf beschränken, seine Herrschaft über die Chinesen auszuüben, die seine Provinz bewohnen. Immerhin spielen europäische und chinesische Interessen oft ineinander, und die Europäer sind häufig auf den guten Willen des Tao-tai angewiesen. Da zeigt es sich aber, daß der Tao-tai Freund der Fremden ist nur bis zu dem Augenblicke, wo sie etwas von ihm haben wollen. Seine europäische Anschauungsweise hat hauptsächlich das Resultat, daß er auf das Genaueste den Werth jedes Zugeständnisses kennt, das die Europäer verlangen, und daß er sich sehr wohl hütet, damit herauszurücken. Dieser fortschrittlich gesinnte Beamte ist der bockbeinigste von Allen, die seit Langem

die Regierung von Peking in Shanghai vertreten haben, und mit Wehmuth gedenken die Vertreter der europäischen Mächte seiner stockchinesischen Vorgänger, mit denen sie viel leichter fertig geworden sind, als mit diesem Freunde der Fremden.

Der äußere Schliff aber ist stets tadellos. Der Tao-tai hält darauf, als Gentleman aufzutreten, der weiß, wie man in den Hauptstädten des westlichen Kontinents lebt. Während der Saison gibt er sogar hier und da einen Five-o'clock-tea, zu dem mit den Herren der europäischen Gesellschaft auch deren Damen eingeladen sind. Es erstaunt mich demnach nicht, daß ich auf mein Audienz-Gesuch die Antwort in Gestalt einer schön lithographirten Karte bekomme, die besagt:

„Mr. Tsai, Tao-tai of Shanghai, will be happy, to receive Mr. (folgt der Name) at 63. Bubbling Well Road on thursday, 9th june, at 5½ p. m."

Die Bubbling Well Road ist so ungefähr die Avenue du Bois de Boulogne von Shanghai; sie führt durch Bäume und durch Grün aus der Stadt heraus, und hier liegen, von Gärten umgeben, die Landhäuser der reichen Europäer. In diesem vornehmen Villen-Viertel hat der Tao-tai seine Residenz aufgeschlagen. Er besitzt zwar auch ein Amtsgebäude in der Chinesenstadt und erscheint da gelegentlich mitten unter seinen Unterthanen, bleibt aber niemals länger dort, als unbedingt nöthig ist, und sobald seine Amtsgeschäfte beendigt sind, müssen die Pferde seiner Equipage laufen, was sie laufen können, um ihn aus dem Schmutz und dem Menschengewimmel des Eingeborenen-Viertels in das Baumgrün und die vornehme Abgeschiedenheit von Bubbling Well Road zurückzuführen.

Die Residenz des Tao-tai liegt gerade gegenüber dem englischen Country-Club. Am Eingang des Gartens stehen rechts und links zwei chinesische Schilderhäuser. Mein Wagen fährt ein, und die Soldaten treten heraus und machen Honneur. Es ist Audienztag; darum halten im Innern des Gartens mehrere Equipagen. Das Gebäude, das der Tao-tai bewohnt, gleicht weniger einem Yamen, als einem Landhause — einem schmucken, mehrstöckigen Landhause im Schweizer Styl mit Holz-Balkonen, die an jedem Stockwerk entlang laufen. Draußen lehnen allerdings die Stangen mit den rothen Tafeln, auf denen mit goldenen Buchstaben alle Titel und Ver-

dienste des Tao-tai geschrieben stehen, und geben kund, daß man es doch mit einem Yamen zu thun hat.

Ich steige die drei breiten Stufen hinauf, die in das weite Vestibül führen. Ein Mandarin kommt mir entgegen — ein Mandarin in voller Amtstracht, gekleidet in ein langes Gewand aus prachtvoller rothbrauner Seide („flohfarben" ist, glaube ich, der technische Ausdruck), das Haupt bedeckt mit dem chinesischen Sommer-Amtshut, der einem umgekehrten, etwas flachen Trichter gleicht und auf dem ein rother Roßhaarbusch nicht steht, sondern liegt. Das ist der erste Sekretär des Tao-tai, der als Dolmetscher bei der Unterredung fungiren soll. Er begrüßt mich mit einem cordialen: „Bonjour, Monsieur! Comment allez-vous?", drückt mir nach europäischer Art die Hand und führt mich zur Linken in das Wartezimmer. Der Tao-tai hat einen englischen Herrn und eine englische Dame zu Besuch.

„Il sera à vous tout -à- l'heure!"

Was in dem Palais des Tao-tai vor Allem auffällt, ist die tadellose Sauberkeit, die überall herrscht. Das ist ein ungewohnter Luxus in einem Lande, wo selbst die höchsten Beamten in fürchterlichen Schmutzhöhlen hausen. Das Wartezimmer hat eine schöne chinesische Einrichtung. Rings an den Wänden ziehen sich die breiten chinesischen Stühle mit den kleinen Tischen dazwischen entlang. Die Möbel sind aus Schwarzholz von Canton, mit Perlmutter incrustirt. Als die Prachtstücke der Einrichtung erscheinen zwei große Stehspiegel, die im Hintergrunde des Zimmers einander gegenüber aufgestellt sind; ihr Rahmen ist gleichfalls aus Black-wood gearbeitet, und Blumenmuster aus Perlmutter sind in das Holz eingelegt. Vor jedem Stuhl steht auf der Erde eine niedrige Vase aus blau-weißem chinesischem Porzellan, die als Spucknapf dient. Die weißgetünchten Wände sind mit länglichen Hänge-Bildern (Kakemonos) bedeckt. Die Bilder sind alle auf glänzendes Goldpapier gemalt. An der einen Wand hängen lauter Vögel- und Blumenstücke, an der Wand gegenüber bestehen die Bilder nur aus chinesischen Schriftzeichen, die auf den Goldgrund hingepinselt sind und die wahrscheinlich Weisheitssprüche oder Stellen aus den Klassikern bedeuten. Im Hintergrund des Zimmers ist eine Estrade. Zwei werthvolle chinesische Vasen stehen dort, und an erhöhter Stelle

wird unter einem Glaskasten ein chinesisches Scepter aufbewahrt, das kunstreich aus edlem Stein geschnitzt ist. Mitten in die chinesische Einrichtung hinein hängen zwei gußeiserne Gasarme mit Milchglas-Glocken. Auch fehlt natürlich nicht die unvermeidliche europäische Uhr, eine recht gewöhnliche schwarze Pendule, von jener Art, die man in Frankreich auf den Kaminen kleiner Provinz-Hotels findet.

Der Vorhang an der Thür geräth in Wallung. Der Mandarin mit dem rothbraunen Seidengewand und dem Trichterhut tritt ein, gefolgt von einem zweiten Mandarin mit dem gleichen rothbraunen Seidengewande und dem gleichen Trichterhut sammt Roßhaar-Busch.

„C'est le Tao-tai," erläuterte derjenige von Beiden, der nicht der Tao-tai ist.

Auch Herr Tsai begrüßt mich nicht mit dem chinesischen Schütteln seiner eigenen Hand, sondern mit einem kräftigen Druck der meinigen. Es ist unmöglich, mehr Europäer zu sein. Kein Zweifel, daß die abendländische Kultur, wenn sie jemals einer Unterstützung in China bedarf, auf Herrn Tsai rechnen kann. Der Tao-tai von Shanghai ist ein runder und fetter Mandarin, mit feistem, rothem, bartlosem Prälatengesicht, wulstigen Lippen und kleinen, falschen Augen, die immer zur Seite blicken. Auf seinem Hut trägt er den runden Achat-Knopf, der das Zeichen seiner Würde bildet. Fast sein ganzer Daumen ist von einem wundervollen Onyx-Ring bedeckt. Das Seidengewand wird in der Mitte durch einen Gürtel zusammengehalten, auf dessen breiter Schnalle die Edelsteine funkeln. Herr Tsai spricht mit lauter Stimme, kommt aus dem Lächeln nicht heraus und strömt über vor Liebenswürdigkeit.

Wir lassen uns auf den Stühlen an der Wand nieder, und sofort erscheinen die Diener, die gleichfalls in großer Uniform einhergehen und unter denen sich einige Riesengestalten befinden, und bringen die Theetassen, die mit Porzellanschalen zugedeckt sind.

Ich bitte den Dolmetscher, Seiner Excellenz für den freundlichen Empfang zu danken. Der Dolmetscher begreift nicht ohne Schwierigkeiten. Dieser vortreffliche Mann kommt mit derjenigen Hälfte seiner Aufgabe, die in der Beherrschung des Französischen

besteht, nur unvollkommen zurecht, dafür spricht er allerdings fließend chinesisch.

„Es freut mich umsomehr, von Seiner Excellenz empfangen worden zu sein," fahre ich fort, „als ich weiß, daß der Tao-tai Tsai unter den hohen chinesischen Beamten einer der wirklich modernen ist."

Der Dolmetscher überträgt, der Tao-tai scheint befriedigt und springt dann plötzlich auf, als sei ein Stichwort gefallen.

„Hier ist es chinesisch," sagt er. „Kommen Sie weiter!"

Modern! Er wird mir zeigen, was ein moderner Tao-tai ist!

Herr Tsai geht voran und zeigt den Weg. Wir durchschreiten das Vestibül und dann den mit Holz gedielten inneren Hof, der von Gebäuden umstanden ist, um die in allen Stockwerken hölzerne Gallerien laufen. Rechts hinten im Hofe, zu ebener Erde, liegt die Privatwohnung des Tao-tai. Der Dekorationswechsel ist plötzlich und überraschend. Wir sind in einem großen Salon, worin sich auch nicht ein einziges chinesisches Einrichtungsstück befindet. Elegante Fauteuils und Divans mit hellen Liberty-Bezügen stehen überall herum. An den Wänden hängen englische Stahlstiche nach Bildern von bekannten Thiermalern, Schafherden oder weidende Rinder darstellend. Lampen auf hohen gußeisernen Ständern, die bekannten „Salon-Leuchtthürme", ragen zwischen den Möbeln auf. Nichts ist chinesisch in dem Raume, als eben die beiden Mandarine, der Tao-tai und der Dolmetsch; und es ist seltsam, wie sie da in den Liberty-Fauteuils sitzen, mit ihren Trichter-Hüten und Federbüschen, und sich als elegante Europäer vorkommen.

Und nun fliegen von allen Seiten die Diener herbei. Einer bringt uns die gedeckten Theetassen aus dem Wartezimmer nach. Dieser Thee ist aber nur der Form wegen da und zählt nicht mit. Ein anderer Diener servirt neuen Thee in offenen Porzellantassen und ein dritter reicht dazu Zucker und Milch herum. Thee mit Zucker und Milch in einem chinesischen Hause! Das ist schon keine fortschrittliche Entwickelung mehr, das ist ganz einfach Revolution. Ein Diener bringt Kuchen herbei, ein anderer erscheint mit einem silbernen Tablett, auf dem Manila-Cigarren und egyptische Cigaretten liegen. Es ist sogar noch eine besondere Aufmerksamkeit dabei. Da wir französisch sprechen, hat der Tao-tai auch französische Cigaretten beifügen lassen — niederträchtige Caporal-Cigaretten, die man in Paris

nicht in die Hand nehmen würde, die man sich aber hier wohl oder übel anstecken muß, da Seine Excellenz ganz besonders mit dem Finger darauf hindeutet. Man weiß gar nicht, wo man zuerst hingreifen soll. Wenn man nun endlich sich von Allem etwas vorgelegt hat, wird von einem sechsten Diener abermals ein silbernes Tablett aufgetragen, auf dem drei Glaskelche von viel versprechenden Formen blinken. Und richtig, ein Pfropfen knallt (ganz so wie in Europa), und die drei Gläser füllen sich mit schäumendem Champagner. Das ist entscheidend. Und es wäre verstockte Verblendung, noch mehr, es wäre schwärzester Undank, wenn man angesichts dieses Champagners auch nur einen Augenblick bezweifeln wollte, daß der Tao-tai Tsai der modernste aller Mandarine ist.

Wir beginnen unser Gespräch. Die Eisenbahnen sind auf der Tagesordnung; ich frage also zunächst nach den Eisenbahnen. Seine Excellenz hat das „chemin de fer" herausgehört, das ihm noch von Madrid in Erinnerung sein dürfte, begrüßt es mit Kopfnicken, und der Achat-Knopf auf seinem Haupte geräth in eine anhaltende Bewegung. Schon daraus kann man schließen, daß Seine Excellenz sich sympathisch zu den Eisenbahnen stellt.

„Eisenbahnen werden jetzt überall gebaut werden," läßt er mir sagen, „sie müssen bald durch ganz China gehen."

„Wird sie die chinesische Regierung selbst bauen?"

„Gewiß, die chinesische Regierung wird selbst alle Eisenbahnen herstellen, die nöthig sind."

„Aber zur Herstellung von Eisenbahnen braucht man Geld. Hat die chinesische Regierung welches?"

„Die chinesische Regierung wird sich das nöthige Geld vom Auslande geben lassen," erwidert ohne Zögern der Tao-tai.

Ich denke mir, daß das gar nicht so dumm ist, sage es aber nicht laut, sondern bemerke nur, daß ich hoffe, auch Deutschland werde seinen Theil bei den projektirten Eisenbahnen haben, wenn schon überhaupt das Ausland zur Mitwirkung herangezogen werden solle.

Der Tao-tai will meine Hoffnungen nicht zerstören, ist jedoch wohl der Ansicht, daß zu positive Aussagen vom Uebel seien. Er faßt daher seine Antwort möglichst allgemein ab.

„Alles Weitere wird sich finden," erklärt er, und wohlwollend fügt er hinzu: „Lassen Sie uns nur erst das Geld haben."

„Die Eisenbahnen bringen den Fortschritt ins Land," fahre ich fort. „Wenn China Eisenbahnen baut, wird es sich auch zu anderen Reformen entschließen müssen."

Der Tao-tai hat wieder verstanden, daß es sich um Reformen handelt und fällt mir in die Rede mit einem energischen „Beaucoup, beaucoup!"

„Viele Reformen also? Am Ende wird es gar mit China gehen, wie es mit Japan gegangen ist, das sich über Nacht in ein Land mit europäischer Organisation verwandelt hat?"

„Es kann gegenwärtig gar nicht rasch genug in China gehen," versichert der Tao-tai. „Wir haben eine mächtige Partei im Lande, die mit Unruhen droht, wenn nicht bald Reformen durchgeführt werden."

„Und was wird zuerst reformirt werden?"

„Die dringendste Reform ist die militärische. Wir müssen eine kriegstüchtige Armee bekommen."

„So denkt also China daran, Krieg zu führen?"

Der Tao-tai erschöpft die ganze Fülle seines Wortschatzes, um gegen diese Annahme zu protestiren. Er ergeht sich in langen chinesischen Ausführungen. Der Dolmetscher macht sich die Sache bequem und übersetzt nur immer, daß der Tao-tai betheure, China wolle keinen Krieg. In den Provinzen freilich seien die Geister manchmal etwas unruhig, und namentlich den Japanern könne man ihren Ueberfall nicht vergessen. Aber die chinesische Regierung sei friedlich gesinnt, durchaus friedlich.

„Dann kann ich wohl annehmen, daß auch die Beziehungen zwischen China und Deutschland freundschaftliche sind ....."

„Trotz der Affaire von Kiautschou" ergänzt lächelnd der Dolmetscher, der ahnt, worauf ich hinaus will. Der Tao-tai läßt sich das vorübersetzen und sinnt auf eine diplomatische Antwort. Endlich fällt ihm das Richtige ein.

„Deutschland hat gut daran gethan, Kiautschou zu besetzen," sagt er, „sonst hätten es die Russen genommen."

Es scheint, daß Seine Excellenz den Russen nicht besonders grün ist. Versuchen wir es denn ein wenig mit den Russen! Ich

lege also dar, daß die Deutschen kein Eroberer-Volk sind. Deutschland hat eine Station für seine Flotte gebraucht, und damit ist es zufrieden. Die Russen aber haben ganz kaltblütig die ganze Mandschurei eingesteckt. Wie kommt es, daß man in Peking den Russen so viel gewährt?

Der Tao-tai hört zu, und seine schlauen Aeuglein funkeln. Er möchte offenbar gern etwas sagen, aber kompromittiren will er sich schließlich auch nicht. So antwortet er ausweichend:

„Die Kaiserin Mutter will mit aller Welt in Frieden leben, und darum bewilligt sie Alles, was von ihr verlangt wird."

Das mögen sich die Diplomaten merken, die etwas in Peking zu fordern haben.

Der Tao-tai wünscht mir noch einige Aufschlüsse über die auswärtige Politik zu geben und läßt mir noch mittheilen: „Mit England leben wir in bester Freundschaft."

Während des Gespräches fahren immerfort neue Wagen im Hofe an, die Diener bringen Visitkarten auf Visitkarten, der Tao-tai muß alle Augenblicke hinauslaufen, um Gäste zu empfangen, wobei er sich vorher jedesmal den Mund rasch voll Kuchen stopft. Dann kommt er wieder zu mir und setzt sich nieder. Ich sage, daß ich nicht stören möchte, und greife nach dem Champagnerglase zum Zeichen, daß ich aufzubrechen wünsche. Eigentlich hätte ich nach der Theetasse greifen müssen. Aber dann hätte ich nicht mehr Zeit gehabt, den Champagner zu trinken. Es ist echte französische Marke, und unter diesen Umständen ist es jedenfalls besser, daß der Thee stehen bleibt.

Der Tao-tai hält mich zurück. Er ist immer noch in Sorge, ich könnte seine Bemerkung über die Armee-Reform mißverstanden haben und China für ein kriegslustiges Land halten. Er möchte mir die Sache philosophisch klar legen und redet in den Dolmetscher hinein, der aber leider wenig Sinn für Philosophie zu haben scheint. Ich erfahre auf diese Weise nur, daß nach der Ansicht des Tao-tai alle Völker am Besten daran thäten, unter einander im Frieden zu leben. Ich sage, daß ich ganz derselben Meinung bin. Der Tao-tai drückt mir warm die Hand, begleitet mich zum Ausgang und sagt, es freue ihn, mich kennen gelernt zu haben. An der Thür fällt ihm

noch etwas ein. Er vertraut es dem Dolmetscher an, und dieser übermittelt es mir:

„Der Krieg ist verwerflich," sagt der Tao-tai, „denn durch ihn gehen viele Menschen zu Grunde; und die Menschen wollen doch lieber am Leben bleiben, als sterben."

Der gute Tao-tai hat Recht. Leben ist besser als Sterben, und darum ist unter allen Umständen Friede besser als Krieg. „Lieber ein lebendiger Hund, als ein todter Löwe," hat Heine geschrieben. Den Worten des Tao-tai liegt derselbe Gedanke zu Grunde, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Chinese ein Weltweiser ist.

XIII. Chinesisches Nachtleben.

Shanghai, 27. Juni.

(Opiumkneipe. — Theehaus. — Café-Concert. — Theater.)

In der Dämmerstunde füllt sich die Opiumkneipe. Das ist eine günstige Zeit, um in's Traumland zu reisen. Später beim Aufwachen ist es Nacht. Wenn der Opiumrausch verflogen ist, schützt wenigstens noch das Dunkel vor der Wirklichkeit. Am nächsten Morgen wird sich's zeigen, daß der alte Jammer unverändert weiterbesteht und daß es nichts nützt, ihm entfliehen zu wollen. Einstweilen aber ist es durchaus nicht nöthig, daran zu glauben, und auch die Reue hat Zeit, bis das Tageslicht zur Erkenntniß zwingt.

Ein schmaler Eingang führt von der Straße in's Haus. Wenn man nicht besonders aufmerksam gemacht wird, geht man daran vorüber, und selbst Diejenigen, die schon dort waren, haben Mühe, den Ort wiederzufinden. Man kommt in einen großen Vorhof. Es ist wie der Vorhof eines Tempels, und der Eindruck wird noch durch die vielen Lichter verstärkt, die aus dem Innern herausschimmern. Im Hofe sind zu beiden Seiten des Weges Verkaufsstände aufgeschlagen. Opiumpfeifen werden da feilgeboten, schöne neue Pfeifen aus Schwarzholz mit zinnernem Kopf und auch aus Elfenbein mit eingebrannten Bildern. Ferner werden Kleider und Schmucksachen verkauft, und ein Colportage-Buchhändler legt seine Broschüren aus.

Die Kneipe nimmt hinten das ganze Haus ein. Im Hofe ist es noch frisch unter dem freien Abendhimmel, an dem die ersten Sterne glitzern. Drinnen herrscht eine schwere, dumpfe Luft, obgleich alle Fenster und Thüren geöffnet sind. Ein dünner Rauch erfüllt den Raum, und die Gasflammen, die über-

all angezündet sind, strömen Hitze aus. Die Decke ist hoch, die Wände sind geschwärzt, und überall liegt der Schmutz, der mit dem chinesischen Leben unzertrennlich verbunden ist. Darum sieht das Haus, das vielleicht erst wenige Jahre steht, sehr alt aus. Der Eindruck ist nicht viel anders, als wenn man bei uns in eine bejahrte, gern besuchte Kneipe kommt. Das Lokal ist dicht gefüllt, und in der Qualm-Atmosphäre steigt der Lärm von vielen lauten Gesprächen auf. Man kommt sich ganz wie im Wirthshaus vor; wenn man nicht wüßte, daß alle Leute Opium rauchen, könnte man auch glauben, sie seien hierher gekommen, um Bier zu trinken.

Gleich am Eingang zur Linken ist ein Ladentisch. Das soll wohl eine Art Bar bedeuten. In einem Gestell hängen einige Flaschen Brause-Limonade. Hinter dem Ladentisch stehen auf der Erde mächtige thönerne Amphoren. Das ist sozusagen der Opiumkeller. Die Amphoren sind mit Wasser gefüllt, und in dem Wasser wird das Opium aufbewahrt. An die Raucher wird es in ganz kleinen Maßen verkauft, die aus Horn gefertigt sind und die Form von Fäßchen haben, ungefähr von der Höhe des Daumens. Eine Anzahl Fäßchen sind abgefüllt und in einem Schränkchen zu Reihen geordnet; sie sind voll bis zum Rande, und ehe der Deckel darauf kommt, wird die glänzende braune Masse glattgestrichen. Solch' ein Fäßchen kostet vierzig Cents. Das ist so viel und auch mehr als mancher chinesische Tagesverdienst. Im Preise des Opiums ist die Miethe eines Platzes zum Rauchen und zum Schlafen inbegriffen. Thee wird natürlich auch servirt; das versteht sich überall von selbst. Thee ist die Gratis-Zugabe zu Allem, und man könnte glauben, daß er in China überhaupt nichts koste.

Im Erdgeschoß hält sich das gewöhnliche Volk auf. Das bessere Publikum raucht im ersten Stock. Nach oben führt eine Treppe, die reich mit Messing-Ornamenten verziert ist. In jede Stufe ist ein Messing-Fisch eingelassen. Das würde hübsch aussehen, wenn es nicht gar so schmutzig wäre. Oben ist wieder ein kleiner Ladentisch mit den zierlichen Horn-Fäßchen und mit einer großen Schüssel, in der die Pfeifen gereinigt werden. Von dieser Schüssel geht ein Geruch aus, der sich noch eine besondere Geltung zu schaffen weiß unter allen den sonstigen Düften, die in der Luft schweben und die keinen Parfums gleichen.

Der erste Stock ist in zahlreiche kleine Gemächer geschieden, die rund um die Treppe vertheilt sind. Alle Thüren stehen offen, und man geht im Kreise herum, von einem Gemach in das andere. An der Wand sind niedrige Bühnen, immer drei oder vier nebeneinander, jede kaum so hoch wie ein Stuhl und etwa so breit wie ein Tisch. Sie bilden kleine Nischen, sind aus Schwarzholz und haben geschnitzte Füße und geschnitzte Seitenrahmen. Hinten an der Wand erhebt sich eine Art Lehne mit einem Mittelstück aus bunten Steinen oder Mosaikbildern. In manchen Zimmern ist das Mittelstück einfach ein Spiegel. Die Chinesen lieben die Spiegel und betrachten sie als Haupterforderniß für eine luxuriöse Ausstattung. Diese Schwarzholz-Bühnen sind die Ruhebetten für die Opiumraucher. Dort liegen sie mit an den Leib gezogenen Beinen; denn es ist nicht Platz genug da, um die Füße ganz auszustrecken. Zumeist sind Zwei beisammen; der Eine liegt auf der linken Seite, der Andere auf der rechten, der Eine raucht und der Andere unterhält den Raucher.

Man geht eben nicht wegen des Opiums allein her, das man ja schließlich auch zu Hause haben könnte, sondern wegen der Gesellschaft. Auch wir setzen uns ja nicht einsam im Zimmer zum Schoppen nieder, und das Bier hat den rechten Wohlgeschmack erst, wenn das Trinken von erbaulichen Gesprächen begleitet wird. Die Chinesen gar können nicht leben, wenn sie nicht schwatzen können. Die Unterhaltungen werden immer mit lautester Stimme geführt, und manchmal schreien sie so auf der Straße, daß man glaubt, ein wilder Streit sei im Gange. Dabei schreiten sie aber brüderlich einher, die Arme zärtlich um die Schultern geschlungen, wie das so ihre Gewohnheit ist. Auch dem Opium muß das Gespräch seine Würze verleihen. Es gibt Opium-Stammtische, wo Vier oder Fünf auf einer Estrade beieinander hocken und wahrscheinlich über die Welt-Ereignisse verhandeln. Wenn der Raucher keinen Freund mit sich hat, so läßt er sich ein Mädchen rufen; sie soll sich nur zu ihm setzen und ihm mit ihrem Geplauder die Zeit vertreiben, bis er einschläft. Im Erdgeschoß halten sich ein paar kleine Dirnen bereit; sie haben Gesichter wie die Hündchen und tragen die üblichen männlichen Anzüge, schwarzen Kittel ohne Taillen-Einschnitt und breite schwarze Hosen. Denn die Chinesinnen,

selbst die Courtisanen, sind bestrebt, ihre Körperformen so wenig als möglich hervortreten zu lassen.

Auf allen Lagerstätten brennen die Spiritus-Lampen, an denen das Opium zum Rauchen fertiggestellt wird. Die Vorbereitungen sind lang; aber das bildet wohl einen Reiz mehr, sich durch kunstgerechte Handhabungen allmählich den Genuß zugänglich zu machen. Mit einer langen Nadel wird dem Horn-Fäßchen ein Tropfen Opium entnommen. Die Nadel wird in die Flamme gehalten, das Opium an der Spitze zischt auf, bildet Blasen und wird dann eine weiche, zähe Masse, ähnlich dem Siegellack. Der Raucher knetet es mit den Fingern um die Nadelspitze herum, taucht die Nadel dann wieder in das Fäßchen, hält sie wieder in's Feuer, knetet wieder und thut das Alles so oft, bis sich eine kleine Opium-Pille gebildet hat. Dann nimmt er die Pfeife zur Hand. Die Pfeife gleicht an Größe und Form einer Klarinette; sie hat oben einfach ein Loch, besitzt kein Mundstück, und der Pfeifenkopf, der demjenigen der türkischen Pfeifen ähnelt, ist nicht am unteren Ende angesetzt, sondern an der Seite. Die Pille wird in den Pfeifenkopf gesteckt und mit den Fingern festgedrückt; dann wird sie mit der Nadel durchstochen, damit sie Luft bekomme; und jetzt endlich führt der Raucher die Pfeife an den Mund, hält die Pille in die Spiritus-Flamme, thut die ersten Züge und bläst einen dünnen, bläulichen Rauch vor sich hin. Alle Vorarbeiten werden im Liegen ausgeführt, dann wird ein brauner Lederklotz unter den Kopf geschoben, und nun können Schlaf und Träume kommen.

Kommen die Träume wirklich? Oder handelt es sich bei alledem nur um Schlafen und Vergessen? So viele Leute man darüber fragt, so viele verschiedene Ansichten kann man hören. Von den Chinesen selbst ist keine Auskunft zu bekommen. Mit jedem Laster ist eine gewisse Scham verbunden, die es verbietet, Anderen Mittheilung zu machen über die Reize, die in dem Laster zu finden sind. Manche schlafen überhaupt nicht ein; sie rauchen fünf, sechs Pfeifen, stehen dann auf und gehen nach Hause. Je länger Einer schon raucht, umso mehr Pfeifen braucht er zur Herbeiführung der Betäubung. In den Opium-Kneipen sieht man nur sehr wenig Schlummernde. Die Meisten liegen oder kauern

auf den Ruhebetten, trinken Thee und plaudern. Einige Schläfer sehen aus wie die Leichen. Das Gesicht ist fahl, die Wangen sind eingefallen, der Mund ist halb offen, unter der Oberlippe kommen die Zähne hervor. Andere schlummern behaglich und haben einen Schimmer von Wollust auf dem Antlitz. Für die Einen ist also wohl der Rausch mit allerlei Sinnenreizen verbunden, die Andern finden vielleicht einen Genuß einfach darin, daß sie zu leben aufhören, daß sie ein wenig todt sein können, und es ist nicht unmöglich, daß in dieser Weise der Tod wirklich ein Genuß ist, wenn man eben nur die Sicherheit hat, hinterher wieder zu erwachen. Durchaus nicht alle Chinesen rauchen Opium. Diejenigen, welche nicht rauchen, sehen auf die Raucher mit einem Gefühl der Verachtung herab, das der Empfindung nahekommt, die man bei uns für Gewohnheits-Trunkenbolde hat. Europäer entschließen sich selten, einen Versuch zu machen. Sie setzen voraus, daß kein Genuß dabei zu finden ist; ist aber wirklich einer dabei, so ist es besser, daß man davon nichts weiß. Unter den Europäern, welche gekostet haben, gibt es Einige, die versichern, sie hätten nicht das Mindeste gefühlt; Andere sagen, sie hätten einen schrecklichen Katzenjammer gehabt; Andere, ganz Wenige, erklären, es sei paradiesisch gewesen. Der Katzenjammer scheint der Wahrheit näher zu kommen, als das Paradies. . . . .

Die Foochow-Road ist in Shanghai die Straße, wo die chinesischen Vergnügungslokale vereinigt sind. Dort ist Alles zu finden, was das chinesische Herz begehrt, — Opium, Musik, Theater, Frauen. Die Foochow-Road ist in ganz China berühmt, etwa wie in Deutschland die Hamburger Vergnügungs-Vorstadt St. Pauli oder der Wiener Wurstlprater. Von weit her kommen die Chinesen, um die Courtisanen kennen zu lernen, die in der Foochow-Road wohnen. Diese vornehmen chinesischen Demimondaines bekommt ein Europäer niemals zu Gesicht. Jede der Damen würde ihren Ruf unheilbar schädigen und die ganze reiche chinesische Kundschaft verlieren, wenn sie sich mit so einem Hergelaufenen aus Europa kompromittirte. Es soll ihrer nicht weniger als fünfzig in der Foochow-Road geben, ein ganzes Quartier Marboeuf. Sie haben da prächtige Wohnungen inne, und an der Schwelle wacht mit Argus-Augen eine strenge Alte. Nichts deutet in der Straße auf

die Anwesenheit dieser geheimnißvollen Schönen hin. Und doch ist kein Zweifel, daß sie da sind. Manchmal rollt durch das wimmelnde Volk eine Equipage mit Gummirädern. Der chinesische Kutscher sitzt auf dem Bock, der chinesische Leibjäger steht hinter dem Schlage. Der Laternenschein fällt in den Wagen und zeigt einen Chinesen mit gewaltiger Hornbrille, der im Innern auf der blauseidenen Bank hockt. Das Gespann hält, und der Mann mit der Hornbrille verschwindet in einem Hausthore, das klein und armselig aussieht. Es läßt sich annehmen, daß hinter diesem Thore mehr zu finden ist, als das Thor verspricht, und daß die Straße also doch abseits von dem Wirthshaus-Lärm, der sie erfüllt, in ihren Häusern höhere Wonnen birgt, von denen Derjenige nichts ahnt, der unten vorübergeht.

Zur Linken und zur Rechten steht Theehaus an Theehaus. In den Erdgeschossen sind die Geschäfte geöffnet. Ueberall in China müssen Häuser und Läden mit Sonnenuntergang geschlossen werden, zur selben Stunde, zu der die Sperrung der Stadtthore erfolgt. Hier aber wird die ganze Nacht verkauft. Die Magazine sind hell erleuchtet. Es gibt chinesischen Wein in weitbauchigen Amphoren, Fächer, Opiumpfeifen, Kleidungsstücke. In einem Laden hält ein redegewandter Commis öffentliche Auktion von alten Kleidern ab, entfaltet jedes Stück, läßt es von allen Seiten im Lichte schillern, rühmt seine Vorzüge und schlägt es dem Meistbietenden zu. In der Straße wimmelt das bezopfte Volk durcheinander, rührt die Fächer und schwatzt. Viele tragen weiße Obergewänder, wegen der Sommerhitze. Alle paar Schritte stehen Polizeiposten, indische Sikhs und chinesische Schutzleute. Die Foochow-Road ist eine unruhige Gegend. Wo das Volk sich amüsirt, bekommt die Polizei zu thun. Jeden Augenblick wird das Gedränge durch zwei Kulis getheilt, die eine Sänfte auf den Schultern tragen. Die dünnen Mattenvorhänge sind herabgelassen,; aus dem Dunkel, das im Innern der Sänfte herrscht, taucht schattenhaft ein Mädchen auf, und daneben ragt der Hals einer Mandoline. Die Sängerinnen ziehen in diesen Sänften von Theehaus zu Theehaus. „Sing-song-girls“ heißen sie im Pidjen-Englisch.

„Sing-song“ bedeutet zunächst den Gesang, und da im Theater auch gesungen wird, wird es zugleich für Alles gebraucht, was zum

Theater gehört. Das Pidjen-Englisch verfügt wohl kaum über tausend Worte, kann sich daher auf Nuancen nicht einlassen. Wenn für einen Begriff einmal ein Wort gefunden ist, wird damit Alles bezeichnet, was auch nur eine ganz entfernte Beziehung zu diesem Begriff hat. Das Pidjen-Englisch ist die Sprache der unerhörten Verallgemeinerungen. „Sing-song-house" also heißt das Theater, selbst wenn nicht im Mindesten darin gesungen wird. Nun fahre ich eines Tages durch Shanghai und suche das Museum. Shanghai hat nämlich eine Museum-Road, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß es unmöglich ist, in ihr das Museum zu finden, nach dem sie benannt ist. Ich sage dem Rickscha-Kuli Alles, was man einem Kuli sagen kann, um ihm begreiflich zu machen, daß man ein Museum sucht. Er schüttelt lange den Kopf. Plötzlich scheint ihm ein Licht aufzugehen. Er sagt „Sing-song!" und hält vor einem Hause still, in dem sich ein Zimmer mit ausgestopften Thieren befindet, welches das Museum von Shanghai vorstellt. Weil man in ein Theater geht, um etwas zu sehen, so heißt „sing-song" dann auch gleich Alles, was es irgendwo zu sehen gibt. Eine Bildergallerie, die doch gewiß nicht gesanglichen Zwecken dient, würde sonach auch unter den Begriff „sing-song" fallen, und es scheint, daß „sing-song" im Pidjen-Englisch die bildenden Künste überhaupt bezeichnet.

In der Foochow-Road freilich hört man nur chinesisch. Rings ist man vom Klange dieser seltsamen Sprache umgeben. Sie ist nicht wohllautend, obwohl sie großen Reichthum an Vokalen besitzt. Wir schließen jeden Satz mit einer tieferen Note, der Chinese geht am Ende des Satzes mit der Stimme oft in die Höhe, und das ergibt einen eigenthümlichen singenden Tonfall. Der hohe und tiefe Ton haben überhaupt große Bedeutung im chinesischen Idiom. Das gleiche Wort bekommt einen ganz verschiedenen Sinn, je nachdem es die Tonleiter aufwärts oder abwärts ausgesprochen wird.

Die Theehäuser der Foochow-Road sind große Etablissements. Jedes nimmt ein ganzes Gebäude bis zur vierten Etage ein. Es gibt in China mehrstöckige Thee-Paläste, wie es bei uns mehrstöckige Bier-Paläste gibt. Diese chinesischen Riesenrestaurants sind zwar ganz aus Holz gebaut, und man könnte leicht so einen Palast errichten, aber der Grund und Boden in der Foochow-Road ist kaum noch zu bezahlen. Gegenwärtig werden bis zu 1800 Taels

für den Hektar verlangt. Viele von den Theehäusern gehören Europäern, oder Europäer sind wenigstens am Gewinn betheiligt, den diese vorzüglich gehenden Wirthsgeschäfte abwerfen.

In der Anlage ist mit dem Raum nicht gespart, trotzdem er so theuer ist. Von der Straße führt ein kurzer Gang in einen weiten Hof, um den das ganze Haus herumgebaut scheint. In allen Stockwerken gehen Gallerien an den Hofseiten entlang. An den Ecken, bis zum Dach hinauf, hängen große rothe Papierlaternen. Dieser Hof mit seinen offenen Gallerien und seinen rothen Laternen hat ein echt orientalisches Gepräge. Das Haus ist von Leben erfüllt. Treppauf, treppab wogt der Schwarm, und das ganze Gebäude schwankt und bebt unaufhörlich unter den tausenden von Tritten.

Die Räume sind voll bis auf den letzten Platz. Opiumraucher liegen längs der Wände. An den Tischen sitzen die Leute zusammen, trinken Thee und disputiren. Ein Friseur hat einen Chinesen in der Arbeit, löst ihm den Zopf auf, so daß das Haar bis auf den Boden herabfällt, und taucht ihm den Kopf in eine Schüssel, die in einem Gestell vor dem Stuhl des Kunden bereit gehalten wird. Die Wände sind mit schmalen, langen Papier-Affichen bedeckt, auf denen farbige Buchstaben gedruckt sind. Die längliche Form dieser Anschläge, ebenso wie diejenige der chinesischen Firmenschilder auf der Straße, erklärt sich ganz einfach aus dem Umstande, daß die Chinesen nicht seitwärts, sondern von oben nach unten schreiben. Wenn auf dem chinesischen Theater Jemandem ein Brief überreicht wird, so bewegt der Schauspieler, um die Geste des Lesens zu machen, den Kopf nicht von links nach rechts, wie auf unseren Bühnen, sondern nach abwärts. Die im Theehaus an der Wand hängenden Papiere enthalten Stellen aus den Klassikern und moralische Sprüche. Auch bei uns hängt ja allerlei Wirthshauspoesie an den Wänden der Kneipen, und gedruckte Tafeln verkünden, daß, wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, ein Narr bleibt sein Leben lang, und ähnliche sinnreiche Lebensregeln. Der chinesische Wirth schmückt seine Wände mit dem Lobe der Enthaltsamkeit und verkauft dann seinen Gästen möglichst viel Opium. In einem Cabinet particulier ist eine Gesellschaft eben mit dem Abendessen fertig. Der Tisch ist bedeckt mit all jenen Näpfchen, Täßchen und Schüsselchen, in denen die unzähligen Gänge eines chinesischen Diners aufgetragen werden.

Die Herren scheinen dem Samschu etwas stark zugesprochen zu haben; ihre Gesichter sind geröthet, und sie spielen das Fingerspiel, das an das italienische Mora erinnert, mit einer Aufregung, welche die immer würdigen Chinesen sonst nicht beim Spiele zeigen. Kaum sind wir eingetreten, so beginnen sie von „fremden Teufeln" zu sprechen. Dann drehen sie uns den Rücken und geben uns in jeder Weise zu erkennen, daß wir „Luft" für sie sind.

An einem Tische sitzt eine alte Frau mit drei jungen Mädchen, — ein Mutterschaf, das seine drei Lämmlein zur Weide führt. Auch hier bringen wir offenbar keinen berückenden Eindruck hervor. Nur die Alte lächelt uns aufmunternd zu. Zwei von den Mädchen machen sehr gleichgiltige Mienen; die Jüngste springt wüthend auf, versteckt ihren Kopf hinter dem Rücken der — sagen wir „Pflegemutter" und lugt manchmal zwischen deren Arm hervor, um zu sehen, ob wir nicht endlich unseres Weges gehen werden. Die drei Fräulein tragen auch das Kostüm von männlicher Art, aber der viereckig geschnittene Kittel, der dazu gehört, ist bei ihnen aus dunkelfarbiger Seide und hat einen Saum aus bunter Stickerei. An der Frisur sind sie als Cantonesinnen zu erkennen.

Canton ist in China die große Liebesstadt und sendet seine Mädchen über das ganze Reich aus. Freilich ist es nicht sicher, daß alle die vielen Cantonesinnen, die man in Shanghai und anderswo trifft, wirklich immer aus Canton sind. Das äußere Kennzeichen ist, wie gesagt, die Frisur. In jeder Provinz Chinas, beinahe in jeder großen Stadt, haben die Frauen ihre besondere Haartracht. Da nun die Canton-Mädchen in der Galanterie einen so hohen Ruf besitzen, darf man wohl annehmen, daß auch die Damen aus anderen Landestheilen sich der Coiffure à la mode de Canton bedienen, welche in Dingen der Liebe ein günstiges Vorurtheil erweckt. In Shanghai jedenfalls tragen fast alle Chinesinnen die Canton-Frisur. In die Stirn sind stets die „Pony-Locken" gekämmt, und dadurch bekommen alle die kleinen Frauenköpfe ein so pudelhaftes Aussehen. Es heißt übrigens, daß die „Pony-Locken" erst seit zehn Jahren getragen werden, und daß die Chinesinnen diese Mode von den Damen aus Europa übernommen haben. Das ebenholzschwarze Haar ist an den Kopf angepreßt, mit Pomade glattgestrichen und hinten zu einem Knoten aufgeschlungen. Das Haar scheint voll zu sein und

würde vielleicht schön wirken, wenn es aufgelöst oder in Zöpfen getragen würde. Aber in diesem Lande haben eben die Männer den Frauen die Zöpfe vorweggenommen. An der Seite über dem rechten Ohr ist der Haarschmuck angebracht. Das arme Mädchen steckt einfach eine weiße Blume ins Haar. Bei den Maitressen der reichen Chinesen ist die Blume aus Perlen und mit einem ganzen Gebilde von Perlenschnüren umgeben.

Die Gestalten sind zumeist klein, obgleich doch die Männer groß und stattlich sind. Verkrüppelte Füße haben die Mädchen aus dem Volke nur selten. An die Gesichter muß man sich erst langsam gewöhnen. Zu Anfang kann man den Eindruck von etwas Thierischem, etwas Hündischem nicht loswerden. Die europäischen Schönheitsbegriffe können sich besonders schwer mit der an der Wurzel häufig plattgedrückten Nase abfinden. Der Mund ist fein geschnitten; weiß blitzen die Zähne hinter den Lippen. Das Auge scheint keine Lider zu haben, aber es blickt manchmal voll und dunkel drein. Ohne jeden Zweifel schön sind die zierlichen Hände. Die gelbe Hautfarbe wäre zu ertragen. Manche Chinesinnen haben einfach einen matten südlichen Teint und sind nicht viel gelber, als eine Andalusierin oder ein Mädchen aus Venedig. Aber diese kleinen dummen Weiblein begreifen nicht, welch' sanften Reiz dieser matte Hauch auf einer Frauenwange ausüben kann, und haben es sich in den Kopf gesetzt, roth und weiß zu sein. Zu diesem Zwecke schminken sie sich, und die Schminkerei ist ganz abscheulich. Sie malen sich kreideweiß und zinnoberroth an, zum Ueberfluß setzen sie noch einen rothen Klex mitten auf die Unterlippe. Durch dieses Schminken wird jede Individualität zerstört, und so entstehen jene Porzellan-Gesichter, deren jedes dem andern gleicht. Bei uns sucht jede Frau die ihr eigene Schönheit zu erkennen und sie durch Mittel zur Geltung zu bringen, die gerade jener besonderen Schönheit entsprechen. In China scheint es nur ein einziges, ein für allemal feststehendes Schönheits-Ideal zu geben, und die Frau richtet sich mit allen Mitteln her, um ihre Besonderheit zu verlieren und die allgemeine Schönheitsform zu bekommen. Daher rührt es wohl auch, daß die ostasiatischen Maler, die sonst oft mit wenigen Strichen so trefflich zu charakterisiren wissen, immer dasselbe Frauengesicht auf ihren Bildern anbringen. Es gibt eben im Großen und Ganzen, infolge der Schminke, nur

ein einziges Frauengesicht, das sich immer wiederholt. Darum drückt sich beispielsweise bei den japanischen Malern die Individualität der Frau lediglich in Farbe und Faltenwurf der Gewänder aus. Die armen Chinesinnen haben glücklicherweise kein Geld, um sich Schminke zu kaufen, und deshalb kann man hier gelegentlich ein hübsches Gesicht finden, besser gesagt, ein Gesicht, das hübsch erscheint durch die Sanftheit seines Ausdrucks oder durch seine jugendliche Frische oder auch durch seine Gelassenheit und durch seine stille Ruhe.

Man sieht die Mädchen kaum jemals herumspringen oder Tollheiten treiben. In der Regel sitzen sie bescheiden da und warten auf den, der geneigt ist, sie zu beachten. Selbst die gewöhnlichen Straßendirnen, die in den Theehäusern nach Kundschaft suchen, benehmen sich dort mit vollendetem Anstand. Auch gelten die chinesischen Mädchen für gut und treu. So ist es zu erklären, daß hier im Osten Fälle vorgekommen sind, wo ein Europäer seine chinesische Geliebte geheirathet hat. Es soll sogar geschehen sein, daß ein Europäer sein Vermögen verloren und daß dann die chinesische Frau sich einen Erwerb gesucht hat, um den Mann zu ernähren, der ins Unglück gerathen.

Arg geschminkt, aber mit farbenreichen Seidenkleidern angethan sind die „Sing-song-girls". Sie stammen, wie es heißt, zumeist aus Su-tschau. Diese Stadt ist in der chinesischen Liebes-Geographie fast ebenso bedeutend, wie Canton. In Canton sind die Zärtlichkeit und die Liebeskunst zu Hause, in Su-tschau aber die Schönheit. Wäre die Venus in China zur Welt gekommen, so wäre sie sicherlich ein Su-tschau-Mädchen gewesen. Die „Sing-song-girls" freilich, selbst wenn sie aus Su-tschau sind, müssen neben ihren sonstigen Reizen auch noch die Gabe besitzen, durch ihren Gesang die chinesischen Herzen zu rühren.

In den meisten der Foochow-Road-Theehäuser findet in einem Saale Café-Concert statt oder vielmehr Thé-Concert, da ja in China überall der Thee an Stelle des Kaffees tritt. Alle Fenster des Saales sind geöffnet, und jenseits der Straße, genau in gleicher Höhe, liegt ein ebensolcher Saal. Wenn man eintritt, sieht man den schmalen Zwischenraum nicht, den die Straße hervorbringt; die beiden Säle wirken wie ein einziger, und es scheint, als ob in diesem Lande, wo sich Alles zu großen Flächen dehnt, auch das Abend-Vergnügen

eine mit Licht erfüllte, mit Menschenköpfen dicht besetzte, weite und breite Ebene bilde. Von der Decke hängt die Bogenlampe herab, in der bläulich das elektrische Licht glüht. An vielen Tischen sitzen viele Chinesen auf breitlehnigen Stühlen. Hier sind sie gemüthlich, wie sie dies überhaupt im Allgemeinen sind, und versuchen Gespräche auzuknüpfen, wenn man sich zu ihnen setzt. Zu jedem neuen Gaste trägt der bezopfte Aufwärter den Thee hin. In einer rothen Tasse ist gebrühtes Theekraut. In diese gießt der Kellner mit schwungvoller Handbewegung heißes Wasser aus einer blechernen Theekanne. Dann wird eine Messing-Untertasse darüber gedeckt, und nun erst wird die eigentliche Tasse hingestellt, in die man sich den Thee abgießt, wenn er in der rothen Tasse gar geworden ist. Hierauf kommt der Kellner wieder mit einem Korbe voll dampfender Handtücher. Wenn die Chinesen in heißen Lokalen zusammensitzen, so wischen sie sich mit diesen Handtüchern die Gesichter ab, um sich Kühlung zu verschaffen. Das Handtuch ist noch heißer als die Luft, und nachdem man mit ihm in Berührung gekommen, empfindet man die Luft als kühlend, mag ihre Temperatur noch so hoch sein. Dieses einfache Mittel sollte auch einmal in Europa versucht werden. Nur müßte natürlich Jeder sicher sein, ein frisches Handtuch zu bekommen. In den chinesischen Theehäusern erscheint alles Mißtrauen in dieser Hinsicht gerechtfertigt. Die Chinesen sind sparsame Leute, und je mehr Gäste sich eines Handtuches bedienen, um so weniger Handtücher braucht der Wirth anzuschaffen. Da man also niemals genau weiß, ob das Handtuch, das Einem gereicht wird, nicht schon an anderen Tischen herumgegangen ist, so verzichtet man lieber auf die Abkühlung.

An einer Seite des Saals ist eine kleine Theater-Bühne errichtet. In der Mitte steht ein Tisch. Die Tischdecke ist aus bunter Seide, und in goldenen Buchstaben ist der Name des Lokals hineingestickt. Hinter dem Tisch sitzen die Sängerinnen. Jede hat ihren Boy hinter sich, der ihr manchmal die gefüllte Tabakspfeife aus silberglänzendem Metall herüberreicht. Dann wieder gibt er ihr eine Mandoline in die Hand. Damit begleitet sie sich aber nicht, sondern die Mandoline bedeutet nur, daß an ihr die Reihe ist, zu singen. An einem der vorderen Pfosten der Bühne wird zugleich

ein weißes Holztäfelchen aufgehängt, das ihren Namen trägt. Die Künstlerin bleibt auf dem Stuhl sitzen, öffnet ein wenig die Lippen und beginnt. Sie singt nicht, sondern sie kreischt. Es ist unmöglich, in diesem Gekreisch auch nur einen entfernten Anklang an irgend etwas Musikalisches zu entdecken. Das Lied kann nur mit den Tönen verglichen werden, die eine Katze von sich gibt, wenn sie beim Mondschein in Liebesschmerzen über die Dächer wandelt. Auch steht der „Gesang" in keinerlei Beziehung zu dem begleitenden Orchester.

Dieses befindet sich hinter den Sängerinnen an der Wand. Der Mann, der das Streich-Instrument spielt, scheint die Hauptperson zu sein und sitzt in der Mitte. Das Instrument hat die Form eines Leuchters; mit dem breiten Untersatz steht es auf dem Stuhl zwischen den Beinen des Musikers; der Bogen ist in die Saiten eingehängt. Zur Rechten und zur Linken dieser „ersten Violine" haben zwei Guitarren-Spieler ihren Platz, und dann ist noch ein Mann da, der zwei Hölzer aneinander schlägt. Das Ensemble ist ohrenzerreißend. Zumeist hört man nur die beiden Hölzer; die Guitarren werden vollständig übertönt, und man wüßte gar nicht, daß sie gespielt werden, wenn man nicht die Bewegungen der beiden Musiker sähe; hier und da bricht sich das Streich-Instrument Bahn. Fünf oder sechs Molltöne werden immer in der nämlichen Anordnung wiederholt, und zwar im raschesten Viervierteltakt. Einen Rhythmus kann man also wohl erkennen, von einer Melodie ist auch hier keine Spur. Jede Harmonie fehlt in diesem Concert. Es ist keine Musik, sondern ganz einfach Lärm. Die Musiker könnten ein noch viel lauteres Geräusch hervorbringen, wenn sie sich darauf beschränkten, auf Kasserole loszuschlagen. Man versteht nicht, warum sie sich erst damit abmühen, Instrumente zu handhaben, und es ist vollständig unbegreiflich, nach welchen Kunstregeln diese Instrumente gespielt werden.

Die Chinesen sitzen unten und hören sich das Stunden lang, halbe Nächte lang an. Niemand kann ahnen, welchen Genuß sie dabei finden; aber einen Genuß müssen sie doch jedenfalls haben, denn sonst würden sie nicht dasitzen. Man sucht vergebens nach Analogien in Europa, was sonst immer sehr zum Verständniß der chinesischen Dinge hilft (denn der Unterschied zwischen uns und den Chinesen ist auch nicht gar so groß, wie wir uns einzubilden pflegen). Gewiß, wir

haben auch rhythmischen Lärm ohne Harmonie, beispielsweise den Trommelschlag. Aber wenn ein Tambour-Korps ohne sonstige Instrumente aufspielt, so läßt sich doch immer zum Wirbel der Trommeln eine Melodie ergänzen. Auch würde es Niemandem einfallen, sich in einen Saal zu setzen und sich von Trommeln allein ein Konzert geben zu lassen. Andererseits erzählen Leute, die lange im Innern China's gelebt haben, daß die Chinesen wirklich schöne Lieder besitzen und daß man nicht selten hohe musikalische Begabung unter ihnen finde. Eine Missions-Anstalt am Yang-tse-kiang hat einmal das ganze Requiem von Mozart mit Chinesen zur Aufführung gebracht, und die Sänger sollen Vorzügliches geleistet haben. Bei den französischen Jesuiten in Si-ka-wei habe ich selbst eine Messe gehört, wobei chinesische Knaben die Chöre sangen und ein chinesischer Organist auf dem Harmonium begleitete. Die Begleitung war meisterhaft, der Chorgesang kam etwas hart heraus, klang aber durchaus rein, und eines der Kirchenlieder, das bei dieser französischen Messe von chinesischen Chorknaben gesungen wurde, war „Guter Mond, Du gehst so stille".

Wenn also den Chinesen der musikalische Sinn nicht fehlt, wie kommt es, daß sie keine Musik haben? Vielleicht schlummert dieser musikalische Sinn und wird nur manchmal durch Zufall geweckt: vielleicht auch ist er entartet. In China hat ja überhaupt eine Perversion des Kunstsinns platzgegriffen, die sich am Verzerrten gefällt. Der Verzerrung der Linien ins Fratzenhafte, die in den bildenden Künsten oft zu beobachten ist, entspricht in der Musik die Verzerrung der Töne in disharmonische Geräusche. Vielleicht auch muß man sich diese Theehaus-Musik damit erklären, daß das Publikum dort ausschließlich aus niederem Volke besteht, dessen stumpfen Sinnen es genügt, wenn nach einem bestimmten Rhythmus Lärm gemacht wird. Man denke an gewisse ländliche Tanzmusiken bei uns, wo oft auch nur die Trommel zu hören ist und wo der Rhythmus sich jedenfalls viel lauter geberdet, als die Melodie . . . . .

Eine Seitenstraße der Foochow-Road enthält die Theater. Durch eine gewölbte Thoreinfahrt gelangt man in einen dunklen, schmutzigen Hof. Sänften und Rickshas sind hier in Reihen aufgestellt und warten auf das Ende der Vorstellung, ganz so wie die

Equipagen und Fiaker in Reihen vor unseren Theatern warten. Nach Durchschreitung des Hofes kommt man hinten in den eigentlichen Musentempel. Die Billets werden an einem langen Ladentisch verkauft, und es wird scharf aufgepaßt, daß sich Niemand ohne Billets einschleiche. Um die Schädigung der Kasse durch solche Kunstfreunde zu verhindern, die Gratis-Vorstellungen lieben, wird in ländlichen Theatern gern ein Mittel angewendet, das den europäischen Impresarios zur Nachachtung empfohlen sei. Der Zugang in den Zuschauer-Raum führt über eine hohe Leiter, und in der Mitte der Leiter steht der Billet-Kontroleur. Da ist es unmöglich, sich vorbei zu drücken. Als die ersten Eisenbahnen in China gebaut wurden, wollte ein hoher chinesischer Beamter diese Art der Billet-Controle auch auf den Bahnhöfen einführen.

Der Zuschauerraum ist voll und übervoll von Chinesen. Sie sitzen um Tische herum auf Stühlen. Die Frauen haben abgesonderte Plätze oben auf dem Balkon. Der „Olymp" befindet sich unten, hinter dem Parquet, und ist durch ein dünnes Drahtnetz abgeschlossen. In der Mitte vor der Bühne hängt wieder die elektrische Bogenlampe. Vorn oberhalb der Bühne ist eine Verzierung angebracht. Zwei bläuliche Drachen züngeln einander entgegen. Darüber ist ein Balkon mit bunten kleinen Männern und Frauen, die in den Saal herabsehen. Einen Vorhang gibt es nicht, Couliſſen ebensowenig. Ein einziges Versatzstück ist vorhanden, eine Art Pavillon, der mit rothem Tuch behangen ist. In der Regel steht er hinter der Hauptperson, oder diese sitzt auch darin. Ab und zu wird er fortgenommen und durch einen andern ersetzt. Die Bühnenarbeiter, die diese Handgriffe ausführen, sind chinesische Boys, gleich denen, die in den Restaurants und im Hause bedienen. Sie sitzen während der ganzen Vorstellung auf der Bühne herum. Wenn eine Verschiebung oder Verstellung nothwendig wird, eilen sie herbei, thun ihre Arbeit, während die Schauspieler ihre Scene weiterspielen, und setzen sich dann nieder, eines neuen Winkes gewärtig. Auch sonst haben Personen, die nichts mit dem Stücke zu thun haben, auf der Bühne ihren Platz erwählt, und selbst Kinder treiben dort ihre Spiele zur Seite der Darsteller. Aehnlich dürfte es auf den mittelalterlichen Theatern am Themse-Ufer zugegangen sein, wo Shakespeare seine Stücke aufführen ließ. Vieles Andere erinnert noch

an die Shakespeare-Bühne. Die Scenen sind oft sehr kurz, und der Schauplatz verändert sich fortwährend. Die Dekorationen wechseln nicht, da keine vorhanden sind. Wohl aber wechseln die Kostüme. In diesen allein kann Ausstattungs-Luxus entfaltet werden, und sie sind zumeist sehr glänzend. Die Hauptpersonen tragen prächtige Gewänder, die mit Seidenstickereien besäet sind, und selbst die einfachen Figuranten sind in Seide gekleidet. Bunt und schön sind namentlich die Kostüme der Frauen. Alle Frauenrollen werden von Männern gegeben. Nach chinesischer Anschauung ist es die ärgste der Unanständigkeiten, wenn eine Frau auf der Bühne auftritt. Man kann in den chinesischen Theatern gelegentlich Dinge zu sehen bekommen, die sich selbst im schrankenlosesten Palais-Royal-Vaudeville nur während der Zwischenakte abspielen. Jetzt aber, wo in Shanghai eine Theatergesellschaft gastirt, bei der auch Frauen mitwirken, bekommt die Polizeidirektion zahlreiche entrüstete Briefe von Chinesen, die sie auffordern, dieser Verletzung der guten Sitte ein Ende zu machen. Zumeist werden heroische Stücke aufgeführt. Sie spielen insgesammt in der Epoche der berühmten Ming-Kaiser (14. bis 17. Jahrhundert). Darstellungen aus der Zeit der gegenwärtigen Dynastie sind streng verboten. Die Kostüme sind historisch getreu. An der hinteren Bühnenwand aber hängt ein für alle Mal die runde Wanduhr und gibt auch zu den mittelalterlichen Heldenthaten der Ming-Kaiser die Stunde an. Man muß Respekt vor der Phantasie des Publikums haben, dem trotz alledem die Illusion der fernen Zeiten nicht verloren geht.

Hinten auf der Bühne zur Linken (vom Zuschauer) ist ein Vorhang, durch den die handelnden Personen auftreten. Durch einen anderen Vorhang zur Rechten findet der Abgang statt. Nur in der Komödie sprechen die Schauspieler mit natürlicher Stimme. Der getragene Styl erfordert einen kreischenden Vortrag. An gewissen Stellen der Stadtmauer von Peking sind täglich Schauspieler zu finden, die sich in diesem Kreischen üben. Jeder dramatische Höhepunkt, jede bedeutendere Redewendung wird mit Gong-Schlägen begleitet. Wenn der Schauspieler irgend einen großen „Effekt" herausbringt, muß das Gong dazu erschallen. In unseren Theatern sitzt das Gong auf den Gallerien, klatscht in die breiten Hände und heißt Claque. Aber das chinesische Gong ist doch viel wirksamer.

Madame Sarah Bernhardt sollte einmal versuchen, in der Sterbescene der „Kameliendame" jede ihrer tragischen Augen-Verdrehungen von Gong-Schlägen begleiten zu lassen.

Ueberhaupt steht die Komödiantenhaftigkeit auf den chinesischen Bühnen in schönster Blüthe. Wenn eine Person im Drama nur einige Wichtigkeit hat, so ist es dem Darsteller unmöglich, einfach zu gehen, und jeder Schritt ist eine Manierirtheit. Ein großer Kriegsheld tritt auf. Es ist nicht zu schildern, was für Mätzchen er gleich bei der Thür macht. Er schleicht heran, wie eine Katze, und dann wieder richtet er sich hoch auf und ist furchtbar wie ein Löwe. In den Rücken hat er sich zwei Federn gesteckt, die weit in die Luft hinaushängen, und auch diese Federn hinter seinem Rücken müssen mitspielen, müssen kriegerisch winken und wallen. Endlich ist er an der Rampe angelangt, und hier nimmt er einen Platz ein, der mit sorgfältiger Berechnung so ausgesucht ist, daß das elektrische Licht auf die stählernen Theile seiner militärischen Tracht fällt und sie hell aufblitzen macht. So läßt auch bei uns der Ritter Lohengrin mit Vorliebe seine Rüstung vom elektrischen Licht bestrahlen, wenn er in der Schwanen-Gondel ankommt. Der Kaiser erscheint, und auf der Bühne werfen sich Alle zur Erde und berühren mit der Stirn den Boden. Der Kaiser trägt einen schwarzseidenen, blumengestickten Talar und einen langen Bart. Für die bartlosen Chinesen ist der Bart das höchste Zeichen von Männlichkeit und Würde und ein Ziel stiller Sehnsucht. Der Kriegsgott, dem eine Reihe Fahnen im Rücken steckt, hat bisher in dem kleinen Pavillon gethront. Jetzt macht er dem Kaiser Platz. Dieser bezieht den Pavillon, und der Kriegsgott sitzt an seiner Seite und ist sichtlich mit Wohlwollen für den Kaiser erfüllt. Das Gefolge hat Lanzen und viele Banner. Die Lanzen- und Fahnenträger machen Umzüge, die recht wirksam angeordnet sind. Es kommt zu einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen dem Kriegshelden und irgend Jemandem. Plötzlich stürzen Alle in wildem Durcheinander ab, das Gong wird unablässig gerührt. Der Kaiser aber hat den Vortritt, und er schreitet vor den Andern hinaus. Hierauf wird die Bühne von den Verschwörern eingenommen, von dem unzufriedenen Provinz-Vizekönig und seinen Anhängern. Sie sind insgesammt in dunkle, unerfreu-

liche Farben gekleidet, und die Gefährlichkeit ihres Charakters geht auch noch daraus hervor, daß sie Thiergesichter haben.

Gespielt wird im Ganzen recht gut. Die Gespräche werden lebendig geführt, die Geberden sind ausdrucksvoll. Die besten Schauspieler kommen aus Tientsin. In einem der Theater seitwärts von der Foochow-Road führt eine Tientsin-Truppe eine Komödie auf. Ein Mandarin hält Gericht ab. Ein Mann, der den Trichterhut und den darauf ruhenden rothen Federbusch der Beamten trägt, geräth in große Verlegenheit durch die Aussage einer jungen Dame. Diese möchte ihn nicht gern kompromittiren, doch sie hat Furcht vor dem Richter und stammelt und weiß nicht, was sie spricht. Der Mann im Beamtenhut soufflirt ihr immer hinter seinem Fächer, was sie antworten soll. Aber aus Angst sagt sie Alles verkehrt, und da sie sich schließlich gar nicht mehr anders helfen kann, fängt sie an zu weinen. Diese Gerichtsscene wird sehr drollig gespielt; der Komiker, der den Mann im Beamtenhut gibt, macht so viele Späße und reißt so viele Witze, daß das Auditorium von einem Gelächter ins andere fällt und gar nicht laut genug pfeifen kann. Der gellende Pfiff ist nämlich die Beifalls-Kundgebung im chinesischen Theater.

Wenn man hinter die Coulissen will, so steigt man einfach auf das Theater und geht über die Bühne. Dahinter ist ein länglicher, schmaler Raum, gefüllt von vielen Menschen. Die meisten sind halb nackt und zeigen eine kräftige Kuli-Muskulatur. An langen Holztischen sitzen die Darsteller der nächsten Scenen und reiben sich die Wangen mit Roth ein. Andere kleiden sich an. Längs der Wand hängen Kostümstücke und Requisiten. Neben dem Eingang zur Bühne steht ein Tisch, der voll von Schwertern ist. Ein schweres eisernes Schwert ist darunter, aber die andern sind sämmtlich aus Pappe. In einer besonderen Ecke, abseits von den Anderen, ist der Theaterfriseur mit einem jungen Manne beschäftigt. Der junge Mann hat einen Tisch für sich allein, und auf diesem Tisch steht sogar ein besonderer Spiegel. Das kann kaum jemand Geringerer sein, als der erste Liebhaber. Vielleicht sogar ist es der Regisseur, denn den Spiegel umgibt ein in Fächer getheilter Rahmen, und in die Fächer sind Elfenbein-Plättchen geschoben, welche die Namen der Mitwirkenden enthalten. Während

der Friſeur das aufgelöſte Haar auskämmt, betrachtet ſich der junge Mann im Spiegel und legt Schminke auf. Der Deckel des Schminktopfes hat eine franzöſiſche Aufſchrift: ein Pariſer Geſchäft in der Rue d'Hauteville hat die Schminken geliefert, mit deren Hilfe der erſte Liebhaber des chineſiſchen Theaters ſeine Reize zu erhöhen ſtrebt. In dem Dunſt, der von den vielen Leuten ausgeht, brennen trübe die Gasflammen. Einige Schauſpieler gehen im Koſtüm umher, mit falſchen Bärten, und warten auf ihr Stichwort. Der Bühnenflitter glitzert an der Wand. Und es iſt ein Hauch von Theater-Stimmung zu ſpüren.

XIV. Ein Kapitel über chinesische Eisenbahnen.

1. Chinesische Bahnen und deutsche Versäumnisse.

Shanghai, 17. Juni.

Vor sieben Jahren kamen zwei Personen aus zwei entgegengesetzten Welten mit einander in Berührung. Aus diesem Zusammentreffen gingen die chinesischen Eisenbahnen hervor. In den nächsten Jahrzehnten vielleicht werden die Eisenbahnen ganz China durchfahren. Das wird der großartige Abschluß einer Entwickelungs-Periode sein, welche damit begann, daß im Jahre 1891 der deutsche Baumeister Hildebrandt an den Hof des chinesischen Vizekönigs Tschang-tschi-tung berufen wurde, der in Wu-tschang gegenüber Hankau am Yang-tse-kiang residirt. Herr Hildebrandt ist einer der Erbauer des Kölner Bahnhofs. Das ist die beste Charakteristik, die man von ihm geben kann. Wer von Frankreich kommt, hat die erste Empfindung deutscher Kraft und Größe, wenn er in den Kölner Bahnhof einfährt, der wie ein gewaltiges Thor am Eingang von Deutschland steht. Deutsch im besten Sinne, wie jenes Werk, an dem er mitgeschaffen hat, kernig und kraftvoll, ist auch der Mann. Der Vizekönig Tschang-tschi-tung fand hier einen Berather von ruhiger Klugheit und von unbedingter Lauterkeit des Charakters. So hat es sich ergeben, daß heut einer der Architekten des Kölner Bahnhofs der Vertraute des gegenwärtig wohl bedeutendsten chinesischen Staatsmannes ist.

Tschang-tschi-tung ist eigentlich kein Beamter, sondern ein Gelehrter. Als sein bedeutendstes Werk gilt der Katalog einer großen chinesischen Bibliothek in Peking. Dieser Katalog gibt hinter dem Titel jedes Buches in einem einzigen Satze dessen Inhalt an. Die moderne chinesische Literatur soll nichts besitzen, was an Klarheit und Schärfe des Ausdrucks diesen kurzen Inhalts-Angaben gleichkommt. Tschang-tschi-tung war Jahre lang Präsident der Staatsprüfungs-Kommission in Peking; und erst im vorgerückten Lebensalter verließ er diese rein wissenschaftliche Stellung, um einer der höchsten Beamten des Reiches zu werden. Der Vizekönig von Wu-tschang steht in hohem Ansehen beim Kaiserhofe. Seinen Berichten wird nachgerühmt, daß sie sich durch dieselbe klassische Schönheit und Klarheit der Form auszeichnen, wie seine gelehrten Werke; und diese Berichte haben noch das besondere Verdienst, daß sie sich bemühen, die Wahrheit darzustellen, ohne dieselbe für die Bedürfnisse des Hofes zurecht zu stutzen. Tschang-tschi-tung ist ein großer Patriot und auch ein treuer Anhänger der herrschenden Dynastie. Er wird darum wohl niemals den Ruhm, den sein Name in China genießt, zur Verwirklichung ehrgeiziger Pläne ausnutzen. Wie es heißt, könnte Tschang-tschi-tung auf diesem Wege die höchsten Ziele erreichen, wenn er nur wollte, und es gibt unter seinen Verehrern und Freunden Manche, die für ihn und für China bedauern, daß er nicht will. Unter den höchsten Beamten des Reiches ist jetzt, nach dem Sturze Li-Hung-Tschang's, Tschang-tschi-tung der Einzige, welcher den modernen Ideen zugänglich ist und welcher China mit Hilfe der Errungenschaften der abendländischen Kultur zu reorganisiren strebt. Er selbst geht mit gutem Beispiel voran und betreibt in Wu-tschang große industrielle Etablissements, ein Eisen- und Stahl-Werk, eine Kanonen-Gießerei ꝛc. Es heißt freilich, daß er bei diesen Unternehmungen nicht sehr auf seine Kosten kommt.

„Für Deine industriellen Anlagen wäre es sehr nützlich, wenn Du auch eine Eisenbahn hättest", sagte eines Tages Herr Hildebrandt zum Vizekönig.

„Was ist das, eine Eisenbahn?"

Herr Hildebrandt erklärte, was das ist, und der Vizekönig sagte, ihm leuchte das ein, und er möchte jetzt auch wohl eine Eisenbahn haben. Zunächst aber sollte es nur eine kleine Eisenbahn

sein, etwas wie eine Probe von einer Eisenbahn, damit man die Sache sich einmal ansehen und danach eventuell größere Bestellungen machen könne.

So baute Herr Hildebrandt zunächst die kleine Taje-Bahn. Außer der Bahn, welche von Tientsin in die Nähe von Peking und in die Mandschurei führt, ist sie in China gegenwärtig die einzige, die im Betriebe steht. Ihre Strecke ist 26 Kilometer lang und liegt in der Nähe von Wu-tschang. Die Bahn führt von Sche-chu-jan nach Ki-schang-pu und hat zunächst nur den rein industriellen Zweck, Eisenerze aus den Gebirgen nach dem Flusse, dem Yang-tse-kiang, zu schaffen, auf dem sie dann zu Schiff nach den Eisenwerken des Vizekönigs in Wu-tschang transportirt werden. Die Bahn dient aber auch zur Personen-Beförderung. Personen-Wagen sind freilich nicht da, doch das ist in China kein Hinderniß. Die Chinesen verlangen gar nicht so viel Entgegenkommen, daß man auch noch besondere Wagen für sie baut. Die Hauptsache ist, daß sie mitfahren können, und so sitzen sie in den Güterwagen, in denen die Chinesen-Fracht mit der Eisen-Fracht abwechselt. Für den Vizekönig ist allerdings ein Salon-Wagen angeschafft worden. Der ganze Bahn-Betrieb wird von Chinesen versehen. Hinter dem Schalter sitzt der chinesische Kassirer und verkauft die Billets; vor dem Wärter-Häuschen salutirt der chinesische Bahnwärter; und auf der Maschine steht der chinesische Lokomotivführer, hat seinen Zopf aufgesteckt, damit er nicht irgendwo damit hängen bleibt, und läßt die Dampfpfeife gellen und den Zug über die Schienen sausen.

Das war also eine Eisenbahn. Tschang-tschi-tung kam auf den Geschmack und wollte mehr davon. Ob man nicht Eisenbahnen durch ganz China bauen könne? — Gewiß könne man das. — Tschang-tschi-tung sah vor allen Dingen die militärischen Vortheile. Man werde also dann rasch Truppen durch das ganze Land nach der Hauptstadt senden können. Wie lange wohl ein Truppen-Transport mit der Eisenbahn von der Grenze des Reiches nach Peking dauern könne? — „Einen Tag." — Tschang-tschi-tung staunte und sagte, das müsse man machen. Herr Hildebrandt ließ es sich angelegen sein, den Vizekönig auch über die wirthschaftlichen Vortheile der Eisenbahnen für China aufzuklären. Durch die Ausdehnung der Schifffahrt sind ganze Provinzen im Innern China's

verarmt. Die Waaren gehen über die Flüsse und an den Küsten entlang über das Meer. Die Eisenbahnen werden den Handelsverkehr wieder über Land leiten, und die Provinzen, die von Bahnen durchzogen werden, haben alle Aussicht, wieder zu Blüthe und Reichthum zu gelangen, und so weiter. Tschang-tschi-tung sah immer klarer, daß China Eisenbahnen haben müsse, berichtete darüber nach Peking und bat Herrn Hildebrandt, er möge die ersten Entwürfe machen.

Im Jahre 1895 zeichnete der deutsche Baumeister das große chinesische Eisenbahn-Netz auf. Die drei Hauptlinien ergeben sich von selber, wenn man Hankau als Knotenpunkt annimmt. Eine Linie geht nördlich von Hankau nach Peking, eine zweite südlich von Hankau nach der Handels-Metropole des Südens, nach Canton, eine dritte östlich, von Hankau an China's größter Handelsstraße, am Yang-tse-kiang, entlang über Fu-tschau und Nanking nach Shanghai und von dort das kleine Stück weiter bis Wusung, das heißt bis zum Meere. Die nördliche Linie Hankau-Peking, welche die Hauptstadt seiner Provinz mit derjenigen des Reiches verbinden sollte, erschien dem Vizekönig als die wichtigste, und er ließ sie sofort in Angriff nehmen. Herr Hildebrandt vermaß die ganze Strecke und begann zu bauen. Die Terrain-Schwierigkeiten waren ungeheuer. Nicht weit von Hankau mußte die Bahn ein weites Thal durchschreiten, das fast ganz von einem der chinesischen Riesenströme ausgefüllt war. Ein kühner Hochbau wurde ausgeführt, und so ist die Bahnstrecke jetzt fertig von Hankau bis zum Gebirge.

Der Weg zur Civilisation hat seine Dornen. Mit der Einsicht allein ist es nicht gethan. Ein Land, welches sich Kultur anschaffen will, muß damit anfangen', daß es die Mittel herbeischafft, um sie zu zahlen; und nichts auf der Welt ist so theuer, als Kultur. Die bekannten Wohlthaten der Civilisation sind zumeist Geschäfte, bei denen die Wohlthäter so viel als möglich verdienen wollen. Tschang-tschi-tung wollte Eisenbahnen und kam sehr rasch darauf, daß das Wesentliche bei einer Eisenbahn nicht so sehr die Lokomotive ist, als das Geld. Woher nimmt man das Geld, um eine Eisenbahn zu bauen? Herr Hildebrandt wurde gerufen, und der getreue Berather erklärte dem Vizekönig, daß es vier Arten gebe, um eine Eisenbahn zu finanziren:

1. Der Vizekönig könne die Bahn aus seinen eigenen Mitteln bauen.

2. Der Vizekönig könne reiche Leute in China auffordern, die Mittel beizusteuern, das heißt also in China selbst ein Anlehen aufnehmen.

3. Der Vizekönig könne sich an reiche Leute im Auslande wenden und ein ausländisches Anlehen aufnehmen.

4. Der Vizekönig könne den ganzen Bau der Bahn einer ausländischen Gesellschaft übertragen.

Tschang-tschi-tung versuchte es zunächst mit dem ersten System; aber er mußte sich davon überzeugen, daß das Unternehmen, die Bahn von Hankau nach Peking aus seinen eigenen Mitteln zu bauen, über seine Kräfte ging. Dann wurden System Nr. 2 und System Nr. 3 durchprobirt und erwiesen sich gleichfalls als unausführbar. So blieb schließlich nichts übrig, als die Uebertragung der projektirten Bahnlinien an ausländische Gesellschaften.

Nachdem die chinesische Regierung sich erst einmal mit dem Gedanken befreundet hatte, zum Bau der Eisenbahnen das Ausland heranzuziehen, that sie ihr Möglichstes, um diese Unternehmungen in deutsche Hände zu geben. Man spricht gegenwärtig viel von der Erschließung China's. Deutschland hat sich an der Seite ein kleines Loch in die Wand gebohrt, das Kiautschou heißt, und hofft, durch dasselbe ins Innere schlüpfen zu können. Dabei aber ist es Thatsache, daß die chinesische Regierung Jahre lang den Schlüssel zu ihrem Lande den Deutschen angeboten hat und daß diese ihn nicht zur rechten Zeit ergriffen haben. „Ihr seid uns am Sympathischesten," sagte die chinesische Regierung zu den Deutschen. „Bitte, thut uns den Gefallen und baut uns unsere Eisenbahnen!" Die Deutschen haben sich nicht herbeigelassen, den Chinesen diesen Gefallen zu thun. Selten hat ein Staat eine solche Chance gehabt, und selten ist aus einer solchen Chance so wenig Nutzen gezogen worden.

Tschang-tschi-tung erklärte: „Wir haben das größte Vertrauen in Euch Deutsche. Ihr seid ein wissenschaftlich gebildetes Volk, Eure Beamten haben etwas gelernt, gehen gründlich zu Werke und sind anständige und umgängliche Leute. Nehmt die Sache in Eure Hände, wir sind damit einverstanden." Herr

Hildebrandt sandte Bericht auf Bericht nach Hause, während all' der Jahre, seit die chinesische Eisenbahnfrage entstanden ist. Er berichtete an die Regierung und berichtete an Privatleute. Man las das, was er schrieb, mit großem Interesse und legte es dann ad acta. Man machte ihm Complimente über die Vortrefflichkeit seiner Ausführungen und rührte keinen Finger. Herr Hildebrandt wurde nicht müde, immer wieder zn schreiben und zu einer Entscheidung zu drängen. Mit der fälligen Post trafen pünktlich die Antworten ein. Es handelte sich darum, so rasch als möglich deutsche Kapitalien für den Bau der chinesischen Eisenbahnen zu beschaffen, und die Antworten lauteten stets, daß man der Angelegenheit sympathisch gegenüberstehe. Die Regierung stand ihr sympathisch gegenüber, und Krupp stand ihr sympathisch gegenüber, und da und dort stand noch Einer, dem es ebenso wenig an Sympathie für die Sache fehlte, wie den Anderen. Vor lauter Gegenüberstehen kam man nicht vorwärts. Mit der deutschen Sympathie konnten die Chinesen ihre Bahnen nicht bauen; sie brauchten Geld, und da aus Deutschland damals kein Geld für den Eisenbahnbau angeboten wurde, suchten sie es sich aus anderen Ländern zu verschaffen.

In den anderen Ländern ließ man sich das nicht zwei Mal sagen. Ueberall griffen die Geldkräfte zu, und jetzt kommen die großen chinesischen Bahnen, zu deren Anlegung die chinesische Regierung durch deutschen Einfluß gebracht worden ist, deren Pläne von Deutschen entworfen, deren Strecken von Deutschen vermessen worden sind, deren Bau zum Theil bereits von Deutschen begonnen worden ist, — jetzt kommen diese Bahnen in nichtdeutsche Hände. Die Hankau-Peking-Bahn wird von den Franzosen und den Belgiern gebaut, die Hankau-Canton-Bahn von den Amerikanern, die Hankau-Shanghai-Wusung-Bahn von den Engländern. Was speziell die Hankau-Peking-Bahn anlangt, so glaubt man in Shanghai vielfach, daß hinter den Franzosen und Belgiern die Russen stehen. Sicher ist, daß der russische Gesandte in Peking seinen Einfluß eingesetzt hat, um den Bahnbau den Franzosen und Belgiern zu verschaffen. Das ist umso auffälliger, als die Russen bisher von dieser Bahn nicht viel haben wissen wollen; sie schienen zu glauben, daß sie durch ein Eintreten

für dieselbe ihre Ansprüche im Norden schädigen könnten. Jetzt, wo sie im Norden erreicht haben, was sie wünschen, haben sie gegen die Hankau-Peking-Bahn nichts mehr einzuwenden, und so findet man auch hier deutlich Spuren des Eingreifens der russischen Hand. Fraglich bleibt nur, ob wirklich die Russen jetzt auch ihren Einfluß bis an den Yangtse-Kiang, mitten in die englischen Interesse-Sphäre hinein, erstrecken wollen oder ob sie hier den Franzosen nur als gute Freunde und Verbündete zu Hilfe gekommen sind.

Die deutschen Ingenieure, welche alle Vorarbeiten gemacht haben, werden selbstverständlich überall herausgedrängt. Das geschieht freilich in einer verbindlichen Form. Herr Hildebrandt beispielsweise ist zum Chef des chinesischen Eisenbahnwesens ernannt worden oder vielmehr zum Berather des General-Direktors der Chinesischen Eisenbahnen, zum Tscheng, der in Shanghai residirt. Das ist aber mehr ein Titel, als eine mit wirklichem Einfluß auf den Fortgang der Eisenbahn-Bauarbeiten verbundene Stellung. Jetzt natürlich ist auf einmal auch deutsches Kapital da, Millionen und Millionen, so viel man nur irgend haben will. Es ist sehr schön, daß die Deutschen nun auch Eisenbahnen in China bauen wollen; bedauerlich ist nur, daß sie gerade in dem Augenblick kommen, wo nicht mehr viel zu bauen ist.

Trotzdem die Deutschen sich so spät entschlossen haben, hätten sie die Bahn Hankau-Wusung-Shanghai aber beinahe doch noch bekommen. Die Verhandlungen mit der chinesischen Regierung waren abgeschlossen, das Kapital lag bereit, die Verträge waren zur Unterzeichnung fertig. Tschang-tschi-tung hatte mit den deutschen Unternehmern ausgemacht, daß sie die Bahn zunächst von Shanghai bis Nanking bauen sollten. Wenn sie diese Strecke in angemessener Weise ausgeführt haben würden, sollten sie die Bahn bis Hankau verlängern, und später sollten sie noch vieles Andere bekommen. Als es so weit war, daß die Unterschriften ausgetauscht werden sollten, erhob auf einmal England Einspruch. England betrachtet, wie bekannt, das ganze Gebiet des Yang-tse-kiang als englische Einfluß-Sphäre, und so erklärte der englische Gesandte in Peking, er könne nicht zulassen, daß durch dieses Gebiet eine deutsche Bahn gelegt werde. Der deutsche Gesandte berichtete nach Berlin und erbat sich Verhaltungs-

maßregeln. Er erhielt die Weisung, den deutschen Banken bei ihren Unternehmungen in China die weitest gehende Unterstützung angedeihen zu lassen, aber unter allen Umständen zu vermeiden, daß die Angelegenheit auf das politische Gebiet hinüberspiele. Danach war es mit der deutschen Bahn zu Ende. Die Lösung der Angelegenheit war gerade nur auf dem politischen Gebiet zu erreichen. Als Tschang-tschi-tung von der Entscheidung der deutschen Regierung erfuhr, lachte er und sagte: „Ich hätte nicht gedacht, daß Ihr Euch würdet von den Engländern auf den Kopf treten lassen."

England und Deutschland sollen gewiß in Frieden und Freundschaft leben, und es gibt nichts Verwerflicheres, als die alberne Hetze gegen England, welche gewisse deutsche Politiker und Publizisten betreiben. Aber selbst wenn die deutsche Politik auch offenbar gegenwärtig mit vollem Recht die Wiederherstellung eines guten Verhältnisses zu England anstrebt, das in so überflüssiger Weise vor einigen Jahren gestört worden ist, — selbst wenn sogar der maßgebende Depeschen-Styl, dessen Evolutionen die deutsche Politik sich anzuschmiegen hat, jetzt mit derselben Wärme einen Sieg der Engländer feiert, mit welcher er seinerzeit eine Niederlage der Engländer gefeiert hat, — trotz alledem und alledem braucht Deutschland doch nicht auf die Wahrung der deutschen Interessen gegenüber England zu verzichten. Gerade in Interessen-Fragen ist die vielgerühmte Schneidigkeit am Besten angebracht und kann am Wenigsten gefährlich werden. Wegen der Bahn von Shanghai nach Hankau hätte England nicht den Krieg an Deutschland erklärt. Freilich, von China aus lassen sich die Motive, welche das Verhalten der deutschen Regierung in dieser Frage bestimmt haben, nicht ausreichend beurtheilen. Die Gründe sind vielleicht sehr gewichtige gewesen, und so muß man sich wohl oder übel mit dem Endergebniß abfinden. Aber dieses Endergebniß ist bedauerlich, und es ist beklagenswerth, daß es den Engländern gelingen konnte, eine der wichtigsten chinesischen Bahnen deutschen Unternehmern gleichsam aus den Händen zu reißen, um sie dann an englische Unternehmer zu vergeben.

Die Thatsache ist kaum zu leugnen, daß Deutschland die drei großen chinesischen Bahn-Linien hätte haben können. Im Besitze dieser Bahnen, welche das Land von Norden nach Süden und von

Westen nach Osten durchziehen, hätte Deutschland eine beherrschende Stellung in China eingenommen. So kann man ungefähr sagen, daß wir ganz China hätten haben können und uns mit Kiautschou begnügt haben. Schwere Versäumnisse sind da vorgekommen, und Deutschland wird in Zukunft noch oft Gelegenheit haben, Alles das zu bedauern, was es sich hat entgehen lassen.

Wer ist schuld an diesen Versäumnissen? Wenn man mit Kaufleuten spricht, so hört man die Regierung anklagen, und wenn man bei Beamten anfragt, so erfährt man wieder, daß das ganze Uebel von den Finanzleuten in Berlin herkomme, die Alles besser wissen, und von den deutschen Kaufleuten, denen es an Unternehmungslust und an der Gewohnheit mangle, mit Kapital im großen Styl zu arbeiten. Es ist schwer, sich bei diesen entgegengesetzten Meinungen ein Urtheil zu bilden. Vielleicht ist die Regierung schuld, vielleicht sind es die Kaufleute, vielleicht gar sind es alle Beide. Andererseits kann man in Shanghai von kaufmännischer Seite Zweifel darüber äußern hören, ob denn der Werth des Entgangenen wirklich gar so groß sei? Wie wenn die chinesische Regierung, welche die Konzessionen nur stückweise vergeben wollte, Theile der Bahnen auch an nichtdeutsche Unternehmer verliehen hätte? Wie wenn die Provinz-Statthalter den Betrieb der Bahnen erschwert oder ihren Waaren-Verkehr durch hohe Inland-Zölle gestört hätten? So lange die politischen Verhältnisse unsicher sind, kann man nicht mit Gewißheit erwarten, daß eine Bahn sich rentiren wird. Ferner darf Deutschland hoffen, durch die Bahn, die es von Kiautschou aus nach Schantung hinein baut, auch seinen Antheil am chinesischen Waaren-Verkehr zu bekommen. Die Schantung-Bahn wird voraussichtlich in die Nordbahn, die von Peking herunter kommt, in irgend einem Punkte einschneiden, wird so die aus dem Norden kommenden Waaren abfangen und sie nach Kiautschou als dem nächstgelegenen Meereshafen führen können.

Es ist möglich, daß diese Hoffnung sich verwirklichen wird. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die deutschen Unternehmer ihr Geld verloren haben würden. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß Deutschland die großen chinesischen Bahnen hätte bauen können und nicht gebaut hat.

Nachtrag.

Die vorstehenden Ausführungen haben, nachdem die „Frankfurter Zeitung" sie an die Oeffentlichkeit gebracht hatte, einigen Widerspruch erfahren. Die „Kölnische Zeitung" publizirte einen offenbar aus Finanzkreisen stammenden Artikel, in welchem die deutschen Kapitalisten gegen den Vorwurf vertheidigt wurden, daß sie durch Unentschlossenheit den richtigen Zeitpunkt zur Theilnahme an den chinesischen Eisenbahn-Unternehmungen verpaßt hätten. Der Artikel suchte darzuthun, daß namentlich der Bau der Peking-Hankau-Bahn viel zu schwierig und kostspielig gewesen wäre, da die Arbeiten zum größten Theil auf Löß-Boden hätten vorgenommen werden müssen ꝛc. Anderseits erhielt ich von hochgeschätzter und maßgebender Seite ein Schreiben, das sich mit der Haltung der deutschen Regierung in der Frage der chinesischen Eisenbahnen beschäftigt. Der Absender des Briefes, welcher in der deutschen China-Politik gewiß nicht weniger gut Bescheid weiß, wie der Gesandte in Peking selber, bestreitet, daß die deutsche Regierung sich irgendwelche Versäumniß habe zu Schulden kommen lassen. Er meint, er habe nie gehört, daß von chinesischer Seite jemals der Bau einer Eisenbahn deutschen Unternehmern angeboten worden wäre. „Was insbesondere die Shanghai-Nanking-Eisenbahn betrifft," schreibt er, „so ist die Aussicht auf den Bau derselben dem deutschen Kapital nicht etwa durch mangelnde Unterstützung der deutschen Regierung verloren gegangen, sondern dadurch, daß die Bankiers in Berlin vom November 1897 bis zum März 1898 sich nicht entschließen konnten, bei der Sache zuzugreifen, wo sie dieselbe schon fast in der Hand hatten, und nicht einmal eine geeignete Persönlichkeit zur Verhandlung über die Bedingungen des Baues nach China schicken wollten, obwohl der deutsche Gesandte in Peking wiederholt darauf gedrängt hat."

Diese Stelle aus dem Schreiben meines verehrten Correspondenten ist nicht geeignet, meine Behauptungen zu entkräften, bestätigt vielmehr, daß, in der Angelegenheit der Shanghai-Nanking-Eisenbahn, eines der angeführten Versäumnisse wirklich begangen worden ist, allerdings nicht von der deutschen Regierung, sondern von den

deutschen Kapitalisten. Aber da ich nicht die mindeste Absicht hab hier irgendwelche Rekriminationen zu erheben, lasse ich die Frag ob es sich in den einzelnen Fällen mehr um amtliche oder mel um finanzielle Unentschlossenheit handelt, vollständig unerörtert, erklär daß ich von den ausgezeichneten Intentionen aller in Betrac kommenden Persönlichkeiten überzeugt bin, und begnüge mich dami die Thatsache der Versäumnisse überhaupt festzustellen, wobei ic mich auf Mittheilungen stütze, welche mir in Shanghai von Ge währsmännern gemacht worden sind, die selbst in den chinesischer Eisenbahn-Affairen eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Im Uebrigen sind, wie im Allgemeinen, so auch auf diesem Gebiete, die Verhältnisse in China gegenwärtig fortwährend in Fluß, und so hat sich in der kurzen Zeit, seit die obigen Zeilen in der „Frankfurter Zeitung" erschienen sind, schon wieder Manches geändert. In der Konkurrenz um chinesische Bahn-Konzessionen ist Deutschland doch noch in letzter Stunde auf den Plan getreten. Eine deutsche Kapitalisten-Gruppe, deren Kern die rührige Deutsch-Asiatische Bank bildet, hat sich bei der Regierung in Peking um die Erlaubniß zum Bau einer Bahn beworben, welche von Tschingkiang, am Yang-tse-kiang, ausgehen, in ihrem weiteren Laufe die Schantung-Provinz durchqueren und in Peking resp. Tientsin endigen soll. Sofort nach dem Bekanntwerden des deutschen Projektes erhob England Einspruch mit dem Hinweis darauf, daß die Anfangsstrecke der geplanten deutschen Bahn in die englische Einflußsphäre am Yang-tse-kiang falle. Nach eifrigen diplomatischen Verhandlungen, die auf deutscher Seite von dem Gesandten in Peking, Herrn von Heyking, mit gewohntem Geschick geführt wurden, kam eine Einigung zu Stande, der zufolge die Tschingkiang-Peking-Bahn ein gemeinsames deutsch-englisches Unternehmen werden soll. Die Engländer sollen die Bahn von Tschingkiang bis zur Grenze der Schantung-Provinz, die Deutschen von da ab bis nach Tientsin bauen. Diese Lösung der Frage vermittelt nicht nur in dem besonderen Falle aufs Beste zwischen den widerstreitenden Ansprüchen, sondern hat auch das aus Gründen der allgemeinen Politik wichtige und erfreuliche Ergebniß, daß in einer großen chinesischen Unternehmung deutsche und englische Interessen eng mit einander verknüpft werden.

Nachdem die Angelegenheit mit England geordnet war, handelte es sich darum, bei der chinesischen Regierung die Konzession der Bahn durchzusetzen. Das war keine leichte Aufgabe. Als Konkurrent der deutschen Bewerber erschien insbesondere ein amerikanisirter Chinese, der Dr. Yung-Wing, der sich für den Vertreter eines amerikanischen Konsortiums ausgab. In anderen Ländern beginnt Derjenige, der eine Bahn zu bauen beabsichtigt, etwa damit, daß er die Strecke studiren oder vermessen läßt. Der Dr. Yung-Wing hielt sich bei so überflüssigen Formalitäten nicht auf; und da er selbst Chinese war, faßte er die Sache auf eine offenbar mehr chinesische Art an, indem er zunächst sich bemühte, diejenigen hohen chinesischen Beamten zu bestechen, welche auf die Angelegenheit von Einfluß sein konnten. Die Bestechungsgelder versprach er freilich nur, was wiederum ein treffliches System war, da man bei Versprechungen, wie bekannt, weitaus freigebiger zu Werke gehen kann, als bei Baarzahlungen. Immerhin konnten die chinesischen Behörden aus den Versprechungen des Dr. Yung-Wing ersehen, daß seine Geldmittel, falls er wirklich solche besaß, sehr bedeutende sein mußten. Da es nun durchaus sachgemäß ist, daß eine derartige Unternehmung dem Kapitalkräftigsten zufalle, so schienen die Tsching-kiang-Tientsin-Chancen des Dr. Yung-Wing eine Zeit lang sehr günstig zu stehen. Im Herbst 1898 aber brach in Peking die politische Krisis aus, von der in einem späteren Kapitel noch ausführlicher die Rede sein wird. Der Dr. Yung-Wing hatte sich vermuthlich etwas zu tief mit Kang-Yu-Wei und den Jung-Chinesen eingelassen. Als nun in Peking die Köpfe der Freunde des Kang-Yu-Wei zu fallen begannen, hielt es auch der Dr. Yung-Wing für räthlich, aus der chinesischen Hauptstadt zu verschwinden, in der richtigen Erkenntniß, daß das Bahn-Bauen, wenn man seinen Kopf dabei verliert, nur mehr ein halbes Vergnügen ist.

Jetzt ist das Feld frei, aber nun zögern wieder die deutschen Financiers, und diesmal mit Recht. Eine Zeit, in welcher das große chinesische Reich in allen Fugen zu krachen beginnt und in welcher auf seinem Throne selbst der Kaiser schwankt, lädt nicht gerade dazu ein, europäisches Kapital in chinesischen Unternehmungen anzulegen. Die chinesischen Eisenbahn-Angelegenheiten sind also durch

die politischen Vorgänge gegenwärtig einstweilen wieder einmal zum Stillstand gebracht worden und werden sich wohl nicht eher wesentlich weiter entwickeln, als bis China neuerdings eine konsolidirte Regierung haben wird, mag das nun eine chinesische Regierung sein oder, was natürlich noch besser wäre, eine europäische.

---

2. Die Bahn von Shanghai nach Wu-sung.

Shanghai, 18. Juni.

In einigen Wochen soll die Eröffnungsfahrt auf der Shanghai-Wu-sung-Eisenbahn stattfinden.*) Die Bahn hat die Aufgabe, Shanghai mit dem Meere zu verbinden. Die Lokomotive wird die Entfernung in etwa einer halben Stunde zurücklegen. Wu-sung wird also der Seehafen von Shanghai werden, und der Vergleich zwischen Bremerhaven und Bremen liegt nahe.

Die Terrain-Spekulanten haben bereits ihr Auge auf Wu-sung geworfen. Längs der Bahnstrecke wird eifrig Land gekauft. Am Ende der Bahn soll eine ganze europäische Stadt errichtet werden. Die Chinesen selbst wollen sie bauen, und auf den Plänen wenigstens ist sie so groß und größer noch als Shanghai angelegt. Dort, wo die Stadt stehen soll, ist kaum mehr Land zu haben. Die letzten Terrains, welche übrig sind, sucht eine japanische Gesellschaft an sich zu bringen. Die Preise sind ganz fabelhaft gestiegen. Die Bahn hat bei ihren Expropriationen den Morgen mit 5 Taels gezahlt, jetzt kostet er 50. Die ersten, welche Land zu spekulativen Zwecken ankauften, waren natürlich Mandarine, und zwar drei. Der Profit, den diese würdigen Spitzen der Behörden herausgeschlagen haben, wird auf fünf Millionen Taels beziffert. Die japanische Regierung bietet übrigens Alles auf, um in der neu zu errichtenden Stadt eine besondere japanische Niederlassung bewilligt zu erhalten. Die chinesische Regierung will um keinen Preis die Bildung einer japanischen Stadt an der chinesischen Küste zulassen, wird darum auf einmal großartig liberal und fremdenfreundlich und erklärt, die neue Stadt müsse allen Fremden aller Nationen in gleicher Weise offen stehen.

*) Die Shanghai-Wu-sung-Bahn ist in der That im September 1898 eröffnet worden und steht derzeit im Betriebe.

In Shanghai wird eine rund um die Stadt zu führende Bahn geplant, die sich an die Wu-sung-Bahn anschließen soll; von Shanghai wird es dann weiter ins Innere über Nanking nach Hankau gehen. Die ganze Strecke ist, wie in einem vorausgehenden Abschnitt ausgeführt, in den Händen eines englischen Konsortiums.

Die kleine Shanghai-Wu-sung-Bahn ist von dem deutschen Ingenieur Hildebrandt gebaut worden, dem jüngeren Bruder des Architekten Hildebrandt, welcher an der Errichtung des Kölner Bahnhofes mitgearbeitet hat und welcher, nachdem er Jahre lang in den Diensten des chinesischen Vizekönigs Tschang-tschi-tung thätig gewesen, jetzt von der Deutsch-asiatischen Bank engagirt worden ist, um deren chinesische Eisenbahn-Projekte ausführen zu helfen. Von dem älteren Hildebrandt war bereits früher die Rede. Der jüngere ist auch so ein deutscher Riese, der rechte Hadubrand, der zu jenem Hildebrand gehört. Er hat eben erst sein Staats-Examen in Deutschland gemacht, ist seit einem Jahre in China und geht zwischen Wu-sung und Shanghai hin und her in gewaltigen Kanonenstiefeln und in einer weißen Jacke mit weißen Husaren-Schnüren. Das Gesicht sieht martialisch aus mit den Narben-Spuren, welche die Korps-Mensuren darin hinterlassen haben, und niemals noch hat man zwischen Shanghai und Wu-sung so schöne „Durchzieher" gesehen. Ein großer Hund läuft zur Seite.

Herr Hildebrandt hat mehrere jüngere deutsche Ingenieure unter sich. Einer von ihnen spricht fließend chinesisch und schimpft die Bahnarbeiter in ihrer Landessprache zusammen. Auch ein deutscher Werkführer, Herr Richter, ist da, ein stiller, bescheidener, außergewöhnlich tüchtiger Mann. Die Familie Richter wohnt im Bahnhof-Gebäude von Wu-sung. Das ist ein böses Fieber-Loch, und die armen Frauen klagen alle über neuralgische Schmerzen und haben verbundene Gesichter. Sonst ist es recht heimlich in der kleinen deutschen Wohnung, deren Fenster auf die Whangpo-Mündung hinausgehen. Emsig tickt die Wanduhr, und auf dem Tische liegen Uhlands Gedichte.

Das Bahnhofs-Gebäude von Wu-sung ist theils aus rothen Ziegeln aufgeführt, theils aus rothbraun gefirnißtem Holze. Seine Giebel und Holzdächer rufen die Erinnerung an Schweizer Häuser wach. Die Eingangshalle unten ist mit hart gebrannten

Ziegeln gedielt. In dem Holz der Thüren klafft manchmal ein Spalt, und die Thürschnallen wackeln ein wenig in ihren Schlössern. Die Chinesen haben das gearbeitet; sie nehmen es nicht so genau, namentlich wenn sie im Tagelohn stehen. In der Hauptsache aber ist Alles fertig, und die Passagiere brauchen nur zu kommen. Ein Wartesaal zweiter und dritter, sogar ein solcher erster Klasse ist vorhanden. Auch der Raum ist vorgesehen, wo die Bar Aufstellung finden soll. Zu einer Eisenbahn gehören Getränke. Rechts in der Eingangshalle ist der Schalter. Die Perronsperre wird eingeführt werden, d. h. die Controle der Billets wird vor dem Hinaustreten auf den Perron erfolgen. Man muß gleich beim Eingang aufpassen; denn wenn man die Chinesen erst in die Waggons hineinließe, so würden sie schon Mittel finden, um ohne Billets zu fahren.

Hinter dem Stations-Gebäude sind chinesische Arbeiter damit beschäftigt, auf den Kies des Bahndammes die Schwellen für die Schienen zu legen. Die Schwellen sind aus Stahl, neuestes preußisches System; sie können nur in Deutschland fabrizirt werden und sind doch von der belgischen Firma Cockerill geliefert worden. Die Bahn wandte sich natürlich zuerst an die deutschen Firmen. Diese schienen anzunehmen, daß nun die Gelegenheit gekommen sei, sich der Reichthümer China's zu bemächtigen; sie machten so horrende Preise, daß es unmöglich war, das Geschäft mit ihnen abzuschließen. Der Belgier Cockerill erbot sich, die Schwellen anzufertigen; und obwohl er selbst erst das Material aus Deutschland beziehen und für die Fabrikation eigene Maschinen aufstellen mußte, waren seine Preise immer noch niedriger, als diejenigen der deutschen Fabrikanten. So erhielt Cockerill die Lieferung, und die deutschen Firmen bekamen gar nichts, weil sie zu viel auf einmal haben wollten.

Auf der Drehscheibe kauert ein Chinese und streicht sie mit grauer Farbe an. Daneben wird ein Wasserloch gegraben; die Chinesen stehen bis zu den Knieen im schmutzigen Wasser und nehmen jedes Stück Erde mit den Händen heraus. Im Lokomotiv-Schuppen hängen die Schornsteine von zwei Maschinen im Dache, und unten stehen die eisernen Leiber und warten, daß ihnen vom Dache herab der Hals anwächst. Die Triebkraft zu den Arbeiten gibt ein Petroleum-Motor von sechs Pferdekräften her. Auf den

Schienen rollen Kulis einen niedrigen Arbeits-Wagen herbei. Für diese Rickscha-Zieher und Karren-Schieber bringt die Eisenbahn nicht viel Neues; jetzt ziehen und schieben sie eben auf den Schienen, und da es so viel sicherer und rascher geht, finden sie gewiß, daß diese Eisenbahn eine vernünftige Einrichtung ist. Es herrscht sichtlich bereits eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den Kulis und der Eisenbahn, und was die Lokomotive anlangt, welche ja auch zieht und schiebt, so wird dieselbe von den Kulis ein wenig als Kollegin behandelt.

Zwei Lokomotiven sind nämlich bereits fertig oder so gut wie fertig. Sie sind in hunderten von Stücken, die in hunderte von Kisten verpackt waren, aus Amerika angekommen. Der Werkführer Richter hat sie zusammengesetzt. Die Mühe war umso größer, als er nur chinesische Arbeiter zur Verfügung hatte. Aber die Chinesen sind für Alles zu verwenden. Jetzt, wo die Zeit der Eisenbahnen in China gekommen ist, zeigt es sich, daß sie auch Lokomotiven bauen können. In Tientsin besteht sogar bereits eine chinesische Waggon-Fabrik, welche das übrige rollende Material für die Shanghai-Wu-sung-Bahn herstellt. Die beiden fertigen Lokomotiven sind in einem Arbeits-Schuppen untergebracht, der provisorisch aus Matten errichtet ist. Sie sind schlank und kräftig gebaut, und wenn man sie erst aus dem Schuppen herauslassen wird, so werden sie munter durch das chinesische Land laufen. Man sieht es ihnen an, daß sie rennen können. Gegenwärtig strahlen sie im sonntäglichen Glanze eines funkelnagelneuen, grünen und rothen Anstrichs. Die obere Hälfte nämlich ist grün, die untere roth. Auf dem Kessel der einen sitzt ein Chinese, hält einen Farbentopf in der Hand und streicht mit dem Pinsel langsam an den Stellen entlang, wo das vorhandene Grün noch grüner werden soll. Denn so eine junge Lokomotive, die zum ersten Mal durch ein neues Land fahren soll, kann nicht grün genug gestrichen sein.

Auch sonst ist natürlich die ganze Bahn von chinesischen Arbeitern gebaut worden. Sie sind anstellig und tüchtig, aber man muß sie fortwährend überwachen; sobald sie merken, daß die Aufsicht nachläßt, legen sie sich hin und schlafen. Ueberall an der Bahnstrecke gehen chinesische Soldaten auf und ab, mit Bambus-Rohrstöcken in den Händen; sie sind da, um aufzupassen, daß die

Nägel nicht aus den Schienen oder die Ziegel aus den Mauern gestohlen werden, was sonst unfehlbar geschehen würde. Das Ueberwachungs-System ist vortrefflich und würde sich nur in dem Falle als unvollkommen erweisen, wo es den Soldaten selbst einfiele, die Nägel aus den Schienen zu stehlen.

Man braucht gute drei Stunden, um zu Fuß an der Bahnstrecke entlang von Wu-sung bis Shanghai zu gehen. Die Schienen liegen nur etwa bis zehn Minuten hinter Wu-sung. Dann beginnt der Kies ohne Schienen, und bald hinterher beginnt der einfache Bahndamm ohne Kies. Die Ingenieure hoffen, die Schienen in sechs Wochen bis Shanghai legen zu können. Es hat schwere Mühe gekostet, sie von Europa herüber zu bringen. Einmal hat eine Schienenladung ins Rothe Meer geworfen werden müssen, weil das Schiff auf den Strand gerieth. Ein neuer Transport kam glücklich in Wu-sung an, aber beim Ausladen fiel hier ein Theil der Schienen ins Wasser. Jetzt sind sie endlich alle zur Stelle und alle in leidlichem Zustande. Die eisernen Brücken, welche nöthig waren, um die Bahn über einige Wasserläufe zu führen, sind aus Deutschland gekommen; sie sind sämmtlich bereits auf die Ziegel-Untermauerungen aufgesetzt und thun ihren Dienst auf der Strecke. Neben der einen ist noch die alte chinesische Brücke zu sehen. Im Flußbett sind durch aufeinander geschichtete Steine zwei Pfeiler aufgerichtet; drei lange und schmale Steine sind von dem einen Ufer über die Pfeiler nach dem andern Ufer gelegt und bilden die Brücke. Die Steine sind grau vom Alter, und in die langen sind Ornamente eingegraben. Es sind nur lose Steine; doch sie sind malerisch aufgeschichtet, und die Brücke ist luftig und zierlich. Die neue Brücke liegt daneben, schwerfällig und eckig. Aber sie kann einen Zug tragen. Malerisch ist sie nicht. Wozu auch? Heutzutage handelt es sich hauptsächlich darum, aus Eisen zu sein.

Hinter Wu-sung geht die Bahn noch an einigen Stations-Häusern vorüber, deren Dächer geschweift sind nach chinesischer Art. Dann tritt sie in die Ebene ein. Es ist eine grüne Landschaft. Weit schweift der Blick zur Rechten und zur Linken über die Felder. Mitten in den Aeckern stehen die Bäume. Man weist ihnen hier keine besonderen Plätze zu, man verwendet sie nicht zur Stylisirung

der Landschaft durch Parks oder Alleen, man läßt sie wachsen, wo sie wollen. Ab und zu hat sich am Wege ein Stück Wald gebildet. Die Bäume stehen dicht beisammen, hoch ist das Gras zwischen ihnen aufgeschossen, auch Bambus-Gebüsch hat sich dazu gesellt mit seinen kerzengeraden und schlanken Stämmen und mit dem zarten Grün seiner Blätter. Ringsum dehnen sich Felder, und weit drüben landeinwärts ist wieder ein anderes Stück Wald. Der Wald ist eben hier ratenweise über die Ebene vertheilt. Dann wieder kommt ein einzelner Baum hier und ein einzelner Baum dort, und dann sind sie auch einmal zu einer Gruppe vereinigt um ein Grab herum.

Das ganze Land ist mit Gräbern erfüllt. Die lebenden Menschen wohnen in den Städten, die todten Menschen verschwinden nicht, nachdem ihre irdische Rolle ausgespielt ist, sondern ziehen aus der Stadt heraus und breiten sich über das Land aus. Die Hälfte von China ist ein großer Kirchhof. Der Bauer muß den Ackerboden mit den Todten theilen, und die Todten nehmen oft das Beste weg. Sie sind in China eine aufdringliche Gesellschaft, diese Todten, während sie doch bei uns in Europa mit einem kleinen Raum sich begnügen und dort in aller Diskretion verwesen, um nur ja die Lebenden nicht mehr zu stören. Inmitten der Aecker sind die Grabhügel aufgerichtet, hunderte, tausende von Grabhügeln, regellos über das Gefilde verstreut, und der Bauer muß seinen Pflug um sie herumführen. Manchmal auch ist der Sarg einfach ins offene Feld gestellt, mit Matten umwickelt (wahrscheinlich, um den Todten vor Erkältung zu schützen), oder auch der nackte Holzsarg ohne Umhüllung. Es ist gar nicht zu schätzen, wieviel Boden durch diese Gräber der Landwirthschaft verloren geht.

Auch die Bahn muß sich mühsam ihren Weg durch Gräber hindurch schaffen. Die Chinesen können nicht zulassen, daß die Grabesruhe ihrer Ahnen durch ein fremdes Teufels-Werk, wie eine Eisenbahn, gestört werde; ferner scheinen sie zu fürchten, daß im Jenseits die soziale Stellung Derjenigen leidet, an deren Grabe eine Eisenbahn vorbeigeht. Glücklicher Weise gibt es einen Ausweg. Die Bahn, welche einen bestimmt vorgezeichneten Weg hat, kann nicht den Ahnen, wohl aber können die Ahnen der Bahn ausweichen. Die ganze Angelegenheit ist eine Geldfrage. Für eine angemessene Entschädigung ist der Chinese bereit, die Ruhestätte seiner Vorfahren an die Bahn

abzutreten; am Ende würde er auch sogar die Vorfahren selbst hergeben, wenn diese für die Bahn von irgend welchem Nutzen sein könnten. Einstweilen gräbt er seine Ahnen aus, packt sie auf und bringt sie anderswo unter an einem Ort, wo es keine Bahnen gibt. Wenn er nicht will, so findet man schon Mittel, um ihn geneigt zu machen. Im Nothfall expropriirt man die Todten wie die Lebenden. In den Baukosten einer Bahn spielen die Ankäufe von Gräbern eine große Rolle. An der Peking-Hankau-Linie kommt das Grab im Durchschnitt auf zwei Dollars zu stehen. In der Umgebung von Shanghai ist die Nachfrage nach Gräbern so groß, daß die Preise erheblich gestiegen sind. Man zahlt das Stück 150 Dollars und mehr. Es ist erstaunlich, daß sich die Spekulation hier noch nicht eingemischt hat; oder am Ende hat sie es gethan, ohne daß man es weiß, und der Chinese, der viele und in guter Lage begrabene Vorfahren hat, leiht sie vielleicht an andere Chinesen zur geschäftlichen Verwerthung aus, gegen Baar oder gegen Gewinn-Betheiligung.

Mitten auf der Shanghai-Wu-sung-Strecke liegt ein kleiner Friedhof, der einem protestantischen Chinesen gehört. Dieser hat der Bahn die größten Schwierigkeiten gemacht. Von Früh bis Abend standen Aufpasser da, und wenn die Arbeiter beim Bahnbau auch nur ein Eckchen des Friedhofes anfasten wollten, erhoben die Wächter einen furchtbaren Lärm. Die Bahn hat sich fügen müssen und macht an der Stelle eine kleine Biegung, um dem Friedhof auszuweichen. Kaufen konnte man ihn nicht, denn der gute Mann war zu theuer. Es ist schwer, mit Chinesen umzugehen; aber wenn sie Christen geworden sind, ist überhaupt nicht mehr mit ihnen fertig zu werden.

Wären die Gräber nicht, so wäre es eine deutsche Landschaft. Das Grün der Aecker und Wiesen ist deutsch, das gedämpfte Sonnenlicht, das durch den grau verhangenen Himmel dringt, ist deutsch, und deutsch sind die Weiden, welche die Ufer der Wasserläufe einsäumen. In dieser deutschen Landschaft entfaltet sich das chinesische Landleben. Auch die Bauern und Bäuerinnen, welche in ihren blauen Kitteln auf dem Felde arbeiten, sehen von fern aus, wie die unsern, und die gelben Gesichter, die von der Sonne und der Luft gebräunt sind, gleichen den gebräunten Gesichtern der Landleute in Europa. Es ist im Wesentlichen die gleiche Arbeit,

die sie thun; und so erklärt es sich, daß der Bauer auf dem Felde überall in der Welt derselbe ist. Fremdartig sind nur die Büffel, die als Ackerthiere dienen. Den Kopf mit den gewundenen, spitzen Hörnern tragen sie niedrig, der Körper breitet sich gewaltig aus, und wenn man das Hintertheil mit seiner derben grauen Haut sieht, fallen Einem die Unthiere aus den Zoologischen Gärten ein, das Nashorn oder das Nilpferd. Manchmal sind sie auch schwarz und haben funkelnde, böse Augen. Aber sie tragen ruhig die Kinder auf dem Rücken, wenn es am Abend von der Feldarbeit nach Hause geht. Geduldig ziehen sie den hölzernen Pflug von uralter Form. Der Boden, den die Pflugschaar aufwirft, ist schwarz und fettig und läßt große Fruchtbarkeit vermuthen. Der Pflug, der über die Reisfelder geht, wird nicht hinten gelenkt, sondern der Bauer steht auf dem Geräthe selbst, das hier eine flache Form hat.

Die Reisfelder, in denen die Saat bereits aufgegangen ist, liegen ganz unter Wasser. Arbeiter nehmen die dicht wachsenden Schößlinge heraus, um sie auf einem Nachbarfelde in Abständen vereinzelt wieder einzusetzen. Es heißt, daß diese Leute, welche den ganzen Tag in Wasser und Sumpf stehen müssen, häufig von Elephantiasis befallen werden. Neben dem Reis und dem Korn wachsen die niedrigen Stauden der Baumwolle. Auf einem Felde sprießen im Grünen weiße Blüthen, und man sendet einen Gruß hinüber zu der alten Freundin aus der Heimath, zu der Kartoffel. Das geschnittene Getreide wird nach Hause getragen. Die Träger haben den dicken Bambusstab über der Schulter, an welchem die Kulis alle Lasten schleppen, und ein Getreidebündel hängt vorn daran herunter, ein anderes hinten. Frauen kommen vom Felde mit geschulterten Arbeits-Geräthen. Alle diese Geräthe haben Stiele aus Bambusrohr. Enten werden auf die Weide getrieben. In langer Reihe, eine hinter der anderen, watscheln sie auf dem schmalen Wege hin. Der Hirt geht nebenher und hält mittels einer langen Gerte das geflügelte Volk in Zucht und Ordnung. Dann liegen wieder einmal niedrige Bauernhäuser am Bahndamme, und daneben ein ländlicher Tempel. Die Götter stehen in einer offenen Halle, nur oben durch ein Regendach geschützt. Es sind blau und roth angemalte Götter, Bauerngötter in grellen Farben.

Die erſte Station iſt Kiangwan. Der Bahnhof iſt auch hier fertig gebaut. Zur Seite unter dem Dach iſt ein Medaillon-Bild mit chineſiſchen Göttern. Die Köpfe der Balken, welche den Giebel tragen, ſind mit Farbenſtrichen bepinſelt; der chineſiſche Künſtler, von dem dieſe Farbenſtriche herrühren, hat offenbar gewünſcht, dadurch den Eindruck von Drachenköpfen hervorzurufen. Denn ohne Drachen kann es in China nichts Gutes geben, und ſie müſſen auch ihr Theil an der Eiſenbahn haben. Unten im Bahnhof wird noch eifrig gehämmert und geſägt. Der Aufſeher der Arbeiten iſt ein ſehr höflicher und ſehr gelehrter Mann, ein chineſiſcher Doktor. Die nächſte Station iſt an den Schießſtätten. Von hier ſieht man bereits den Waſſerthurm von Shanghai und den Bahnhof der Endſtation, der im Gefild liegt, nicht weit von den ſtattlichen neuen Häuſern, welche auf dieſer Seite die Grenze des amerikaniſchen Settlement bilden.

XV. Deutsche Militär-Instruktoren in China.

Die chinesische Armee-Reform mit Hilfe deutscher Militär-Instruktoren ist nicht zur Durchführung gelangt. Die Schuld liegt lediglich in den Verhältnissen. Die deutschen Offiziere konnten die chinesische Armee namentlich aus dem Grunde nicht reformiren, weil sie überhaupt nicht vorhanden ist. Soldaten gibt es genug in China, und sie machen dort nicht gerade den besten Theil des Volkes aus. Jedoch eine Zusammenfassung dieser Soldaten in eine einheitliche Organisation und deren Unterordnung unter eine Centralgewalt — also eben das, was wir unter „Armee" begreifen, — existirt nicht. Vielleicht bestehen Organisation und Centralgewalt auf dem Papier. Aber da im chinesischen Reiche der seit Jahrhunderten fortschreitende Verfall alle Zusammenhänge gelockert hat, so hat auch hier das oberste Kommando in Peking, falls es überhaupt ein solches gibt, jedenfalls nicht viel zu kommandiren.

Die Truppen stehen unter den Gouverneuren der Provinzen. Wenn nun so ein Vizekönig im Ausnahmsfalle einmal ein Mann ist, der sich für Militärwesen interessirt, und wenn er, was einen noch selteneren Ausnahmsfall bildet, Vernunft genug besitzt, um zu begreifen, daß die chinesischen Offiziers-Prüfungen, welche Kenntnisse im Bogenschießen und Steinheben verlangen, heutzutage nicht mehr der Weg sind, der zur Erringung von kriegerischen Lorbeeren führt, — so läßt er wohl einmal einige Hundert seiner Soldaten durch ausländische Drillmeister einexerziren oder gründet eine Kriegsschule, in der ein Paar chinesische Literaten von euro-

päischen Offizieren sich einpauken lassen sollen, wie man Schlachten gewinnt. Das nennt man dann in China „Armee-Reform". Alle Reform-Versuche dieser Art mußten schon aus dem Grunde vergeblich sein, weil sie eben niemals von der Central-Gewalt ausgingen. Der junge Kaiser von China hatte das sehr wohl begriffen und hatte sich entschlossen, selbst die Heeres-Reorganisation in die Hand zu nehmen. Aber es ist bekannt, wie er im Herbst 1898 gerade durch die großen Reform-Werke, die er beginnen wollte, seinen Thron verlor. Hierin liegt nur ein neuer Beweis dafür, daß die Central-Gewalt zur Zeit in China nicht mehr stark genug ist, um noch irgendwelche Besserungen militärischer oder sonstiger Natur durchzuführen. Wenn der Kaiser in Person zum Kampf gegen die alten Mißstände sich aufrafft, so weichen nicht die Mißstände, sondern der Kaiser verliert seine Krone.

Bisher ist also alle chinesische Armee-Reform nichts gewesen als eine Reihe vereinzelter Experimente von Vizekönigen, und zwar kommen auch eigentlich nur zwei Vizekönige in Betracht: Li-Hung-Tschang, welcher lange Jahre Gouverneur in Tientsin war, ehe er nach Peking berufen wurde, und der schon früher erwähnte Tschang-tschi-tung, welcher derzeit als Statthalter in Wu-tschang residirt. Die deutschen Instruktoren, wenn sie vielleicht auch Namens der chinesischen Allgemein-Regierung engagirt worden sind, haben doch immer nur mit Vizekönigen zu thun gehabt und haben lediglich bei diesem oder jenem provinziellen Truppentheil ihre Thätigkeit entfalten können. Auch in ihren so beschränkten Wirkungskreisen haben sie sich nicht zu behaupten vermocht, auch hier hat die chinesische Unvernunft ihre Bemühungen vereitelt, trotzdem sich bereits die Erfolge zu zeigen begannen.

Man braucht das nicht allzu tragisch zu nehmen. Wenn deutsche Offiziere nach China gegangen sind, so geschah dies zumeist wohl weniger aus Begeisterung für die Drachen-Fahne, als vielmehr mit Rücksicht auf die recht bedeutenden Gehälter, welche den Instruktoren zugesagt wurden. In letzterer Beziehung hat die chinesische Regierung alle ihre Versprechungen eingehalten, und die Honorare sind stets pünktlich ausbezahlt worden. So hat doch eigentlich nur China den Schaden davon gehabt, weil es die angeworbenen tüchtigen Lehrkräfte nicht zu verwenden wußte. Die Lehrer selbst aber haben für die Ent-

täuschungen, die ihnen die Undurchführbarkeit ihrer Aufgabe bereiten mußte, eine Kompensation im Wohlstand oder wenigstens in einem gewissen Wohlleben finden können. Namentlich die deutschen Unteroffiziere, welche mit den Offizieren nach China gezogen waren, sahen sich dort in eine materielle Situation versetzt, wie sie dieselbe so vortheilhaft niemals erhoffen konnten; und es soll vorgekommen sein, daß ihnen infolgedessen das Selbstbewußtsein ein wenig stieg, daß sie die deutschen Offiziere, so fern von der Heimath, nicht mehr als Vorgesetzte anerkennen wollten, und daß der deutsche General-Konsul von Shanghai nach Nanking hinauffahren mußte, um den Streit zu schlichten.

Im Allgemeinen darf man sagen, daß die Zeit der deutschen Militär-Instruktoren in China bis auf Weiteres vorüber ist. Wohl sind an den chinesischen Kriegsschulen von Nanking, Wu-tschang und Tientsin noch einige deutsche Offiziere oder Unteroffiziere in Thätigkeit. Aber das sind in der Regel nur versprengte Trümmer der größeren deutschen Instruktions-Unternehmungen, und auch jene Letzten, die übrig geblieben sind, werden wahrscheinlich über kurz oder lang ihre Stellungen aufgeben. Andere sind in die Heimath zurückgekehrt, noch Andere sind draußen geblieben, haben sich dem kaufmännischen Berufe zugewandt und sind tüchtige und rührige Mitglieder des deutschen Handelsstandes in Ostasien geworden. Die Ueberlegenheit, mit der nach der preußischen Tradition der Offizier auf den Zivilisten, insbesondere auf den Kaufmann, herabzusehen pflegt, verliert sich rasch in den großen und freien Verhältnissen, die auf den Stätten des Welthandels herrschen. Shanghai ist weit von Potsdam. Manche von den Offizieren haben sich draußen zu so vorurtheilslos, so frei, so bürgerlich denkenden Menschen entwickelt, daß der Wunsch sich regt, es möchte sich ermöglichen lassen, Ostasien überhaupt als Erziehungs-Aufenthalt für gewisse preußische Lieutenants zu verwenden.....

Der letzte größere Versuch, der in China mit deutschen Instruktoren gemacht wurde, begann 1895 und endete 1898. Im Jahre 1895 traten mehrere deutsche Offiziere und Unteroffiziere als militärische Lehrmeister in die Dienste der chinesischen Regierung. Der höchste im Range war der preußische Major von Reitzenstein. Die Erlebnisse des Herrn von Reitzenstein und seiner Kameraden sollen im Folgenden

kurz berichtet werden nach Mittheilungen, welche mir der Major selbst gemacht hat, als ich ihn im Juni 1898 in Shanghai traf, wo er gerade im Begriff stand, sich wieder nach Deutschland einzuschiffen.

Die deutschen Instruktoren kamen also im Jahre 1895 nach China. Eigentlich waren sie für Tientsin engagirt. Da aber in jener Gegend die Japaner saßen, beschlossen sie, einstweilen in Shanghai zu bleiben und dort die weitere Entwickelung abzuwarten. Bald traten sie hier in Beziehung zum alten Tschang-tschi-tung, der in jener Zeit als Vertreter des Vizekönigs in Nanking residirte. Tschang-tschi-tung war nach einigen Unterhaltungen mit dem Major von Reitzenstein ganz Feuer nnd Flamme für die Armee-Reform im deutschen Style und ersuchte die Instruktoren, sie möchten in Nanking ihr Werk beginnen. Er wollte zugleich einen Immediat-Bericht an den Kaiser machen und erbat sich von Herrn von Reitzenstein Vorschläge über die Grundzüge der in Aussicht zu nehmenden neuen Militär-Organisation. Namentlich wünschte er Aufklärung über die Gründe, weshalb die chinesische Truppe, welche die von Li-Hung-Tschang berufenen deutschen Instruktoren ausgebildet hatten, im Kriege gegen die Japaner so wenig Stand gehalten habe. Der Major von Reitzenstein sagte, die Gründe seien sehr einfach, und aus ihnen ergebe sich ganz von selbst der Hauptpunkt der neuen Militär-Organisation, weshalb es langer Immediat-Berichte erst gar nicht bedürfe. In Tientsin seien die Instruktoren eben lediglich Drillmeister gewesen, ohne jede direkte Gewalt über die Truppen. In den Krieg seien die Truppen dann von chinesischen Offizieren geführt worden, welche weder die Fähigkeit, noch die Autorität zur Ausübung des Kommandos besessen hätten. Wenn man in Zukunft etwas Vernünftiges zustande bringen wolle, so sei es absolut unerläßlich, die Instruktoren auch wirklich zu Vorgesetzten der auszubildenden Truppen zu machen. Tschang-tschi-tung begriff das vollständig, sagte die Erfüllung dieser Anforderung zu, und der Major von Reitzenstein kam nach Nanking als kommandirender General der von ihm zu organisirenden Armee, während den übrigen deutschen Offizieren und Unteroffizieren andere militärische Ränge zuerkannt wurden.

Tschang-tschi-tung bat, man möge zuerst seine Leibgarde ausbilden. Alles in Allem wurde die Aufstellung eines Armeekorps

von 10,000 Mann in Aussicht genommen. Der Major von Reitzenstein wandte ein, daß er nicht 10,000 Mann auf einmal im Waffendienst unterrichten könne. Schließlich wurde eine Einigung in der Weise erzielt, daß der Major zunächst einmal 2500 Mann unter sein Kommando bekommen sollte; nach deren Ausbildung sollte eine weitere Abtheilung von 2000 bis 3000 nachfolgen, und so fort, bis die 10,000 Mann beisammen sein würden. Tschang-tschi-tung ordnete also die Aushebung der ersten 2500 Mann an, und die Offiziere nahmen einstweilen seine Leibgarde ein wenig in Arbeit.

Kaum hatte die Aushebung begonnen, so kehrte Li-Hu, der eigentliche Vizekönig der Provinz, nach Nanking zurück. Tschang-tschi-tung mußte die Vertretung niederlegen und in sein eigenes Departement zurückkehren. Li-Hu, der Vizekönig von Nanking, stammt aus Hu-nan, und die Bevölkerung von Hu-nan gilt in China als die konservativste von Allen, als diejenige, die am Zähesten an den alten Sitten und Gebräuchen festhält und die am feindlichsten gesinnt ist gegen alles Neue und Fremde. Beispielsweise ist Grund zur Annahme vorhanden, daß an der Grenze der Hu-nan-Provinz reiche Kohlenlager sich befinden. Aber ihre Ausbeutung ist unmöglich, da man keine Maschinen hinschaffen kann: die Bevölkerung würde sie zerstören. Kaum hatte Li-Hu sein Amt in Nanking wieder angetreten, so änderte sich die Situation vollständig. Jeder Vizekönig bringt seine eigenen Beamten mit. Alle Verwaltungsstellen wurden mit Hu-nan-Leuten besetzt, und diese machten es sich zur angenehmen Pflicht, die Instruktoren an der Durchführung ihrer Aufgabe in jeder möglichen Weise zu behindern. Die deutschen Herren sahen sich das eine Zeitlang mit an. Schließlich führte die Frage der Baustellen einen ernsten Bruch herbei.

Es war kontraktlich ausbedungen worden, daß jeder Offizier ein Haus bekommen sollte, und zwar sollte dasselbe an der Stelle gebaut werden, die er selbst bezeichnen würde. Der Major von Reitzenstein drängte auf Ausführung dieser Zusage. Der Vizekönig machte einige Ausflüchte, konnte aber schließlich die Angelegenheit nicht länger hinausschieben. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem die Offiziere auf dem Platze erscheinen sollten, der für ihre Häuser in Aussicht genommen war, um sich im Einzelnen die

Baustellen auszusuchen. Der Tag kam, und der Major von Reitzenstein stieg zu Pferde, um nach dem Platze zu reiten. Er war wie gewöhnlich unbewaffnet und hielt nur eine Reitgerte in der Hand. Bisher war das Leben in Nanking von idyllischer Friedlichkeit gewesen. Eine Waffe nahm man nur zur Hand, um einen Fasan zu schießen, wenn er sich in den Straßen der Stadt zeigte.

Der Major reitet also leichten Herzens in den Morgen hinein. Wie er in die Nähe des Platzes kommt, bemerkt er dort eine Menge Leute. Er denkt, daß dies die Bauarbeiter sind, achtet nicht weiter darauf und reitet weiter. Plötzlich tauchen in seiner Nähe einige Hundert Kerle auf. Einer fällt dem Pferde in die Zügel und schreit dem Major zu: „Das ist kein Weg für Dich!“ Dieser ist zunächst ganz sprachlos über eine solche in Nanking bis dahin nicht erhörte Unverschämtheit. Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hat, erhebt er drohend seine Reitgerte, und da der Mann, der die Zügel des Pferdes gefaßt hält, noch immer nicht loslassen will, schlägt er ihm mit der Gerte auf die Finger. In diesem Augenblick hageln ihm die Steine ins Gesicht, die ganze Bande schickt sich an, über ihn herzufallen, und vor ihm erscheint ein baumlanger Bursche, der eine dicke Bambusstange mit beiden Händen anpackt, um sie ihm über den Kopf zu schlagen. Es gelingt dem Major, sein Pferd freizumachen. Er drückt ihm die Sporen in die Seite, reitet gegen den Mann mit der Bambusstange an, welcher in seiner ganzen Länge auf den Rücken fällt, und sprengt davon, während ihm das Blut über das Gesicht rinnt. Zu Hause findet er die ganze Schaar der Militär-Instruktoren, die bereits Kunde von dem Geschehenen erhalten hat, bis an die Zähne bewaffnet vor. Er telephonirt augenblicklich nach Shanghai, wo deutsche Kriegsschiffe liegen, und bittet, eines von denselben den Yang-tse-kiang hinauf nach Nanking zu senden. Dann begibt er sich zum Vizekönig und stellt seine Forderungen: Da es sich nachweisen läßt, daß der chinesische General, den der Vizekönig aus Hu-nan mitgebracht hat, das Volk aufgewiegelt hat, so ist der General sofort aus Nanking zu entlassen, die Uebelthäter sind zu bestrafen, Schadenersatz ist zu leisten ꝛc.

Am nächsten Tage war das deutsche Kriegsschiff zur Stelle. Der Vizekönig, der dessen Kanonen auf Nanking gerichtet sah, zeigte

ein merkwürdig rasches Verständniß für die Forderungen der deutschen Instruktoren. Auf Schadenersatz verzichteten sie selbst, um den Fortgang ihres Werkes nicht zu stören, und bald war wieder Frieden in der Stadt.

Inzwischen war die von Tschang-tschi-tung begonnene Aushebung zu Ende geführt; etwa 3000 Mann waren in Nanking versammelt, um von den deutschen Instruktoren die Anfangsgründe militärischer Weisheit zu lernen. Aber sofort begannen wieder die Eifersüchteleien zwischen diesen Soldaten und den Hu-nan-Mannschaften des Vizekönigs, welche nicht so gut ausgerüstet und vor Allem nicht so gut bezahlt waren, wie die unter deutschem Kommando stehenden Truppen. Die Hetzereien beim Vizekönig wurden unermüdlich fortgesetzt, bis endlich Li-Hu den deutschen Instruktoren erklären ließ, er könne ihnen keinerlei Befehlsgewalt über die von ihnen ausgebildeten chinesischen Soldaten zugestehen. Er werde zu Vorgesetzten derselben chinesische Offiziere ernennen, und die deutschen Offiziere hätten sich nur als Exerziermeister zu betrachten. Der Major von Reitzenstein protestirte mit aller Energie, berief sich auf die kontraktliche Abmachung, welche den deutschen Offizieren das wirkliche Kommando der von ihnen auszubildenden chinesischen Truppen gewährte, und zeigte die vom Kaiser von China selbst besiegelte Urkunde. Der Vizekönig von Nanking sah sich das Schriftstück mit allem schuldigen Respekt an und erklärte hierauf, in seiner Provinz mache er, was ihm gut dünke. Darauf hin setzten sich die deutschen Offiziere in Strike; sie erklärten, daß sie sich nicht mehr um die für sie ausgehobenen Truppen bekümmern würden, der Vizekönig möge mit denselben fertig werden, wie er wolle.

Eine Zeit lang schien der Vizekönig mit dieser Lösung zufrieden zu sein. Die Soldaten aber, welche beschäftigungslos in den Straßen herumlagen, kamen durch den Müßiggang auf allerhand böse Gedanken, riefen schließlich Unruhen hervor und zeigten nicht übel Lust, sich in Nanking als die Herren aufzuspielen. Jetzt bekam der Vizekönig Angst, sandte nach den deutschen Instruktoren und bat diese inständig, sie möchten das Kommando der Truppen doch ja wieder übernehmen. Die deutschen Offiziere ließen den Provinz-Gewaltigen erst ein wenig zappeln, dann mußte er Buße thun und schwören, sich niemals mehr in die Angelegenheiten der Instruktoren

hineinzumischen, und hierauf ließen sie die Truppen wieder zum Dienst antreten. Aber je mehr die Ausbildung fortschritt, um so mehr nahm die Gährung unter den Hu-nan-Soldaten des Vizekönigs zu. Schließlich konnten sie nicht mehr an sich halten, und eines Morgens fielen sie auf dem Exerzierplatz über einen deutschen Unteroffizier her, der zu Pferde dort erschien, um eine Abtheilung seiner Leute zu erwarten, welche zur Uebung kommandirt war. Sie hieben mit Hellebarden auf ihn los, stachen mit Piken auf ihn ein und ließen den Bedauernswerthen für todt auf dem Platze liegen. Glücklicherweise gelang es, den Schwerverletzten zu retten; er genas in der Folge sogar vollständig von den Hieb- und Stichwunden, die ihm beigebracht worden waren. Jetzt erschienen zwei deutsche Kriegsschiffe vor Nanking. Der überfallene Unteroffizier erhielt ein Schmerzensgeld von 25,000 Mark und wurde sofort in die Heimath entlassen. Der Major von Reitzenstein erklärte, er wolle keine Stunde länger in Nanking bleiben. Schließlich einigte man sich dahin, daß die deutschen Instruktoren mit 2500 Mann chinesischer Truppen das befestigte Lager von Wu-sung an der Mündung des Yang-tse-kiang beziehen und dort die militärische Ausbildung der Mannschaft vollenden sollten.

In Wu-sung, wo die deutschen Offiziere ihre Soldaten vollständig in der Gewalt hatten und wo keinerlei störende Einflüsse mehr zu überwinden waren, machte das Ausbildungs-Werk verblüffend rasche Fortschritte. Bei richtiger Behandlung eignen sich die Chinesen durchaus zu Soldaten. Das hat schon der General Gordon erkannt, als er mit einer chinesischen Armee die Taiping-Rebellion niederwarf. Es ist bekannt, daß er späterhin, wenn man ihn mit größeren militärischen Unternehmungen betraute, oft den Wunsch äußerte: „Gebt mir nur Chinesen!" Warum sollte auch dieses Volk, dessen Anstelligkeit keine Grenzen zu haben scheint und das Alles zu erlernen fähig ist, sich nicht auch das Waffen-Handwerk aneignen können? Warum sollten die Chinesen keine guten Soldaten sein, da ihre Körperkraft nicht selten in's Riesenhafte geht und da sie den Tod nicht fürchten? Gegenwärtig wird in China der Soldat verachtet. Er ist eben nichts anderes als ein Kuli. Die deutschen Instruktoren stellten es sich zur Aufgabe, die Soldaten von dem drückenden Gefühl der Verachtung zu befreien,

das auf ihnen lastete. Selbstachtung ist die beste Grundlage der Disziplin. Die deutschen Offiziere riefen das Selbstgefühl der Soldaten wach, indem sie dieselben zu Leistungen erzogen, welche hoch über den Verrichtungen standen, aus denen sich für gewöhnlich in China das Soldaten-Handwerk zusammensetzt. Die armen Chinesen waren dankbar dafür, daß sie etwas Besseres lernten, und folgten auf's Wort.

Der Major von Reitzenstein formirte seine kleine Heerschaar zu zwei Kriegs-Bataillonen, die mit guten deutschen Gewehren bewaffnet waren, verfügte außerdem über zwei Batterien Artillerie, denen freilich einstweilen noch die Bespannung fehlte, und über eine Schwadron Kavallerie. Die Uniformen waren halb chinesisch, halb europäisch. Die Truppen trugen Achselklappen mit den Nummern der Abtheilungen. Natürlich wurde auch eine Militärkapelle zusammengestellt. Der Parade-Marsch ging tadellos, und auch Felddienst-Uebungen und Gefechts-Exerziren konnten den höchsten preußischen Ansprüchen genügen. Bald verbreitete sich im Lande der Ruf von den militärischen Leistungen der Wu-sung-Soldaten. Von überall her trafen hohe Mandarine ein und wollten sich durch den Augenschein überzeugen. Sogar kaiserliche Censoren kamen aus Peking. Der Major von Reitzenstein mußte eine große Truppenschau abhalten, und dieselbe fiel glänzend aus. Den Parade-Marsch begrüßten die chinesischen Beamten mit Ausbrüchen der Begeisterung. Als aber gar die Felddienst-Uebungen kamen, waren sie sprachlos. So etwas hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Der alte Tschang-tschi-tung in seiner fernen Provinz war selig und sandte Glückwunsch-Telegramme an die deutschen Offiziere. Auch Ehren-Medaillen aus Peking kamen an. Die Truppenschau mußte wiederholt werden, die ganze europäische Kolonie von Shanghai wurde eingeladen. Die Engländer machten sauersüße Gesichter. „Ja," sagten sie, „auf dem Exerzierplatze marschiren die Truppen gut. Aber wer weiß, ob sie sich auch im Ernstfall bewähren werden, namentlich wenn man sie gegen ihre Landsleute, gegen Chinesen, führt." Eine Woche darauf erhielten die Wu-sung-Soldaten Gelegenheit, auch auf diese Bedenken durch die That zu antworten.

In einem der Forts am Yang-tse-kiang, stromaufwärts von Wu-sung, in Se-tsi-lin, saß der chinesische General Bang mit

einer großen Streitmacht. Im Deutschen würde Bang kein guter Name für einen General sein. Es scheint, daß der Name, wenigstens der deutsche Sinn des Namens, auch durchaus dem Charakter des chinesischen Heerführers entsprach. Dieser Kriegsheld hatte viele vortreffliche Eigenschaften, nur mit dem Muthe war es schlecht bestellt. Da weit und breit kein Feind in der Nähe war, beschränkte er sich darauf, Angst vor seinen eigenen Soldaten zu haben. Nach der Truppenschau in Wu-sung sollte auf einmal Alles in deutscher Art organisirt werden. Der General Bang bekam Befehl, einen Theil seiner Leute zu verabschieden; die übrigen sollten später zu den deutschen Instruktoren in die Lehre kommen. Der General Bang kündigte also einem Theil seiner Truppen an, daß er sie entlassen und ihnen den seit vier Monaten rückständigen Sold auszahlen würde. Die Truppen fanden, daß dies eine vortreffliche Gelegenheit zu einem kleinen „squeeze" sei, wie derselbe nun schon einmal in China landesüblich ist, und erklärten, sie hätten nicht vier, sondern zehn Monate rückständigen Sold zu fordern. Als der General Bang antwortete, er könne nicht mehr als vier Monate auszahlen und auch das sei schon sein Ruin, begannen sie, Alles kurz und klein zu schlagen. Dann holten sie sich den General in's Nordlager, wo die ärgsten Aufrührer beisammen waren, setzten ihm dort einige Gewehre auf die Brust und fragten ihn, wie er jetzt über die zehn Monate denke. Es war durchaus nicht ausgemacht, daß die Gewehre geladen waren. Aber der General Bang begann sogleich zu zittern, erklärte sich zu Allem bereit und bat nur, man solle ihm doch von den zehn Monaten wenigstens noch Einiges herunterlassen. Die Rebellen zeigten sich geneigt zum Handeln, und der General wurde schließlich in Freiheit gesetzt, nachdem er sieben Monate Sold versprochen hatte.

Sobald der Major von Reitzenstein Kunde von der Meuterei in Se-tsi-lin erhielt, stellte er sich an's Telephon und fragte den General Bang, ob er ihm zu Hilfe kommen solle. Der General antwortete, er habe bereits sieben Monate Sold versprochen. Der Major von Reitzenstein telephonirte zurück, daß der General Unrecht habe, sich auf Versprechungen einzulassen. Der General Bang erwiderte, er sehe das wohl ein, sei aber ein armer schwacher Mann und könne nichts Anderes thun. Der Major von Reitzen-

stein sprach zurück, daß der General Bang ihn nur zu rufen brauche, und schloß die Unterhaltung. Das war am Abend. In der Nacht wurde es in Se-tsi-lin wieder unruhig, und am Morgen telephonirte der General Bang, der inzwischen neue Angst bekommen hatte, nach Wu-sung und bat um Hilfe.

Herr von Reitzenstein rückte aus mit Infanterie und Artillerie. Jede Kanone hatte dreißig Schuß, und in Ermangelung von Pferden wurden die Kanonen durch die Mannschaft gezogen. In Se-tsi-lin ließ er seine Batterien vor dem Eingang des Nordlagers auffahren. Dann zog er selbst mit einer Kompagnie in's Lager ein. Auf dem freien Platz in der Mitte standen die Meuterer im dichten Knäuel. Der Major ließ seine Kompagnie Front machen. Dann rief er den Soldaten des Generals Bang zu, daß sie ihre Gewehre alle auf einen Haufen vor der Front seiner Kompagnie zusammenzuwerfen hätten. Die Soldaten rührten sich nicht und grinsten ihn an. Der Major befahl seiner Kompagnie, zu laden. In einer Sekunde saßen die Kugeln in den Gewehren. Das ging wie auf dem Exerzier-Platz. Hierauf wandte sich der General wieder zu den Aufrührern: „Wollt Ihr jetzt?“ Ob sie wollten! Die Gewehre flogen nur so durch die Luft und rasselten auf die Erde nieder. Einige von den Rebellen wurden als Lastträger herausgesucht. Jeder mußte zehn von den Flinten aufladen und sie aus dem Lager herausbringen. Dann wurde strenges Gericht gehalten. Der General Bang ließ die Rädelsführer gleich an Ort und Stelle köpfen. Hierauf trat der Major von Reitzenstein den Rückmarsch nach Wu-sung an. Die Aufrührer mußten zur Strafe die Kanonen durch die grundlosen chinesischen Wege nach Wu-sung zurückschleppen; sie waren tief gedemüthigt; und trotzdem die Nacht während des Marsches hereinbrach, dachte keiner mehr an Auflehnung.

Der Ruhm von dieser ersten Heldenthat der durch die deutschen Instruktoren ausgebildeten Truppe verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Aber mit dem Ruhme kam auch dessen unzertrennlicher Begleiter, der Neid. Die chinesischen Generäle wurden eifersüchtig auf die deutschen Offiziere. Vor Allem fürchteten sie für ihre Einkünfte. Der chinesische General bekommt nämlich von der Regierung ein Pauschale, für welches er Truppen anzuwerben hat. Dieses Pauschale bildet den besten

Theil seines Einkommens. Denn er wirbt keine oder doch so wenig als möglich Truppen an und steckt das Geld lieber in die eigene Tasche. Die Generäle sahen eine Zeit kommen, wo jeder General auch wirklich alle die Truppen würde halten müssen, für die er von der Regierung bezahlt wurde. Darum thaten sie sich zusammen gegen die deutsche Konkurrenz, welche das Geschäft zu verderben drohte, und die Einflüsterungen begannen. Es hieß, die chinesischen Soldaten hätten jetzt genug gelernt, und es sei Zeit, daß wieder ein chinesischer Heerführer den Fremden die Truppen aus der Hand nehme. Die Intriguen der chinesischen Generale führten denn auch zu dem Resultate, daß die deutschen Instruktoren von der chinesischen Regierung entlassen wurden. Diese Intriguen haben die einzige Ursache für die Verabschiedung der deutschen Offiziere gebildet, und man geht fehl, wenn man, wie dies in Europa vielfach geschehen ist, russische Einflüsse dahinter vermuthet.

Der Major von Reitzenstein sollte den Haupttheil seiner Truppen dem chinesischen General Li übergeben. Ueber das Ceremoniell der Uebergabe wurde zwischen dem Major und dem General lange verhandelt. Der Major bestand darauf, daß es nach europäischem Militär-Gebrauch dabei zugehen solle. Der General Li solle nach Wu-sung kommen. Die Truppen würden auf dem Exerzier-Platz aufgestellt sein. Der bisherige Kommandant werde ein letztes Mal „Präsentirt das Gewehr!" befehlen. Dann solle der neue Kommandant „Gewehr über!" rufen, als Zeichen, daß er jetzt die Leitung übernehme. Dem General Li leuchtete dieses Ceremoniell nicht besonders ein.

„Kann ich dabei in meiner Sänfte bleiben?" fragte er.

„Gewiß nicht," antwortete der Major von Reitzenstein. „Denn aus der Sänfte heraus kann man nicht „Gewehr über!" kommandiren."

Der General Li fügte sich seufzend der Nothwendigkeit, zu Pferde zu erscheinen, und der Tag der Truppen-Uebergabe wurde festgesetzt. An dem bestimmten Tage standen die Truppen den ganzen Vormittag lang auf dem Exerzierplatz. Man wartete sogar bis zum Abend, aber vom General Li zeigte sich nirgends eine Spur. Später stellte sich heraus, daß der General am Morgen

wirklich in einem Sampan, der von einer Dampf-Pinasse geschleppt wurde, nach Wu-sung ausgefahren war. Unterwegs jedoch waren ihm gewisse Vorzeichen begegnet, aus denen er schließen zu müssen glaubte, daß der Tag ein Unglückstag sei, und so hatte er schleunigste Umkehr befohlen.

Am nächsten Tage aber rückte er an. Diesmal goß der Regen in Strömen vom Himmel. Nun ist die Furcht vor dem Regen eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Chinesen. Wenn es regnet, sind die sonst von Menschen wimmelnden Straßen der chinesischen Städte so gut wie verödet. Selbst die Kulis, die in Shanghai die Chaussee-Walze ziehen, haben Angst, ein Tropfen könne auf sie niederfallen, und arbeiten unter aufgespannten Schirmen. Auf dem Exerzierplatz von Wu-sung standen also die Truppen im strömenden Regen und harrten des Generals Li. Lange kam nichts; endlich zeigte sich ein seltsamer Zug. Voran schritten zwölf Bannerträger, welche Fahnen hoch hielten, auf denen die Verdienste und Tugenden des Generals Li zu lesen waren. Dann folgten mehrere Sänften. Endlich wurde ein Pferd sichtbar, das zwei Stallknechte vorsichtig am Zügel führten. Ein Kuli schritt hinterdrein und hielt einen mächtigen Regenschirm über das edle Roß. Im Sattel hockte eine unförmige rothe Masse. Diese rothe Masse war der General, welcher sich zum Schutz gegen den Regen in mehrere Regenmäntel gehüllt hatte, über die außerdem noch einige rothe Decken gewickelt waren. Der General war noch gar nicht auf dem Platze angekommen, als man ihn bereits „Gewehr über!" schreien hörte. Der Major von Reitzenstein aber erklärte, daß erst er selbst „Präsentirt das Gewehr!" zu kommandiren habe. Dann könne der General Li „Gewehr über!" schreien, so lange er wolle. . . . .

Der General Li ist gegenwärtig mit den Truppen im Fort Ki-an-yen am Yang-tse-kiang stationirt. Die Kavallerie ist anderswohin geschickt worden; jedoch auch die vom General Li aus Wu-sung herbeigeführten Soldaten beginnen bereits wieder auseinander zu laufen. Der General Li thut natürlich nichts, um das Ausbildungs-Werk der deutschen Offiziere fortzusetzen. Das Einzige, worauf er Werth legt, ist die Militärkapelle. Dieselbe wird vielleicht zehn Mal am Tage in den Yamen des Generals geholt. So oft er eine Unterschrift gibt oder sein Siegel aufsetzt, muß die Militär-

kapelle dazu aufspielen. Vor Allem hat er eine große Festlichkeit abgehalten, um die Uebernahme des Kommandos zu feiern. Der General Li saß an einem Tisch, auf dem zwei rothe Unschlitt-Kerzen brannten. An passender Stelle war ein Abbild des Kriegs-Gottes angebracht, für welchen zahlreiches Räucher-Papier angezündet wurde. Die Militärkapelle stand dabei und spielte „Heil Dir im Siegerkranz" und „Ich bin ein Preuße".

XVI. Chinesische Zeitungen.

Shanghai, 26. Juni.

Das Zeitungswesen in China ist durch die Europäer begründet worden. Noch heute ist an den meisten journalistischen Unternehmungen in China wenigstens europäisches Kapital betheiligt. Auch werden einige Zeitungen von Missionären geschrieben und herausgegeben. Die Mehrzahl der Tagesblätter aber hat chinesische Redakteure. Der Journalismus hat sich in China rasch und kräftig entwickelt. Redakteure gibt es überall in einem Lande, wo jeder Mann, der es zu irgend etwas bringen will, ein Literat sein muß. Das Volk wieder, das mit Leidenschaft liest, bildet ein vortreffliches Publikum. Analphabeten kommen in China selten vor. Selbst die geringsten Kulis können lesen; in ihren Mußestunden sitzen sie oft beisammen, und Derjenige, welcher die meisten Schriftzeichen kennt, lehrt sie den Anderen. Darum sind die Zeitungen mit Freuden aufgenommen worden und haben rasch eine allgemeine Verbreitung gewonnen. Jetzt findet man sie allenthalben, wie bei uns. Der Krämer im Laden, der Mafu auf dem Bocke, der Boy in der Dienerstube liest eifrig sein Leib-Blatt.

Der Tages-Publizistik wenden sich häufig diejenigen Literaten zu, die in der Beamten-Carrière nicht recht vorwärts kommen. Andere wählen den Journalismus aus Liebe zu dem Beruf, weil sie den Drang in sich fühlen, das Volk aufzuklären und die Wahrheit zu verbreiten. Die Redaktionen haben ein zahlreiches Personal. Die technischen Einrichtungen funktioniren ganz nach europäischer Art. Gedruckt

wird mit Maschinen. Setzer und Drucker sind natürlich Chinesen. Außer den Buchstaben werden auch Clichés viel verwendet. Das Papier ist das gewöhnliche chinesische, das sogenannte Reispapier. Da die Zeitungen unter europäischem Einflusse entstanden sind, so sind ihre Haupt-Verlagsorte die Hafenstädte mit ausländischen Settlements. Jede dieser Städte besitzt mehrere Lokal-Blätter. Die Tendenz der chinesischen Presse ist im Allgemeinen den Fremden nicht freundlich. Auf einen den Europäern feindlichen Ton sind sogar diejenigen Journale gestimmt, in denen man europäisches Kapital vermuthet. Es ist jedenfalls ein guter Spaß, daß der Europäer sogar den Haß gegen die Europäer in China geschäftlich auszubeuten weiß. Im Uebrigen weist die chinesische Journalistik dieselben Erscheinungen auf wie die unsrige.

Es gibt vornehme literarische Zeitungen, es gibt billige Volksblätter, und selbst die „Generalanzeiger", die hauptsächlich auf Annoncen ausgehen, werden in China bereits schwungvoll betrieben. Der chinesische Kaufmann hat rasch gelernt, sich des Inserats zu bedienen, und der über alle Maßen lebhafte Handelsverkehr ruft ein ausgedehntes Annoncen-Geschäft hervor. In den Zeitungen werden alle möglichen Parteirichtungen vertreten; die Generalanzeiger sind natürlich „parteilos". Die chinesischen Journalisten üben oft strenge Kritik an den Akten der Beamten und machen kräftige Opposition. Nur vom Kaiser und von der kaiserlichen Familie wird fast immer mit Respekt gesprochen. Preß-Gesetze existiren nicht. Wenn der maßgebende Mandarin findet, daß ein Blatt ihm gar zu unangenehm wird, so verbietet er einfach dessen Erscheinen und sperrt die ganze Redaktion ein. Das ist auch eine Art Preß-Freiheit. Die Journalisten sind frei, zu schreiben, was ihnen beliebt, und die Behörden sind frei, so viele Journalisten einzusperren, als ihnen gut dünkt. Die Staatsgewalt macht in China, was sie will, und wenn es ihr beliebt, einen Journalisten ohne Grund in's Loch zu stecken, so braucht sie das nicht einmal erst „Grober Unfug" zu nennen. Freilich finden die chinesischen Zeitungen Mittel und Wege, um selbst dieser schrankenlosen Willkür der Behörden zu entgehen. Wenn es irgend möglich ist, so erscheinen sie unter europäischer Firma oder geben einen europäischen Strohmann als Chefredakteur an.

Ein in Shanghai lebender englischer Journalist hat erst kürzlich wieder die Aufforderung erhalten, gegen ein Entgelt von fünfzig Taels monatlich nur seinen Namen für ein chinesisches Blatt herzugeben. Wenn die Zeitung einen Europäer als Deckung vorschiebt, kann die chinesische Regierung nichts gegen sie thun. Ein Blatt in Tientsin, das lediglich von Chinesen herausgegeben wurde, hatte heftige Angriffe gegen die Regierung gerichtet. Die Regierung wurde böse und schickte sich an dreinzufahren. Im selben Augenblicke ging auch schon das Blatt in japanische Hände über, und die Regierung stand da mit erhobener Hand und konnte nicht zuschlagen. Die Zensoren beginnen sich bereits mit der „Umsturz"-Gefahr zu beschäftigen, welche das Bestehen dieser bösen Oppositions-Blätter heraufbeschwört, und wollen ein kaiserliches Edikt erwirken, das die gesammte chinesische Presse unter die Aufsicht der Beamten stellen soll. Die chinesische Opposition hat übrigens bereits ganz respektable Leistungen aufzuweisen. Vor einiger Zeit hat sich ein Blatt in Shanghai, das von einem hervorragenden jungen chinesischen Gelehrten redigirt wird, mit der politischen Lage in China beschäftigt und ganz einfach die Frage erörtert, ob es nicht besser wäre, das Kaiserthum abzuschaffen und die Republik in China einzuführen!

In Shanghai kommen fünf chinesische Zeitungen heraus. Diese Zahlen-Angabe läßt einige unbedeutende Publikationen außer Acht. Das angesehenste Blatt ist „Sche-wu-sche-pau" (auf deutsch etwa: Tagesneuigkeiten und Tageblatt). Es wird herausgegeben von der Liga zur Verbreitung der Kenntniß ausländischer Wissenschaften und ausländischer Sprachen in China, die sich „Daily Chinese Progress" nennt. Da die Chinesen von oben nach unten lesen, haben die Zeitungen eine längliche und schmale Form. Eine Nummer der „Sche-wu-sche-pau" ist etwa doppelt so lang wie eine Nummer der „Frankfurter Zeitung" und nur dreiviertel so breit. Jedes Exemplar ist acht Seiten stark, und je zwei Seiten hängen immer in der Weise zusammen, daß die folgende unten an die vorhergehende angesetzt ist. Rechts in der Ecke der letzten Seite (der Chinese liest auch von hinten nach vorn) befindet sich der Titelkopf. Derselbe sieht folgendermaßen aus:

大清光緒二十四年四月三十日
時務日報
禮拜六
西歷一千八百九十八年六月十八號
第四十五號
本埠取錢五文
外埠取錢七文
各地代派處

Die vier großen Schriftzeichen in der Mitte geben den Namen des Blattes an: Sche-wu-sche-pau; die zwei horizontalen Druckzeilen zu beiden Seiten des Titels enthalten das Datum. Das chinesische Datum steht links, das europäische rechts. Die fünf vertikalen Druckzeilen unterhalb des Titels verzeichnen den Namen des Tages, die Nummer der Zeitung und den Abonnementspreis. Das Abonnement beträgt für Chinesen monatlich nicht mehr als fünf Cents (etwa zehn Pfennig nach deutschem Gelde).

Nach dem Muster der englischen Blätter werden zahlreiche Annoncen gleich auf die erste Seite gestellt. Mitten unter den Inseraten, die meistens von Buchhändlern herrühren, bleibt der Redaktion auf dieser Seite nur ein kleiner Raum, um ihre Thätigkeit zu entfalten. Für einen Leitartikel ist das nicht genügend. Ein Leitartikel will sich über Vieles verbreiten, und wenn er anfängt, seine sehr weitgehenden Schlüsse zu ziehen, so braucht er Platz. An erster Stelle druckt also die chinesische Redaktion *Dokumente von öffentlichem Interesse* ab. Die „Sche-wu-sche-pau“ vom 26. Juni bringt hier z. B. die amtlichen Vorschriften, welche über die Eröffnung der Fluß-Schifffahrt ergangen sind. Außerdem wird ein Schriftstück mitgetheilt, das gegenwärtig in China viel Aufsehen macht. Ein Japaner hat ein Memorandum an den Kaiser von China gerichtet. In diesem führt er aus: Die europäischen Mächte seien im Begriff, China zu zertheilen und den Fortbestand der Dynastie zu gefährden. Auch Japan habe in diesem Jahrhundert einmal in einer ähnlichen Gefahr geschwebt. Es sei ihr entronnen, indem es europäische Einrichtungen angenommen und namentlich seine Armee nach europäischem Muster reorganisirt habe. China müsse nun dem Beispiele Japans folgen, um seinem Untergange vorzubeugen. Der japanische Verfasser der Denkschrift verweist den Kaiser von China auf viele Beispiele aus der Geschichte, namentlich auf den schwedischen König *Karl XII.* Damals hätten die europäischen Mächte auch Schweden unter sich vertheilen wollen. Aber Karl XII., welcher den Plutarch gelesen und welchem als leuchtendes Vorbild Alexander der Große vorgeschwebt habe, sei heldenmüthig gegen seine Feinde in den Kampf gezogen und habe ihnen Widerstand geleistet. Die Denkschrift spricht von *Kiautschou* und geht zur Erörterung dieses Themas mit folgenden Worten

über: „Da kamen die Deutschen, wie der Blitz, der vom Himmel fällt, und uns nicht Zeit läßt, uns die Ohren zuzuhalten."

Auf der zweiten Seite werden die kaiserlichen Edikte veröffentlicht, welche die Amtszeitung in Peking bekannt gibt. Diese Verordnungen enthalten größtentheils nur Beamten-Ernennungen und bieten lediglich ein untergeordnetes Interesse. Dann kommen die Telegramme. Die chinesischen Zeitungen haben keine Original-Depeschen (das wird schon auch noch kommen) und beschränken sich darauf, die Telegramme aus den englischen und aus den japanischen Zeitungen zu entnehmen. Auch bei uns richten sich gewisse Blätter einen Depeschen-Dienst sehr billig dadurch ein, daß sie die Original-Telegramme anderer Blätter übernehmen und sie als eigene Telegramme ausgeben. Die chinesischen Zeitungen gehen viel anständiger zu Werke. Sie drucken wohl nach, aber bei jeder Depesche ist die Quelle angegeben. Die Auswahl der Telegramme verräth journalistisches Geschick, und aus der „Sche-wu-sche-pau" vom 26. Juni kann sich der chinesische Leser sehr gut über die Vorgänge auf den verschiedenen spanisch-amerikanischen Kriegsschauplätzen orientiren. Auch erfährt er, daß es in Paris Herrn Ribot nicht gelungen ist, ein Ministerium zusammen zu bringen, und daß der Präsident der Republik Herrn Sarrien mit der Kabinetsbildung betraut hat.

Nach den Depeschen erst folgt der eigentliche Leitartikel. Derjenige der „Sche-wu-sche-pau" vom 26. Juni enthält Vorschläge zur Verhütung der Hungersnoth. Seit einigen Wochen nämlich ist in Shanghai und im ganzen Yang-tse-kiang-Gebiet ein bedenkliches Steigen der Reis-Preise zu bemerken. Es heißt, daß die Hauptschuld daran der Tao-tai Tsai von Shanghai trägt, der allen Reis in dieser Gegend aufgekauft und nach Canton verschickt hat. Dieser kleine „corner" soll dem trefflichen Beamten eine Million Taels eingebracht haben. Aber man munkelt bereits, daß eine Untersuchungs-Kommission von Peking nach Shanghai unterwegs ist, und die Geschichte kann ein schlimmes Ende nehmen für Seine Excellenz. Die Million Taels freilich ist wohl schon längst in einer ausländischen Bank sicher untergebracht. In den Leitartikeln suchen die chinesischen Redakteure ihr ganzes literarisches Wissen glänzen zu lassen. Die Artikel sind mit Citaten vollgestopft und sind in einem schwülstigen und manierirten Styl geschrieben.

Mit großer Sorgfalt wird die Briefkasten-Rubrik behandelt, welche ihren Platz gleich hinter dem Leitartikel hat. Täglich treffen zahlreiche Anfragen aus dem Publikum ein. Die Chinesen sind ungemein lernbegierig und haben es rasch herausgefunden, daß man sich auch der Redaktion einer Zeitung bedienen kann, um seine Kenntnisse zu erweitern. In der „Sche-wu-sche-pau" vom 26. Juni ertheilt die Redaktion eine lange Antwort auf den Brief eines Lesers, der gefragt hat, welche militärische Rangstufen es in der englischen Armee gibt. Dann werden kurze, nicht telegraphische Nachrichten aus dem Auslande mitgetheilt. Diese Ausland-Rubrik zerfällt in Abtheilungen, welche die Namen der einzelnen Länder als Aufschrift tragen. Unter der Ueberschrift „England" steht am 26. Juni beispielsweise, daß der englische Konsul in Korea gestorben ist; unter der Ueberschrift „Amerika" wird gemeldet, daß der neue Gesandte der Vereinigten Staaten in Peking angekommen ist. Einen besonders großen Raum nimmt in dieser Ausland-Rubrik Japan ein. An die Rubrik des Auslandes schließt sich diejenige des Inlandes an. Sie besteht aus Korrespondenzen von allen Theilen Chinas. „Sche-wu-sche-pau" erhält briefliche Original-Berichte aus sämmtlichen großen chinesischen Städten. An erster Stelle läßt sich natürlich der Pekinger Korrespondent vernehmen. Am 26. Juni meldet er, daß im Befinden des Prinzen Tsching eine leichte Besserung eingetreten ist; daß gegenwärtig in Peking wieder alle Gesandtschafts-Posten besetzt sind, nachdem im vergangenen Jahre mehrere Gesandtschaften interimistisch durch chargés d'affaires verwaltet worden sind; daß die Engländer sich in Wei-hai-wei installiren ꝛc. Die anderen Korrespondenzen der Nummer vom 26. Juni sind datirt aus Nanking, Tschenziang, Sutschau, Kiukiang, Hankau ꝛc. Die meisten Korrespondenzen enthalten Mittheilungen über die Reis-Preise. Das ist überhaupt ein stereotypes Thema.

Der redaktionelle Theil des Blattes schließt mit den Lokalnachrichten und mit öffentlichen Bekanntmachungen, die von Privatleuten ausgehen. Die Lokalnachrichten haben denselben Inhalt, wie überall in der Welt (Unglücksfälle, Feuersbrünste, Auszeichnungen, welche Diesem oder Jenem „unserer Mitbürger" zu Theil geworden sind ꝛc.) und sind nach Stadttheilen geordnet (englisches, französisches, ameri-

kanisches Settlement und Chinesenstadt). Die öffentlichen Bekanntmachungen haben die Kinder-Diebstähle zum Gegenstand, die in den letzten Wochen unter der chinesischen Bevölkerung auffallend häufig vorgekommen sind. Ein Vater zeigt an, daß ihm ein Kind geraubt worden ist, gibt dessen Signalement und setzt eine Belohnung aus für Auffindung des Kindes und des Räubers. Die letzten Seiten des Blattes sind wieder mit Geschäfts-Annoncen der verschiedensten Art gefüllt.

Die „Sche-wu-sche-pau" ist, wie gesagt, ein ernstes, literarisches Blatt, das in den guten bürgerlichen Kreisen sein Publikum hat. Das Volk liest die „Schin-wen-tau" („Neuigkeiten"), eine farblos und unpersönlich gehaltene Publikation, die noch billiger ist als die „Sche-wu-sche-pau" und eine Auflage von vielen Tausenden druckt. Sogar illustrirte chinesische Zeitungen werden bereits herausgegeben. Die beliebteste ist die „Hu-pau", eine Art chinesischer Kladderadatsch, der sich hauptsächlich die Verspottung der Europäer zur Aufgabe macht. Die Zeitung erscheint wöchentlich in länglichen Oktav-Heften mit grünem Umschlag. Jedes Heft enthält zuerst zwölf bis zwanzig Seiten Zeichnungen, dann einige Seiten Text. Die Zeichnungen sind mit sicherer Hand ausgeführt und sind mit großer Klarheit auf dem dünnen Reispapier gedruckt. Sie bringen allerlei Szenen zwischen Chinesen allein oder zwischen Chinesen und Europäern zur Anschauung. Die Europäer tragen zumeist den runden, steifen Filzhut, den man in Paris „chapeau melon" nennt, sind ganz getreu nach dem Leben dargestellt und haben nur manchmal die Augen etwas schief im Kopfe sitzen.

XVII. Auf dem Yang-tse-kiang.

An Bord der „Kiangfoo", Anfang Juli.

(Abfahrt. — Die Mündung des Yang-tse-kiang. — Kinder an Bord. — Die „Kiangfoo". — Der chinesische Kaufmann schlägt den europäischen. — Die Landschaft. — Tsching-kiang. — Nanking. — Wu-hu. — Das „Waisenkind". — Kiu-kiang. — Wu-tschang.)

Nachts um ein Uhr fahren wir aus Shanghai heraus unter großem Geraſſel eiſerner Ketten und lautem Kuli-Geſchrei. Der Schein der elektriſchen Lampen auf der Werft fällt grell durch's Kabinenfenſter herein, zieht an der Wand entlang und verſchwindet. Die Dampfpfeife heult, das Waſſer beginnt zu ſchäumen, und das Schiff erzittert jedesmal, wenn die Maſchine Athem holt.

Die Stadt liegt im Dunkel und ſcheint zu ſchlafen. Nur die erleuchtete Uhr am Zollhausthurm ſieht in die Nacht hinein wie ein waches Auge. Der Public Garden iſt vereinſamt, die weißen Bänke ſtehen leer, und die kleinen Mädchen, die ſich noch vor wenigen Stunden auf ihnen zuſammengedrängt haben — die wunderſchöne goldblonde Roſi und die Miß Ada, die auf ihrem Ponywagen zur Schule fährt, und die Steuereinnehmers-Tochter mit den kaſtanienbraunen Locken und dem Engelsgeſicht — ſie alle ſchlummern zu Hauſe und träumen von dem Prinzen, der ſie als Braut heimführen wird auf ſein Schloß. Auf dem Zollhausthurm ſchlägt ein letztes Mal das Glockenſpiel. Es läutet alle vier Strophen ſeines Liedes ab, des gleichen Liedes, das von Weſtminſter aus ertönt. Dann folgt eine Pauſe, und erſt nach einiger Zeit ſcheint die Thurmuhr aus ihrem Schlafe zu erwachen und ſich zu erinnern, daß ſie die Stunde zu ſchlagen habe. Ein ehernes Eins dröhnt über die Stadt hin. Dann wird es ſtill, und wir gleiten in die Nacht hinaus.

Am Morgen schwimmt das Schiff mitten auf einer gewaltigen Wasserfläche. Das Meer kann es nicht sein, weil der Wellenschlag mangelt; und das Meer ist es doch wieder, weil die Ufer fehlen. Ganz in der Ferne nur ist ein dunkler Strich von Land, wie er sich hier und da auch auf dem Meere zeigt, wenn der Dampfer an einer Küste vorbeifährt. Das Wasser ist braun, und stellenweise hat das Braun sogar einen röthlichen Schimmer. Es ist die seltsamste Färbung, die man sich denken kann. Weit wölbt sich der Himmel über dem rothbraunen Wasserspiegel. Weiße und graue Wolken sind ineinander geschoben und übereinander aufgethürmt. Wo der Wolkenbau eine Lücke läßt, scheint ein blasses Blau hervor. Das ist die Landschaft bei der Einfahrt in den Yang-tse-kiang.

Allmählich kommt zu Wasser und Wolken auch ein wenig Land. Auf der rechten Seite rückt das Ufer heran. Indem der Fluß wenigstens ein Ufer zeigt, macht er augenscheinlich eine Konzession an das Auffassungsvermögen Derjenigen, die mit europäischen Flußbegriffen auf den Yang-tse-kiang kommen. Aber immerhin wäre es interessant, zu wissen, wo das linke Ufer steckt. Wer weiß, ob es überhaupt vorhanden ist? Der Strom reckt sich so in die Breite, als wolle er alles Land aus China hinausdrängen, und vielleicht ist ihm dies auf der linken Seite gelungen. Nein, in China ist Platz genug für den Yang-tse-kiang. Was mögen das für Bodenflächen sein, wenn man sie nach dieser Wasserfläche bemißt! Und man beginnt zu ahnen, wie ungeheuer dieses China sein muß, in dessen Leib der Yang-tse-kiang nur eine Ader bedeutet, wie endlos das Land sein muß, in dem diese uferlose Wassermasse nur ein Fluß ist.

Das rechte Ufer ist grün. Hohe Binsen stehen am Rande, und manchmal laufen kleine gelbe Kinder dort herum, denen die Gräser weit über den Kopf gehen. Wiesen reichen bis zum Flusse herab, und dahinter stehen Bäume mit buschigen Wipfeln. Niedrige Häuser werden sichtbar, graue Häuser mit schwärzlichen Dächern. Das Ufer ist flach; oft scheint es nur eine dünne Rinde über dem Wasser zu sein. Mitunter kommen schmale Flußläufe oder Kanäle aus dem Lande her unter überhängenden Weiden. An der Mündung ist manchmal ein kleiner Hafen, wo einige Dschunken liegen mit ihren Masten, die in eine stumpfe Spitze auslaufen.

Einige ziehen mit entfalteten schwarzbraunen Segeln auf dem Strom vorüber. Aber während eines ganzen Tages begegnet man nicht zwanzig oder dreißig Schiffen. Weit in der Runde, in Wasser und Land, zeigt sich kaum eine Spur von Leben. In der großen Stromeinsamkeit herrscht Schweigen, und nur das Rauschen des Wassers ist zu hören, das am Bug des Dampfers aufschäumt, oder die langgedehnten Rufe der chinesischen Schiffsleute, die das Loth auswerfen und das Ergebniß der Messung laut in chinesischen Zahlen kundthun.

Draußen ist Stille und Frieden, auf dem Schiffe aber sind die kleinen Kinder. Amerikanische Missionäre haben schon in Shanghai alle verfügbaren Kabinen in Beschlag genommen. Wieviel von ihren Kindern sie bei sich haben, ist schwer zu sagen. Diese vermehren sich zusehends. Am Abend in Shanghai waren es zwei, jetzt sind bereits sechs zum Vorschein gekommen. Erst am Ende der Fahrt wird man einen Ueberblick über die Gesammtzahl gewinnen können. Erstaunlich dünkt, wie kinderreich diese Missionäre sind. Man vermehrt eben die Zahl der Christen, wie man kann; und es ist jedenfalls sicherer und leichter, sie selbst in die Welt zu setzen, als sie der großen Heerde verlorener chinesischer Schafe durch Bekehrung abzugewinnen. Gegen diese Kinder wäre durchaus nichts einzuwenden, wenn man nicht mit ihnen auf einem Schiff fahren müßte. Es ist bekannt, daß Vaterfreuden auch ihre Bitternisse haben; aber ungerecht ist es, daß man die Bitternisse durchkosten soll, die aus den Vaterfreuden von Andern hervorgehen. Auf dem Schiff gibt es keinen ruhigen Winkel mehr, die Kinder schreien überall und unaufhörlich. Wenn sie wenigstens Alle auf einmal schrieen, so müßten sie doch Alle auf einmal heiser werden, und man könnte auf diese Weise auch einmal den Genuß einer stillen Viertelstunde erhoffen. Aber unter den Kindern scheint ein besonderes System zu bestehen. Es schreit immer nur eins auf einmal. Dieses schreit dann eine Stunde lang, wobei die sehr kurzen Augenblicke nicht mitgerechnet werden, die zum Athemholen erforderlich sind. Sobald das eine fertig ist, fängt das andere an. So lösen sie sich mit vielem Raffinement in der Weise unter einander ab, daß jedes einmal am Tage seine Schreistunde bekommt. Da wir aber genug Kinder an Bord haben, um alle Stunden des Tages

zu besetzen, so nimmt das Geschrei kein Ende. Sogar mitten in der Nacht wacht plötzlich noch eines der liebreizenden Wesen auf, gequält von dem Gedanken, es könne vielleicht am Tage nicht genug geschrieen haben, und holt mit voller Lungenkraft sogleich das nach, was es versäumt zu haben glaubt. Eines ist ganz besonders fürchterlich. Es beansprucht, daß sich zwei Personen zusammen thun, um es zum Schweigen zu bringen. Das ist nun einmal seine Idee, und davon würde es um keinen Preis abgehen. Wenn es zu schreien beginnt, so macht die chinesische Kinderfrau „Brrr-Brrr!" mit vieler Sanftmuth während langer Zeit. Das Kind hört dieses „Brrr-Brrr!" mit einem Ausdruck der Blasirtheit an und brüllt weiter. Schließlich sieht sich die Amah genöthigt, einen der chinesischen Boys zu Hilfe zu rufen, der sich neben sie niedersetzt und einen Fächer auf- und niederschwingt. Jetzt erst findet das Kind, daß genug für seinen Comfort geschehen ist, und zeigt sich bereit, an der Brust der Amah zu entschlafen.

Es gibt auch größere Kinder. Es gibt einen jungen Gentleman von etwa fünf Jahren, der den artigen Scherz erfunden hat, mit einem vom gedeckten Tisch entnommenen Löffel auf das Glas loszuschlagen, unter dem der Kompaß ruht. Es gibt eine junge flachsblonde Miß des gleichen Alters, die mich, während ich im Salon beim Schreiben sitze, sehr zartsinnig dadurch überrascht, daß sie plötzlich hinter meinem Stuhl hervorschleicht und den Finger in mein Tintenfaß steckt. Es gibt sogar eine Missionärs-Schwiegermutter, die täglich von Neuem den Versuch macht, mir meinen Bleistift wegzunehmen, indem sie behauptet, es sei der ihrige.

Wenn sich die Missionärsdamen zur gemeinsamen Mittags- oder Abendtafel im Salon niedersetzen, so machen sie einen Moment lang die Augen auf. Man ist zuerst versucht aufzuspringen, um ihnen ein wenig kaltes Wasser ins Gesicht zu schütten. Aber man begreift rasch, daß man gut daran gethan, diese Regung zu unterdrücken. Denn das Augenschließen bedeutet keinen Ohnmachts-Anfall, sondern ganz einfach das Tischgebet. Die Missionäre erscheinen am Morgen zum Breakfast in hellblauen chinesischen Gewändern, die sie als Schlafröcke tragen. Es sind sanfte und höfliche Leute, und man thut vielleicht Unrecht, ihnen wegen ihrer vielen Kinder zu grollen, obwohl sie doch wieder in diesem Punkte

von einer gewissen Verantwortlichkeit nicht freizusprechen sind. Den Tag über liegen sie auf Deck in den Long Chairs und lesen den „Northwestern Christian Advocate", der als Titelblatt das Portrait des Commodore Dewey bringt.

Der Kapitän ist ein kleiner Mann, ein Weißkopf mit feinen Gesichtszügen und hellen Augen. Er ist Amerikaner, und wir benehmen uns sehr zuvorkommend bei Tische und zweifeln keinen Augenblick daran, daß die Spanier davonlaufen werden, sobald sie auf Cuba die ersten Soldaten der Vereinigten-Staaten-Armee zu Gesicht bekommen.

Der Dampfer gehört einer chinesischen Gesellschaft, der „China-Merchant-Company", und heißt „Kiangfoo", nach einem chinesischen Flusse. Es ist ein riesiges Schiff; gegen die Mitte geht es so in die Breite, daß es an dieser Stelle beinahe rund erscheint. Die untere Hälfte ist gelb gefärbt, die obere weiß. In zwei Stockwerken baut es sich aus dem Wasser auf, in drei Stockwerken eigentlich, wenn man den Oberbau mitrechnet, der die Kommando-Brücke und die Kabine des Kapitäns trägt. Dort oben stehen nebeneinander, leicht nach vorn geneigt, zwei schlanke Schornsteine, schwarz gemalt, mit einem gelben Farbenbande an der Spitze. Sie erinnern an ein Instrument, das man in Militärkapellen findet, an ein Doppel-Fagott, und die japanische Kohle, die auf diesem kolossalen Fagott spielt, haucht ihren rabenschwarzen Athem in die Lüfte. Die Schaufelräder sind so hoch wie das Schiff selbst; auf jedem der mächtigen Radkasten ist ein Auge gemalt, ein sehr realistisches Auge, etwas entzündet, wie es bei der Hitze nicht anders möglich ist, mit blutunterlaufenen Winkeln.

Die Kabinen sind geräumig, die Betten haben Mosquito-Netze. Der Speisesaal liegt oben und hat im Halbrund acht Fenster, die nach der Fahrtrichtung geöffnet sind, damit die wohlthuende Brise eindringen könne, die das Schiff durch seine eigene Bewegung hervorbringt. Das Essen ist nicht übel. Täglich stehen goldgelbe Bananen auf dem Tisch und große Nüsse, deren Schale oft merkwürdige Verschnörkelungen aufweist, als habe hier auch die Natur dem chinesischen Styl sich angepaßt. Der Dampfer ist ziemlich sauber gehalten, sehr sauber sogar, wenn man bedenkt, daß es ein chinesischer Dampfer ist. Das Promenadendeck der ersten Klasse ist mit Blech gedielt, und ein doppeltes Schutzdach aus Holz und aus Segeltuch sucht die

glühende Sonne des Yang-tse-kiang-Thales abzuwehren, was freilich selbst diesem doppelten Schutzdach nur unvollkommen gelingt. Im Gange, der seitlich an den Kabinen der ersten Klasse vorbeiführt, hängen zwei Bauer mit zwitschernden gelben Vögeln. Auch eine Schüssel mit Goldfischen steht auf einem Schemel, und am Morgen kommt die Schiffskatze, richtet sich auf den Hinterfüßen auf und nimmt ihren Frühtrunk aus dem Goldfisch-Bassin.

Alle Kabinen der ersten Klasse sind besetzt. Die zweite Kajüte, deren Raum einem großen Waarenspeicher gleicht, ist mit Chinesen vollgeladen. Zwei Stock hohe Gestelle sind dort erbaut, wie die Fächer, in denen Tuch aufbewahrt wird, und in jedem Fach liegen die Chinesen zu Vier und auch zu Sechs. Die Enge ist fürchterlich, die Luft erstickend. Wohl aber sind in einigen Ecken hölzerne Ruhebetten für Opiumraucher aufgestellt. Die chinesische Post hat auf dem Schiff ihren Briefkasten, einen schönen Briefkasten, der Vertrauen einflößt, aus glänzend braunpolirtem Holze mit einer Metallklappe und mit chinesischen Buchstaben aus Messing.

Oben vor den Schornsteinen ragt eine weiße Stange auf, die an der Spitze einen goldenen Adler trägt, ganz so wie die Standarten-Stangen der Grande Armée. Der Adler ist aber kein napoleonisches Symbol, sondern ein amerikanisches Abzeichen. Die „Kiangfoo" ist in New-York erbaut worden, hat früher einer amerikanischen Kompagnie gehört und ist, zugleich mit den anderen Schiffen dieser Kompagnie, in den Besitz der chinesischen Gesellschaft übergegangen. Das ist ein besonderer Fall einer Entwickelung, die sich langsam zu vollziehen scheint und über die man heut schon in Shanghai manches Wort des Bedenkens hören kann. Es sieht im Allgemeinen so aus, als würde allmählich in Ostasien der *chinesische* Kaufmann an Stelle des *europäischen* (oder amerikanischen) treten. Gegenwärtig bereits liegt der ganze Handel nach dem Innern China's in den Händen der Chinesen. Der Europäer läßt die Waaren über's Meer kommen, der Chinese leitet sie dann auf ihre eigentlichen Absatzwege in's Land hinein. In vielen Fällen ist der europäische Kaufmann eigentlich nur als Kommissionär chinesischer Firmen thätig, und eines Tages wird vielleicht die chinesische Firma ganz auf den Mittelsmann verzichten und direkt mit den Lieferanten in Europa sich in Verbindung setzen wollen. Während die chinesische

Regierung vor den drohenden Kanonen-Mündungen der europäischen Kriegsschiffe zurückweicht, behauptet der chinesische Kaufmann ruhig seinen Platz. Oft tritt er als Comprador in die Dienste der europäischen Handelsleute, die bei der Schwierigkeit, die chinesische Sprache zu beherrschen und die chinesischen Geschäfts-Verhältnisse zu überblicken, eines eingeborenen Vertrauensmannes bedürfen. Wenn der Chef des Hauses tausend Taels bei einem Geschäft verdient, so kann man annehmen, daß tausend andere Taels oder auch zweitausend in die Tasche des Compradors fließen. Allmählich auch beginnt der chinesische Kaufmann in direkten Konkurrenzkampf mit dem europäischen zu treten, und auf die Dauer ist fast immer der Europäer der unterliegende Theil. Der Chinese drängt den Europäer aus seinen Unternehmungen heraus (wie die chinesische Gesellschaft sich jenes Theils der Yang-tse-Schifffahrt bemächtigt hat, den die amerikanische betrieb). Der Chinese infiltrirt sogar unmerklich die europäischen Niederlassungen. Ein großer Theil des englischen Settlement von Shanghai, ja manche von den schönen Häusern des Bund, sind in chinesischen Händen. Natürlich versteckt sich der chinesische Eigenthümer immer hinter einen europäischen Strohmann. Schwarzseher wollen bereits eine Zukunft wahrnehmen, wo die in Ostasien lebenden Europäer in den Diensten von Chinesen stehen werden (wie heut bereits die europäischen Offiziere der China-Merchant-Steamer in Sold und Dienst der chinesischen Rheder stehen). Jedenfalls ist das merkwürdige Phänomen zu bemerken, daß die chinesische Regierung ein Stück China nach dem andern den Fremden überläßt und daß die chinesischen Kaufleute zu gleicher Zeit im Begriff sind, mit Hilfe ihres Kapitals China von den Fremden zurückzuerobern. Das Kapital, das überall die Welt auf den Kopf stellt und die Macht mit Vorliebe Denen verleiht, in deren Händen sie zum Unheil wird, wird vielleicht auch in China entscheiden, daß die Chinesen den Vorrang vor den Europäern haben.....

Der Yang-tse-kiang wechselt fortwährend die Farbe, und das Licht treibt sein Spiel auf dieser Fläche, auf der es seltsame Reflexe gibt. Rings um das Schiff beispielsweise ist das Wasser jetzt braun, weit vorn aber, wo die Morgensonne hinter den Wolken hindurchscheint, läuft eine schmale rosenfarbene Linie am Horizont entlang. Wenn das Licht des Mittags auf das Wasser fällt, beginnt es

goldig zu glitzern. Am Nachmittag ballt sich eine Gewitterwolke zusammen, der Fluß liegt schwarz und finster wie der Himmel. Wenn man aber den Strom weiter hinaufkommt, so sieht man, daß seine eigene Farbe ein helles Gelb ist. Am Schiff entlang bewahrt es noch einen röthlichen Schimmer, weiter hinaus wird es immer lichter, und schließlich, namentlich wenn sich der helle Mittagshimmel darüber ausspannt, wird es weiß — ein weißes Wasser unter einem fast weißen Firmament.

In den ersten Tagen hat man fast nirgends den Eindruck, daß man auf einem Flusse sich befindet, denn man fährt anscheinend nie zwischen zwei Ufern hindurch. Das linke Ufer wird wohl auch sichtbar, aber es scheint dem Strom vorauslaufen und ihm den Weg verstellen zu wollen, es zieht sich vorn quer über die Fluth. So ist der Horizont stets vom Land begrenzt, und da das Wasser sich stets gleichmäßig in die Weite dehnt, fährt man scheinbar immer auf einem See. Der Vergleich mit dem Starnberger-See drängt sich besonders auf, zumal wenn hinter den flachen grünen Ufern in der Ferne Bergzüge sichtbar werden. Aber während über den bayerischen See kühlend der Alpenwind streicht, brennt hier mit erbarmungsloser Gluth die Sonne hernieder. Himmel und Wasser scheinen gleichzeitig Hitze auszustrahlen, und die Berge stehen in der Ferne, starr und ungerührt, und spenden keinen Hauch von Frische.

Schon am ersten Tage kommen einige Hügel nahe an den Uferrand. Sie sind baumlos, wie alles Gebirge in China, aber doch mit Sommergrün bedeckt. Manchmal erinnern sie mit ihrer dünnen Pflanzendecke an die Dünenhügel der normännischen Küste, und wie bei diesen stehen oft die nackten röthlichen Felsenrippen heraus; manchmal haben sie die Wellungen der Alpenmatten, und das Grün zeigt eine ähnliche Frische; manchmal sind es einzelne Kegel, deren Graswuchs kraus und buschig ist, wie ein Fell grüner Wolle.

Am Abend des ersten Tages stehen vereinzelte Berge am Horizont — eigenthümlich gezackte und zerrissene Berge. Zwischen ihnen geht die Sonne unter. Der Himmel ist dort drüben ganz mit goldenem Licht erfüllt, und golden sinkt die Sonnenscheibe in's Land hinein. Ein Dampfer kommt den Fluß herunter und glitzert und funkelt, als sei auch auf ihn ein Goldfunke gesprüht. Zwischen

den Wolken ist ein Stück Himmelsblau freigeblieben, das vom Abendschein durchleuchtet ist. Die Wolken selbst aber bilden phantastische Gestalten, und es ist kein Zweifel, daß auf einem der gezackten Berge ein chinesischer Nebel-Drache ruht. Langsam verblaßt der Glanz dieses goldenen Sonnen-Untergangs; noch bis spät am Abend bleibt ein gelber Streifen am Horizont zurück. Das Schiff fährt gerade auf die untergehende Sonne zu, denn der Fluß kommt vom Westen. Vorn ist Alles hell und leuchtend, hinten aber bleibt der Himmel düster und staut weiße Wolke auf weiße Wolke, um dem Licht das Vordringen zu wehren. Nichts regt sich um das Schiff in dieser Abendstunde. Der Fluß, der schon Tags über in Schweigen gelegen, scheint jetzt, wo die Nacht anbricht, nur noch mehr zu verstummen. Ein einziger schwarzer Vogel flattert vom Gestade auf und fliegt durch die Luft, herüber und hinüber, als sei es ihm selbst in dieser Weite zu eng und als suche er irgendwo eine Oeffnung, um überhaupt aus der Welt hinauszufliegen.

Es folgt eine köstliche Viertelstunde heller Dämmerung. Der Himmel nimmt die zartesten Farben an, das Wasser hat einen violetten Ton, und ein unbeschreiblich sanftes, verklärendes Licht ist überall. Einer der Missionäre sucht Zwiesprach mit seinem Gott. Kein Augenblick kann günstiger sein. Er steht oben auf der Brücke, hält sich mit erhobenen Armen an zwei Stangen fest, und in dieser Stellung eines Gekreuzigten schaut er wie gebannt in den Himmel hinein, stundenlang, und es scheint, daß ihn mystische Schauer überrieseln. An der weißen Adlerstange wird eine Laterne aufgezogen. Aus den Schornsteinen strömt kohlschwarz der Rauch aus und wälzt sich wie ein langer finsterer Wurm über Wasser und Land. Hinter den fernen Bergen am Horizont zuckt das Wetterleuchten hervor. Zwei Kinder, das blondhaarige Mädchen und sein Brüderlein, liegen nebeneinander in einem der langen Verdeckstühle und zählen die Blitze. Wenn ein ganz großer kommt, so sagen sie, „Oh, so big!“ und klatschen in die Hände. Der Mond steht mitten am Himmel. Er ist etwas mehr als halbvoll und gleicht mit seinem länglichen Gesicht und seinem spitzen Kinn einer japanischen Maske. Dann breitet sich eine große schwarze Wolke da oben aus und streckt

fangarme von sich, wie eine Spinne. Zwischen zwei dieser Arme geräth der Mond hinein. Am Himmel bleibt er ruhig, doch im Wasser sieht man ihn auf- und niederzappeln wie ein gefangenes Fischlein.

Grau kommt die Nacht herauf. Aber es wird nicht ganz dunkel, und man erblickt im Flusse die Schatten, welche die Bäume am Ufer werfen. Weit vor dem Schiff vereinigen sich Himmel und Strom zu einem hellgrauen Nebel. Lauwarm flattert der Nachtwind daher. Am Ufer blitzt manchmal ein Licht auf. Ein Berg springt in's Wasser vor; auch auf ihm, nahe am Gipfel, tanzt ein Lichtpunkt herum. Das muß der Silberfelsen sein, wo in Höhlen buddhistische Einsiedler hausen. Er liegt vor Tsching-kiang, und bald erscheint unten am Flusse die Lichterreihe, welche die Stadt ankündigt.

An einem abgetakelten Dampfschiff, einem Hulk, legt die „Kiangfoo" an. Der Hulk ist in allen seinen Stockwerken gefüllt mit lärmenden Chinesen und strömt aus seinen weitgeöffneten Fenstern fürchterliche Waarengerüche aus. Man muß ihn durchschreiten, wenn man an's Land will. Ein schmaler Weg führt dann am Ufer entlang, voll unvorhergesehener Hindernisse. Es ist gut, daß vorn ein Chinese spazieren geht, der eine Laterne trägt. Sonst müßte man Hals und Bein brechen in der Dunkelheit. Vor dem Eingang der Stadt liegen an der Straße zwei Bettler und schlafen im Freien. Die Hitze ist herzbeklemmend. Nichts ist von dem Nachtwind zu spüren, der sich auf dem Flusse regt. Kein Lüftchen rührt sich.

Tsching-kiang hat nur eine Straße, und diese bewegt sich in großen Windungen vorwärts und rückwärts. Denn keine chinesische Straße darf gerade gehen. Es handelt sich darum, zu verhindern, daß der Zug der bösen Geister, der Nachts in der Luft einherfährt, seinen Weg durch die Stadt nehme. In der kleinen Straße der kleinen Stadt wimmeln die Chinesen. Alle Häuser stehen offen, Läden und Werkstätten sind durch trüb brennende Laternen erleuchtet. Lange Schatten laufen an den Wänden entlang. Der Weg führt über eine Brücke, auf der Obstverkäufer kauern. Die Körbe sind mit Aprikosen gefüllt, neben den Körben stehen Laternen. Im Dunkel ist nichts von dem chinesischen Schmutz zu sehen, und die nächtliche Wanderung durch diese unbekannte

Stadt, im unsichern Schein der in den Häusern brennenden Lichter, hat ihren fremdartigen Reiz. Die Straße wendet sich wieder zum Flußufer, das durch eine niedrige Steinbrüstung begrenzt ist. An einer Stelle ist eine große Menschen-Ansammlung; aus dem Haufen dringen gedämpfte Trommelschläge heraus. Die Leute haben vielleicht ein Anliegen an die Wassergeister des Yang-tse-kiang, und die Trommel soll deren Aufmerksamkeit erwecken.

Weiter am Ufer befindet sich die kleine europäische Konzession. Die grauen Häuser sehen armselig aus. Jedes ist durch einen gemauerten Zaun von der Straße abgeschlossen. In dessen Mitte öffnet sich der Thor-Eingang, über diesem brennt eine Laterne mit rothen Scheiben. Auf dem Raum zwischen den Häusern und dem Fluß stehen einige steinerne Bänke ohne Lehnen. Das ist der „Bund" von Tschingkiang. Auch hier ist Alles voll von Chinesen in weißen Sommerkleidern, die auf und ab spazieren und ihre Fächer bewegen. Von den Europäern, die dazu verdammt sind, an diesem unseligen Orte zu leben, ist wenig zu sehen. Zwei sitzen auf einer Steinbank und suchen eine Kühlung, die nicht zu finden ist. Und ganz allein durch die Chinesen geht eine Frauengestalt in europäischer Kleidung. Der Gang ist elastisch, die Figur schlank. Das Gesicht ist nicht zu sehen. Möglicherweise ist es schön. In dieser weltverlorenen chinesischen Stadt verblüht vielleicht eine Frauen-Jugend; und vielleicht ist es ein tragisches Schicksal, das mit leichten weiblichen Schritten dort durch die Nacht wandelt. . . .

Bei Tsching-kiang beginnt der Große Kanal, der nach Norden bis Peking führt.

Am Morgen des zweiten Tages, kurz nach Sonnenaufgang, hält das Schiff vor Nanking. Die alte chinesische Hauptstadt liegt weit drinnen im Lande; vom Fluß aus ist nichts zu sehen, als einige hohe weiße Mauern, die vielleicht zu einer Tempel-Anlage gehören, und zwei große Berge, an die sich die Stadt anlehnt.

Gegen Mittag sind wir in Wu-hu. Der Dampfer fährt an einem europäischen Hause vorüber, das auf einem Hügel am Fluß liegt und von Gartenanlagen umgeben ist. Es ist das Hospital der protestantischen Mission. Bald darauf wird unmittelbar am Fluß ein anderes europäisches Haus sichtbar,

dessen Mittelbau eine gothische Rosette zur Schau trägt. Hier halten die Jesuiten ihren Gottesdienst. Das Haus mit der Rosette ist ihre Kathedrale. Auch sonst besitzen sie noch einige Häuser in Wuh-hu, die sie gegen Jahreszins vermiethen. Es soll aber nicht angenehm sein, die Jesuiten zu Hausherren zu haben; sie lassen ungern Reparaturen vornehmen, und die Miethsbeträge, die sie verlangen, haben ein wucherisches Ausmaß. In Wu-hu gibt es keine europäische Konzession. Die wenigen Europäer, die dort angesiedelt sind, wohnen mitten unter den Chinesen. Die niedrigen Häuser der Chinesenstadt liegen am Fluß. Mitten unter ihnen erhebt sich eine Pagode. Seit manchen hundert Jahren mag sie dort stehen, und die Wände des Thurms haben ein schönes, ehrwürdiges Altersgrau angenommen, das dem Grau mancher Ritterburgen am Rhein ähnlich ist.

Der erste Gebirgszug erscheint am Nachmittag des zweiten Tages. Lang streckt er sich am Ufer hin. Alle seine kleinen Hügel und Berge laufen in zahlreiche Kuppen und Spitzen aus, jeder Gipfel ist mehrfach getheilt, die Hänge nach dem Strome zu haben Buckel und Falten und Runzeln. Einige Berge sind grau, über andern schwebt ein leichter grüner Sommerhauch, und hinter dem letzten Ausläufer am Wasser steht eine dicke, kurze Pagode, wie ein Komma. Das Schiff fährt nahe an ihr vorüber; man sieht, daß auch sie bejahrt ist und daß sie in Trümmer sinkt. Durch ihre Fensterhöhlen scheint der blaue Himmel hindurch, auf dem Haupt aber hat sie eine seltsame Perrücke aus allerlei Gebüsch und zerbröckelndem Mauerwerk.

Und von Zeit zu Zeit erscheint immer wieder eine Pagode. Diese Pagoden haben keinerlei architektonische Besonderheit. Es sind einfache, runde oder viereckige, in Stockwerke getheilte Thürme von geringer Höhe. Doch wenn sie so allein an dem großen Flusse stehen und Wache halten in der Einsamkeit, schwebt um sie ein melancholischer Reiz von Alter und Verlassenheit. Nachts liegen sie im Dunkel. An dieser oder jener blinkt ein einziger heller Punkt. Der Priester, der sie bewohnt, hat ein Licht in's Fenster gestellt, um den Seelen der Abgeschiedenen den Weg zu zeigen, wenn sie vom nächtlichen Spuk auf dem Flusse in die Grabstätten heimkehren wollen, die sie verlassen haben.

Seitdem jener erste Gebirgszug in Sicht gekommen ist, bleiben die Berge dem Strom zur Seite. Sie stehen in einiger Entfernung, ernst und düster. Manchmal senden sie niedere Vorberge aus bis zum Rande des Wassers. Zumeist aber liegt zwischen Fluß und Gebirge eine weite grüne Ebene. Das Land scheint fruchtbar zu sein, und Aecker wechseln mit Wiesen ab. Jetzt rücken auch die Ufer ein wenig zusammen, und das Strombett, das am Anfang acht englische Meilen breit war, dürfte hier fünf oder sechs Meilen messen. Der Fluß beginnt sich zu beleben, wenngleich die Schiffe immer noch zu spärlich an Zahl scheinen im Verhältniß zu seiner Größe. Nun sind die Segel alle weiß und leuchten freundlich über den hellgelben Booten. Die Felder reichen oft bis zum Flusse herab. Ueberall sind die Landleute bei der Feldarbeit. Sie schwingen die Sensen oder sie lenken den Pflug, vor den der schwarze Büffel gespannt ist. Wenn der Dampfer vorüberrauscht, halten die Schnitter inne, stützen den Arm auf die Sense und sehen dem großen Schiffe nach. Das Vieh weidet auf den Wiesen, und die Kühe grasen bis zum Strom herunter, bleiben dort verwundert stehen und schlagen den Schwanz um die Lenden. Auch Büffel und Pferde sind auf der Weide. An Bambusstäben sind Fischernetze ausgespannt. Dörfer stehen am Ufer. Die niedrigen Häuser haben schwärzliche Lehmwände und sind mit braunem Stroh gedeckt. Vor ihnen liegt in großen Haufen das geschnittene Korn. Die Drescher schwingen ihre Flegel, Kinder jagen eine geängstigte Entenschaar. An einem Nebenflusse erscheint eine Stadt, und eine alte Brücke mit steinernem Bogen führt von einem Ufer zum andern, kurz bevor der kleine Fluß in den großen mündet. Wenn die Dörfer abseits vom Strome erbaut sind, so sind sie fast immer durch schmale Kanäle mit ihm verbunden. In wolkenloser Klarheit wölbt sich der Himmel, und sommerlich scheint die Sonne auf die Bauern hernieder, die ihre Felder bestellen.

Am Vormittag des dritten Tages fährt der Dampfer an einem Felsen vorüber, der sich mitten im Strome erhebt. Die Chinesen nennen ihn das „Waisenkind“ (in englischer Uebersetzung: „little orphan“), weil er so ganz allein und verlassen im Wasser liegt. Auf der einen Seite tritt nackt das röthliche Gestein heraus. In der zerklüfteten Steinwand haben die Kormorane ihr Nest.

Durch das Nahen des Dampfers werden die großen Vögel aufgescheucht, sie umflattern den Fels mit langen Flügelschlägen. Die andere Seite ist dicht mit Bäumen und Büschen bewachsen. Ein buddhistisches Kloster ist da in's Grün gebettet. Das Haus ist am Berghang hinaufgebaut, drei Dächer erheben sich stufenförmig übereinander. Der Felsen fällt von allen Seiten schroff in die Fluth ab, und die Mönche allein wissen, wie sie es fertiggebracht haben, sich da einzunisten, obwohl sie keine Flügel besitzen, wie ihre Nachbarn auf der andern Seite, die Kormorane.

Mittags kommt das Schiff in Kiu-kiang an. Am Ufer steht zuerst eine Pagode, die schönste von allen, die bisher zu sehen gewesen. Sie streckt sich schlank in die Höhe; aus ihrem Dach wächst ein Baum heraus, in dessen Zweigen Vögel nisten. Der Dampfer biegt um die vorspringende Ecke, und nun wird auf einmal die zinnengekrönte Stadtmauer sichtbar, die am Gestade entlang geführt ist. Aehnlich ist längs der Rhône die vielbesungene Stadtmauer von Avignon errichtet. Das graue Gemäuer von Kiu-kiang ist nicht so hoch, wie jene, aber nicht minder ehrwürdig und fast ebenso malerisch. Ueber dieses Baudenkmal des chinesischen Mittelalters stecken die Telegraphenstangen ihre Köpfe heraus. Auf dem schmalen Raum zwischen Mauer und Fluß hat sich eine ganze Reihe Hütten angeklebt, und auf den Mauerzinnen ist blaue chinesische Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Zur Rechten schließt sich an die chinesische Stadt die europäische Konzession. Im Vordergrunde breiten sich die weitläufigen Gebäude der französischen, also katholischen Mission aus. Sie scheinen hier die Hauptsache zu sein, und die chinesische Stadt macht den Eindruck, als wäre sie nur ein Zubehör der Mission. Die chinesische Stadt erlaubt den Missionären, sich so großartig aufzuspielen, wie sie wollen, und läßt sich bescheiden in den Hintergrund drängen. Es sieht beinahe so aus, als ob derjenige der beiden Theile, dem man Mangel an Toleranz nachsagen könnte, jedenfalls nicht die chinesische Stadt wäre. Im Hintergrunde erhebt sich die dunkle Wand des Ku-ling-Gebirgs. Hoch ragt die gewaltige Bergmasse auf, die Gipfel verschwinden in den Wolken. Das Gebirge scheint finster, beinahe grau, und jede Falte des Gesteins tritt in der klaren Luft scharf

hervor. Einige Gipfel sind sechstausend Fuß hoch und darüber. Die europäischen Bewohner des Yang-tse-Thales haben in den letzten Jahren die Gewohnheit angenommen, nach den Ku-ling-Bergen in die Sommerfrische zu gehen. Der Comfort läßt freilich zu wünschen übrig. Wenn man auf tägliche Promenaden-Concerte der Kurkapelle rechnet, so wird man enttäuscht. Dafür kann man aber gelegentlich einen Leoparden schießen gehen.

Kiu-kiang, das vom Schiffe gesehen sich so pittoresk ausnimmt, ist bei näherer Beaugenscheinigung eine elende Chinesenstadt, gleich vielen anderen. Auf dem Landungssteg bieten fliegende Händler ordinäre Porzellanwaare feil. Auch am Ufer sind allerlei Waaren auf dem Boden ausgebreitet. Die größte Kostbarkeit, die es hier zu kaufen gibt, ist ein Oeldruck mit den Bildnissen von Victor Emanuel, Napoleon III., Cavour und Mazzini. Alle Vier sehen aus wie unternehmende junge Leute. Dunkel sind die Wege, die dieses Kunstwerk durchwandert hat, um nach Kiu-kang zu gelangen.

Zwei hölzerne Thore, auf deren Dächern Moos wächst, führen in die Stadt. Kiu-kiang besteht überhaupt nur aus einer einzigen Straße, die dem Flusse parallel läuft. Sie ist eng, wie eine Straße in Canton, nur fehlen die prächtigen Läden. Aber auch hier ist Werkstatt an Werkstatt, und überall wird fleißig gearbeitet. Mit dem ihnen eigenen raschen Schritten schleppen die Kulis Lasten einher und bahnen sich Platz mit lauten Rufen. Einige Sänften werden vorübergetragen. Häuser und Straßenpflaster starren von Schmutz. Zerlumpte Bettler lungern herum, Aussätzige kriechen auf den Steinen der Straße und strecken ihre gräßlichen spindeldürren Lepra-Arme aus. Obst-Verkäufer bringen ihre Körbe und klappern mit den an einer Schnur aufgereihten Kupfermünzen. Vor einer Schmiede steht ein Pony, das beschlagen werden soll. Mitten durch das chinesische Straßenleben wandeln langsam zwei französische Ordensschwestern, und die weißen Flügel ihrer großen Hauben nicken bei jedem Schritt. Ein chinesischer Boy folgt in respektvoller Entfernung und trägt im Arm die zwei Regenschirme der Damen. Der Rückweg zum Fluß führt an den Missionsgebäuden entlang. Die hochwürdigen Herren lassen sich eine Kathedrale bauen. Vielfaches Gehämmer dringt hinter dem hohen

Zaun hervor, der den Bauplatz umgibt. Chinesische Maurer fügen rothe Ziegel zusammen, und unter ihren Händen entstehen hohe gothische Spitzbogen.

Im Ku-ling-Gebirge ist eine Höhle, in der man Tafeln mit uralter chinesischer Schrift gefunden hat. Es heißt, daß Confucius in dieser Höhle seinen Studien obgelegen hat, weil es ihm in Kiu-kiang zu heiß war. Oh, wer doch ein chinesischer Heiliger wäre und eine kühle Höhle zum Arbeitszimmer hätte! Denn die Hitze wird hier entsetzlich. Der letzte Hauch von Brise ist verschwunden; die Luft lastet schwer, wie Blei; bei jeder Bewegung fließt der Schweiß in Strömen. Am Abend geht die Sonne glühendroth unter. Sie steht zwischen Gewitterwolken, und es ist, als werde sie zwischen den schweren schwarzen Wolken zerpreßt und blute aus ihnen heraus. Die Blitze zucken wild über den Horizont. Aber das Gewitter geht nicht nieder, und die Nacht ist vielleicht noch heißer als der Tag. Wenn man in seiner Kabine ein wenig hingedämmert hat, wacht man plötzlich auf, weil alle Luft zum Athmen mangelt. Und da an ein Schlafen ohnehin nicht zu denken ist, geht man auf das Verdeck hinaus, setzt sich in einen Stuhl und sehnt den Morgen herbei, der lange auf sich warten läßt.

Am vierten Tage gegen elf Uhr langt das Schiff am Ziele seiner Fahrt an. Noch einmal geht der Yang-tse-kiang riesig in die Breite. Es ist wie ein Meerbusen im Innern des Landes. Große Seeschiffe liegen auf dieser Rhede vor Anker: ein grauer japanischer Kreuzer, ein weißes englisches Kanonenboot und zwischen ihnen ein schwarzer russischer Oceandampfer mit zwei dicken Schornsteinen, der Theeladung für Odessa einnimmt. Hankau, die Thee-Metropole, streckt sich lang am Ufer hin. Aus grünen Baumwipfeln wachsen die schwarzen Schieferdächer der europäischen Häuser heraus. Einige Fabrikschornsteine sind dazwischen aufgepflanzt. An der einen Seite der Stadt wölbt sich ein Hügel, der auf seinem kahlen Rücken einen chinesischen Tempel trägt. Das Alles sieht freundlich und überraschend groß aus. Weit drüben auf der andern Stromseite ist das Hügelland mit dunkeln Häuser-Punkten bedeckt. Das ist Wu-tschang, wo Tschang-tschi-tung, China's berühmtester Vizekönig, residirt. Die Stadtmauer von Wu-tschang

iſt wie ein dunkler Kamm auf die grünen Hügel aufgeſteckt. Hoch über den chineſiſchen Häuſern qualmt der Schlot der vizeköniglichen Baumwoll-Spinnerei. Auf die weite Landſchaft fällt blendend das Mittagslicht, und die Sonne ſengt herunter, als wolle ſie den Yang-tſe-kiang zum Sieden bringen.

Ein Sommer in China.

Reiſebilder

von

Paul Goldmann.

Zweiter Band.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt
Rütten & Loening.
1899.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite.
XVIII.	Hankau	1
XIX.	Wu-tſchang	12
XX.	Kiantſchon-Eindrücke	
	1. Wie man ankommt	27
	2. Tſintau	41
XXI.	Im Golf von Pe-tſchi-li	65
XXII.	Der General Tſcheng-ki-tong	86
XXIII.	Von Tſchifu nach Tientſin	98
XXIV.	Tientſin	118
XXV.	In der Militärſchule von Tientſin	150
XXVI.	Eine Audienz beim Vizekönig von Tientſin	159
XXVII.	Die Kriſis in Peking	177
	1. Man merkt in Tientſin, daß in Peking etwas vorgeht	178
	2. Was man in Peking dazu ſagt	189
	3. Die Beläſtigungen der Fremden	197
	4. Sollen die Truppen kommen?	204
	5. Der Einzug der europäiſchen Truppen	206
XXVIII.	Ein Beſuch bei Li-Hung-Tſchang	225
XXIX.	Peking	238
XXX.	Heimkehr	282

XVIII. Hankau.

Hankau, Anfang Juli.

(Der Eingang zur Hölle. — Die russische Niederlassung. — Der beste Thee der Welt. — Ziegel-Thee. — Gastfreundschaft. — Das deutsche Settlement. — Spitzenfabrikation. — Italienische Ordensschwestern.)

Hankau gilt als die heißeste Stadt in China. Ein Landeskundiger in Shanghai geht noch weiter und nennt Hankau ganz einfach den letzten Ort der Welt. Der frühere amerikanische Konsul in Hankau aber pflegte zu sagen, dort in der Nähe müsse sich der Eingang zur Hölle befinden. Jedenfalls kann als sicher gelten, daß es kein Genuß ist, im Hochsommer nach Hankau zu kommen.

Der erste Eindruck, den man beim Verlassen des Schiffes empfängt, ist gar nicht übel. Zwar glüht die Sonne, allein so glüht sie in dieser Jahreszeit überall in China. Die Chinesenstadt, durch die zunächst der Weg führt, hat einen stark südlichen Charakter. Manchmal kommt beinahe etwas wie ein Winkel von Italien zum Vorschein (es wird ersucht, auf das „beinahe" zu achten!). An die Chinesenstadt stößt das englische Settlement. Hier führt ein groß angelegter „Bund" am Yang-tse-kiang entlang. Stattliche Häuser stehen darauf, nicht viel kleiner als die von Shanghai. An einigen Giebeln sind russische Inschriften, und der bunte Ziegelbau der Russischen Bank ist jedenfalls das architektonische Schmuckstück dieser Uferstraße. Vor den Häusern dehnen sich grüne Rasenflächen aus. Hohe Bäume wachsen da und entfalten ihre dichten Laubkronen. Unmittelbar am Wasser ist ein macadamisirter Promenadenweg entlang geführt. Bänke stehen am Ufer. Und es weht ein Wind

— ein heißer Wind, aber ein Wind. Da wird man es doch aushalten können? Nein, man kann es nicht aushalten. Am Abend, wenn die Sonne sinkt, ist es plötzlich, als werde irgendwo ein Hahn zugeschraubt und als werde alle Luft abgedreht. Selbst der heiße Wind, der am Tage manchmal stoßweise aufspringt, verschwindet. Kein Hauch ist mehr zu spüren. Das Thermometer, das während des Tags ungefähr auf 100 Grad (Fahrenheit) gestanden hat, geht auf 98 Grad herunter, wenn es nicht etwa auf 101 Grad steigt. Das ist die „Nachtkühle" von Hankau. Man sieht verzweifelt nach den Bäumen auf dem Bund. Sie sind erstarrt. Kein Blättchen regt sich, und das ganze grüne Geäst scheint bemaltes Eisen zu sein. Der Abendhimmel ist über die Landschaft gestülpt, wie eine große Glocke, und scheint alles Leben zuzudecken. Dieser gewaltige Himmel und der mächtige Fluß darunter sind nicht im Stande auch nur einen Hauch von Frische hervorzubringen.

Die Temperatur wäre zu ertragen, aber das Furchtbare ist das Stillstehen der Atmosphäre. Der Tag ist erstorben, und nun kommt nicht eine Zeit neuen Lebens, wie unsere nordische Nacht, die traute, köstliche Nacht, die uns kühlend die Stirn streicht. Hier nimmt der Tag alles Leben mit, die Nacht ist die leere und todte Zwischenzeit zwischen Abend und Morgen. Man liegt da, man hat sich längst alle Kleidungsstücke vom Leibe gerissen, aber nun hat man die unheimliche Empfindung, daß es Einem im eigenen Körper zu heiß ist, und man fühlt sich von seiner Fiebergluth umgeben, wie von einem Nessus-Hemd. So wacht man den Morgen heran. Leute, die in Hankau häuslich eingerichtet sind, lassen sich über ihrem Bette die ganze Nacht hindurch von chinesischen Kulis die Punkah ziehen, um so künstlich den Luftzug zu erzeugen, den die Natur verweigert. Der Durchreisende muß auf diesen Behelf verzichten. Nach der ersten schlaflosen Nacht fühlt man sich matt und stumpf. Man sucht sich an der heißen Brise des Tages zu erfrischen. Der Gaumen ist ausgedörrt und verlangt fortwährend eisgekühlte Getränke, die der Magen schließlich aufzunehmen sich weigert. Diese bedauerliche Uneinigkeit zwischen Gaumen und Magen läßt sich nicht schlichten, da Jeder auf seinem Standpunkt beharrt nnd alle Konzessionen ablehnt. Die zweite

Nacht ist schlaflos wie die erste. Man dämmert wohl ein wenig hin, vor Uebermüdung, aber man fährt rasch wieder auf, da man die Nothwendigkeit empfindet, sich einige Felsblöcke von der Brust zu wälzen, die in unbefugter Weise dort niedergelegt worden sind. Schließlich wird man schwach, wie nach einer langen Krankheit, und gleichgiltig gegen Alles. Nachts pocht das Blut in den Schläfen, und ein einziger Gedanke hämmert im Schädel, ein einziges Wort klingt im Ohre: „Kühlung! Kühlung! Kühlung!" Und dann kommt wieder so ein kurzer Alpdrucktraum, worin der amerikanische Konsul erscheint und sagt, daß man sich nicht wundern dürfe, in der Hölle eine so hohe Temperatur zu finden, und daß die Vereinigten Staaten sich in diese Angelegenheit unter keinen Umständen einmischen könnten.

Gegenwärtig ist übrigens ein Hafenmeister in Hankau, der die Idee des amerikanischen Konsuls noch drastischer auszudrücken pflegt. Er sagt: „Wenn der Teufel eine Zeit lang in Hankau geweilt hätte und dann wieder in seine Hölle zurückkäme, so würde er seinen Ueberzieher nehmen."

Vom Bund führen mehrere Seitenstraßen in's Innere der kleinen europäischen Stadt. In einer dieser Straßen liegt das englische Konsulat, umgeben von einem großen Garten, in dem eine fast tropische Vegetation ihre Pracht und Fülle entfaltet. Nicht weit von da beginnt die russische Niederlassung. Die Häuser gleichen denen im englischen Settlement, die Straßen sind gut gehalten. Die Russen haben sich eine Anzahl Kosaken angestellt, die den Polizeidienst versehen. Die martialischen Gestalten nehmen sich gut aus in der weißen Tropen-Uniform, zu der natürlich eine Mütze von russischem Schnitt gehört. Von dem Gürtel aus orangefarbenem Lederzeug hängt der lange und schwere Pallasch herunter. In der englischen Konzession wird der Polizeidienst durch indische Konstabler versehen. Einige von diesen Sikhs sind berittten. Es heißt, daß zwischen russischer und englischer Polizei nicht gerade das beste Einvernehmen bestehe und daß Kosaken und Sikhs untereinander sich gelegentlich in die Haare gerathen, — ein Vorspiel zum großen russisch-indischen Kriege der Zukunft.

Die Russen bilden in Hankau eine verhältnißmäßig zahlreiche Kolonie. Sie leben abgeschlossen, unterhalten wenig oder gar keinen

Verkehr mit den Angehörigen der anderen Nationen, zeigen sich mißtrauisch gegen diese und haben ihren eigenen Klub. Selbst mit den französischen Bundesbrüdern pflegen sie keine eifrige Freundschaft. Der französische Konsul glaubte seit Langem Anspruch auf ein Stück Land zu haben. Der russische Konsul fand eines Tages, daß sich dieses Stück Land zur Abrundung des russischen Besitzes vortrefflich verwenden ließe, und eignete es sich in ungezwungenster Weise an, ungeachtet der Proteste seines französischen Kollegen und Bundesgenossen. Seitdem ist der französche Konsul auf den russischen nicht besonders gut zu sprechen. Es verlautet sogar, er habe gelegentlich „Ce cosaque!“ gesagt. Da aber die Kosaken eine russische Elitetruppe sind, so braucht dieses Wort, selbst wenn es gefallen sein sollte, noch immer keinen verletzenden Sinn zu haben. Wenn die Russen in Hankau diejenigen Vorzüge vermissen lassen, welche die Russen sonst zumeist im persönlichen Verkehr zeigen, so kommt dies vielleicht daher, daß sie größtentheils Sibirier sind. Der asiatische Russe verhält sich, seinem Wesen nach, zum europäischen etwa wie der Bauer zum Großstädter.

Die Russen in Hankau sind alle Theehändler. Beinahe das ganze Theegeschäft ist allmählich in ihre Hände übergegangen, die Engländer kommen erst weit nach ihnen, die Deutschen treiben fast gar keinen Thee-Export. Der beste Thee der Welt wächst im Yangtse-kiang-Thale, namentlich in der Umgebung von Kiu-kiang, in Ning-tschau und Kiman. Im Juni ist die Thee-Ernte. Die für den europäischen Konsum bestimmten Theeblätter werden am Ort, wo sie geerntet werden, gedörrt und getrocknet. Die Chinesen sind keine Abnehmer für diese gedörrten Theeblätter; sie kochen ihren Thee, indem sie heißes Wasser auf die frischen Pflanzen aufgießen. Der gedörrte Thee wird ein- oder zweimal gesiebt und dadurch in Sorten von verschiedener Feinheit gesondert. Zuletzt bleibt der bloße Theestaub zurück, der auch im weiten Maße seine Verwendung findet. So geht nicht ein Staubkorn des kostbaren Gewächses verloren. Der gesammte Ernte-Ertrag wird auf die Flußdampfer verladen und nach Hankau geschafft. Die Thee-Plantagen gehören insgesammt chinesischen Besitzern. Die Ausländer dürfen sich ja nur in den Vertragshäfen ansiedeln und haben nicht das Recht, im Innern des Landes Grundeigenthum zu erwerben.

Die europäischen Händler können also ihren Thee nicht selbst bauen, sondern müssen ihn von den Chinesen erwerben. In Hankau ist der große Markt, und im Juni und Juli beträgt der Umsatz Millionen von Pfund oder „catty", wie das landesübliche Thee-Gewicht heißt. Einzelne russische Firmen sind in der offiziellen Liste der Ankäufe, die in den Händen der Makler ist, mit Hunderttausenden von Pfund vertreten. Hankau versorgt ganz Rußland mit seinem National-Getränk. Russischen Thee gibt es nicht, und aller russischer Thee ist chinesischer.

Um diese Zeit des Jahres riecht es in allen Straßen von Hankau nach Thee. In der zweiten Hälfte des Jahres sind Häute der große Handels-Artikel von Hankau. Dann wechselt der Straßengeruch, und es duftet nach Häuten, was weniger angenehm empfunden wird.

Die schönen schwarzen Schiffe der Russischen Freiwilligenflotte können bei dem hohen Wasserstande des Yang-tse-kiang bis nach Hankau hinauffahren und führen den Thee direkt nach Wladiwostok oder nach Odessa. Um den Transport zu verbilligen, werden die geringeren Theesorten und namentlich der Theestaub zu Ziegeln gepreßt. Die russischen Firmen haben fast alle in Hankau Thee-Faktoreien errichtet, in denen dieser Ziegel-Thee bereitet wird. Die größten Faktoreien gehören den Herren Malchanow, Pechatnow & Comp. Der freundliche Chef des Hauses scheut sich nicht, an einem gluthschweren Sommertage zwischen den geheizten Dampfkesseln herumzusteigen, um einem wißbegierigen Fremden die Einrichtung seiner Fabriken zu zeigen. Halb oder ganz nackte Chinesen arbeiten in den Räumen. Selbst in dieser teuflischen Gluth rühren sie sich kräftig, zeigen heitere Mienen und sind zu Scherzen aufgelegt. Säcke mit Theestaub werden auf einer Art Herd ausgebreitet, dann wird ein Trichter darüber gestülpt, und von unten wird Dampf durch die Säcke geleitet. Nachdem der Thee eine Minute durchdampft worden, wird er in eine hölzerne Form geschüttet; eine Dampfmaschine preßt den Deckel darauf, und wenn der Thee drei bis vier Stunden in dieser Form gestanden, kommt er als harter, platter, schwärzlich gefärbter Ziegel zum Vorschein. Der russische Bauer, der so einen Ziegel kauft, löst mit dem Messer soviel los, als er zur Bereitung seiner Thee-Ration braucht. Er schneidet sich sein Stück Thee ab, ungefähr

wie unser Bauer sich sein Stück Wurst abschneidet. Andere Maschinen pressen den Thee in Tafeln, gleich denen der Chokolade, die sich in Stangen auseinanderbrechen lassen.

Ein phantasiereicher deutscher Berichterstatter hat kürzlich geschrieben, es gebe fünfzig deutsche Firmen in Hankau. Daraufhin hat sofort ein deutsches Kredit-Institut eine Filiale dort errichten wollen. Der nämliche Berichterstatter hat in Hankau auch das elektrische Licht leuchten lassen. Im Scheine dieses elektrischen Lichtes, das in Hankau *nicht* brennt, hat er offenbar alle die deutschen Firmen gesehen, die dort *nicht* vorhanden sind. In Wirklichkeit existiren vier oder fünf deutsche Comptoirs in Hankau. Natürlich ist das Welthaus *Melchers & Comp.* dort vertreten. Chef der Firma in Hankau ist Herr *Michelau*, eine ostpreußische Kraftnatur, die scheinbar ohne Mühe selbst diesem Höllenklima widersteht. Wenn man das Glück hat, von diesem wackeren Manne aufgenommen zu werden, kann man sicher sein, Hankau nach einem Aufenthalt von einigen Tagen ohne allzugroßen Schaden für seine Gesundheit zu verlassen.

Es ist übrigens eine alte Erfahrung, daß man da, wo die Lebensbedingungen besonders schwierige sind, auch oft ausgezeichnete Menschen findet. Der harte Kampf mit widrigen Verhältnissen schafft das Bedürfniß, gegen andere Menschen gut zu sein, und wenn wir sehen, daß es Jemandem so schlecht oder schlechter geht, als uns selbst, so fühlen wir uns ihm kameradschaftlich verbunden. (Nur daß es Jemandem besser geht, als uns selbst, können wir nicht recht vertragen.) Ueberhaupt ist in Ostasien, selbst an den Orten, wo die Lebensbedingungen nicht schwierig sind, die Gastfreundschaft ganz großartig entwickelt, bei den Europäern natürlich. Und ich weiß nicht, ob das die Illusion des Durchreisenden ist, der bei kurzem Aufenthalt nur die günstigen Seiten zu sehen bekommt, — aber es scheint beinahe, als wären die Menschen hier draußen im Durchschnitt besser, als bei uns zu Hause. Manches fällt weg, was bei uns den Charakter verdirbt. Politik wird vor allen Dingen einmal gar nicht getrieben. Etiquette und sonstigen Formzwang gibt es wenig, Byzantinismus gar nicht. Es ist ja zumeist auch gar keine hohe Obrigkeit da, vor der man katzbuckeln könnte. Man wird nicht regiert, nicht eingezwängt, noch

geschoben. Jeder muß sich selbst in seiner Art entwickeln, und wenn er ein tüchtiger Mensch wird, dann geht es ihm gut. So kommt es, daß man hier draußen nicht wenig Leute von ruhiger, praktischer Klugheit, von einfachem, herzlichem Wesen findet; und so zeigt es sich wieder, daß die beste Schule zur Erziehung der Männer die Freiheit ist.....

In Hankau ist das deutsche Konsulat bei der Firma Melchers & Comp. Ein Berufs-Konsul ist allerdings zur Zeit bereits unterwegs. Einen Theil der konsularischen Machtbefugnisse übt Herr Kordes aus, der liebenswürdige Dolmetscher. Insbesondere ist er Kommissar der deutschen Niederlassung. Deutschland hat, wie bekannt, in China zwei Settlements, in Tientsin und Hankau. Das deutsche Settlement in Hankau liegt jenseits des englischen, weit draußen außerhalb der Stadt. Oder vielmehr, es liegt dort, am Flußufer, und wartet, bis die Stadt zu ihm herauskommt. Das wird vielleicht eines Tages geschehen. Denn an jener Stelle soll der Bahnhof der Hankau-Peking-Bahn seinen Platz finden, und es ist zu hoffen, daß die Stadt sich nach der Richtung des Bahnhofes entwickeln werde. Die deutsche Konzession hat also gute Zukunfts-Aussichten, unter der Bedingung, daß der Bahnhof wirklich in ihre Nachbarschaft gerückt wird, was wieder nur unter der Bedingung geschehen kann, daß die Bahn zunächst einmal fertig wird. Einstweilen ist lediglich der breite Bahndamm zu sehen, den unser deutscher Meister Hildebrandt erbaut hat. Auch dieser Damm geht nur eine Strecke weit, bis zum Sieben-Meilen-Creek. Die deutschen Ingenieure sind verdrängt worden, und die Bahn, die deutsch hätte sein können und müssen, ist in die Hände der Franzosen gerathen. Die Verträge sind bereits abgeschlossen worden. Die Franzosen können also jetzt mit dem Bahnbau beginnen und so viel Geld darauf verwenden, als sie nur irgend wollen. Freilich muß sich erst zeigen, ob sie überhaupt welches haben. Kurzum, das deutsche Settlement in Hankau ist das Bahnhofsviertel für den nicht vorhandenen Bahnhof einer französischen Bahn, die auch noch nicht vorhanden ist.

Das ist schon außerordentlich genug. Noch seltsamer aber ist, daß in diesem Bahnhofsviertel der Bahnhof zwar nicht existirt, das Viertel aber auch nicht. Dasjenige, was die deutsche Ansiedelung in Hankau von anderen Ansiedelungen

unterscheidet, ist der vollständige Mangel aller Ansiedler. Es ist eine Niederlassung, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß einstweilen Niemand Lust bezeigt, sich darauf niederzulassen. Die deutschen Kaufleute müssen da wohnen, wo sie ihre Geschäfte machen, und das deutsche Settlement liegt weit ab von allem Geschäftsverkehr. Auch haben die deutschen Kaufleute nicht den mindesten Grund, ihre bequemen Häuser in den schönen Straßen der englischen Konzession zu verlassen und in die Einöde vor's Thor hinauszuziehen.

Die einzige größere Baulichkeit, die in der deutschen Konzession sich vorfindet, ist demgemäß der Holzzaun, der einen Büffel-Park der Firma Arnhold, Karberg u. Comp. umgibt. Aber wie in der Ansiedlung die Ansiedler, so fehlen in dem Büffel-Park die Büffel. Man wollte sie dort züchten, um sie nach Wladiwostok zu exportiren. Da jedoch von dem ersten Transport, der nach dem russischen Hafen abging, kein einziger Büffel lebendig ankam, so wurde auf eine weitere Fortführung des Unternehmens Verzicht geleistet.

Die bedeutendste Sehenswürdigkeit, die unter diesen Umständen dem Besucher des deutschen Gebiets in Hankau gezeigt werden kann, ist der Grenzstein. Dieser hat eine Höhe von 1,50 Meter, und in seine graue Fläche sind die Buchstaben D. N. (Deutsche Niederlassung) eingegraben; unter ihnen sieht man einige chinesische Buchstaben, die das D. N. wahrscheinlich in der Landessprache wiederholen. Es ist gewiß erhebend, mitten in China diesem Grenzstein zu begegnen; aber die Begegnung ist nicht leicht zu bewerkstelligen. Lange dauert es, bis man ihn findet; und wenn man sich eines Morgens aufmacht, um ihn zu suchen, so muß man immer darauf vorbereitet sein, daß er gerade in der Nacht vorher gestohlen worden ist. In einem chinesischen Haushalt, wo mit Sparsamkeit möglichst Alles in irgendwelcher Weise verwendet wird, kann gewiß auch ein Grenzstein nutzbar gemacht werden. Er mag allerdings wohl kaum als Nahrungsmittel in Betracht kommen, obwohl man nicht mit Sicherheit sagen kann, daß ein chinesischer Magen nicht auch im Stande wäre, ein Stück Grenzstein zu verdauen. Allein welchen Nutzen kann nicht beispielsweise aus einem Grenzstein eine geschmackvolle chinesische Hausfrau ziehen, die beflissen ist, ihr Heim zu schmücken? Wenn nun auch das Wahrzeichen deutscher Grenzmark bisher nicht von der ihm angewiesenen Stelle verschwunden

ist, so kann doch leicht einmal eine chinesische Hütte es mit ihrem Dach überwölben und so den Blicken der Außenwelt entziehen. Die arme chinesische Bevölkerung wohnt hier in Hütten aus geflochtenen Matten. Diese kümmerlichen Behausungen passen sich den Veränderungen des Fluß-Niveaus an. Wenn das Wasser fällt, rücken sie zu ihm herunter, wenn es steigt, rücken sie von ihm weg am Ufer hinauf. Die wandernden Häuser ruhen gegenwärtig hoch oben am Ufer und bedecken auch einen Theil des deutschen Gebietes, obwohl sicherlich Verordnungen ergangen sind, um sie davon fernzuhalten. Vor den Hütten sitzen die Bewohner im Freien, rauchen ihre Pfeifen, nehmen ihre Mahlzeiten ein oder strecken ganz einfach alle Viere von sich. Nackte Kinder wälzen sich in dem grauen Staube, der den Boden bedeckt. Das Schwein, das chinesische Hausthier, treibt allenthalben seine anmuthigen Spiele. Große schwarze Mutterschweine führen kleine Schweinchen, denen kaum der erste Flaum auf dem Rücken sproßt, auf die Weide unter den chinesischen Küchen-Ueberresten. Umgrunzt von allerlei Borstenvieh hockt ein gefühlvoller Chinesen-Jüngling auf einem Schemel und strömt seine Seele in den vier Tönen seiner Holzflöte aus. Das ist Deutsches Reichs-Leben in Hankau.

Dies Alles wird, wie es heißt, bald besser werden. Sobald der neue deutsche Berufs-Konsul in Hankau eingetroffen sein wird, will man ernstlich daran gehen, der deutschen Niederlassung ein anderes Aussehen zu geben. Straßen sollen gezogen, das Terrain soll aufgefüllt, sogar ein Bund soll in Angriff genommen werden. Die angesehenen Namen der deutschen Firmen, die das Syndicat der Niederlassung bilden (Deutsch-Asiatische Bank, Arnhold, Karberg & Comp., Melchers & Comp.) bürgen dafür, daß man alle Anstrengungen machen wird, um der deutschen Konzession in Hankau eine Gestalt zu verleihen, die des deutschen Namens würdig ist.

In Hankau haben italienische Ordensschwestern ein Kloster. „Daughters of Charity“ nennen sie sich auf Englisch. Sie nehmen chinesische Mädchen auf, erziehen sie bis zum Alter von achtzehn, auch zwanzig Jahren und verheirathen sie dann an die chinesischen Zöglinge europäischer Missionäre. Die kleinen Chinesinnen werden zu allerlei Handarbeit angehalten. Namentlich

machen sie prachtvolle Spitzen aus chinesischer Seide. Das heißt, nur für die weißen Spitzen wird chinesische Seide verwendet. Zur Anfertigung der schwarzen Spitzen wird Seide aus Frankreich bezogen. Denn die schwarze chinesische Seide taugt nicht viel und nimmt nach Ablauf einiger Zeit einen braunen Ton an. Die Hankau-Spitzen, die von den europäischen Damen in China sehr geschätzt werden, kommen im Kloster selbst zum Verkauf in Preisen, die zwar recht ansehnlich, aber noch immer nicht so hoch sind, wie diejenigen, die bei uns für echte Spitzen gezahlt werden. Und die Ordensschwestern sind so glücklich, wenn man etwas kauft! Unermüdlich schleppen sie die großen Cartons herbei, und sie legen sich selbst die Spitzenkragen um die asketisch mageren Schultern, damit man würdigen könne, welch' zierlichen Schmuck das für eine Dame abgibt. Sie sind gute, kleine Frauen — italienische Blumen vielleicht, die in der Gluthhitze von Hankau verdorrt sind. Es thut beinahe weh, wenn man sie italienisch reden hört. Der Klang der theuren Sprache ruft eine verzehrende Sehnsucht wach nach Palästen, nach alten Bildern, und man fühlt, wie verlassen von Schönheit man hier ist, in diesem verwünschten Lande.

Die Oberin Paola Vismara ist so recht eine sanfte Mama; wenn man ihr etwas Freundliches sagt, wird sie roth und macht ganz große Augen. Natürlich müssen wir das Kloster besichtigen, von der Mühle angefangen, wo nach chinesischer Art Mehl gemahlen wird, bis zur Vorrathskammer, wo die Polenta lagert, — von der kleinen Kirche, in der ein werthloses italienisches Altargemälde die einzige Dekoration zwischen kahlen Mauern bildet, bis zu den Schulräumen. In den weiten Zimmern sitzen die chinesischen Mädchen auf niedrigen Bänken und führen die Nähnadel. Die ganz kleinen knieen nieder, wenn wir hereinkommen, und sagen im Chor den chinesischen Gruß: „Tscho-i". Die Allerkleinsten beginnen bitterlich zu weinen, wenn sie unbekannte europäische Gesichter erblicken. In den Schulzimmern hängt jedesmal ein Bildniß des Papstes an der Wand. Mit wohlwollenden Oeldruck-Augen sieht Leo XIII. zu, wie chinesische Mädchen nähen lernen.

Auf nichts aber sind die guten Schwestern so stolz, wie auf ihr Hospital. Wir müssen den gläsernen Operationstisch bewundern und das stattliche Bett in dem besonderen Krankenzimmer

für Mandarine. Sogar den „kranken Belgier“ müſſen wir ſehen. Wir wollen nicht und bleiben auf der Schwelle ſtehen. „Nein, kommen Sie nur herein,“ ſagen ſie, und ſie flüſtern: „Er iſt ſehr krank!“, und es iſt beinahe, als thäten ſie ſich etwas darauf zu gute. In ſeinem Bette liegt der arme Mann, der von der Hitze überwältigt worden iſt, und über ſeinem Bette weht unaufhörlich eine Punkah und fächelt ihm Kühlung zu. Aber der Leidende ſcheint nichts davon zu ſpüren, und auch davon nichts, daß die Schweſtern ihm mit zarter Hand die Kiſſen zurecht rücken. Mit aufgeriſſenen Augen ſtarrt er in's Weite.

„Er ſagt immer nur, er möchte zu Hauſe ſein!“ erzählen die Schweſtern.

Daheim iſt kühler Waldeshauch; und daheim iſt vielleicht eine Mutter, die am Lager ſitzen und den Tod abwehren könnte. Es gibt Stunden, in denen nur mehr die Mutter helfen kann. Und es iſt furchtbar, dieſen armen, einſamen Mann zu ſehen, der gerettet werden könnte, wenn er daheim wäre, und der doch wird ſterben müſſen, weil er mit all' ſeiner Sehnſucht nichts über das unbeugſame Verhängniß der Tauſende von Meilen vermag, die zwiſchen ihm und ſeinem Mütterlein liegen . . . . .

XIX. Wu-tschang.

Wu-tschang, Anfang Juli.

(Die Gefahren des Yang-tse-kiang. — „Der Thurm des gelben Reihers." — Chinesische Innungen. — Vizekönig Tschang-tschi-tung. — Architektur und Literatur. — Lotosblumen. — Die Kriegsschule. — Im Pionier-Lager. — General Tschang-Piau. — Die improvisirte Parade.)

Wu-tschang liegt Hankau schräg gegenüber, durch die ganze Breite des Stromes getrennt. Eine kleine Dampf-Launch braucht eine bis anderthalb Stunden, um die Entfernung zu durchmessen und gegen die Gewalt der Strömung anzukämpfen. Der Fluß gleitet scheinbar ruhig dahin, aber manchmal sind breite Stellen voll kreisender und gurgelnder Strudel, welche die Kräfte verrathen, die unter der Oberfläche leben. Was diese Strömung einmal zu packen bekommt, läßt sie nicht wieder los. Der Yang-tse-kiang verschlingt mehr Menschen, als die meisten anderen Flüsse der Welt. Kürzlich stürzte vom italienischen Kriegsschiff „Marco Polo", das vor Hankau lag, ein Matrose in's Wasser. In einer Minute war das Rettungsboot bereit; aber in dieser einen Minute war der Mann Hunderte von Metern weit fortgerissen und spurlos verschwunden.

In langer Reihe ziehen sich die niedrigen Häuser von Wu-tschang am Flusse hin. Längs des Wassers läuft eine schmale Uferstraße, eine Art Bund. Die für eine Chinesenstadt unerhörte Anlage kündigt das Walten Tschang-tschi-tung's an, des fortgeschrittensten aller Vizekönige, der in Wu-tschang residirt. Auf die Straße mündet ein Stadtthor, aus dem unablässig Menschen hervorquellen. Am Ufer scheint hauptsächlich Schiffervolk zu wohnen.

Mit lauten Axtschlägen werden Boote gezimmert. Auf einer Stelle sind Leute mit langen Stangen an der Arbeit, um eine Dschunke herauszufischen, die der Strom umgestülpt hat. Weiter flußabwärts kommen am Ufer die drei Militärlager zum Vorschein, in denen die vizeköniglichen Truppen liegen. Jedes Lager ist von einem regelmäßigen Mauer-Viereck umschlossen. Drinnen ist ein hoher Mast aufgepflanzt, mit einem rothen Wimpel an seiner Spitze, der in weißen Buchstaben den Namen des kommandirenden Generals zeigt. Das Lager der Leibgarde ist der eigentlichen Stadt am Nächsten und scheint am Besten angelegt zu sein. Kommandant der Garde ist der General Tschang-Piau. Nicht weit vom Garde-Lager beginnen die Fabrikgebäude der Baumwollspinnerei des Vizekönigs. Aus dem mächtigen Schlot quillt schwarzer Rauch. Es ist gerade Essenszeit, und mit langgedehntem Geheul kündigt die Dampfpfeife den Beginn der Mittagspause an.

Nun macht das Land eine scharfe Ecke in's Wasser hinein. Mitten aus der Stadt erhebt sich ein Hügelrücken und tritt bis an den Fluß. Oben sind stattliche Häuser erbaut mit rundum laufenden Veranden. Malerisch schichten sich alle die Dächer übereinander auf; einige sind fast ganz von Baumwipfeln verdeckt; vorn leuchten die grünen Giebel eines Tempels hervor. An der äußersten Spitze des Vorgebirges, unmittelbar über dem Wasser, ist ein eigenthümliches Monument errichtet, das etwa kegelförmige Gestalt hat und wie ein Kandelaber sich ausnimmt, der zum Tragen einer großen Fackel bestimmt ist. Dahinter steht der Stumpf einer abgebrannten Pagode. Dieser ganze Ort ist ungemein heilig. Man nennt ihn den „Thurm des gelben Reihers". Hier ist nämlich ein chinesischer Weiser auf einem gelben Reiher in den Himmel geflogen. Gesehen habe ich es nicht, aber der Vorfall ist mir von durchaus glaubwürdiger Seite berichtet worden, und ich sehe nicht ein, warum nicht auch ein chinesischer Heiliger in den Himmel steigen und warum er sich nicht eines gelben Reihers dazu ebenso gut wie jedes andern Kommunikationsmittels bedienen sollte. Die Pagode, die jetzt abgebrannt ist, und das kegelförmige Monument, das vielleicht ein Kandelaber ist und vielleicht keiner, sollen das Andenken an das fromme Ereigniß wach erhalten. Die Häuser, die man weiter hinten auf dem Hügel sieht, sind Gilden-Theehäuser.

Die chinesischen Kaufleute und Handwerker bilden nämlich Innungen, die, an die Zünfte unseres Mittelalters erinnernd, ihre Mitglieder nicht minder strengen Regeln unterwerfen, als dies die Zünfte gethan haben. Wenn die Innung den Preis einer Waare festgesetzt hat, so darf der chinesische Kaufmann unter keinen Umständen davon abweichen. Daneben besteht eine Gliederung in Landsmannschaften, die sich mit der Gildeneintheilung oft verschmilzt, da Leute aus demselben Landestheile häufig das gleiche Gewerbe treiben. Die Schanzi-Kaufleute sind beispielsweise Alle Bankiers u. s. w. Jede Innung hat ihr eigenes Vereinshaus, und die Theehäuser am Thurm des gelben Reihers gehören zu den vornehmsten dieser Zunftlokale.

Um jene Ecke vermag die Steam-Launch kaum herumzukommen. Die Strömung hat hier Riesenkraft. Auf der gegenüberliegenden Seite mündet der Han-Fluß, nach dem Hankau seinen Namen hat, in den Yang-tse-kiang; in dem weiten Becken treiben die Wasser durcheinander, und der Wind, der den Strom herunterweht (ein heißer Wind natürlich), wirft spitze Wogen auf, die schäumen, wie die Wellen des Meeres. Das kleine Dampfboot stemmt sich mit seiner ganzen Kraft gegen den Wasserlauf, bewegt sich aber trotz allen Keuchens und Aechzens nur sehr langsam von der Stelle, und es dauert mindestens eine halbe Stunde, bis die Ecke überwunden ist.

Jenseits zur Linken hat Tschang-tschi-tung seinen Kriegshafen. Dieser Vizekönig, welcher eine Vorliebe für's Militär besitzt, die derjenigen mancher europäischen Herrscher gleichkommt, ist natürlich auch ein Flottenschwärmer. Da Tschang-tschi-tung kein Meer zur Verfügung hat, so läßt er seine Kriegsflotte auf dem Flusse schwimmen. Die Hauptstreitkraft ist die Vergnügungsyacht des Gouverneurs von Hongkong. Das heißt, Tschang-tschi-tung hat dem englischen Gouverneur die Yacht abgekauft; jetzt liegt sie im Kriegshafen von Wu-tschang, führt die gelbe Drachenflagge, ist mit Kanonen armirt und wartet auf einen Gegner, der bereit wäre, es mit ihr aufzunehmen. Die Kriegsflotte besteht aber noch aus einem zweiten Schiff. Dieses ist kleiner, als das erste, und es bleibt ungewiß, ob es gleich als Kanonenboot zur Welt gekommen ist oder ob es auch ein harmloser Privatdampfer gewesen, der erst künstlich wild gemacht worden ist.

Von jenem merkwürdigen Tschang-tschi-tung, dem Vizekönig der Hu-Provinzen, war schon bei anderen Gelegenheiten die Rede. Es wurde bereits früher von seiner großen Gelehrsamkeit gesprochen, sowie davon, daß er heutzutage wohl den besten chinesischen Styl schreibt. Er weiß sich in Peking Gehör zu verschaffen, und es kommt vor, daß er einen Vers aus einem Klassiker nach der Hauptstadt telegraphirt, um seine Ansicht in einer Staatsangelegenheit auszudrücken. Sein chinesischer Patriotismus ist groß, und er liebt die Europäer nicht, obwohl er die Ueberlegenheit ihrer Wissenschaften begreift und der Ansicht ist, daß die Chinesen von den Europäern Alles das lernen sollen, was diese vor den Chinesen voraus haben. Kürzlich erschien er in der Kriegsschule, die er in Wu-tschang gegründet hat, und hielt eine Ansprache an die Zöglinge, worin er sagte: Die ausländischen Wissenschaften kämen jetzt in erster Reihe; darum habe er an der Kriegsschule ausländische Lehrer angestellt. Diese seien so theuer, daß die Schüler ganz besonders aufmerksam sein und jedes Wort der Lehrer einsammeln müßten, wie eine Kostbarkeit.

Tschang-tschi-tung's größte Eigenschaft ist die Fleckenlosigkeit und Unbescholtenheit seines Charakters. Er ist der ehrlichste aller chinesischen Staatsmänner. Die meisten chinesischen Beamten regieren mit Betrug und Erpressung. Sie haben in der Regel große Summen aufwenden müssen, um ihr Amt zu erhalten, und bekommen nicht nur keinen angemessenen Gehalt, sondern müssen häufig noch bestimmte Geldbeträge nach Peking abführen. Da die Amtsdauer zumeist blos wenige Jahre beträgt, wollen sie in kurzer Zeit auf ihre Kosten kommen und auch noch einen angemessenen Profit einstecken. Darum ist der „Squeeze" der Grundzug des chinesischen Verwaltungssystems. In einem Lande, wo die Korruption als eine selbstverständliche Eigenschaft des Beamten gilt, verdient ein Mann wie Tschang-tschi-tung, von dem es heißt, daß er nie einen Pfennig sich widerrechtlich angeeignet habe, um so mehr Hochachtung.

Freilich, durch seinen Umgang mit den großen Dichtern der Vergangenheit ist er ein wenig Phantast geworden. Oder man würde vielleicht richtiger sagen, daß das Wohlgefallen an den Poeten auf phantastische Gemüthsart hindeutet. Jedenfalls

sind in China, wie überall, die Dichter schlechte Lehrer der Oekonomie, und die schwierige Kunst, die Ausgaben den Einnahmen anzupassen, wird nicht durch die Lektüre von Versen gelernt. So kommt es, daß über Tschang-tschi-tung das Gerücht geht, er habe keinen rechten Begriff vom Werth des Geldes. Er gibt aus, ohne zu zählen; und so oft er etwas haben will, fragt er nach dem Preise erst, wenn er es bereits hat, und auch dann nicht immer. Man hat von Tschang-tschi-tung gesagt: „Wenn er morgen alles Geld der Welt in die Hände bekäme, würde er übermorgen fünf Dollars Schulden haben." Weiter erzählt man von ihm: Er kommt irgendwohin und sieht beispielsweise einen Spazierstock, der ihm gefällt. Sofort wird sich in ihm der Wunsch regen, nicht etwa diesen Spazierstock zu besitzen, sondern eine Spazierstockfabrik anzulegen; und wenn das nicht geht, wird er solche Spazierstöcke bestellen, aber nicht zehn oder zwanzig, sondern eine Million. In Han-Yang, geradeüber von Wu-tschang, hat er Eisenwerke angelegt. In Wu-tschang selbst betreibt er eine Baumwollspinnerei und eine Seidenweberei. Diese Fabriken, die seinem Herzen besonders theuer sind, hat er sich in unmittelbarer Nachbarschaft seines Yamen anlegen lassen. Von den Fenstern seines Palastes aus (eines recht armseligen Palastes) kann er die Schornsteine erblicken. Die Unternehmungen tragen in sich alle Bedingungen des Prosperirens, und doch soll ihr Geschäftsgang zu wünschen übrig lassen. Wie können auch industrielle Etablissements gedeihen, welche von Chinesen verwaltet werden für Rechnung eines Vizekönigs, der die Klassiker liest?

Auch sonst schießen ihm manchmal seltsame Ideen durch den Kopf. Während des chinesisch-japanischen Krieges bekam eine deutsche Firma in Shanghai plötzlich eine Depesche von Tschang-tschi-tung, er wolle drei deutsche Kriegsschiffe kaufen, *mit deutschen Marinesoldaten darauf*. Der Preis sei gleichgiltig. Das Angebot war verlockend, und die deutsche Firma bedauerte sehr, das Geschäft nicht machen zu können. Zur selben Zeit haben übrigens hohe chinesische Beamte in Peking gegenüber Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft ähnliche Aeußerungen gethan. „Wie wir hören, habt Ihr die besten Soldaten der Welt" sagten sie. „Könnten wir nicht ein Paar Hunderttausende davon *miethen*?" Nach chinesischer Anschauung ist der Soldat eben ein Kuli — ein starker

Mann, den man bezahlt, um sich von ihm vertheidigen zu lassen, und der natürlich auch bereit ist, sich Jedem zu verdingen, der seine Körperkraft entsprechend honorirt. Ein andermal sprach Tschang-tschi-tung gegenüber einem Vertreter der gleichen deutschen Firma in Shanghai die Anschauung aus, die Japaner hätten gesiegt, weil sie eine Kanone von ganz besonderer Konstruktion besessen hätten, die man jederzeit zusammenlegen und in ein kleines Futteral stecken könne. Die betreffende Firma führte dem Vizekönig verschiedene Arten von Gebirgsgeschützen vor. Aber das war Alles nicht das Richtige, und Tschang-tschi-tung sucht heute noch seine zusammenlegbare Kanone. . . .

Wu-tschang hat zwei- bis dreihunderttausend Einwohner (bei chinesischen Städten kennt man niemals genau die Bevölkerungsziffer); dabei macht es den Eindruck einer stillen Landstadt. Die Straßen sind belebt, aber die Chinesen wimmeln nicht so, wie in anderen Städten; und wenn die Chinesen einmal etwas weniger wimmeln, so hat man gleich den Eindruck provinzieller Vereinsamung.

An bemerkenswerthen Gebäuden herrscht Mangel, wie überall in China. Im Gegensatz zu anderen asiatischen Völkern haben die Chinesen kein Bedürfniß nach Architektur. Woher das kommen mag? Der Trieb zum Bauen ist der Ausdruck eines mächtigen Persönlichkeitsgefühls, vielleicht dessen stärkster. Auch die Frömmigkeit erweckt den Drang, die Glaubensidee zu verherrlichen durch die größte Kraftleistung, deren der Mensch fähig ist, durch das Aufthürmen von Steinen. Der Chinese ist nicht fromm. Der gebildete Mann in China ist Philosoph und zumeist Materialist. Die Tempel sind für das niedere Volk da und für die Frauen. Darum genießen die Priester in China geringe Achtung und haben eine niedrige soziale Stellung. Wie der Soldat der Kuli des Waffenhandwerks ist, so ist etwa der Priester der Kuli des Aberglaubens. Aus Frömmigkeit wird also in China, wenigstens heut, nur so viel gebaut, als im Interesse der Staatsraison nöthig ist. Denn der Chinese, wenn er gleich selbst nicht glaubt, versteht doch sehr wohl die Nützlichkeit der Religion als Regierungsmittel. Die großen Persönlichkeiten fehlen ebenfalls, die das Bedürfniß haben könnten, sich durch Baudenkmäler zu bethätigen. Wie sollen sie in diesem monotonsten aller Länder zur Entwicklung kommen, wo seit

Jahrhunderten starr und unabänderlich die Formen feststehen, denen Menschen und Dinge sich anzupassen haben? Endlich nimmt die Literatur viel zu viel Platz im chinesischen Geistesleben ein, und darunter haben alle anderen Künste zu leiden. Die ausschließliche Beschäftigung mit den Büchern verknöchert die Herzen; und wer sich daran gewöhnt, in der literarischen Scheinwelt zu leben, der verliert den Sinn für die starken und großen Wirklichkeiten, wie sie insbesondere in der Architektur sich offenbaren.

In Wu-tschang mangeln also die namhaften oder namhaft zu machenden Baulichkeiten. Vor dem Yamen stehen die beiden vorschriftsmäßigen Flaggenmasten, sowie die zwei stylisirten heraldischen Löwen. Die Thorflügel sind mit den obligaten chinesischen Heroen-Gestalten in Lebensgröße bemalt, und das Ganze gleicht am Ehesten einer Jahrmarktsbude, in der für fünfzig Pfennig Eintritt (Militärs zahlen die Hälfte) ein Vizekönig zu sehen ist. Dann ist auch ein rother Tempel da, in dem der Vizekönig an bestimmten Tagen seinen Kau-tau vor den Ahnen des Kaisers machen muß. Der ländliche Charakter der Stadt wird dadurch verstärkt, daß innerhalb der Mauer-Umfriedung Felder liegen, auf denen der Bauer seinen Pflug zieht. Dazwischen breiten sich Lotosteiche aus.

Die weiße Lotosblume hat die Färbung unserer Wasserrose. Manchmal ist das Weiß zart mit Rosa überhaucht. Erst wenn man sich über sie beugt, merkt man, daß ihr ein leiser Wohlgeruch entströmt. Darum wird sie von den chinesischen Dichtern „die Stolze" genannt. Denn ähnlich blüht einsam manche stolze Seele, und wer sie nur von fern sieht, wird niemals wissen, daß sie duftet. Spät öffnet sich die Lotos-Blüthe, lange hält sie ihr Inneres wie ein Geheimniß verschlossen. Wenn aber die weißen Blätter zurückfallen, erscheint ein in leuchtender Goldfarbe prangender Kelch. So läßt sich in dieser Blume ein tiefer Sinn von Mysterium und schließlicher leuchtender Erkenntniß finden, und darum wohl ist sie in Asien den Göttern angenehm und auch den Weisheitslehrern. Die herrlichen grünen Blätter bedecken die ganze Oberfläche des Teiches, nur an wenigen Stellen schimmert das Wasser hindurch. Sie sind fast rund und thun sich weit auf. Auch das ist ein Symbol, wenn man will, — ein Symbol dafür, wie es einer Blume ergeht, die sich von der Welt abkehren will: Während

die Blüthe sich gegen das Leben verschließt, sprießen ihr Blätter, die sich danach sehnen. Die Knospe ist grün und hat genau die Form des Mundstücks einer Gießkanne; aus den kleinen Sieblöchern wachsen die Staubfäden empor. Die Silberschmiede bilden sie mit Vorliebe nach; wenn ein Gegenstand zum Streuen oder Schütten eingerichtet werden soll, so bekommt er als Mundstück sicherlich die Knospe der Lotosblume.

Tschang-tschi-tung's Reform-Eifer hat sich auch auf seine Residenzstadt Wu-tschang erstreckt. Inmitten aller der Gassen, auf deren unmöglichem Pflaster der übliche chinesische Schmutz lagert, hat der Vizekönig eine lange schmale Straße anlegen lassen, die nicht schmutzig ist. Sie ist durchaus kunstgerecht gebaut, wölbt sich ein wenig nach der Mitte zu und ist mit gelbem Sand bestreut. Da man aber zum rechten Genuß einer schönen Straße erst kommen kann, wenn man darauf fährt, so hat die vizekönigliche Regierung zugleich für Fahrgelegenheit gesorgt. In Wu-tschang verkehren fünf oder sechs Rickshas. Die Einführung öffentlicher Rickshas bedeutet für eine chinesische Stadt ungefähr so viel, wie wenn sich eine unserer Städte eine elektrische Trambahn einrichtet. Die Rickshas von Wu-tschang können natürlich nur auf der einzigen fahrbaren Straße sich bewegen; die Kulis gehen nur im Schritt und zeigen auch sonst, daß ihnen ihr Beruf neu und ungewohnt ist. So fuhr ich beispielsweise in einer Ricksha nach der Kriegsschule. Neben mir ritt einer der deutschen Instruktoren, der Lieutenant Fuchs. An einer Wegstelle scheute des Lieutenants Pferd. Sofort scheute auch der Kuli meiner Ricksha und warf mich in den Graben; aber er war doch gewissenhaft genug gewesen, erst selbst in den Graben zu fallen. Immerhin möchte ich dem Baedeker von China, dessen Erscheinen wohl kaum lange mehr auf sich warten lassen wird, nicht empfehlen, die Rickshas von Wu-tschang mit einem Stern zu bezeichnen.

Die Kriegsschule ist ein mit fürstlicher Großartigkeit angelegtes Gebäude oder vielmehr eine Gesammtheit von Gebäuden, meistens großen Hallen, die von weiten Höfen umgeben hintereinander liegen. Den Abschluß bildet ganz am Ende ein Tempel des Kriegsgottes. Natürlich ist das ganze Institut aus Holz gezimmert. Denn wenn die Chinesen schon einmal etwas bauen, so muß es aus Holz sein. Das hält jedenfalls solange, wie der Er-

bauer selbst hält. Um die Leute, die noch nicht geboren sind, braucht man sich nicht zu kümmern. Diese Vorliebe der Chinesen für Holz als Baumaterial ist auch ein Grund dafür, daß China fast gar keine architektonischen Denkmäler seiner tausendjährigen Vergangenheit besitzt.

Die ganze Kriegsschule ist funkelnagelneu, überall riecht es nach frischer Oelfarbe, und für chinesische Verhältnisse erstaunlich erscheint namentlich die Ordnung und Sauberkeit, die in allen Räumen herrscht. Es ist traurig, wenn man denkt, wie diese schöne Anlage verfallen wird, sobald Tschang-tschi-tung in eine andere Provinz berufen sein wird und sobald die deutschen Instruktoren den Rücken gekehrt haben werden. Das Letztere wird in vielleicht nicht allzuferner Zeit geschehen. Wenigstens scheint in chinesischen Regierungskreisen eine gewisse Neigung vorzuwalten, japanische Offiziere als Instruktoren zu berufen. Die Japaner sind nämlich weit billiger, und für das Gehalt, das ein europäischer Offizier bezieht, kann man zehn japanische haben. An der Kriegsschule in Wutschang unterrichtet außer dem bereits genannten Lieutenant Fuchs der Lieutenant v. Strauch. Ein dritter ehemaliger deutscher Offizier, der Graf Bernstorff, hat eine Zeit lang versucht, dem Vizekönig Tschang-tschi-tung ein Cavallerie-Corps auszubilden. Der Graf hat viele Mühe darauf verwendet; aber es ist ihm bisher nicht gelungen, die chinesische Cavallerie in den Sattel zu heben. Am Ende der Woche fährt er über den Fluß nach Hankau, um dort unter europäischen Menschen die Sorgen zu vergessen, welche ihm seine Reiterei macht, die nicht reiten will. Und da er mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks jeden Samstag an der Bar des Clubs von Hankau erscheint, hat man ihm den Beinamen „Count Saturday“ gegeben.

Die Kriegsschule in Wu-tschang wird von achtzig Schülern besucht, die in Korporalschaften eingetheilt sind. Zu vier Hörsälen findet der Unterricht statt. Die Schüler bringen eine Menge chinesischer Gelehrsamkeit, das heißt also keine taugliche Vorbildung mit, und der Unterricht muß ungefähr beim ABC beginnen. Die Vorträge der deutschen Lehrer werden durch Dolmetscher den Schülern übermittelt. Dank der Geduld und der vortrefflichen Methode der deutschen Instruktoren werden die besten Resultate erzielt. Aber

das Schlimme ist, daß keine Armee vorhanden ist, in welcher die Zöglinge der Kriegsschule Offiziere werden könnten. Die Schule ist also Selbstzweck. Die Schüler bleiben nichts als Schüler und bekommen sogar noch ein Gehalt dafür, daß sie als Schüler fungiren. Ferner, wenn auch die wissenschaftliche Ausbildung gelingt, wenn so ein Kriegsschüler schließlich auch fähig wird, auf dem Papier die furchtbarsten Befestigungen aufzuführen und die blutigsten Schlachten zu gewinnen, so scheint es doch wieder recht schwierig, in diese friedlichen chinesischen Literaten den militärischen Geist hineinzubringen. Sieht man sie in ihrem großen Speisesaal beisammen, zum Theil mit großen Brillen auf der Nase, wie sie sanft und zufrieden ihre Suppe essen, so machen sie nicht gerade einen kriegerischen Eindruck. Arme Lämmer, die in die Schule gehen und so lange studiren sollen, bis sie Löwen geworden sind!

Der frühere preußische Pionier-Lieutenant Hoffmann bildet für den Vizekönig 250 Pioniere aus. Mitten in der Chinesenstadt liegt sein Haus, ein chinesisches Haus natürlich. Es scheint flüchtig aus Holz zusammengenagelt, wie eine Theaterdekoration, die im nächsten Zwischenakt wieder abgetragen werden soll. Breite, aber dünne hölzerne Thorflügel schließen es gegen die Straße ab. In dem schmalen Hofe vor dem eigentlichen Wohnhaus sind zwei verwilderte Grasbeete, auf denen das Unkraut wuchert. Der Stall kehrt seine Oeffnung dem Hause zu, und man sieht vom Fenster aus die Pferde. Im Vestibül des Wohnhauses lehnen zwei große rothe Fahnen, die der Lieutenant von den chinesischen Offizieren geschenkt bekommen hat. Die hölzerne Treppe ächzt und knarrt bei jedem Schritte. Die Zimmer haben kahle Wände. Freilich ist eine Hausfrau da, und diese hat gethan, was in ihren Kräften stand. Die Möbel sind so geordnet, wie sie es früher wahrscheinlich im deutschen Heim gewesen sind, Bilder sind aufgehängt, und aus Bändern und Blumen ist allerlei zierlicher Wandschmuck gebildet. Aber selbst das Walten einer jungen deutschen Frau hat keine Macht über dieses öde und fremde Haus. Die Möbel wollen nicht eins werden mit den Zimmern und scheinen nicht hineinzugehören; zwischen den Bildern und den von Frauenhand geknüpften Bändern starren unbehaglich die nackten Wände hervor. Im ersten Stock ist eine

schmale Holz-Veranda, von der man über die Dächer der Häuser hinweg einen Ausblick hat nach der gelben Fläche des Yang-tse-kiang.

Der Hausherr ist ein sympathischer Mann, blond und hochgewachsen. Er trägt an seinem weißen Sommeranzug vergoldete Militärknöpfe mit dem chinesischen Drachen als Prägung. Die Hausfrau ist in der Sommerfrische auf dem Ku-ling-Gebirge am Yang-tse-kiang, der chinesische Koch schaltet darum durchaus willkürlich, und wir sitzen am Mittagstische und ahnen nicht, was wir essen werden. Der Hausherr scheint nicht frei von einem gewissen Mißtrauen zu sein, aber volle Beruhigung greift Platz, sobald der erste Gang aufgetragen wird, der sich als eine Bier-Kalteschale herausstellt. Es ist ein gemüthliches Mittagmahl, wenngleich die Getränke warm sind. Denn Eis gibt es nicht in Wu-tschang, selbst nicht unter der gesegneten und fortschrittsfreundlichen Regierung des Vizekönigs Tschang-tschi-tung.

Nach dem Essen fahren wir in's Pionier-Lager. Die Soldaten, denen wir unterwegs begegnen, legen die Hände an die Hosennaht und machen Front. Sie tragen ihre Arbeitsjacken aus weißem Drillich, haben dunkle gebauschte Hosen, etwa wie die russischen Infanteristen, und niedrige gelbe Schaftstiefeln, in denen die Hosen stecken. In diesem Aufzuge sind sie vom chinesischen „Civil" kaum zu unterscheiden. Das einzige besondere Merkmal ist die Kopfbedeckung. Im Sommer gehört nämlich zur Uniform von Tschang-tschi-tung's Pionieren der gewöhnliche runde und gelbe europäische Strohhut. Im Winter setzen sie einen dunklen Turban auf, der sehr malerisch sein und zur dunkelblauen Dienstuniform ganz vortrefflich passen soll. Am Thor des Pionierlagers geht ein Posten mit dem Gewehr über der Schulter auf und ab. Im Augenblick, wo wir anfahren, steht er stramm und präsentirt. Es ist gerade chinesischer Festtag, und das Lager feiert. Aber selbst am Feiertage ist der General Tschang-piau, der Garde-Kommandant, da und sieht zum Rechten. Er kommt uns entgegen, und wir drücken ihm seine breiten, kräftigen Hände.

Tschang-piau wird als ein vortrefflicher Mann gerühmt. Er ist Soldat mit Leib und Seele, führt schneidig das Kommando und reitet wie der Teufel. Dabei ist er ehrlich und verläßlich, wird von den

deutschen Instruktionsoffizieren als ihre beste Stütze bezeichnet und scheint für diese eine wahre Freundschaft zu hegen, die von den deutschen Offizieren erwidert wird. Die hellen braunen Augen in seinem wettergebräunten Gesicht haben einen klugen und offenen Blick. An solch' einem heißen Sommer-Nachmittage lernt man den General mehr von der gemüthlichen Seite kennen, als von der militärischen. Er hat kein Abzeichen seiner Würde auf sich, hat es sich so bequem als möglich gemacht und ist ganz einfach ein Chinese im dünnsten weißen Sommer-Gewand, gleich vielen anderen Chinesen. Mit seinem runden Fächer weht er sich Kühlung zu und lächelt verständnißvoll, während ihm erklärt wird, was die „Frankfurter Zeitung" ist. Die Erklärung erfolgt auf chinesisch, und ich kann die Worte nicht verstehen; aber Tschang-piau drückt mir abermals so warm die Hand, als habe man ihm gesagt, die „Frankfurter Zeitung" sei ein Lieblingsblatt der Generale. Wie es heißt, ist Tschang-piau früher der Kutscher oder der Reitknecht des Vizekönigs gewesen. Bei einem Aufstand rettete er seinem Herrn das Leben, wofür er ohneweiters zum General befördert wurde. Das ist eine Carrière, welche die der napoleonischen Marschälle an Raschheit noch übertrifft. Allerdings muß man in Betracht ziehen, daß in China kein sehr bedeutender Unterschied in der sozialen Stellung vorhanden ist zwischen einem Kutscher und einem General.

Gerade über dem Eingangsthor liegt die große Halle, die als Schulzimmer dient. Freundliches Licht, das durch bunte Glasscheiben fällt, erhellt den weiten Raum. Auch hier blitzt Alles vor Sauberkeit. Kleine schwarze Tische sind zu Reihen zusammengeschoben; vor jeder Tischreihe steht eine Reihe von Stühlen. Petroleumlampen mit großen Brennern hängen von der Decke herab. An der Wand sind englische Astronomie-Karten angeheftet und Landkarten von Japan (Letzteres wohl von wegen der Revanche). Auf Seitentischen sind Apparate für Vermessungen aufgestellt, auf andern Tischen sind alle erdenklichen Schreibmaterialien ausgebreitet, die direkt aus Deutschland bezogen werden. Neben dem Faber-Bleistift liegt der Faber-Gummi, der wieder auslöschen soll, was der Faber-Bleistift schlecht gemacht hat. Es ist ein überraschendes Wiedersehen, das man mit diesen alten Freunden aus der Schulzeit

feiert hier in Tschang-tschi-tung's Kaserne; und für einen Faber-Bleistift muß es jedenfalls ein seltsames Abenteuer sein, daß er weit übers Meer gesandt wird, damit ein chinesischer Pionier mit ihm eine Terrain-Aufnahme machen könne. Wie es heißt, leisten übrigens die Pionier-Schüler von Wu-tschang Vorzügliches in diesen Terrain-Aufnahmen. Ganz hinten im Saale haben einige Barometer ihren Platz, und neben ihnen in der Ecke lehnen schwarze Feldtelegraphenstangen.

Vorn vor den Tischreihen erhebt sich eine Estrade, die als Katheder dient. Auf dem Tisch, der dort steht, läßt der General Thee serviren. Wir setzen uns da herum und plaudern; aber in den großen gelben Ehrenstuhl, der für den Lehrer bestimmt ist, muß der Lieutenant Hoffmann hinein; und der General setzt sich auf ein kleines Stühlchen daneben. So oft man ihm ein Kompliment macht, lehnt er ab und zeigt auf den deutschen Offizier: Wenn man von Verdiensten reden wolle, so möge man sich an diesen wenden (was ja übrigens auch die Wahrheit ist). Es kommt auch ein Herr Major mit aufgestecktem Zopfe im schwarzen Interims-Jäckchen und freut sich sehr, unsere Bekanntschaft zu machen. Einige Soldaten sehen neugierig zur Thür herein. Das Lager ist mit Mannschaft gefüllt. Wenn sonst viele Chinesen beieinander sind, gibt es unweigerlich Lärm oder wenigstens geräuschvolle Gespräche. Hier ist kein Laut zu hören, und schon an dieser Stille kann man die Disziplin merken, die im Pionier-Lager herrscht.

Wir sitzen also auf dem Katheder und reden allerlei, und ich sage so nebenher, daß es mir leid thue, an einem Feiertage gekommen zu sein, wo nicht exerzirt wird. Der General lacht und spricht zu dem Major, der Major steht auf und geht hinaus, und einen Augenblick später wird draußen die dumpfe chinesische Trommel gerührt. Der General lädt uns ein, ihm zu folgen. Draußen treten die Soldaten vor die Thüren ihrer Kasernen, die alle zu ebener Erde auf den Hof hinausgehen, und schnallen den schwarzen Ledergurt mit den zwei Patronentaschen und dem langen Faschinenmesser um. Auch diese Vorbereitungen werden geräuschlos ausgeführt, nur die Trommel wirbelt immerfort weiter. Wir besichtigen das erstbeste Mannschaftszimmer. Hier sieht es gleichfalls recht ordentlich aus. Ein Soldat hat sich sein Bett mit einem

Stück eines Vorhangs dekorirt, das eine russische Inschrift aufweist. An der Decke sind einige Paar alter Stiefel zum Trocknen aufgehängt. Eine Fensternische ist durch Aufstellung von zwei kleinen Vasen für Weihrauchstäbe zum Ahnen-Altar eingerichtet.

Draußen steht wieder der Herr Major. Er hat sich seinen Paraderock holen lassen, ein schmuckes, dunkelblaues Uniformstück mit Goldstickerei und einem kleinen hellblauen Kreis als Rangabzeichen am Aermel. Ein anderer Offizier hakt ihm den Säbelgurt zu. Die vergoldeten Haken haben einige Mühe, sich zusammenzufinden, und man kann bemerken, daß Tschang-tschi-tung seine Offiziere offenbar nicht Hunger leiden läßt. Der Gurt sitzt fest, die Hand tastet nach dem vergoldeten Griff, mit einem Ruck fährt der Pallasch aus seiner blinkenden Stahlscheide: der Herr Major wird selbst die Ehre haben, uns eine Kompagnie Pioniere vorzuführen.

Gleich neben der Unterrichtshalle liegt der geräumige Exerzierplatz. Wir stellen uns in die Mitte, der General zündet rasch noch eine Cigarre an. Und schon rückt die Kompagnie auf den Platz ein. Sie kommt in einem Parademarsch an, wie er strammer auf keinem deutschen Exerzier-Platze geleistet wird. Tadellos werden die Kniee durchgedrückt, tadellos fliegen die Beine in die Luft, und unter jedem Schritt dröhnt und zittert der Boden. Das Gewehr ist geschultert, die Arme pendeln taktmäßig hin und her. Der Major geht voran, den gezogenen Säbel im Arm. Das Kommando wird chinesisch gegeben.

„In Sektionen rechts schwenkt, Marsch!"

Die breiten Reihen brechen sich in kleinere, mit vollendeter Präzision. Die Kolonne kommt auf uns zu, und drei Schritte vor uns, auf das Kommando „Halt!", erstarrt sie zu Stein. Dann breitet sie sich wieder in zwei lange Fronten aus. Die Richtung ist wie mit dem Lineal gezogen. Man muß nämlich bedenken, daß hier der Einjährig-Freiwillige fehlt, der im letzten Augenblick bekanntlich immer die Front verdirbt.

Jetzt werden „Griffe geklopft". Die Abtheilung arbeitet wie eine Maschine. Laut hallt das Kommando, und klirrend fliegen die Waffen auf und nieder. Man sieht immer nur *einen* Arm und *ein* Gewehr. Dann wird Laden und Schießen markirt. Die chinesischen Soldaten zeigen, daß sie auch jene schwierige

Kunst ausüben können, die darin besteht, das Gewehr auszulegen und doch nicht den Bauch herauszustrecken. Sobald das Kommando „Laden!“ ertönt, hat die ganze Front plötzlich keinen Bauch mehr. Mit einem Worte: Tschang-tschi-tung's Pioniere dürfen als eine deutsche Muster-Kompagnie gelten.

Die Chinesen sind das anstelligste Volk der Welt, und da sie alle Handgriffe erlernen, sind sie natürlich auch fähig, sich die militärischen anzueignen. Es gibt keinen Drill, den man ihnen nicht beibringen könnte. Ob es sich um eine mehr als mechanische Erfassung handelt, ist freilich eine andere Frage; und es ist wohl wahrscheinlich, daß das rasch Gelernte auch ebenso rasch wieder vergessen wird. Das Nachahmungstalent der Chinesen ist so groß, daß die Nachahmung manchmal der Aneignung täuschend ähnlich sieht. Wenn ein Vizekönig die Laune hat, über einige Abtheilungen deutscher Truppen zu verfügen, und wenn er zu diesem Zweck tüchtige Instruktoren beruft, dann zeigt es sich, daß man aus den Chinesen so ungefähr deutsche Truppen machen kann, wenigstens dem Aussehen nach. Vielleicht geht das Nachahmungstalent gar so weit, daß sie sich im Ernstfalle auch schlagen, wie die deutschen Truppen. (Das ist allerdings schon weit weniger sicher.) Aber wenn man an das winzige militärische Wu-tschang denkt und dann an das ungeheure unmilitärische China, kommt Einem der gute Vizekönig Tschang-tschi-tung doch vor wie ein großes Kind, das gern mit Soldaten spielt. Und so vorzüglich auch die Pioniere in Wu-tschang ausgebildet sind, — es scheint immerhin keine Gefahr vorhanden zu sein, daß der General Tschang-piau eines Tages auf sein Roß steigen und, ein zweiter Attila, ausziehen werde, um Europa zur chinesischen Provinz zu machen. Europa kann beruhigt sein und braucht dem trefflichen General keine einzige jener guten Cigarren zu mißgönnen, die er so gern raucht und von denen ihm hoffentlich noch viele beschieden sein werden.

XX. Kiautschou-Eindrücke.

1. Wie man ankommt.

(Die „Apenrade". — Wie man dort schläft und speist. — Das Frachtgut. — Eine neue Spezialität der Seekrankheit. — Der Lotschan und die Grenzvermessung. — Die Kiautschou-Bucht. — Das graue Land. — Im Hafen von Kiautschou. — Wie man an Land kommt. — Kiautschau und Kiautschou. — Die wandernden Wege und die fallenden Häuser. — Das Strandhotel. — Die chinesischen Fliegen. — Das Aegir-Hotel. — Huhn und immer Huhn. — Affenabenteuer.)

Die „Apenrade", die ungefähr alle vierzehn Tage den Post- und Passagier-Dienst zwischen Shanghai und Kiautschou besorgt, fährt am Bund von Shanghai entlang dem Meere zu. Auf dem Balkon des Hauses von Melchers & Comp. steht Jemand und winkt mit dem Taschentuch. Auch auf der Veranda des deutschen General-Consulats werden Gestalten in weißen Anzügen sichtbar, welche sympathische Gefühle zu hegen scheinen für das Schiff, das nach Kiautschou fährt.

Die „Apenrade" ist ein kleiner Dampfer, einer der kleinsten vielleicht, die es hier draußen gibt. Aus dem schmächtigen schwarzen Schiffs-Körper wächst ein magerer Schornstein heraus. Drinnen ist alles eng und unbequem. So oft man durch eine Kajüten-Thür geht, kommt man mit dem oberen Thür-Rahmen in unsanfteste Berührung. Die Schwellen sind eigens erhöht, damit Jedermann die Möglichkeit erhalte, sich den Kopf einzustoßen. In den Kojen hat man Platz unter der Bedingung, daß man auf den Gebrauch seiner Gliedmaßen verzichtet. Das ist ein geringes Opfer, welches wohl Jeder gern aus Patriotismus sich auferlegen wird, da am

Ziel der Reise die Aussicht winkt, eine deutsche Kolonie betreten zu dürfen. Auch will ich nicht behaupten, daß man es nicht doch zustande bringen kann, sich beispielsweise in seiner Koje die Stiefel auszuziehen, wenn man gerade den geeigneten Moment abpaßt, wo die See ruhig und das Wetter günstig ist. Sicherer ist es jedenfalls, die Stiefel gleich ausgezogen mit auf's Schiff zu bringen.

Was das Bett anlangt, so ist es zwar nicht ganz so breit, wie ein Mann im Durchschnitt zu sein pflegt, aber es fehlt nur wenig. Man kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, für mindestens dreiviertel seines Körpers eine Lagerstätte zu bekommen. Hat man das obere Bett gewählt, so findet man beim Einsteigen zu seiner Ueberraschung darin bereits das Kajütenfenster vor. Die Luke ist nämlich so angebracht, daß ihr Fenster sich in das obere Bett hinein öffnet. Bei einem Streit zwischen einem Menschen und einem Kajütenfenster wird fast immer der Mensch den Kürzeren ziehen. Denn ein Kajütenfenster ist von hartnäckiger und gewaltthätiger Natur. Am Besten ist es, ein gütliches Uebereinkommen zu treffen und sich in einer Weise niederzulegen, daß man das Kajütenfenster im Mitgenuß des Bettes nicht beeinträchtigt. Nur muß man dann auch die ganze Nacht auf derselben Seite liegen bleiben, was sich übrigens schon daraus von selbst ergibt, daß zum Umdrehen kein Platz ist.

In jeder Koje sind zwei Betten. Da es aber nur sehr wenig Kojen gibt und da häufig doppelt so viele Personen mitfahren, als Betten vorhanden sind, so schläft ungefähr die Hälfte der Passagiere auf Deck oder auf den Bänken im Speise-Salon. Dieser Salon ist natürlich auch viel zu klein, um alle Mitreisenden zur Speise-Stunde aufzunehmen. Es wäre logisch, daß infolgedessen nur die Hälfte der Passagiere zu essen bekäme. Wer heißt sie auch auf See fahren? Sie können ja auf dem Lande bleiben. Das wäre logisch, wie gesagt, aber nicht human. Die Humanität hat gesiegt und hat zur Anwendung eines vermittelnden Systems geführt: Die Passagiere werden in zwei Abtheilungen gesondert. Wenn zum Mittagmahl geläutet wird, setzt sich die erste Abtheilung in Bewegung, nimmt am Tische Platz und ißt gewissenhaft die Speisekarte herunter. Die zweite Abtheilung geht inzwischen auf Deck spazieren und thut so, als wüßte sie nicht, was unten vorgeht.

Dann wird wieder zum Mittagsmahl geläutet, und nun erscheint die zweite Abtheilung am Tische und beginnt die Speisekarte wieder von vorn. Böse Menschen könnten sich versucht fühlen, nachdem sie die erste Abtheilung absolvirt haben, sich auch noch in die zweite Abtheilung einzuschleichen und so ein doppeltes Dinner zu sich zu nehmen. Darum ist wohlweislich die Qualität des Essens so eingerichtet, daß Jemand, der es einmal glücklich heruntergebracht hat, keine Lust verspürt, sich damit ein zweites Mal einzulassen. Der kleine Salon mit seiner gelben Holztäfelung sieht sonst recht freundlich aus. An der Wand hängt eine flott hingeworfene Handzeichnung von Allers, ein Bismarck-Kopf mit der Pfeife im Munde. Sogar ein Konversations-Lexikon steht zum Nachschlagen bereit, Brockhaus, neueste Auflage. Aber es scheint, daß einige Bände fehlen; sie haben offenbar nicht alle Platz auf dem kleinen Schiffe.

Kommando-Brücke und Promenaden-Deck sind mit Rücksicht auf die Beschränktheit des Raumes in Eins verschmolzen. Zwischen den langen Stühlen der Passagiere steht der chinesische Matrose am Rade des Steuers. Um den Luxus-Bedürfnissen der Mitreisenden entgegenzukommen, hat man versucht, durch Einfügung von Blumentöpfen in die Reihe der Feuer-Eimer auf jeder Seite je einen Ziergarten zu schaffen.

Auf dem Zwischendeck steht ein Pferd. Ein eigener Verschlag ist ihm errichtet worden, über den der Kopf hinausragt. Es blickt sehr melancholisch drein und scheint die Ansicht zu hegen, daß das Verdeck eines Schiffes kein rechter Ort für ein Pferd ist. Außer dieser lebenden Fracht sind in Shanghai noch viele Kisten geladen worden. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß sie sämmtlich Bier enthalten. Was sollte auch sonst in gar so vielen Kisten nach einer deutschen Kolonie verschifft werden? Beruhigend ist es immerhin, mit einer solchen Menge Bier zusammen durch's Meer zu fahren. Sollte die „Apenrade" an einer wüsten Insel stranden, so werden wir in der ersten Zeit keinen Durst zu leiden haben. Keinen geringen Theil der Ladung machen ferner die Depeschen-Säcke aus; sie kommen zumeist aus Berlin und tragen große rothe Siegel, die Respekt einflößen. Außerdem führen wir den oberen Theil einer Nähmaschine mit; der untere kommt wahrscheinlich erst mit dem nächsten Postdampfer

aus Europa. Auch ein Stuhl wird sichtbar. Man hat ihn sorgfältig in Segeltuch genäht, und das ist nicht ohne Nutzen gewesen; denn er hat von seinen vier Beinen bisher nur eines verloren.

Die „Apenrade" ist schwer geladen, aber die Ladung ist so vertheilt, daß sie das Schiff am Rollen nicht verhindert. Selbst wenn die Ladung anders vertheilt wäre, würde das wohl keinen Unterschied machen. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit der „Apenrade", stets und unter allen Umständen zu rollen. Sie rollt, wenn sie fährt; und wenn sie in der Bucht von Tsintau vor Anker liegt, rollt sie auch. Rollen ist, wie bekannt, das seitliche Schwanken des Schiffes. Das Auf- und Nieder-Gehen in der Längsrichtung heißt Stampfen. Es wäre verfehlt, zu glauben, daß die „Apenrade", weil sie rollt, es sich entgehen läßt, zu stampfen. Oft thut sie Beides zugleich, und das ist eine Leistung, deren nicht jedes Schiff fähig ist. Wenn so die „Apenrade" gleichzeitig rollt und stampft, hat man die Empfindung, daß das Schiff sich unter Einem windet und dreht, wie ein Pfropfenzieher. Das ruft eine Art der Seekrankheit hervor, die auch für Denjenigen neu ist, der bereits sämmtliche Arten der Seekrankheit durchgemacht hat. Zuerst schüttet der Magen Alles, was er enthält, ins Meer; dann aber (und das ist das Neue und Interessante an der Sache) zeigen sich Symptome, aus denen deutlich hervorgeht, daß jetzt der Magen selbst in's Meer will. Lange Zeit vergeht, bis man es dahin gebracht hat, ihn von der Undurchführbarkeit dieses Einfalls zu überzeugen.

Nachts rettet man sich aus der schwülen Enge der Kabine auf's Verdeck und sucht dort in einem der Stühle eine Schlummerstunde zu halten. Aber während man auf ihm schläft, beginnt plötzlich der Stuhl zu erwachen. Erst kracht er in allen seinen Gelenken, dann setzt er sich langsam in Bewegung. Zunächst macht er den Versuch, in die See hinauszugehen. Nachdem er durch einen harten Zusammenstoß mit der Brüstung erkannt hat, daß dies unmöglich ist, begnügt er sich damit, auf dem Verdeck herumzufahren. Er nimmt seinen Lauf zu den Feuer-Eimern, dann scheint er sich für das Steuer-Rad zu interessiren. Plötzlich rennt man mit dem Kopf gegen etwas sehr Hartes an. Man fährt aus dem Halbschlafe auf und hört noch den letzten Hall des durch die Kollision hervorgerufenen Krachs:

Der Stuhl ist im Verlauf seiner nächtlichen Wanderung an der Treppenwand angelangt und hat sich nur im Vorübergehen davon überzeugen wollen, inwieweit sie dem Anprall eines menschlichen Kopfes zu widerstehen vermag. Und das Schiff rollt weiter, und manchmal neigt es sich so tief zur Seite, daß sein Rand auf gleicher Linie mit dem Wasser zu stehen scheint. Der Kapitän Jpland, der den Dampfer führt, ist ein sehr braver Mann. Das hindert aber nicht, daß die „Apenrade" ein elender Kahn ist und daß das Deutsche Reich für die Subvention, die es zahlt — es sind, wenn ich nicht irre, monatlich zehntausend Mark — etwas Besseres verlangen könnte, zumal trotz der Subvention Fracht- und Passage-Preise ganz unverhältnißmäßig hoch sind.*)

Am dritten Tage nach der Abfahrt kommt Land in Sicht. Berge erscheinen in der Ferne. Doch es hat eine gute Weile bis zur Ankunft. Wenn man nach einigen Stunden wieder hinausblickt, steht zur Rechten der Loschan. Er gehört eigentlich nicht mehr zu unserer Kolonie; aber es wäre gut, wenn er dazu gehörte, namentlich weil auf seinem dem Lande zugekehrten Abhang die reichsten und steuerkräftigsten Dörfer liegen. Gegenwärtig sind denn auch einige deutsche Topographen an der Arbeit zusammen mit einigen Tao-tais, welche ein chinesisches Kriegsschiff nach Tsintau gebracht hat, das nicht weniger als vier Schornsteine besitzt. Den Tao-tais schmeckt der Sekt sehr gut in den Offiziers-Messen von Tsintau, und die deutschen Topographen sind sehr geschickte Leute. Schließlich wird sich herausstellen, daß die deutsche Grenze jenseits des Loschan liegt. Der technische Ausdruck hierfür heißt „Grenz-Vermessung".**)

Der Loschan hat auch allen Anspruch darauf, ein deutsches Gebirge zu werden. Man könnte an ein Stück der deutschen Alpen denken, das auf die Wanderschaft gegangen ist und sich in China niedergelassen hat. Bäume sind natürlich nicht darauf. Zwischen den Chinesen und den Bäumen hat Jahrhunderte lang ein erbitterter Krieg bestanden, in dem die Bäume unterlegen sind.

*) Die Rhederei-Firma Jebsen in Apenrade, welche den Schiffsdienst zwischen Shanghai und Kiautschou besorgt, trägt sich, wie verlautet, in der That mit der Absicht, neue Dampfer für diese Linie erbauen zu lassen.

**) Die Grenz-Vermessung ist zur Zeit beendet und hat wirklich ein Resultat der gewünschten Art ergeben.

Das ist natürlich, jedoch darf man wohl bedauern, daß es nicht umgekehrt gekommen ist. Ein China mit Bäumen und ohne Chinesen wäre weit angenehmer, als das jetzige China mit Chinesen und ohne Bäume. Aber, eigentlich muß es so sein; und den ganzen Charakter dieses Landes, in dem nichts zum Verweilen einlädt, in dem man niemals den Wunsch hat, eine bereits gesehene Stätte wiederzusehen, in dem es kein Behagen gibt, könnte man zusammenfassen in die Formel: China ist das Land mit den kahlen Bergen. Auf dem Loschan sind wohl niemals Bäume gewachsen. Darum gleicht er nicht den übrigen chinesischen Bergen, auf denen stets etwas zu fehlen scheint. Er ist immer nur Fels gewesen, und als ein mächtiges Felsengebirge steht er heute da, sieht viel höher aus, als er in Wirklichkeit ist, und erinnert, wie gesagt, an gewisse Theile der Alpen, an die Dolomiten vielleicht oder an das „Steinerne Meer" in Tirol. Der Kamm ist seltsam zerklüftet, man möchte sagen: zerzaust. Der Regen rieselt hernieder, die Luft ist mit Dunst erfüllt, und ein bläulicher Hauch liegt über dem Gebirge.

Der Loschan bleibt zur Rechten. Der Dampfer steuert nach links auf die niederen Höhenzüge hin, die in langer, schmaler, mehrfach durchbrochener Linie den Horizont begrenzen. Es geht an einigen Inseln vorüber; und dann schwimmt das Schiff in der Tsintau-Bucht, ohne daß man recht weiß, wie es hineingekommen ist. Das heißt, man sieht das Land, an dem die Bucht endet, aber man sieht nicht, an welcher Stelle des Meeres sie anfängt. Die Arme, welche das Land vorstreckt, sind zu kurz und können nur wenig von dem Meere einfangen. Die Tsintau-Bucht ist also weit offen.

Unmittelbar hinter dem Ufer beginnt das Land in sanfter Steigung sich zu erheben. Es bildet einen Hügel da und eine Anhöhe dort und ist von Bergspitzen gekrönt. Auf der höchsten Spitze, die jetzt den Namen „Signal-Berg" führt, weht von hohem Mast die deutsche Kriegsflagge. Der Blick schweift in der Runde über das Meer und das weite Land. Wenn sich hier die deutschen Arme rühren wollen, so werden sie Raum genug haben. Zur Linken, nach der Seite hin, thut sich die Kiautschou-Bucht auf. Man sieht nur einen Theil, und auch diesen vom Nebel fast verhüllt — es ist ein Regentag —; aber das, was man sieht, läßt

einen gewaltigen Meeres-Einschnitt ahnen. Zur Rechten, jenseits der Berge, ist eine dritte, kleinere Bucht. So also liegt Neu-Deutschland in China, und mit seinen Buchten und Höhen erscheint es als ein freundliches, ein heimathliches Stück Erde.

Die Aecker der Chinesen sind terrassenförmig angelegt und durchziehen die Seiten der Berge mit langen, geradlinigen Strichen. Die ersten Gebäude, welche sichtbar werden, sind die weißen Baracken des Lazareths, die auf einem Hügel errichtet sind. Nur die Stadt selbst scheint noch verborgen. Aber nein, auch sie liegt offen da, und man braucht bloß genauer hinzusehen, um sie zu entdecken. Der Blick, der vom Fuß des Gebirges nach oben streift, bleibt an ein paar Bäumen haften. Unterhalb der Bäume schimmert es grau. Der graue Schimmer ist Tsintau. Ueber die grauen Dächer der chinesischen Häuser ragt das schwärzliche Dach eines Tempels hinaus. So grau sind alle chinesischen Städte. Manchmal hängt nur etwas Flitter darüber, aber das Grau ist immer der Grundton, und zumeist fehlt selbst der Flitter. Das ist auch eine der großen Enttäuschungen, die man erfährt, wenn man von Europa kommt, wo man sich China als ein buntes Land vorstellt. Die chinesischen Häuser tragen sämmtlich diesen grauen Kuli-Anstrich, und selbst im Kaiser-Palast ist er zu finden. Vielleicht bevorzugt der Chinese das Grau deshalb, weil es dem Schmutze am nächsten kommt, in dem er sein Dasein verbringt und der ihm ein Bedürfniß zu sein scheint. Wenn man anderseits bedenkt, was diese Städte sind, in denen nichts Großes und nichts Hohes lebt und die als Herbergen dienen für die chinesische Existenz, welche die unpersönlichste, die heerdenhafteste, die glanzloseste aller Existenzen vorstellt, so begreift man, daß sie gar nicht anders sein können, als grau.

Während der Regen fällt, hat das Wasser in der Tsintau-Bucht einen grünen Schein. Das Schiff wirft Anker nicht weit von der „Arcona-Insel", die sich als grasbewachsener Hügel aus der Fluth erhebt. Es kann nicht nahe an's Ufer heran, weil dort das Wasser zu seicht wird. Darum nützt auch die eiserne Landungsbrücke nicht viel, die in die Bucht hinausgeht. Diese Brücke haben die Chinesen der deutschen Kolonie vererbt, und gebaut hat sie der bekannte Li-Hung-Tschang zur Zeit, als er Gouverneur im Kiautschou-Gebiet war. In der Bucht dampft eine Steam-Launch herum, auf

deren Verdeck Uniformen sich bewegen. Eine zweite Steam-Launch liegt vor Anker. Zwei oder drei Segel-Dschunken sind von der Ebbe an den Strand gesetzt. Einige chinesische Ruderboote (Sampans) kommen vom Lande herüber. Das ist der ganze Hafenverkehr, und die wenigen Schiffe, welche da sind, rufen erst recht in's Bewußtsein, wie leer die Bucht ist.

Ein von Matrosen gerudertes Boot bringt einen jungen Marinearzt. Er legt die Hand freundlich grüßend an den blauen Rand seiner Mütze. (Es ist doch ein eigenes Gefühl, so mitten in China von einer deutschen Militärmütze empfangen zu werden.) An Bord der „Apenrade" herrscht keine andere Krankheit als die Seekrankheit, und diese ist bekanntlich nicht ansteckend. Wir dürfen also an Land gehen. Das ist leichter gesagt, als gethan. Es handelt sich darum, in einen Sampan zu steigen, und bei dem starken Wellengang liegt dieser bald an der Schiffstreppe und bald weit davon weg. Springen ist ritterlich, aber nicht rathsam. Es ist ebensogut möglich, daß man in's Boot, wie daß man in's Wasser springt; und im letzteren Falle würde das Springen doch seinen Zweck verfehlen. Das Sicherste ist, auf allen Vieren in's Boot zu kriechen. Auch so kann es passiren, daß man mit dem Kopf nach unten ankommt; doch die Bootsleute bringen Einen dann schon in die naturgemäße Stellung und setzen alle Gliedmaßen an den rechten Platz, ohne daß irgendwelche Verwechselung eintritt.

Die Bootsleute sind zwei Chinesen mit gebräunten Gesichtern. Es gibt nämlich gelbe Chinesen und braune Chinesen, und manchmal haben sie die tiefe Bronzefarbe der Araber. Die Wasser-Chinesen, das heißt diejenigen, die an den Küsten wohnen und an oder auf dem Wasser leben, sind vielfach dunkel gefärbt; so hat denn auch das deutsche Reich in Kiautschou nicht wenig braune Unterthanen bekommen. Die beiden Bootsleute führen gemeinsam das Ruder, das hinten zum Sampan heraushängt und von einer Seite zur andern bewegt wird. Man möchte sagen, daß sie das Ruder durchs Wasser *reiben*. Der Eine stößt jedesmal, wenn er die Stange anzieht, mit einem zischenden Laut die Luft durch die Zähne. Als Vorbild hat hier offenbar der Dampfer gedient, der zeigt, wie förderlich es in der Schifffahrt ist, in regelmäßigen Zwischenräumen zu pusten.

Die Entfernung bis zum Gestade beträgt fast noch eine halbe Stunde, und das Boot tanzt gehörig auf den Wellen. Schließlich ist der Strand erreicht, aber das Wasser geht noch ein Theil weiter. Ein Bootsmann krempt sich die Hosen auf bis über das Knie, steigt aus dem Kahn und bietet seine Schultern dar. So wird man Huckepack an's Land getragen. Man schlingt die Arme zärtlich um den Hals des Chinesen, und da man sich mit der Nase unmittelbar über seinem Kopfe befindet, hat man Gelegenheit, zu konstatiren, daß er Knoblauch als Haar-Pomade verwendet. Schwierig ist bei der Sache nur die Frage, was man mit seinen Beinen anfangen soll. Läßt man sie herunterhängen, so schleppen sie im Wasser nach. Das Beste ist, sie dem Chinesen in die Hand zu geben, in jede Hand eines, und ihn zu bitten, er möge sie Einem einstweilen aufbewahren.

Das ist die Ankunft in Kiautschou. Das heißt, man kommt gar nicht in Kiautschou an. Kiautschou ist ein unbedeutendes Städtchen, zwei Tagereisen von Tsintau, dem Hauptort der deutschen Niederlassung, entfernt. Die kleine deutsche Besatzung, welche Anfangs auch dorthin gelegt worden war, wurde bald danach zurückgenommen, als sich das Gerücht verbreitete, daß ein Heer von zehntausend Chinesen im Anmarsch auf Kiautschou begriffen sei. Es könnte also fraglich sein, ob Kiautschou heut noch zum deutschen Gebiet gehört. Jedenfalls darf es keinen Anspruch darauf erheben, diesem Gebiet den Namen zu geben, in dem es vielleicht gar nicht liegt und für das es sicherlich nicht die mindeste Bedeutung hat. Da die Deutschen sich in Tsintau niedergelassen haben, hätten sie ein Recht, auch das Gebiet von Kiautschou nach Tsintau zu benennen. Daß die Deutschen aber dem Tsintau, in dem sie wohnen, den Namen von Kiautschou geben, in dem sie nicht wohnen, erscheint einigermaßen verkehrt. Was die Aussprache des Namens unserer Kolonie anlangt, so hört man am Häufigsten die Form „Kiautsch a u". So ist das Wort ja auch zu Anfang in Deutschland geschrieben worden. Weil es jedoch gar zu einfach wäre, ein Wort so zu sprechen, wie es Einem am Natürlichsten über die Zunge geht, und es so zu schreiben, wie man es spricht, hat die hohe Behörde die Sprech- und Schreib-Art „Kiautsch o u" angeordnet. An Ort und Stelle hört man die Aussprache „Kiautsch o u" von fast Niemandem, außer von den deutschen Beamten. Die Chinesen sagen „Kiautsch a u"

oder (mit Betonung der vorletzten Silbe) „Kiautschau“ oder „Kautschau“ oder auch „Tschautschau“. Daß sie in die letztere Ablautung ganz von selbst hineingerathen sind, wird Niemanden wundern, der weiß, daß Tschau-tschau im Chinesischen das Essen bedeutet.

Man kommt an's Land beim „Strand-Hotel“. Eine Düne ist zu überklettern und ein kleiner Platz zu durchschreiten. An Regentagen ist das Unternehmen kein leichtes, weil da der Boden des Platzes weggeschwommen ist. Es gibt den Verkehrsverhältnissen eine gewisse Unsicherheit, wenn heute ein See ist, wo gestern ein Platz war. Aber über solche Kleinigkeiten darf man sich in Tsintau nicht aufhalten.

Sobald es regnet, strömt auf allen Seiten das Wasser von den Bergen, wo keine Bäume sind, die es aufhalten könnten; und da überall lockeres Erdreich ist, setzt sich nun so ungefähr die ganze Gegend in Bewegung und nimmt eine andere Gestalt an. Schluchten thun sich auf, kleine und große, und die Wege, die sonst nur die Mittel zum Wandern sind, bekommen selbst Lust zum Wandern und gehen mit dem Wasser von dannen, um sich das Land etwas weiter unten anzusehen. Vor einiger Zeit begann ein sehr kluger Mann eine Karte von Tsintau und Umgebung aufzunehmen. Er fand ein Menge Straßen vor, trug sie sorgfältig auf seiner Zeichnung ein und freute sich, daß das Land bereits so viele öffentliche Anlagen besaß. Der Regen kam, und es stellte sich heraus, daß alle die Straßen Flüsse waren. In einer dunklen Regennacht stieg ich, nach einem im Strandlager fröhlich verbrachten Abend, in der Richtung von Tsintau die Berge hinunter, fest entschlossen, nicht in die Ravine beim Lazareth hineinzufallen, vor der man mich nachdrücklich gewarnt hatte. Es dauerte nicht lange, so lag ich tief unten in einer Grube. Bei diesem Vorfall war doch auch etwas, das beruhigend wirkte. Wenn man nämlich bereits in der Ravine beim Lazareth liegt, so ist man ganz sicher, in Zukunft nicht mehr hineinzufallen. Ueberraschend war nur, daß ich, nachdem ich mich aufgerafft hatte und weiter gegangen war, wenige Minuten später abermals in einer Grube lag. Bei näherer Besichtigung stellte sich heraus, daß erst diese zweite Grube die Ravine beim Lazareth war. Die erste Ravine hatte der Regen in der Nacht ganz neu gebildet, mir zu Ehren und zu meinem Privatgebrauch. Wenn

schon der Boden sich bei schlechtem Wetter so wenig fest erweist, kann man sich denken, was gar erst mit den Häusern geschieht. Es vergeht kein rechter Regentag, ohne daß mindestens eine von den chinesischen Lehmbuden zusammenbricht, aus denen Tsintau, die herrliche Stadt, besteht. Man kommt Abends in's Wirthshaus.

„Entschuldigen Sie," sagt der Wirth, „ich kann Ihnen nichts zu essen geben, mir ist mein Haus eingefallen."

Daraus erhellt, daß, wenn man in Tsintau zum Biere gehen will, es sich empfiehlt, ein Haus mitzubringen.

In den Pfützen auf dem Platze vor dem Strand-Hotel patschen einige magere Ochsen herum, und von der Düne herunter blöken ein Paar Schafe. Das Vieh gehört der chinesischen Firma „Cheap Jack", die der Garnison in Tsintau das Fleisch liefert. Das Strand-Hotel ist das erste Haus im Dorfe — nein, in der Stadt, obwohl Dorf eigentlich richtiger wäre. Das Strand-Hotel ist ein chinesisches Haus, und es sei hier gleich ein für alle Mal gesagt, daß es in Tsintau lediglich chinesische Häuser gibt. Alle diese Häuser haben nur ein Erdgeschoß; kein einziges besitzt ein oberes Stockwerk; und eben darum erinnern sie mit ihren braunen Schindeldächern, auf denen oft graues Moos wächst, an ein ärmliches Dorf in der deutschen Heimath.

Das Strand-Hotel muß früher eine Mandarinen-Wohnung gewesen sein oder noch etwas Vornehmeres. Die beiden chinesischen Flaggen-Masten vor der Haus-Front, deren jeder oben den unvermeidlichen, an einen Mastkorb erinnernden Ansatz trägt, geben Kunde von seiner ehemaligen offiziellen Bedeutung. Die schwarz-weiß-rothe deutsche Fahne ist aber auf einen eigenen Bambusstock gehißt, welcher oberhalb der freistehenden kleinen Mauer befestigt ist, die nach chinesischer Bausitte vor dem Eingang in den Hof sich erhebt, um das Innere des Hauses den Blicken der Vorübergehenden zu verschließen. Der Bambusstock steht freilich etwas schief, doch man kann auch nicht verlangen, daß ein chinesischer Bambus gleich weiß, wie er sich als deutscher Flaggenmast zu benehmen hat. Der Wirth war vordem Oekonom im deutschen Klub zu Kobe; es darf darum nicht Wunder nehmen, daß die Frau Wirthin eine Japanerin ist. Sie trägt europäische Kleidung, und wenn man „Bier" zu ihr sagt, so bringt sie eine Flasche. Die Zimmer liegen um den Hof

herum. Sie haben zumeist keine Fenster, hingegen besitzt jedes eine Thür. Dem Gaste, der Aussicht wünscht, steht es frei, zur Thür hinauszusehen; dadurch wird die Rechnung nicht theurer. Die Räume sind gerade groß genug, daß ein Bett darin stehen kann, obwohl es immer noch wunderbar bleibt, wie man fertig gebracht hat, es hineinzuschaffen. Ueberall riecht es nach Schimmel und Fäulniß, und sobald man in eines der „Zimmer" eintritt, geht eine Wolke von Fliegen in die Höhe.

Es gibt gegenwärtig zum Mindesten eine Million Fliegen in Tsintau. Die Zahl ist wahrscheinlich zu niedrig gegriffen, aber eine offizielle Statistik liegt noch nicht vor. Man könnte sagen, daß die Fliegen zur Zeit das Haupt-Produkt unserer Kolonie sind, und es ist nur zu bedauern, daß sie sich in gar keiner Weise für den Export verwenden lassen. Die europäische Fliege hat im Umgang mit den Menschen doch allmählich eine gewisse Reserve angenommen. Die chinesische Fliege kennt keine Scham. Den ganzen Tag über ist man in Tsintau von Fliegen umgeben. Am Abend ziehen die Mosquitos als Ablösung auf, und die Fliegen begeben sich zur Ruh, zufrieden mit dem vollbrachten Tagewerk. Sobald am Morgen die Mosquitos, vollgesogen mit Blut, sich zum Schlummer neigen, treten wieder die Fliegen den Dienst an. Fliegen und Mosquitos haben sich nämlich unter einander so arrangirt, daß jene den Menschen bei Tage zur Verzweiflung bringen, diese bei Nacht.

Wenn man arbeitet, kommen hunderte von Fliegen zum Fenster herein, kriechen auf dem Papier herum, als wollten sie sehen, was man geschrieben hat, setzen sich auf den Federhalter, selbst wenn er über das Papier geht, und finden, daß dies ein sehr angenehmes Verkehrsmittel ist. Sie schwirren Einem um den Kopf, und dann steigen sie Einem wieder auf die Nase und betrachten sich von dort aus die Landschaft. Es gibt unternehmende Fliegen, die dunkle Wege nicht scheuen und Einem in den Rockärmel spazieren; und es gibt unberechenbare Fliegen, die Einem lange um's rechte Ohr summen, aber dann doch in das linke hineinkriechen. Beim Essen sitzen sie selbstverständlich auf allen Gerichten; auch haben sie eine besondere Kunst, sich auf den Löffel hinaufzuschwingen, unmittelbar bevor man ihn in den Mund steckt. So wird man gezwungen, sie auch innerlich anzuwenden, und ihr

Geschmack läßt zu wünschen übrig. Wenn man sie fortscheucht, kommen sie augenblicklich wieder. In schwarzen Massen füllen sie die Fliegen-Flasche; aber diese Fliegen von Tsintau haben die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht weniger werden, wenn man sie tödtet, sondern eher mehr. Um sich gegen die Fliegen-Plage zu schützen, hat der Gouverneur seinen Arbeitstisch mit einem Zelt aus Mosquito-Netzen umgeben lassen oder vielmehr mit einem Mosquito-Haus, wie man hier draußen sagt. Wenn man zu ihm kommt, sitzt er unter der weißen Gaze wie unter seltsamen Nebelschleiern und scheint weniger ein Gouverneur als der Geist eines Gouverneurs zu sein. (Don Juan-Stimmung: „Herr Gouverneur zu Pferde 2c.")

In Deutschland, wo es einst einen berühmten Rattenfänger gegeben hat, ist inzwischen vielleicht auch ein Fliegenfänger erwachsen. Wenn ein solcher Mann existirt, so mache er sich auf den Weg nach unserer chinesischen Kolonie; und falls es ihm gelingt, dort alle Fliegen wegzufangen, so wird das eine wundersame Leistung sein, und die Sage, die den Rattenfänger von Hameln gefeiert hat, wird sicherlich auch den Fliegenfänger von Tsintau nicht vergessen.

Soweit es die Verhältnisse erlauben, ist das „Strand-Hotel" gut geleitet, und darum sind fast stets alle seine Zimmer vergeben. Man muß also in's „Hotel Aegir" gehen, das als Hotel zweiten Ranges gilt. Auch hier ist ein tüchtiger Wirth, aber die Verhältnisse erlauben eine gute Leitung noch weniger, wie im Strand-Hotel. Von diesem führt die Markt-Straße aufwärts, die den ganzen Ort in länglicher Richtung durchschneidet und die Hauptstraße und „große Verkehrsader" von Tsintau bildet. In ihrer Mitte etwa liegt das „Hotel Aegir", gleichfalls durch eine schwarz-weiß-rothe Fahne kenntlich.

Von der Straße aus tritt man gleich in das Gastzimmer. Ein Einjährig-Freiwilliger vom See-Bataillon sitzt dort am Piano und spielt, von einem Fliegen-Schwarm umkreist, die „Marseillaise". Es kann übrigens auch der „Sang an Aegir" sein, dem das Hotel seinen Namen entnommen hat; die beiden Melodien sind nicht leicht auseinander zu halten. Nachdem man einen langen Hof durchschritten hat, gelangt man in sein Zimmer. Es gleicht denen im „Strand-Hotel", nur sind die Wände noch etwas schmutziger, und die grünen Schimmel-Landkarten darauf sind noch etwas größer.

„Wollen Sie, daß ich Ihnen in der Wand hinten ein Doppelfenster ausbrechen lasse?“ fragt der Wirth.

In Europa gibt es zwar auch liebenswürdige Wirthe, aber ein Hotelier, der in seiner Zuvorkommenheit so weit geht, dem Gaste das Ausbrechen eines Doppelfensters anzubieten, dürfte sich doch wohl nur in Tsintau finden.

Im Hofe vor dem Zimmer werden den ganzen Tag Hühner geschlachtet. Die chinesischen Boys gehen dabei mit viel Behagen zu Werke und finden es höchst komisch, daß die Thiere gar so sehr zappeln, wenn sie unter's Messer kommen. Den größten Heiterkeits-Erfolg hat ein Hahn, dem es gelingt, seinen Henkern zu entschlüpfen, und der mit halb abgeschnittenem Kopfe auf dem Hofe herumstolzirt. Am Abend beim Essen erklärt sich das große Massacre. Die mageren Hühner sind in China immer das billigste Fleischgericht, und das Menu besteht aus gebratenem Huhn ohne Sauce, aus gebratenem Huhn mit Sauce, aus Huhn mit Reis und aus Reis mit Huhn. Dieses Dinner wird im Hofe eingenommen unter einer Art von offenem Schuppen. Auch einige Einjährige kommen zur Tafel und erzählen Geschichten von strengen Lieutenants und hartherzigen Feldwebeln. Auf der Mauer sitzt der Affe des „Aegir-Hotels“ und fletscht die Zähne. Er ist sehr befreundet mit einem anderen Affen, der in der Nachbarschaft gehalten wird, und die beiden gehen gemeinschaftlich auf Abenteuer aus. Eines Abends hatten sie sich bei einem Ausfluge etwas verspätet und fanden ihre Häuser bereits geschlossen. Unter diesen Umständen erschien es ihnen angebracht, in einer Straßen-Laterne ihr Nachtquartier aufzuschlagen. Sie erstiegen den Pfahl, öffneten die Glasscheibe der Laterne, warfen die Lampe auf die Straße herunter und setzten sich an Stelle der Lampe in die Laterne hinein. Geleuchtet aber haben sie nicht.

Aus dieser Begebenheit geht namentlich hervor, daß es in Tsintau bereits Straßen-Laternen gibt. Deutsche Laternen-Köpfe sind auf chinesische Pfähle gespickt. Viele sind es zwar nicht, und hell brennen sie auch nicht. Aber sie stehen für's Erste auch wohl weniger wegen der Erleuchtung, als vielmehr wegen der moralischen Wirkung da, insofern als die Laterne immer das Symbol eines geordneten Staatswesens ist. „Il n' y a que les fripons qui craignent les lanternes,“ sagt Camille Desmoulins.

Wenn man Nachts im „Aegir-Hotel“ in seinem Zimmer liegt, so kriechen aus allen Ecken die Fäulniß-Dünste heraus, und es wird ein teuflischer Gestank. Im „Strand-Hotel“ soll es nicht viel besser sein. Immerhin beruht in Tsintau die Unterscheidung zwischen einem Hotel ersten und einem Hotel zweiten Ranges wahrscheinlich darauf, daß es in dem ersten etwas weniger stinkt und in dem zweiten etwas mehr. Dabei würden beide Wirthe gewiß gern ihre chinesischen Höhlen aufgeben und anständige Hotels bauen. Aber man müßte erst wissen, ob die Regierung das erlaubt, und die Regierung ist doch wirklich nicht dazu da, Alles zu erlauben, was die Unterthanen für gut halten. . . .

2. Tsintau.

(Bei der Hoch-Finanz. — Der „Frosch“. — Das Bankgebäude. — Das Gericht. — Preußisches Heimathsgefühl. — Der Namen des Gouverneurs. — Die Heidenmauer. — Das Promenaden-Konzert. — Fräulein Lizzy und Fräulein Irma. — Die deutsche Post in China. — Chinesen als Schutzmänner. — Die Kaufläden. — Schuster Pille und Schneider Müller. — Tempel im Dienst und außer Dienst. — Eine Militärstadt. — Die Offiziersmesse. — Dolmetscherschule. — Die chinesische Nachtigall. — An der Klara-Bucht. — Ein bayerisches Wirthspaar. — Kneiperei im Tempelhof. — Eine Naturerscheinung.)

Seit einigen Tagen lebe ich in Freude und Herrlichkeit. Die Deutsch-Asiatische Bank hat mich bei sich aufgenommen, ich gehöre zur Hoch-Finanz von Tsintau und wohne im elegantesten Viertel, Ecke Bank-Straße und Parole-Platz. Herr Homann, der liebenswürdige Vertreter der Bank, der die „Frankfurter Zeitung“ liest, hat sich der Leiden ihres Berichterstatters erbarmt und ihm einen Winkel in seinem Hause als Unterschlupf zurecht gemacht. Auch habe ich Verfügung über die Keller des Hauses, nur nicht über denjenigen, in dem die Silber-Dollars lagern. Das ist schade, aber das Bewußtsein allein, mit so vielen hunderttausend Dollars unter einem Dache zu logiren, ist schon ein Vergnügen.

Die Regierung hat der Bank eines der besten Häuser vermiethet, und an der Außenseite ist das kleine schwarz-weiß-rothe Schild befestigt, welches anzeigt, daß das Haus Staats-Eigenthum ist. Nachdem es so gründlich als möglich umgebaut und insbesondere durch einen

Fußboden aus doppelten und dreifachen Balken- und Cement-Lagen vom feuchten Erdreich abgesondert worden ist, läßt sich jetzt einigermaßen darin existiren, bis der „Bank-Palast" gebaut sein wird, der an der Tsintau-Bucht stehen soll. Freilich wächst der Schimmel überall und bedeckt selbst die Kleider in den Schränken. Wenn es regnet, sind im Empfangs-Salon Waschkübel und Badewannen aufgereiht, um das Wasser aufzufangen, welches durch das Dach kommt. In einer Bank darf nichts verloren gehen.

Die feuchten Wohnungen rufen in Tsintau ein Leiden hervor, an dem gegenwärtig alle Welt erkrankt ist. Es kommt in der Weise zur Erscheinung, daß — ja, wie soll man das nur ausdrücken? — daß also beispielsweise Jemand, der ruhig am Tische sitzt, plötzlich aufspringt und hinausläuft, um sich anderswohin zu setzen, als an einen Tisch. Die Offiziere nennen dieses Leiden den „Frosch", offenbar mit Rücksicht auf seinen feuchten Ursprung. Wenn zur Zeit in Tsintau sich irgendwo eine Gesellschaft zusammenfindet, erhebt sich bald der Eine und bald der Andere, sagt entschuldigend: „Mein Frosch quakt" und verschwindet auf kurze Zeit. Jeder begreift, umsomehr als fast Jeder einen eigenen Frosch hat, der bereits gequakt hat oder demnächst quaken wird. Einige behandeln ihren Frosch mit Cognac, wenngleich es zweifelhaft erscheint, ob das Ertränken die richtige Todesart für einen Frosch ist. Andere meinen, das beste sei, ihn mit Verachtung zu strafen.

Als der Regen durch's Dach fiel, hat der Frosch nun auch in der Bank zu quaken begonnen. Sonst aber ist sie sicherlich der gesündeste Wohnplatz in der Stadt, und es ist staunenswerth, mit welchem Geschick der einzige Banquier von Tsintau, der allerdings ein erfahrener China-Mann ist, es verstanden hat, eines dieser verrotteten chinesischen Häuser so einzurichten, daß es wirklich ungefähr einer Bank gleichsieht und einen Anstrich von Behäbigkeit, sogar von Eleganz zeigt. Am Eingang steht der wohlstylisirte chinesische Thorwart, der den chinesischen Amtshut mit rothem Busch trägt. Vorn zur Rechten hat der Comprador sein Büreau; die chinesischen Commis klimpern darin mit Geldstücken und hantiren mit ihren Rechenmaschinen. Im ersten Hofe steckt das Pony seinen Kopf zum Fenster heraus. In Ostasien hält sich möglichst Jeder sein Reitthier, und die jungen Kaufleute sitzen zumeist ebenso gut zu Pferde wie auf ihrem Bureaustuhl.

Im zweiten Hofe hat man „Lump", den Bank-Hund, zu passiren — einen Teckel von durchaus ehrenwerther Gesinnung, der seinen Namen sehr zu Unrecht führt. Es ist rathsam, sich gut mit ihm zu stellen, denn er ist im Hause eine einflußreiche Persönlichkeit. Hinten liegt das Comptoir, das auch Empfangs-Salon ist, wenn Jemand zu Besuch kommt, und Eß-Zimmer, wenn die Tafelstunde schlägt. Ueber dem Speisetisch hängt eine elektrische Glocke, bei welcher der Strom hergestellt wird durch den Kontakt zweier chinesischer Münzen. Sogar geläutet wird hier mit Geld, und selbst in den Klingelzügen kommt der finanzielle Charakter des Ganzen zum Ausdruck.

Abends wird der Thorwart draußen vom Nachtwächter abgelöst. Die Chinesen haben sich in Tsintau bereits vielfach den preußisch-militärischen Salut angeeignet: wenn sie grüßen wollen, so legen sie die Hand an das glatt rasirte Haupt. Der Nachtwächter der Bank hat die Geste mißverstanden; er führt zwar auch die Hand zum Haupte, setzt sie aber nicht hoch genug an, und wenn am Abend die Gäste das Haus verlassen, so sehen sie zu ihrem Erstaunen, daß der Nachtwächter voll Unterthänigkeit dasteht und ihnen eine Nase zieht.

Die Bank gehört zum amtlichen Stadttheile. In fast allen Häusern der Nachbarschaft werden offizielle Funktionen ausgeübt. Da liegt beispielsweise ein Brett über einer Koth-Pfütze. Dieses Brett ist die Seufzer-Brücke von Tsintau, denn es führt zum Gerichte. Freilich, selbst wenn man weiß, daß das Gericht irgendwo dort herum seinen Sitz hat, so ist es noch immer nicht leicht, es auch zu finden. Durch einen Thor-Eingang gelangt man in einen Hof. Auf dem Hofe sind viele kleine Thüren, und jede Thür führt in eine kleine Stube. In der ersten sitzt ein Kanonier und schreibt Rechnungen aus. Die Gerechtigkeit fällt nicht in's Gebiet der Artillerie, und es wird wohl einige Thüren weiter sein. Man klopft links an und wird nach rechts geschickt, man fragt rechts und wird nach links verwiesen. Endlich wird hinter einem Fenster der Kopf des kaiserlichen Richters sichtbar. Der Raum ist der kleinste von allen. Bücher stehen an den Wänden, man wird an die Dachstube eines armen Studenten erinnert. Das ist der Gerichtssaal. Ein Chinese kniet auf der Erde und scheint den Schreibtisch anzubeten. Verdient ein Schreibtisch göttliche Verehrung, selbst wenn er aus Mahagoni ist? Es handelt

sich aber nicht um das Mahagoni-Möbel, vielmehr ist eine Gerichtssitzung im Gange. Wenn der Chinese vor dem chinesischen Richter erscheint, so muß er knien. Der deutsche Richter verlangt, daß der Chinese ihm keinen minderen Respekt bezeige, wie seinem Mandarin. Richter in Tsintau ist Dr. Gelpcke, ein junger Rechtsgelehrter von gewinnendem Wesen und weltmännischen Manieren.

An der einen Seite der Bank-Straße läuft der Mauerzaun entlang, welcher den Yamen umgibt, in dem der Gouverneur residirt. Nachts steht dort ein Wachtposten, und zu später Stunde, wenn keine Spur von Leben mehr in Tsintau zu finden ist, schreitet dort der Soldat, mit dem Gewehr über der Schulter, langsam durch die einsame Straße, kommt vorn aus dem Dunkel der Bäume hervor, geht an der einzigen Laterne vorüber und verschwindet hinten wieder im Dunkel.

Der Mauerzaun biegt um die Ecke und läuft an dem freien Platze entlang, welcher „Parole-Platz" heißt. Dort wird tagsüber fleißig geschafft. Kulis gehen in langer Reihe hin und her und schleppen Ziegelsteine, Andere schaufeln in der Erde herum, Andere führen Sand auf ihren chinesischen Karren. Ein Karren fährt hinter dem andern, jedes Rad dreht sich unter fortwährendem Stöhnen und Kreischen. Bei allen Kuli-Abtheilungen steht als Aufseher ein deutscher Soldat, mit einem Bambus-Stöckchen in der Hand. Der Soldat gibt seine Befehle in deutscher Sprache, die Kulis antworten „Ja, ja!", verstehen aber keine Silbe, und es herrscht das beste Einvernehmen. Auf dem „Parole-Platz" ist das Thor, das in's Yamen-Lager führt. Freilich ist es nicht ein Thor für Jedermann. Ein Anschlag besagt: „Civilpersonen, welche das Lager betreten, haben sich auf der Wachtstube zu melden". Da steht man nun mitten in China und fühlt sich als Civilperson, die sich auf der Wachstube zu melden hat, und es wird Einem ganz heimathlich preußisch zu Muthe. Vor der Wachtstube sitzen die Soldaten auf der Bank, ganz so wie sie in Frankfurt vor der Hauptwache sitzen, nur daß die Hauptwache in Tsintau Yamen-Wache heißt, mit Rücksicht auf die Lokalfarbe.

Der Mauerzaun biegt abermals um die Ecke, und der Platz, an dem er jetzt entlang läuft, wird „Yamen-Platz" genannt. Die Straßen-Tafel setzt an Stelle des undeutschen Y das

deutsche J und besagt „Jamen-Platz.“ So wird China unmerklich, aber sicher germanisirt. Hier steht der Yamen des Gouverneurs. Viele Soldatenhände haben fleißig gearbeitet, um das Alles in Stand zu setzen, auch sind überall die Farben aufgefrischt worden, über die sich der chinesische Schmutz gelagert hatte, und jetzt zeigt der Platz ein freundliches und buntes Bild.

Der große Yamen in Tsintau ist sicherlich einer der hübschesten in China. Das Eingangs-Thor mit seinem Schnitzwerk-Rahmen und seinen grünen Thürflügeln nimmt sich recht malerisch aus. Zu beiden Seiten der Pforte hat ein chinesischer Künstler je ein Wandgemälde angebracht. Man hat ihm seine Sujets nicht vorgeschrieben, und er hat seine Phantasie daher frei walten lassen können. Das Bild zur Rechten ist Grau in Grau gehalten. Der graue Kopf eines Ungeheuers, welches, genau besehen, eigentlich ein Pudel ist, welches aber weiße Hörner trägt, um sein Incognito als Ungeheuer zu wahren, speit etwas Graues aus, das einem Kometen-Schweif gleicht. Wie verlautet, soll diese Darstellung das Ungewitter bedeuten. Nachdem der Maler bei dem Bilde zur Rechten seine ganze graue Farbe verbraucht hatte, blieb ihm für das Bild zur Linken offenbar nur mehr ein Topf mit Gelb übrig; und da es kaum etwas auf der Welt gibt, das so gelb ist, wie ein Tiger, so malte er links einen Tiger hin, — einen ganz großen, mit schwarzen Augen, in deren Ausdruck jede Spur von Wohlwollen fehlt. Vielleicht hat übrigens der chinesische Künstler in seine Werke, mit denen er die Residenz des deutschen Gouverneurs ausschmückte, einen allegorischen Sinn legen wollen. Der Tiger kann zur Noth auch Macht und Stärke bedeuten. Unerklärlich aber bleibt das Ungewitter-Bild, denn es ist durchaus nicht zu ermessen, was ein Gouverneur mit dem schlechten Wetter zu thun hat. Zur Linken steht das schwarz-weiß-rothe deutsche Schilderhaus und hält friedliche Nachbarschaft mit dem chinesischen Tiger.

Der ganze Platz ist mit gelbem Sand bestreut, und man hat die Prachtliebe sogar so weit getrieben, daß man vor den Yamen ein Trottoir, ein wirkliches steinernes Trottoir, gelegt hat. In ganz Schantung gibt es nichts dergleichen. Ferner sind chinesische Kanonen als Dekorations-Stücke verwendet. Auf der dem Yamen-Thor gegenüber liegenden Seite des Platzes erhebt sich die be-

malte Mauer, die auf so vielen Abbildungen aus Tsintau figurirt. Diese Malerei ist erst gar allegorisch, und man braucht sie gewiß nur zu verstehen, um eine Fülle chinesischer Weisheit darin zu finden. Die Haupt-Person des Gemäldes ist natürlich der Drache. Wie könnte jemals chinesische Weisheit sich ausdrücken, ohne sich eines Drachen zu bedienen? Der Drache also nimmt fast die ganze Breite der Mauer ein. Er hat einen grünen Rücken, einen blau geschuppten Unterleib und Hufe an den Füßen. So schlängelt er sich dahin und schielt nach der linken Ecke hinauf. Der Gegenstand, der dort seine Aufmerksamkeit fesselt, ist eine rothe Scheibe. Man könnte in dieser Scheibe eine glatt gedrückte Billardkugel erkennen oder einen gepreßten Holländer Käse, aber im vorliegenden Fall ist es die Sonne. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Drache mit der Absicht umgeht, die Sonne zu verschlingen. Man erkennt daraus, welchen Schaden ein Drache anrichten kann, der lange nichts gegessen hat. Niemand auf dem Bilde macht Miene, das Unthier an der Ausführung seines gemeingefährlichen Vorhabens zu verhindern. Auf der rechten Seite ist ein Baum zu sehen. In seinen Zweigen klettert ein Affe und sucht eine Frucht zu erhaschen, welche die Form einer gelben Reisetasche hat. Ein anderer Affe sitzt unten, mit dem Rücken zum Baum, und sieht den Spielen des Genossen zu. Um ihm das Zusehen zu erleichtern, hat ihm der Maler gleich den Kopf verkehrt aufgesetzt, mit dem Gesicht nach hinten. Als Zubehör zu diesen Vorgängen befindet sich ferner auf dem Gemälde eine grüne Blumenvase, in der Hellebarden stecken, sowie ein Gegenstand, der einem von einem Pfeil durchbohrten Herzen gleicht, aber sicherlich etwas ganz Anderes sein soll. Jeder, der begriffen hat, warum bei einem Drachen, der die Sonne verschlingen will, eine grüne Blumenvase mit Hellebarden stehen muß, wird sich ohne Schwierigkeiten auch über den Sinn des ganzen Bildes klar werden.

„Heidenmauer" heißt die Mauer auf den jüngsten Ansichts-Postkarten. Der Name ist schlecht gewählt, aber er wird ihr wohl bleiben. Denn die Ansichts-Postkarten sind heutzutage die Weltgeschichte. Aus der Mitte der Mauer ragt ein Schiffsmast mit Takelwerk heraus, und auf seiner Spitze weht die deutsche Amts-Flagge, die den schwarzen Adler in ihren schwarz-weiß-rothen

Streifen trägt. Auf der Rückseite ist an die Mauer ein Gerüst angebaut. So kommt es, daß oben an ihrem Rande vor einem weißen Schilderhause ein Matrose Posten steht. Bald hinter der Mauer steigt das Gebirge an, und vom Yamen-Platz blickt man ringsum auf die grünen Berge. Da jedoch in einer Kolonie die Landschaft nicht zum Ansehen da ist, sondern auch Nutzen bringen soll, so sind am Yamen-Platz dort, wo der zumeist ausgetrocknete Creek vorbeigeht, einige Gemüsebeete angelegt. Aber auch das Gemüse, das da wächst, ist kein einfaches Civil-Gemüse, vielmehr steckt ein Pfahl in der Erde, an dem eine Tafel befestigt ist mit der Aufschrift: „Eigenthum der 1. Kompagnie".

Am Sonntag Morgen spielt auf dem Yamen-Platz die Kapelle des See-Bataillons. Die Musiker stellen sich im Kreise vor der Drachen-Mauer auf, die eine vortreffliche Schall-Wand bildet. Das gibt einen vollen und frischen Klang. Deutsche Märsche und deutsche Tänze hallen frohgemuth in die chinesischen Berge hinein. Auch eine Ouvertüre steht auf dem Programm, und es ist gar seltsam, wenn da bei dem grünen Drachen eine Mozart'sche Melodie aufspringt und in ihrem zierlichen Rhythmus über den Platz einhergeht.

Ein weiter Kreis von Kulis umgibt die weißen Uniformen des Militär-Orchesters. Einige hocken auf der Erde und rauchen ihre Pfeife mit dem geraden Rohr, Andere stehen aufrecht, Alle aber sind unbeweglich, und ihre Aufmerksamkeit scheint in hohem Maße gefesselt. Nur ist es nicht die Musik, die ihr Interesse erregt. Sie haben sich mehrfach darüber geäußert, und man muß leider konstatiren, daß vor diesen chinesischen Sonntags-Kunstkritikern, welche in der Woche Karren schieben, die deutsche Musik ganz und gar nicht bestanden hat. Die chinesische Musik ist nach ihrer Ansicht viel melodiöser. Ein deutsches Trompeten-Solo finden sie freilich auch ganz angenehm. Was aber das ganze Orchester spielt, mißfällt ihnen entschieden; und sie meinen, daß man sich gar nicht mehr zurecht finden könne, wenn Alle so durcheinander blasen. Darum sind sie bei dem Promenade-Konzert mehr Zuschauer als Zuhörer und beobachten hauptsächlich die Handgriffe der Spielleute.

An einem der Thore des Yamens erscheinen einige Offiziere in frisch gebügelten weißen Anzügen mit vergoldeten Uni-

form-Knöpfen, den weißen Tropenhelm auf dem Haupt, einen Spazierstock in der Hand. Das Kostüm ist kleidsam, und es ist sicher, daß auch in dieser Gestalt der Lieutenant Macht über deutsche Frauen-Herzen haben würde. Aber deutsche Frauen-Herzen sind gerade das, was in Tsintau am Meisten mangelt. Wenn man die vorhandenen zählt, so kommt man kaum auf ein halbes Dutzend, und auch diese sind bereits insgesammt in festen Händen. Eine Sonntags-Morgen-Musik ohne Damen ist jedoch nur ein halber Kunst-Genuß. Der Corso, der sich zu den Klängen des Orchesters entfaltet, besteht lediglich darin, daß Fräulein Lizzy und Fräulein Irma mit ihrer Gouvernante auf und ab gehen. Fräulein Lizzy hat den blondesten Zopf von Tsintau, und was gar Fräulein Irma anlangt, so ist sie nichts Geringeres als die Tochter des Gouverneurs. Fräulein Lizzy dürfte zehn Jahre alt sein und Fräulein Irma desgleichen. Beide junge Damen werden sicherlich eines Tages unserer Kolonie zur Zierde gereichen, nur müssen sie erst noch ein wenig wachsen. Der Toiletten-Bericht muß konstatiren, daß Fräulein Lizzy eine gewisse Eleganz zur Schau trägt, denn jeden Sonntag hat sie ein ganz neues rothes Band in ihren Zopf geflochten.

Wenn man vom Yamen-Platz rechts um die Ecke geht, kommt man auf die Poststraße. Man sieht schon von fern an einem der Häuser in der Mitte der Straße den kleinen blauen Briefkasten. Das ist ein alter Freund aus der Heimath, dieser kleine blaue Briefkasten, und da er hier hängt, kann es doch wirklich gar nicht mehr so weit nach Hause sein! Die Post steht unter der Leitung eines freundlichen Beamten. Ueberhaupt kann man gar nicht lobend genug über die Zuvorkommenheit und Tüchtigkeit der Beamten berichten, die den deutschen Postdienst in China versehen. Namentlich das deutsche Postamt in Shanghai wird ganz musterhaft geleitet und ist sicherlich die beste Postanstalt in Ostasien. Außer den Civil-Funktionären sind in Tsintau auf der Post, wie im Telegraphen- und Telephon-Amt, Soldaten beschäftigt.

Ein großer Moment ist es, wenn die Post ankommt. Die „Apenrade" ist in die Bucht eingelaufen und liegt vor Anker. Ein weißes Boot stößt von ihr ab und arbeitet sich mit seinen Rudern langsam nach dem Strande hin. Ehe es das Ufer erreicht, bleibt es natürlich auf dem Sande sitzen. Die Kulis müssen in's Wasser. Wie

ein Ameisen-Schwarm sind sie um das Boot her. Endlich haben sie alle Lasten unter sich vertheilt. Voran wird der schwere Briefsack getragen, den sechs Kulis schleppen müssen. Dann kommen in langem Zuge die Kulis mit den Packeten. So geht die Post-Karawane feierlichen Schrittes am Ufer entlang.

Auf der Poststraße liegen die Comptoirs und Läden der zwei großen deutschen Firmen von Tsintau. Die eine, Schwarzkopf & Comp., hat ihren Hauptsitz in Hongkong und ist in Tsintau durch einen ihrer Chefs, den trefflichen Herrn Schönemann, vertreten; die andere, Sietas & Plambeck, ist das größte deutsche Haus in Tschifu und hat auch einen ihrer Chefs, Herrn Plambeck, der gleichfalls ein sehr wackerer Mann ist, mit der Leitung ihrer Zweig-Niederlassung in Tsintau betraut. Rechts mündet die Poststraße in die Marktstraße. An der Straßenbiegung steht ein Haus, das bis vor Kurzem noch aussah wie alle anderen. Nur die Eingeweihten wußten, daß es kein gewöhnliches Haus war. Letzthin ist an seiner Außenseite ein weißes Schild angebracht worden. Unter einem schwarzen Adler steht da die Inschrift zu lesen: „Kaiserliche Polizei". Die Bösewichter sehen das Schild mit Bangen und bleiben dem Hause fern.

Der schon erwähnte Dr. Gelpcke ist Richter und Polizeichef zugleich. Der subalterne Sicherheitsdienst wird von einem Sergeanten des See-Bataillons geleitet. Die Schutzleute sind Chinesen. Sie stehen an dieser und jener Ecke, haben einen runden europäischen Strohhut, der immer etwas schief sitzt, auf dem Kopfe und tragen schwarze oder blaue chinesische Anzüge. Ein auf den rechten Aermel genähter schwarz-weiß-rother Tuchfleck ist das Abzeichen ihrer offiziellen Situation, der Rohrstock in der Hand vervollständigt die Amtstracht. Sie sehen sehr würdig aus, aber es scheint leider, daß manch' Einer unter ihnen in seiner obrigkeitlichen Stellung nur ein vortreffliches Mittel sieht, um den landesüblichen „squeeze" zu praktiziren. Schon zwei oder drei sind bei Erpressungsversuchen erwischt worden, die sie an chinesischen Einwohnern von Tsintau verübt haben. Man weiß darum nicht, ob es möglich sein wird, die chinesischen Schutzleute beizubehalten. Unter den Ketten-Gefangenen ist das distinguirteste Mitglied der Gesellschaft solch' ein ehemaliger Schutzmann, dem der „squeeze" schlecht bekommen ist. Chinesen, die sich geringerer Vergehen schuldig

gemacht haben, werden von Amts wegen geprügelt. Bei schwereren Delikten wird Ketten-Strafe verhängt. Die Ketten-Gefangenen müssen arbeiten. In der nächsten Nachbarschaft des Polizei-Gebäudes kann man sie in Thätigkeit sehen. Sie sind im Begriff, ein Haus niederzureißen; die schwere Kette am Fuß scheint sie wenig zu bekümmern. Chinesen wissen sich in jede Schickung zu fügen und verstehen es, auch Ketten mit Gleichmuth zu tragen.

Die Marktstraße ist, wie gesagt, die Hauptstraße von Tsintau. In den elenden chinesischen Häusern sind hier die armseligen chinesischen Läden. Der Patriotismus der Kaufleute hat ersichtlich keine große Mühe gehabt, sich in die deutsche Occupation zu finden. Der chinesische Kaufmann will seine Waaren absetzen, und wenn die Fremden sie gut bezahlen, so sind sie ihm willkommen. Er denkt nicht so unkaufmännisch, daß er Leuten, von denen er Geld verdienen kann, verwehren wollte, China zu erobern. Manche Firmenschilder in der Marktstraße tragen bereits den neuen Verhältnissen Rechnung. Man liest an den Ladenthüren auf weißen Tafeln in großen deutschen Buchstaben Inschriften, die folgendermaßen lauten: „Ah Mu & Comp., Kolonial- und Kurzwaaren-Handlung" oder „Fu zeng chiang, Kurzwaaren-Handlung" oder „Di Ching Chan, Schiffshändler und Großkaufmann en gros, en detail." Dieser letztgenannte Di Ching Chan hat die deutsche Sprache sich schon so angeeignet, daß er bereits Fremdwörter gebraucht. Sogar im Innern kündigt er in deutschen Worten alle die Herrlichkeiten an, die er zu verkaufen hat. Ein Schild besagt: „Gut Roh Seide à Stück 8 Dollars von Tschifu," ein anderes lautet: „Fein Thee für 20 cents ½ Pfund," ein drittes: „Gut Zucker für 16 cents 1 Pfund." Das Wort „gut" ist eines der ersten deutschen Worte gewesen, das die Chinesen übernommen haben. Selbst der Kuli, der auf der Straße in Körben sein unreifes Obst verkauft, weiß schon sehr überzeugend „guti, guti" zu sagen. Nirgends aber gibt es so viel gute Dinge, wie in Di Ching Chan's Laden. Nur begreift man freilich nicht immer, was gemeint ist. Wenn Di Ching Chan beispielsweise annoncirt „Gut Spiegel Eier", so kann das ebensowohl gute Spiegel und gute Eier als gute Spiegel-Eier bedeuten. Im letzteren Falle muß man einen Laden, in dem die Spiegel-Eier fertig verkauft werden, jedenfalls

als bemerkenswerthe Seltenheit anführen. Aber vielleicht besitzt Di Ching Chan auch „gut Hühner," welche die Eier gleich als Spiegel-Eier legen.

Der größte chinesische Laden auf der Marktstraße ist der von „Cheap Jack", eine Filiale der bekannten chinesischen Firma aus Shanghai und Hongkong. Auch diese hat hier ihr deutsches Schild und nennt sich „Cheap Jack & Sohn, Schiffshändler, Großkaufmann". Das Wort „Schiffshändler" ist die wörtliche Uebersetzung des englichen „ship chandler", das hier draußen im Titel so vieler Geschäfte figurirt und den Kaufmann bezeichnet, welcher den im Hafen einlaufenden Schiffen ihren ganzen Bedarf liefert. Wenn „Cheap Jack" sich aber überhaupt schon zur Verdeutschung entschloß, so hätte er in Tsintau auch gleich als „billiger Jakob" auftreten können. Im Verkaufslokale sind Sardinen-Büchsen aufgestapelt, und aus den unteren Fächern stecken Bierflaschen ihre versilberten Köpfe hervor. Der chinesische Prinzipal, in schwarzer Kleidung, sitzt an einem besonderen Tische, raucht seine Pfeife und beherrscht die zahlreichen chinesischen Commis, die unter seinen Augen ihren Eifer entfalten. Nicht in der Marktstraße selbst, jedoch in der Nähe hat sich einer der schmutzigsten chinesischen Läden den Namen „Conditorei" beigelegt. Ein Blick in's Innere lehrt, daß diese Conditorei hauptsächlich Schwefelhölzer verkauft. Einige chinesische Industrielle sind bereits so treue Reichs-Unterthanen geworden, daß sie nicht nur ihre Geschäfte, sondern auch sich selbst in's Deutsche übersetzen. Der chinesische Schuhmacher in der Marktstraße nennt sich kurzweg „Schuster Pille". Und wenn man in einem der „Hotels" von Tsintau wohnt, so sieht man eines Tages einen freundlich lächelnden Chinesen in sein Zimmer treten, der unter vielen Bücklingen seine Dienste anbietet, indem er hinzufügt, er sei der Schneider Müller. Kann man noch an der Stärke des deutschen Einflusses in China zweifeln, da die Chinesen bereits anfangen, Müller zu heißen?

Unten, kurz vor dem „Strand-Hotel", mündet die Marktstraße in den Tempel-Platz. Der Tempel von Tsintau, der dem Platze seinen Namen gibt, ist ein elendes Bauwerk, das morsche Gebälk droht zusammenzubrechen, und die heiligen Räume starren vor Unreinlichkeit. In China geht es auch mit der Religion zu Ende.

Nur ist es nicht der moderne Geist mit seiner wissenschaftlichen Einsicht, der die Götter verdrängt. In China herrscht der alte Geist; aber er ist so stumpf geworden, daß er sich nicht einmal mehr dazu aufschwingen kann, zu glauben. Der geistige Zustand China's ist ein unendliches Sich-Gehen-Lassen. Und das chinesische Volk sagt sich nicht von seinem Glauben los, weil es zweifeln gelernt hat, sondern es läßt aus Gleichgiltigkeit seine Götter im Schmutze verkommen. „Wenn ein Stein sich vom Tempel löst, ist das ganze Gebäude dem Sturze nahe," hat einst Confucius geschrieben. Das waren prophetische Worte; und jetzt, wo sich von allen Tempeln die Steine lösen, hat in China auch das große Stürzen begonnen.

Die chinesischen Tempel, denen keine Heiligkeit mehr anhaftet, werden von den Reisenden mit Vorliebe als Absteig-Quartiere benutzt. Die Priester verbinden gern einen Hotel-Betrieb mit dem Dienst der Götter, umsomehr als die Einkünfte, die sich aus der Beherbergung von Reisenden ziehen lassen, sicherer sind als diejenigen, welche die Liebe zu den Bewohnern des Himmels bringt. Im Tempel von Tsintau haben mehrere Mitglieder der deutschen Kolonie ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Ein Uhrmacher, der aus Frankfurt gekommen ist, hat dort seine Werkstatt eröffnet. Es ist ferner nicht ausgeschlossen, daß der Tempel das Redaktions-Lokal der „Kiautschou-Zeitung" sein wird, deren erste Nummer demnächst erscheinen soll. Sogar einige Pferde sind in dem Hause der Götter eingestellt. Ein guter deutscher Pferdestall ist zwar ein angenehmerer Aufenthalt, als ein chinesischer Tempel, aber in einer Kolonie müssen sich eben auch die Pferde bescheiden mit dem, was sie finden.

Alle diese neuen Einwohner, Menschen und Pferde, hindern die Priester natürlich nicht, ihren frommen Obliegenheiten nachzugehen. Es sind ihrer drei, zwei jüngere Priester und ein ganz alter Oberpriester. Der Oberpriester ist augenscheinlich derjenige, der sich am Längsten nicht gewaschen hat, was sich sehr natürlich daraus erklärt, daß er der Aelteste ist. In der Regel sitzen die Drei unthätig im Hofe herum und lassen sich die Sonne auf die Köpfe scheinen. Dann aber überkommt sie wieder einmal ganz unvermittelt der heilige Eifer, und ohne irgend welchen ersichtlichen Grund beginnen sie

plötzlich mitten in der Nacht auf die eherne Tempelglocke loszuschlagen, daß die deutschen Hausgenossen entsetzt aus ihrem Schlummer auffahren. Das Wohnen in einem Tempel hat eben auch seine kleinen Schattenseiten. Allerdings haben die Priester in weitgehender Toleranz wieder gerade eine Stelle unter der Tempelglocke ihren Logirgästen eingeräumt, welche diese regelmäßig aufsuchen, so oft sie das Bedürfniß fühlen, einige Augenblicke in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen. Nur besteht ein schweigendes Uebereinkommen zwischen den Gästen, den Priestern und den Göttern, daß während dieser Augenblicke die Tempelglocke nicht geläutet werden darf.

Die Götter thronen in ihren Kapellen hinten im Hofe. Es ist ein grüner Gott da, der Regen machen kann. Eine blaue Göttin daneben hat, wie aus den erklärenden Pantomimen der Priester hervorgeht, irgend etwas mit dem Essen zu thun und ist von einem Rahmen umgeben, der aus Hosenträger-Enden zusammengesetzt scheint.

Die Garnison ist in den chinesischen Militär-Lagern untergebracht. Solch' ein chinesisches Lager ist eigentlich eine kleine Soldaten-Stadt. Es ist von einem hohen Erdwall umschlossen. Ein stattliches, aus Steinen gemauertes Thor dient als Haupt-Eingang. Hinter dem Thor liegt in der Regel ein weiter freier Platz. Das Lager besteht aus massiven Häusern — so massiv eben ein chinesisches Haus sein kann — welche regelmäßige, geradlinige Straßen bilden. Jeder Offizier hat seinen Namen, und im größten Namen, der in der Mitte des Lagers errichtet ist, wohnt der kommandirende General oder Mandarin. Die chinesischen Truppen haben die Lager in und um Tsintau räumen müssen, und die deutsche Besatzung hat sich in ihnen einquartirt. Die chinesischen Soldaten-Häuser sind deutsche Kasernen-Stuben geworden, in den Offiziers-Häusern haben die deutschen Offiziere Unterkunft gefunden, und der Namen des obersten Mandarins ist in die Messe verwandelt worden, in der die Offiziere ihre gemeinsamen Mahlzeiten abhalten.

Schreckliche Fäulniß-Dünste herrschen in diesen chinesischen Militär-Häusern. Die deutschen Soldaten schieben daher die Stunde des Schlafengehens so lange als möglich hinaus. Abends sitzen sie an Tischen vor den Thüren, und allenthalben ist ein Flüstern und Regen in den dunklen Lager-Straßen. Einige, denen es im Lager

zu dumpf wird, klettern auf den Erdwall hinauf. Von dort sieht man weit hinein in die lichte chinesische Sommer-Nacht, welche ihren Himmel mit den erstaunlich großen goldenen Sternen über dem Meere wölbt, von dem auch ein matter Schein ausgeht. Die Luft ist kühl und reizt dazu, im Freien zu schlafen. Manch' Einer streckt sich auf dem Walle selbst aus, Andere binden ihre Hängematten unten an die Bäume an. Draußen sind freilich die Mosquitos, aber in den Stuben sind sie auch. Von allen chinesischen Landplagen verursachen sie die größte Qual, weil sie den Schlaf rauben. Man kann sie nicht fangen, denn sie sind zu klein. Sie kommen mit ihrem hellen Gesumm, das zu sagen scheint: „Ich werd' Dich schon finnnnn—den." Das Summen bringt die Nerven in Aufruhr, und der Gedanke, ob jetzt nicht bald der Stich kommen wird, vertreibt den Schlummer weit sicherer, als der Stich selbst.

Die Yamen-Hallen, die als Offiziers-Messen dienen, sind gesäubert und gedielt worden. Freilich kann alles Säubern den Schimmel nicht verhindern, immer wieder hervorzubrechen und auf die nackten Wände seine Gemälde zu zeichnen. Man darf sich so eine Yamen-Halle übrigens nicht zu sehr als Halle vorstellen. Zumeist ist sie ein großes Zimmer und manchmal auch ein kleines. Die Einrichtung ist militärisch einfach. Um einen Tisch stehen die Rohrstühle in der Runde. Vielleicht hängen auch noch einige chinesische Papierbilder an der Wand.

Die Yamen-Messe, die sich in Tsintau selbst neben dem Yamen des Gouverneurs befindet, prunkt freilich mit einem großen chinesischen Papierschirm, der von der Decke über der Mitte des Eßtisches sich als Baldachin wölbt und von dem aus an ihrer Schnur die Hängelampe heruntersteigt. Ferner ist dort über jeder Thür eine Tafel befestigt, die eine Inschrift in großen chinesischen Goldbuchstaben trägt. Die Tafeln sind von chinesischen Kaufleuten dem früheren chinesischen Zoll-Direktor gewidmet worden. Die eine Tafel theilt mit, daß der Zolldirektor eine Dschunke aus dem Sturm errettet hat, die andere feiert seine Verdienste mehr im Allgemeinen, und es scheint, daß dieser verdienstvolle Beamte den „squeeze" in einer besonders angenehmen Weise auszuüben wußte. Auf dem Eßtisch liegt neben jedem Couvert ein Fächer, der gute Dienste bei Abwehr der Fliegen leistet; die Zahnstocher werden einer kleinen

japanischen Porzellanfrau entnommen. Die Yamen-Messe hält sich außerdem nicht weniger als zwei Nummern der „Fliegenden Blätter". Das ist allerdings kein so großer Luxus, wie es scheint. Denn während die erste Nummer sorgfältig eingeheftet wird, findet die zweite, nachdem sie ausgelesen worden ist, praktische Verwendung als Deckel für die Compotschüssel.

Die Yamen-Messe besitzt einen chinesischen Koch, die übrigen Messen haben mit der Zubereitung der Gerichte zumeist deutsche Kochkünstler betrauen können, die gerade in den betreffenden Kompagnien Dienst thun. Ueberall bekommt man schmackhafte deutsche Hausmannskost zu essen. In allen diesen Messen herrscht ein gemüthlicher, zwanglos heiterer Ton, und Gastfreundschaft wird auf liebenswürdige Art geübt. In der Yamen-Messe ist Messevorstand der Pionier-Hauptmann Müller, der durch seinen ruhigen Humor das Tischgespräch dort besonders amüsant macht. Auch der Oberstabsarzt Dr. Lerche, der gleichfalls zur Tafelrunde gehört, weiß manches gute Wort zu reden. Im Strandlager sitzen an beiden Tischenden die Generalstabs-Hauptleute Hoppe und Maercker, die sich in Kiautschou aufhalten, um das deutsche Gebiet zu vermessen und dessen Karte aufzunehmen. Wenn man zwei deutsche Generalstabsoffiziere kennen lernt, kurz nachdem man in Paris die beiden (allerdings jetzt verloschenen) Leuchten des französischen Generalstabs, die Obersten Henry und du Paty de Clam, während der Dreyfus-Affaire am Werke gesehen hat, so bietet sich Gelegenheit zu interessanten Vergleichen. Es braucht kaum erst gesagt zu werden, wie sehr das Resultat dieser Vergleiche zu Gunsten der deutschen Offiziere ausfällt und wie erfreulich sich deren ernste Tüchtigkeit und vornehme Denkungsart vom schurkischen Intriguantenthum der Anderen abhebt. Zur Messe des Höhenlagers gehören der Hauptmann v. Hartmann, ein Soldatenkopf im kräftigen Style der Wallenstein'schen Zeit, der Premierlieutenant Graf Soden, ein Bayer, der ungezählte Schnadahüpfl kennt, der Lieutenant Seitz, in dessen Uniform ein Poet steckt, der schöne Verse macht, der Marinebauinspektor Gromsch, ein prächtiger Mann, die Perle aller Bauinspektoren, und Andere.

In der Niederung befindet sich nur das Brückenlager, das seinen Namen daher führt, weil es hinter der von Li-Hung-Tschang

erbauten Landungsbrücke seinen Platz hat. Die anderen Lager sind auf den Höhen in der Umgebung der Stadt vertheilt. Strandlager und Höhenlager stehen auf den Hügeln im Westen, oberhalb der Kiautschou-Bucht, Ostlager und Artillerielager im Osten. Die Artillerie fährt in Tsintau mit chinesischen Maulthieren. Das Artillerielager besitzt außerdem einen mit elegant gezäumten Maulthieren bespannten Offizierswagen, der gelegentlich zur Stadt herunter kommt und dort umsomehr auffällt, als er der einzige Wagen in Tsintau und Umgegend ist. Auf dem Kamm des Gebirges oberhalb des Artillerielagers hat eine Batterie von schweren Geschützen ihren Standort. Eine Batterie kleinkalibriger Kanonen ist auf einem Hügel unterhalb des Lagers aufgefahren, nahe an der Tsintau-Bucht. Diese kleineren Kanonen werden als Salutbatterie verwendet. („Salat-Batterie" hat sie die Garnison getauft.) Sie haben auch mit einundzwanzig Schüssen die Kunde vom Tode Bismarcks in das chinesische Meer hinausgedonnert.

Vor dem Thor jedes Lagers sitzen chinesische Händler hinter ihren Verkaufsständen; sie bieten allerlei Leckerbissen feil, unreifes Obst, schlechte amerikanische Cigaretten, und auch Stiefelwichse. Das unreife Obst findet viele Abnehmer. Ein Soldatenmagen verträgt mancherlei, und wenn das Obst auch durch seinen Geschmack nicht besonders zum Essen reizt, so ißt man es aus Langeweile. Kürzlich erschien ein Soldat im Lazareth und klagte über Verdauungs-Beschwerden. Das komme wahrscheinlich vom Obst, meinte der Arzt. Nein, sagte der Soldat, vom Obst komme es sicherlich nicht, denn er habe am Tage vorher nichts weiter gegessen, als sechsunddreißig harte Eier.

Im Höhenlager ist die Dolmetscher-Schule. Ein Einjähriger, ein Referendar aus Schlesien, hat es unternommen, zwei jungen Chinesen die deutsche Sprache beizubringen, damit sie später den deutschen Truppen Dolmetscher-Dienste leisten können. Der schlesische Referendar hat sich als vortrefflicher Pädagoge erwiesen. Seine beiden Schüler wohnen im Lager, in seiner Nähe. Er hat zunächst einmal den erstaunlichen Erfolg erzielt, daß sich die beiden Chinesen täglich nicht nur mit Wasser, sondern auch mit Seife waschen. Die deutsche Sprache haben sie mit der den Chinesen eigenen Begabung rasch aufgefaßt; sie können sie bereits radebrechen

und sogar ein wenig schreiben. Die Schreibhefte sind sehr sauber gehalten. Der Lehrer diktirt, und die Schüler müssen nachschreiben. Als Diktat werden erbauliche Sätze gewählt. So verkündet beispielsweise das Schreibheft des kleinen Ah-tschi: „Jeder Mensch hat ein Herz." Neulich diktirte der Lehrer: „Jeder Mensch hat ein Gewissen." Der kleine Ah-tschi aber schrieb: „Jeder Mensch hat eine Gewisse". Das hat im Großen und Ganzen auch seine Richtigkeit .....

Die Sonne neigt sich nach Westen, und ihre Gluth ist nicht mehr zu fürchten. Das ist die Stunde zum Spaziergang. Ein Paar Schritte über den Parole-Platz, und man ist draußen aus der Stadt. Am Creek entlang führt ein Weg unter den Weiden hin, die am Ufer stehen, ganz so, wie sie daheim an den Flüssen wachsen. Durch die Frische des Abends sind auch die Grillen neu belebt, die in den Aesten sitzen. Diese Baum-Grillen sind die chinesischen Nachtigallen, und ihr Lied ist fürchterlich. Es klingt schrill und durchdringend, als stünden Hunderte von Scheerenschleifern in der Nähe und drehten gleichzeitig ihr Rad. Das ist das Geräusch, welches den chinesischen Sommer erfüllt. Ein ewiges Schwirren ist in der Luft, vom Morgen bis zum Abend. Manchmal schwingt es klagend daher, manchmal hat es sogar einen vorwurfsvollen Ton, manchmal schwillt es zum Kreischen an. Nichts ist zu sehen, aber es schwirrt und schwirrt, und die unsichtbaren Schleifer, so unermüdlich sie schleifen, kommen mit ihrer Arbeit doch nie zu Ende. So ist es nicht einmal möglich, an den Bäumen, wenn man sie ausnahmsweise einmal in China findet, seine Freude zu haben, weil die Grillen darauf nisten. Auf dem mit Bäumen bepflanzten Bund von Shanghai übertönen sie alle Geräusche des Verkehrs. Die ganze Stadt ist voll von ihrem Zirpen, und zu Zeiten wird der Grillen-Lärm so ohrenbetäubend, daß die Leute in den Häusern die Fenster schließen müssen, um ihre eigenen Gespräche zu verstehen.

In den Weiden am Creek also zirpen die Grillen, und zur Vervollständigung der Harmonie tönt aus dem nahen Tsintau der Esel-Schrei herüber, der auch zu den charakteristischen Lauten des chinesischen Landlebens gehört. Der Esel wird gleichfalls nicht müde, seine Stimme zu erheben. Wenn er schreit, so klingt es, als werde ein Wasser-Eimer an einer rostigen Kette heraufgezogen.

Im Fluß rieselt das Wasser nur in einigen schmalen Rinnsalen, aus denen große Steine hervorstehen, welche die Brücke zur Ueberschreitung bilden. Am andern Ufer steigt gleich das Gebirge an. Ein vom Regen durchweichter Pfad führt hinauf zum Artillerie-Lager. Oben an den Bergen entlang bewegen sich in zwei langen weißen Zügen die Soldaten, die nach dem Meere zum Baden geführt werden. Sie steigen bis zum Kamm des Gebirges hinauf, und dann geht es auf der anderen Seite hinunter zur Klara-Bucht. Die kleine Bucht führt ihren Namen nach der anmuthigen jungen Frau eines der Funktionäre der Kolonie. Auf den Berg-Hängen an der Klara-Bucht soll die elegante Welt von Tsintau sich später ihre Villen bauen; und wenn es einmal ein Seebad Tsintau geben wird, so wird sich hier das Strandleben abspielen.

Mit dem Seebad hat es einstweilen wohl noch gute Wege, aber der Badestrand ist tadellos, und der Meeresboden fällt so sanft ab, daß man eine große Strecke hinein in's Wasser gehen kann, ohne schwimmen zu müssen. Von hier sieht man weit über das Meer, das blau ist, wie im Golf von Neapel. Zur Rechten, nahe am Ufer, ragen einige Felsen aus dem Wasser, deren Gestein einen violetten Ton zeigt. Sie bilden einen Schlund, und wenn die Welle an den Strand rollt, so schlürfen sie mit Brausen die See ein. An dem Berge, der auf dem Lande die Fortsetzung der Felsen bildet, ist eine Badehütte errichtet, von der ein Steg in's Wasser führt. Sie ist für den Prinzen Heinrich dort aufgestellt worden und dient jetzt den Offizieren. Für die Mannschaften stehen zwei Bänke unten am Strande. Aus dem Wasser der Bucht wachsen überall Köpfe heraus, und dem gelben Ufersand scheint eine Saat von Kanonenstiefeln entsprossen zu sein.

An der Bucht hat der Spaziergang seine Grenze; um ihn fortzusetzen, muß man über das Gebirge zurück. Am Besten ist es, gerade hinaufzuklettern, über die Aecker und durch die Wiesen. Rothe Blumen leuchten im Grase, fremde rothe Blumen mit Halbmondköpfen. Dort aber schimmert es blau. Welch' eine chinesische Feldblume nur das sein mag? Man beugt sich nieder, und da steht ein Pflänzlein und fragt mit seinen lieben blauen Blüthen-Augen: „Kennst Du mich wieder?“ Diese chinesische Feldblume ist ein Vergißmeinnicht. Wer möchte jetzt noch zweifeln, daß das Land hier dazu bestimmt war, deutsch zu werden?

Ueber das Gebirge her kommen die Kulis. Einer geht hinter dem Andern, denn der Weg ist schmal. In Tsintau ist Feierabend, und sie kehren heim nach Kwei-hsien, das drüben oberhalb der Bucht sichtbar wird. Die grauen Häuser stehen unter Bäumen, und das Dorf ruht im Abendfrieden. Frisch streicht die Luft von der See her. Da läßt es sich leicht bergan steigen. Oben steht die Batterie. Ueber den Kamm des Gebirges strecken die Geschütze ihre eisernen Mäuler heraus. Ein wenig unterhalb auf der anderen Seite des Gebirges ist das Ostlager. Von dem Platze vor dem Lager öffnet sich die Aussicht nach Westen. Gerade ist die Sonne untergegangen. Der Abendhimmel ist voll zarter, roſiger Wölkchen; drüben aber bei der Kiautschou-Bucht, wo das Tagesgestirn versunken ist, ist über den dunklen Bergen ein tiefes, glühendes Roth zurückgeblieben.

In's Thal nach Tsintau geht es ein wenig steil abwärts. Der Weg führt wieder zum Creek. Pferdegetrappel wird hörbar. Zwei Reiter kommen im scharfen Trabe um die Ecke. Der Gouverneur macht seinen Abendritt. Er sitzt im gelben Kakey-Drill zu Pferde, ein Offizier reitet neben ihm, das Monocle in's Auge geklemmt. In der Marktstraße von Tsintau ruhen die Geschäfte. Die Chinesen haben ihre Stühle an die Ladenthüren gerückt und rauchen ihre Pfeifen. Einer läßt sich vor seiner Hausthür frisiren. Der Coiffeur hat ihm den Zopf aufgelöst, und das lange schwarze Haar hängt bis zum Boden herunter. Nackte Kinder, mit großen Schmutzflecken auf der braunen Haut, laufen über die Straße. In einigen Läden sind deutsche Soldaten zu Gaste. Sie sitzen mit den Chinesen zusammen, zur Dämmerungs-Plauderstunde. Bei einem der „Kurzwaarenhändler" suchen Matrosen nach Merkwürdigkeiten, Einer versucht auf einer langen chinesischen Flöte zu blasen. In den Gräben unten beim Tempel sind die Frösche lebendig geworden. Sie schwatzen eifrig durcheinander. Dann heben zwei ein Duo an, dem die Uebrigen zuzuhören scheinen. Der Eine quakt einen hohen Ton und der Andere einen tiefen: „Hi — ha, hi — ha," ganz so, wie die Kulis singen, wenn sie Lasten tragen. Die chinesischen Frösche sind lärmende Gesellen, und Nachts, wenn sich nichts mehr in der Stadt regt, fühlen sie sich als die Herren, blähen sich mächtig auf und blöken wie die Kälber.

Zum Nachtmahl empfiehlt es sich, wieder an's Ufer des Creek zu gehen. Dort in dem kleinen chinesischen Hause gegenüber dem Brunnen hat ein junges bayerisches Ehepaar eine Wirthschaft aufgethan. Die Frau Wirthin bereitet selber das Essen. Allerdings hat der Heerd seine Launen; und wenn er Mittags gekocht hat, so meint er, das sei genug für einen Tag, und stellt seine Thätigkeit ein. Dann kommt die kleine Frau heraus zu ihren Gästen, wischt sich mit dem Schürzenzipfel die Thränen aus den Augen und sagt, es sei eine Schande, und sie möchte am Liebsten in's Wasser gehen. Schließlich aber hat der Ofen doch noch ein Einsehen, und das Essen wird gut. Man ist bei diesen braven Leuten sehr gut aufgehoben, wenngleich der Wirth immer um Nachsicht bittet, weil er neu im Geschäft sei.

„Und was für ein Geschäft hatten Sie früher?"

„Ich war bayerischer Offizier."

Jetzt kann man sich den Hergang leicht ausdenken. Der Offizier hat jedenfalls die Wahl zwischen seinem Stande und seiner Frau gehabt und hat sich für die Frau entschieden. Als es dann galt, sich ein neues Leben zu erkämpfen, sind die Beiden muthig in die Welt hinausgezogen. Wohl mag Derjenige leicht muthig sein, der noch nicht weiß, wie bitter der Kampf ist. Aber wenn man sieht, wie dieser Mann, der vor einem Jahre seine schöne Uniform abgelegt hat, jetzt in Tsintau mit seinen Bierflaschen wirthschaftet, um Frau und Kind zu ernähren, so hat man das Bedürfniß, ihm die Hand zu drücken.

Man sitzt also auf der frisch gehobelten Holzbank vor dem kleinen chinesischen Hause am Creek. Zwischen den beiden Tischen ist eine Lotos-Blume eingepflanzt, und hoch ragt der schlanke Stengel, auf dem die schöne rothe Knospe ruht. Am Abend findet sich dort oft eine fröhliche Gesellschaft zusammen. Um neun Uhr bläst der Hornist oben im Artillerie-Lager den Zapfenstreich. Es ist seltsam, das altbekannte preußische Signal zu hören, wenn man so neben einer Lotos-Blume sitzt in der chinesischen Nacht. In allen Garnisonen haben die Soldaten einen Text zu den Tönen des Zapfenstreichs gefunden; in Tsintau legen sie ihnen folgende Worte unter:

„Er liegt so ruhig und so still,
Es ist, als ob er schlafen will
An der Bucht von Kiautschou."

Jeden Abend hat das Signal einen anderen Ausdruck. Manchmal schmettert es entschlossen daher, und manchmal klingt es empfindsam und melancholisch, als bliese der Hornist sich sein ganzes Heimweh aus der Seele . . . . .

Und wieder ist Sonntag. Der gute Bauinspektor hat seine Steam-Launch heizen lassen, und wir fahren durch das Meer. Das kleine Schiff läuft schwankend über die schweren Wellen hin. In der Kajüte erbleichen einige Gesichter. Am Besten ist es, sich auf's Dach zu setzen und die Beine herunterbaumeln zu lassen. Der eine Hauptmann streckt sich sogar lang aus und sagt, er wolle schlafen, und man solle das Schaukeln sein lassen. Der andere Hauptmann, nicht minder seefest, sitzt unten bei den Flaschen. Es geht an der Arcona-Insel vorbei und dann in gleicher Linie mit dem Gestade eine Stunde weit in die See hinaus. Das Ziel der Reise ist die Bucht, hinter welcher der Prinz-Heinrich-Berg sich erhebt, eine mächtige Gebirgswand mit zerrissenem Felsenkamm ähnlich dem Loschan.

Das Dorf Mie-doh liegt nahe bei der See. Die Dorf-Bevölkerung versammelt sich am Strande und staunt die fremden Menschen an, die aus dem Meere kommen. So ungefähr dürfte es zugegangen sein, als Columbus Amerika entdeckte. Das Landen ist nicht leicht. Man bekommt ein gut Theil See in die Stiefel, wenn man nicht, wie der um keine Auskunft verlegene Lieutenant, die gute Idee gehabt hat, sie vor dem Aussteigen in die Hand zu nehmen. Unter den Dorfbewohnern werden zwei Kulis ausgewählt, ein starker und ein vertrauenswürdiger. Der Starke wird mit allerlei Gepäck beladen, der Vertrauenswürdige aber bekommt den Flaschenkorb zu tragen. Da jedoch Vorsicht niemals schadet, wird ein Mitglied der Reise-Gesellschaft mit dem einzigen vorhandenen Regenschirm bewaffnet und dem Flaschenkorb-Träger als Wache beigegeben. Die anderen Mitglieder haben ihrerseits ein Auge darauf, daß sich zwischen dem Träger und seiner Wache kein verbrecherisches Einverständniß bildet.

Ein gewundener Feldweg führt durch die Aecker zum Dorfe. Mehrere nackte Kinder laufen angesichts der weißen Teufel mit fürchterlichem Geschrei davon, in den Häusern werden einige Thüren zugeworfen, und innen wird der Riegel vorgeschoben. Auch die

Dorf-Schönen sind nicht sehr zuthunlich und verschwinden um die Ecke, wenn irgend welche Ecke in der Nähe ist. Nur die alten Weiber bleiben sitzen und lächeln aufmunternd. Aber auf einer Boden-Erhöhung unter einem alten Baume ist ein Kreis von jungen Mädchen, die Flachs spinnen. Wenn die anderen, die weggelaufen sind, ebenso schmutzig waren, so haben wir nicht viel verloren. Vom Ende der Straße klingt es hell und melodisch herüber. Wie kommt ein Glockenspiel in dieses chinesische Dorf? Nein, die Schmiede sind dort an der Arbeit, und ihre Hämmer spielen auf dem Eisen ein Schmiede-Motiv, ganz so wie die Hämmer in der Waldschmiede aus dem „Siegfried". In der Dorfschule ist gerade Unterricht. Die Kinder sitzen an kleinen Tischen. Jedes hat sein Schreibzeug vor sich mit dem Napf, in dem die schwarze Tusche zerrieben wird, und mehreren Pinseln. Die Schreibhefte aus Reispapier weisen sehr zierliche Handschriften auf. Die Schulstube ist halb dunkel und hat einen Fußboden aus Lehm. Der Herr Lehrer nimmt als Mann von Bildung die Fremden freundlich auf, lächelt mit Würde und bewegt eifrig seinen Fächer.

Hinter dem Dorfe beginnt der Pfad anzusteigen. Malerisch ragt im Hintergrunde die graue Felsmasse des Prinz-Heinrich-Berges. Der Weg endet hinten im Thal, nahe am Fuße des Gebirges. Dort stehen Bäume, ein heiliger Hain, grün und schattig. Er ruht auf gemauerten Grundvesten, und über die Mauer rauscht in breiter Cascade das Wasser herunter. Als Abfluß des Wasserfalles eilt ein Bach mitten durch lichtes Grün dem Meere zu. Das ist ein lieblicher Ort, voll Frische und Waldeszauber.

Nahe beim Hain thut sich das Thor zum Tempel auf. Im Tempelhofe steht eine uralte Pappel, ein herrlicher, breitästiger Baum, der fast den ganzen Hof beschattet. Dieser Baum stimmt zum Gesange. „Lindenwirthin, du junge!" schallt es im Chor, obwohl es, streng genommen, in diesem Falle sich doch höchstens um eine Pappelwirthin handeln könnte. Die Priester kommen zum Vorschein, machen eifrig „Tschin-tschin" und schleppen einen Tisch und Bänke aus dem Tempel herbei. Wenn man unter der Pappel sitzt, kann man sich im Hofe einer alten deutschen Ritterburg wähnen.

Der Flaschenkorb wird entleert, und der Bach vor dem Tempel mit seinem kalten Gebirgswasser dient als Eiskeller. Wieder hat sich die männliche Bevölkerung des Dorfes eingefunden, steht um den Tisch und staunt über alle die unerhörten Dinge. Den größten Erfolg hat das Entkorken der Apollinaris-Flaschen. Die Flasche wird den Zuschauern entgegengehalten, und der Pfropfen, der vorher gelockert worden, springt ihnen mit lautem Knall in's Gesicht. Zuerst erschrecken sie sehr, dann finden sie den Scherz ausgezeichnet, schließlich hocken sie sich Alle im Kreise auf den Boden und entsenden Einen mit einer Theeschale an den Tisch der Fremdlinge. Das Gesuch wird genehmigt, und in der Theeschale wird eine köstliche Suppe zurecht gemacht. Aus allen Bierflaschen werden die Reste zusammengegossen, dazu wird ein wenig Rothwein und möglichst viel Apollinaris gethan, und damit das Getränk etwas mehr Gehalt bekomme, werden noch einige Wurstschalen hineingemischt. Die Theeschale geht bei den Chinesen im Kreise herum. Jeder nippt mit Andacht. Einige schneiden fürchterliche Gesichter, aber Keiner hat den Muth seiner Meinung. Es ist ersichtlich, daß im Allgemeinen der Trank für gut erklärt wird, wenngleich sein Geschmack vielleicht etwas seltsam scheint. So zeigt sich wieder, wie groß die Macht ist, die alles Fremde über die Menschen hat.

Die Höflichkeit erfordert, auch den Göttern einen Besuch zu machen, bei denen man zu Gaste war. Um den Hof herum sitzen sie in ihren verwahrlosten Kapellen. Auch eine Göttin ist vorhanden, die es sich zur Aufgabe macht, für Nachkommenschaft zu sorgen. (Als ob nicht schon genug Chinesen auf der Welt wären!) An einige Wände sind die Höllenstrafen gemalt. Ein Teufel sticht einem Mann, der an einen Pfahl gebunden ist, mit einem Dolche die Augen aus, einem anderen Bedauernswürdigen werden die Mundwinkel aufgerissen, und so weiter. Besonders streng wird der Ehebruch geahndet. Ueberhaupt scheint, wie schon aus der Anwesenheit der auf Kindersegen bedachten Göttin hervorgeht, die Spezialität dieses Tempels die Ehe zu sein. Es wird den Junggesellen unheimlich, und sie drängen zum Aufbruch. Den Priestern werden die leeren Flaschen ausgehändigt, als Opfergabe für die Götter.

Die Steam-Launch wartet unter Dampf am Strande. Mittags sind wir wieder in Tsintau und steigen zum Essen nach einem der Lager hinauf. Der Wein ist gut dort oben. Wenn man eine Pfirsich mit der Gabel auf allen Seiten ansticht und sie dann in ein Glas Champagner legt, so gibt das eine vortreffliche Pfirsich-Bowle. Die Champagner-Quelle aber scheint unversieglich.

„Silentium, wir singen das erste Lied!"

Es thut ganz unsagbar wohl, in China einmal so recht auf deutsche Art zu kneipen. Das erste Lied ist natürlich das Lied vom Krug zum grünen Kranze, und es kommt mit Ueberzeugung heraus, wenn man auf der anderen Seite des Weltmeers singt: „Es lebe die Liebste Deine, Herzbruder im Vaterland!"

Welches das letzte Lied gewesen ist, läßt sich nicht mit Genauigkeit feststellen. In dieser Stunde gingen die Ansichten bereits ein wenig auseinander, und eine Einigung war deshalb schwer zu erzielen, weil es Jemanden gab, der zu jedem Lied, das angestimmt wurde, den „Schwarzen Walfisch zu Ascalon" mitsang. Thatsache ist nur, daß dieses Mittagessen sehr viele Minuten nach Mitternacht sein Ende nahm. Vor dem Lagerthor aber bot sich ein merkwürdiges Schauspiel: Sämmtliche Berge, welche die Kiautschou-Bucht umgeben, hatten ihren Halt verloren und wackelten durcheinander. Ein unterirdisches Rollen war nicht zu spüren, auch war der Himmel klar und sternenhell. Von einem Erdbeben kann also nicht die Rede sein, und es wird die Aufgabe der Wissenschaft sein, eine andere Erklärung für diese räthselhafte Natur-Erscheinung zu finden, an deren Möglichkeit ich gewiß nicht glauben würde, wenn ich sie nicht in jener denkwürdigen August-Nacht mit eigenen Augen beobachtet hätte.

XXI. Im Golf von Pe-tſchi-li.

Tſchifu, Ende Auguſt.

(Abreiſe von Kiautſchou. — Der Untergang des „Iltis“. — Wei-hai-wei und Port-Arthur. — In Tſchifu. — Die Teifune. — Von den Miſſionären und den Kirchen. — Confucius. — Der Name Gottes auf Chineſiſch. — Obſt und Wein. — Allerlei Kriegsſchiffe. — Tafelfreuden. — Badeleben. — Die Chineſenſtadt Tſchifu. — Seidenſpinnereien. — Banken und Medizin-Läden. — Im Gefängniß. — Sommer-Ende.)

Allein mit der „Apenrade“ kann man nach Tſintau gelangen, und mit der „Apenrade“ allein kann man wieder von Tſintau wegkommen. Andere Schiffe laufen den Hafen in Kiautſchou noch nicht an. Die „Apenrade“ geht von Shanghai nach Tſintau, von dort nach Tſchifu, von dort nach Tientſin und auf demſelben Weg wieder zurück nach Shanghai. Man muß alſo mit dieſem kleinen Jebſen-Dampfer abreiſen, ob man will oder nicht. Das Schiff iſt raſch aus der Tſintau-Bucht draußen und nimmt ſeinen Kurs nach Norden. Während der erſten Stunden der Fahrt bleibt die Küſte in Sicht. Der Loſchan rückt näher. Bald ſteht er am Meer mit ſeiner gewaltigen Felſenmaſſe, entfaltet ſeine Kette und ſtarrt mit tauſend Zacken in die helle Sommerluft. Lange bleibt das Gebirge am Horizont. Erſt der Abend deckt es mit ſeinen Schatten zu.

Nahe beim Schantung-Vorgebirge verliert das Meer ſeine bisherige Ruhe. Es geht eine ſcharfe Strömung da um die Ecke herum. Der Dampfer bekommt die Wellen von der Seite und rollt ſchwer unter der Querſee. Das Schiff ächzt und ſtöhnt die ganze

Nacht. Gegen Morgen glätten sich die Wogen. Bei Tagesanbruch ist zur Linken wieder die Küste sichtbar. Es ist böses Fahrwasser hier, und man darf dem Lande nur ja nicht zu nahe kommen. Ueberall lauern die Klippen unter der Oberfläche. Manchmal stecken sie auch ihre Köpfe hervor, und das sieht dann aus wie Steine, die auf dem Wasser liegen.

Ein kleiner weißer Leuchtthurm steht auf einem Landvorsprung, auch sonst erscheint am Ufer allerlei helles Gemäuer. An dieser Stelle ist das deutsche Kanonenboot „Iltis" gescheitert, und die hellen Mauern schließen den Friedhof ein, wo Offiziere und Mannschaft ruhen, die mit ihrem Schiffe untergegangen sind. Die offizielle Version lautet bekanntlich, daß der „Iltis" das Opfer eines Teifuns geworden ist. An der chinesischen Küste aber ist man ziemlich allgemein der Ansicht, daß kein Teifun, sondern ein ganz gewöhnlicher Sturm das Schiff, das nicht mehr seetüchtig war, auf die Riffe geschleudert habe. Das verringert natürlich in keiner Weise den Heldenmuth, mit dem die Besatzung des „Iltis" in den Tod gegangen ist. Die französischen Jesuiten von Si-ka-wei, deren meteorologisches Observatorium die vorzüglichste Anstalt dieser Art in Ostasien ist, nehmen allerdings auch einen Teifun an. Der Père Froc, der Leiter des Observatoriums, versichert sogar, er habe den Teifun beobachtet und telegraphisch signalisirt. Die Depesche sei eine Stunde nach dem Auslaufen des „Iltis" eingetroffen. Hätte das Telegramm sich nicht verspätet, so wäre der „Iltis" nicht untergegangeu. Der Père Froc hat sogar eine wissenschaftliche Studie über diesen Teifun veröffentlicht, die den Titel führt „Le typhon de l'Iltis".

Der Dampfer durchschneidet das bläuliche Wasser des Golfs von Pe-tschi-li. Dieser berühmte Golf weist auch nicht viel Besonderheiten auf, und wüßte man nicht, daß er der Golf von Pe-tschi-li ist, so könnte er ebensogut etwas Anderes sein. Ueberhaupt fährt man eigentlich immer auf demselben Meere seit Europa. Manchmal wird es blauer, und dann ist es der Indische Ocean; nach einiger Zeit schwimmen Dschunken darauf, und es ist das Chinesische Meer. Die Menschen haben die Welt mit allerlei Etiquetten behängt und reden sich nun ein, sie sei verschieden. Aber wenn man sich so auf unserem guten Erdball herumtreibt, kommt man immer mehr zur Erkenntniß, wie wenig im Grunde

die Formen wechseln und wie sehr sich Nähe und Ferne gleichen. Meer ist Meer, und Berg ist Berg. Die Natur ist im Wesentlichen überall dieselbe, und verschieden wird sie erst durch die Reisebeschreibungen.

Zur Seite steigen die hohen und dunklen Bergwände von Wei-hai-wei auf (die landesübliche Aussprache ist: We-ha-we). Links und rechts sind zwei Einschnitte in den Bergen. Die Bucht hat also zwei Einfahrten. Wenn man scharf hinsieht, kann man ganz im Hintergrunde einen schwarzen Punkt erkennen. Das ist ein Kriegsschiff der englischen Flotte, die gerade jetzt wieder im Hafen von Wei-hai-wei zusammengezogen wird. Die Engländer arbeiten dort bereits eifrig an den Befestigungen. Niemand wird hineingelassen, der nicht zum englischen Militär gehört. Selbst englischen Zeitungs-Korrespondenten ist in der letzten Zeit der Zutritt verweigert worden. Kein Handelsschiff darf in den Hafen einfahren. Die Verbindung zwischen Wei-hai-wei und den übrigen chinesischen Küstenplätzen wird lediglich durch englische Kriegsschiffe besorgt.

Die Russen in Port-Arthur machen es anders. Jeder darf nach Port-Arthur kommen. Es wird nur verlangt, daß alle Fremden einen russischen Paß besitzen. Wenn man aber einen russischen Paß sich besorgen will, um nach Port-Arthur zu gehen, so bekommt man keinen. Auf diese Weise also ist Port-Arthur ein für alle Welt offener Hafen, in den jedoch nur Diejenigen Einlaß finden, die den Russen dort zu Gesicht stehen. Zwischen Port-Arthur und Tschifu fährt ungefähr alle vierzehn Tage einmal ein chinesisches Transportschiff hin und her. Es heißt, daß Port-Arthur von Soldaten wimmele (nach neueren Mittheilungen sind dort 15000 Mann stationirt) und daß die Russen daraus eine strategische Position ersten Ranges machen wollen. Einstweilen müssen sie noch in den chinesischen Häusern des Ortes wohnen, ähnlich wie die Deutschen in Tsintau. Dabei haben sie sich aber bereits ein großes Theater gebaut. Das heißt, sie haben das vorhandene chinesische Theater auf europäische Art hergerichtet, sodaß es jetzt mehr als tausend Personen fassen kann. Sie geben sich große Mühe, die in Tschifu etablirten deutschen Kaufleute zur Gründung von Filialen in Port-Arthur zu bewegen. Eine deutsche Firma aus Tschifu betreibt bereits in der russischen Kolonie ein

schwunghaftes Geschäft, während die Zweigniederlassung derselben Firma in der deutschen Kolonie Tsintau durch die Schwierigkeiten, die ihr die Pedanterie gewisser Beamten bereitet, bisher vollständig in ihrer Entwicklung gehemmt worden ist.

Von Wei-hai-wei nach Tschifu ist noch etwa sechs Stunden Dampferfahrt. Wieder stehen Berge, ziemlich hohe Berge, am Ufer, und auf dem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Meer sind in einer einzigen Reihe, welche von großen Lücken unterbrochen ist, die ersten Häuser der europäischen Ansiedelung von Tschifu erbaut. Auf den Höhen am Eingang der Bucht von Tschifu befinden sich chinesische Forts. Eines der Forts sendet gerade einem Kriegsschiff, das nach Norden in der Richtung von Tientsin davonfährt, einige Salutschüsse nach. Das Kriegsschiff ist bereits in der Ferne fast verschwunden und kann die verspäteten Abschiedsgrüße des Forts unmöglich mehr hören. Offenbar sind droben in der Festung die Kanonen erst nach längerem Zureden losgegangen, oder man hat erst zur Stadt schicken müssen, um Pulver zu kaufen.

Nachdem Port-Arthur an die Russen und Wei-hai-wei an die Engländer abgetreten worden, können die russischen und englischen Kriegsschiffe im Golf von Pe-tschi-li thun, was ihnen beliebt. Da die chinesische Regierung also die Einfahrt zum Golf von Pe-tschi-li den Europäern ausgeliefert hat, ist es nicht ganz einleuchtend, aus welchem Grunde sie noch in Tschifu Befestigungen unterhält, um diese Einfahrt gegen die Europäer zu vertheidigen. Der Haupttheil der Vertheidigungsanlagen ist eine niedrige Mauer, die eine große Strecke weit auf der Höhe des Gebirgs entlang läuft und über drei oder vier Gipfel hinauf- und wieder herunterklettert. Auch der Zweck dieser Mauer ist dunkel, da die Kriegsschiffe, gegen die sich die Befestigungen richten, nicht über die Berge zu kommen pflegen. Die Chinesen leben in einer künstlichen Welt, und es ist ihnen im Allgemeinen weniger um die Sache, als um den Eindruck von der Sache zu thun. Es gibt nichts, was mehr den Eindruck einer Befestigung erweckte, als eine Mauer. Da nun in Tschifu der Platz fehlte, um die Mauer rings um die Forts anzulegen, wurde sie auf den Bergen daneben erbaut. In einer andern chinesischen Stadt war die Stadtmauer längst in Trümmer gefallen, und Jeder ging aus und ein, wie er wollte. Trotzdem kam allabendlich der

Wächter und schloß sorgfältig das Thor zu. Hier hatte der Eindruck von der Mauer sogar die Mauer selbst überlebt.

Das Schiff fährt am Ufer entlang. Das erste Haus von Tschifu, unmittelbar neben den Bergen, welche die Forts tragen, ist das „Family-Hotel". In einer Entfernung folgt, immer am Ufer und mit der Front nach dem Meer, ein stattliches weißes Gebäude im Styl der englischen Gothik. Das ist die Schule, die größte englische Schule in China. Die englischen Missionen haben dieses verdienstvolle Werk zu Stande gebracht und sind auch weiterhin bei seiner Leitung betheiligt. Die Schule ist in Tschifu errichtet worden, weil das Klima dort gesünder ist als in den meisten andern Küstenplätzen. Im Sommer und Herbst kommt zwar fast immer die Cholera. Typhus, Dysenterie und eine gewisse Augenkrankheit herrschen in Tschifu das ganze Jahr. Aber von einem gesunden Klima in China darf man auch nicht gar zu viel Gesundheit verlangen.

Die Erziehung der europäischen Jugend in China ist ein schweres Problem. Zumeist bleibt den Eltern nichts übrig, als ihre Kinder nach Europa zu schicken, was eine Trennung von Jahren bedeutet. Durch die Schule in Tschifu soll es den Familien ermöglicht werden, dieses Opfer zu vermeiden. Die Schüler kommen daher aus allen Orten der chinesischen Küste, namentlich aus Shanghai, nach Tschifu. In der Schule werden gegenwärtig über hundert Knaben und etwa halb soviel Mädchen unterrichtet. Knaben- und Mädchenschule sind in demselben Gebäude untergebracht, werden aber streng getrennt gehalten. Nur am Sonntag dürfen Brüder und Schwestern miteinander gehen.

Das letzte Haus am andern Ende der Ufer-Reihe ist das „Beach-Hotel". Hier treten die europäischen Gebäude zu einer kleinen Stadt zusammen. Das Ufer schließt neben der Stadt recht malerisch mit einem lang sich in's Meer vorstreckenden Hügel ab. Auch dieser ist mit Häusern bebaut, die im dichten Grün liegen. Die Anhöhe wird durch einen grauen pilzartigen Aufbau gekrönt, einen offenen Pavillon, der zu einem chinesischen Joss-house gehört. Etwas unterhalb befindet sich das deutsche Konsulat. Das Schiff fährt um den Hügel herum und läßt im Hafen seinen Anker fallen. Der Hafen ist klein, hat aber hübsche Quai-Anlagen, die von der chinesischen Seezoll-Verwaltung geschaffen worden sind. Mehrere große Dampfschiffe liegen hier und rasten.

Wenn man von Tsintau kommt, so thut es wohl, einen von Schiffen belebten Hafen zu sehen. Man spürt, daß man wieder in der Welt ist.

Tschifu ist in dem eintönigen und reizlosen Cihna ein lieblicher Platz. Die Landschaft ist nicht so weit und frei wie in Tsintau. Alles liegt eng beisammen zwischen Meer und Gebirge. Diese Enge ist traulich und sie beklemmt nicht, weil eben eine ihrer Grenzen das Meer ist, das keine Grenzen hat. Es gibt Sommertage, an denen das Wasser in der Bucht von Tschifu blau ist, wie die italienischen Meere; namentlich an das Gestade gegenüber von Tschifu, wo auch Berge stehen, grenzt ein tiefblauer Meeressaum, und das Dorf, das drüben am Fuß der Berge liegt, könnte Capri sein. Freilich, wenn der Teifun in seinem Zuge vom Süden her über die Bucht hinstreicht (schon Tage vorher durch warnende Depeschen angekündigt), verliert das Meer seine italienische Sanftheit und bricht in asiatischer Wildheit aus. Brausend kommen die grauschwarzen Wogen einher und werfen sich wüthend gegen das Land, das ihnen den Weg versperrt. Der Anprall ist so wuchtig, daß selbst in beträchtlicher Entfernung vom Ufer der Boden zittert. Der Sturm rast von der See her, reißt in den Häusern die Thüren und die Fenster auf, und wenn er auf freiem Felde einen Menschen zu fassen bekommt, so wirft er ihn jählings nieder. Zwei baumstarke chinesische Kulis, welche einen Mann in einer Sänfte tragen, werden umgeweht, wie nichts. An den nächsten Tagen ist der Strand bis zum Fuß der Häuser mit Seetang und großen Steinen bedeckt, die das Meer herausgeschleudert hat.

Allerdings kommen die Teifune nur selten so weit hinauf nach Norden. Zumeist brechen sie schon früher ab und nehmen den Weg hinüber nach Japan. In der Regel herrscht Ruhe in der Bucht von Tschifu. Die See ist glatt oder nur leicht bewegt, die Luft ist klar und der Himmel heiter. Gegen Ende des Nachmittags beginnt ein wundervolles Farbenspiel. Alle Wolken am Himmel werden rosig, und das Blau zwischen ihnen wird von Abendklarheit durchleuchtet. Die Sonne erstrahlt tief golden, und dort, wo sie untergeht, sind Wasser und Himmel ein einziger lichter Schein. Die Schiffe stehen ganz in Gold, und drüben über dem Meer thut sich die goldene Ferne auf, von der Claude Lorrain, der Herrliche, in seinen Bildern geträumt hat.

Tschifu ist einer der ältesten Vertragshäfen. Als Handelsplatz hat der Ort keine große Bedeutung. Achtzig bis hundert Europäer wohnen dort; bei der Zahl sind Frauen und Kinder mitgerechnet. Allerdings sind unter diesen nicht ganz hundert Europäern dreizehn Nationen vertreten. Dabei ist zu bemerken, daß Tschifu eigentlich gar nicht Tschifu ist. Die Europäer haben sich in Yentai angesiedelt; deshalb führt auch der Hügel, auf dem das deutsche Konsulat steht, den Namen Yentai Hill. Selbst die Chinesenstadt heißt nicht Tschifu. Das wirkliche Tschifu ist ein kleines chinesisches Dorf, das auf einem der Meeresufer gegenüber demjenigen Tschifu liegt, das von ihm seinen Namen entlehnt hat und das sich also Tschifu nennt, ohne so zu heißen.

Die deutsche Kolonie ist sechs Mann stark. Die Firma Sietas & Plambeck, welche einen großen Laden hält, in dem man Alles bekommen kann, vom Badeanzug bis zum Peking-Cloisonné, ist eines der großen deutschen Häuser. Deutscher Konsul ist Dr. Lenz. Er macht den Eindruck eines vortrefflichen Mannes; in Tschifu rühmt man ihn als sehr guten Konsul und erkennt namentlich die Energie an, mit der er die Interessen seiner Landsleute gegen die Chinesen wahrnimmt. In unserer deutschen Kolonie Tsintau gilt bisher noch das umgekehrte Prinzip. Wenn ein Deutscher mit einem Chinesen in Streit geräth, so hat der Chinese sehr viel Chancen, daß er von der Behörde Recht bekommt. Denn die deutsche Behörde zeigt das löbliche Bestreben, zu offenbaren, daß sie eine humane Regierung ist. Die Deutschen kennen ihre Regierung, und darum empfiehlt es sich, die Humanität lieber den Chinesen zuzuwenden, für welche die Sache neu ist. Herr Dr. Lenz bekleidet seinen gegenwärtigen Posten seit sieben Jahren. Und seit sieben Jahren sitzt er dort oben auf dem Hügel, allein in seinem leeren Hause, und hört an den langen Winterabenden draußen den Nordsturm heulen. In Tschifu ist es so einsam, wie nirgends sonst an der Küste; der Ort ist selbst unter allen den kleinen europäischen Städten in China noch eine Kleinstadt. Es ist begreiflich, daß Jemand, der gezwungen gewesen ist, sieben Jahre seines Lebens hier zu verbringen, ein wenig zum Sonderling wird. Jeden Sonntag Abend im Winter hat der Konsul zwei Freunde bei sich. Nach dem Essen wird Patience gelegt. Wenn alle Patiencen aufgegangen sind, steigen die Zwei in der

Nacht vergnügt den Berg hinunter. Manchmal aber geht keine einzige auf, und dann lassen sie auf dem Heimweg betrübt die Köpfe hängen.

Wegen seines gesunden Klimas ist Tschifu auch ein von den Missionären bevorzugter Aufenthalt. Mehrere chinesische Missionen haben dort ihren Hauptsitz. Man darf es den frommen Männern nicht verdenken, daß sie auf ihre Gesundheit bedacht sind. Denn Niemand kann den Chinesen die Heilslehre predigen, der nicht zunächst dafür sorgt, sich selbst am Leben zu erhalten. In Tschifu sitzen französische Franziscaner und Jesuiten. Sogar ein französisches Nonnenkloster ist da, das eine Mädchenschule hält. Auf der andern Seite sorgen englische und amerikanische Missionen für die Verbreitung des protestantischen Bekenntnisses. Einige von den Missionären haben die chinesische Tracht angenommen. Sie tragen einen langen blauen Kittel, haben sich einen Zopf wachsen lassen und bilden sich nun ein, daß sie wie die Chinesen aussehen. Selbstverständlich merkt jeder Chinese einem so gekleideten Missionär auf den ersten Blick den Europäer an. Der Zweck der Vermummung ist also nicht recht ersichtlich. Freilich ist die Aufgabe, welche die Missionäre sich in China gesetzt haben, keine leichte, und wenn sie auch keine Chinesen bekehren, so können sie doch wenigstens darauf hinweisen, daß sie sich haben einen Zopf wachsen lassen.

Jede Missions-Anstalt hat ihr eigenes Gotteshaus, dementsprechend besitzt Tschifu ungefähr zehn Kirchen. Man sollte meinen, daß diese für nicht ganz hundert Europäer genügen könnten. Aber eine solche Meinung wäre irrig. Es scheint, daß eine dringende Nothwendigkeit vorliegt, noch einige neue zu errichten. Neulich Abends wurde bei uns im „Family Hotel“ wieder einmal für einen Kirchenbau-Fonds gesammelt. Jeder mußte einen Dollar geben, und Jeder gab ihn gern. Denn es war die kleine Miß Gladys, die herumging, und es schien vollständig unmöglich, eine Kirche nicht zu bauen, die Miß Gladys gebaut haben wollte. Die französischen Mönche haben eine Kathedrale mit einem niedrigen breiten Thurm. Im Innern haften große Schimmelflecken an den kahlen Wänden, und das Licht fällt gar zu hell durch die Fenster, die aus gewöhnlichen bunten Glasstücken zusammengesetzt sind. Am Meeresufer steht die kleine englische Kirche. Da nun die französische Kathedrale

einen Thurm besitzt, will sie auch einen haben. Deshalb hat sie sich in die Hände von chinesischen Steinmetzen gegeben, und diese hämmern den ganzen Tag an ihr herum, um sie auf der einen Seite so lange zu erhöhen, bis ein Thurm daraus geworden ist. Am Sonntag läuten alle die Kirchen von Tschifu durcheinander. Die Glocken sind klein und haben helle, dünne Stimmen. Die französische Kathedrale ruft die Gläubigen sogar durch ein Glockenspiel. „Kommt zu mir!" lockt sie mit all' ihrem Läutwerk, und die englische Kirche bimmelt dazwischen, die Gläubigen sollten doch lieber zu ihr kommen.

Daß in und um Tschifu so viele Missionäre angesiedelt sind, hat übrigens noch einen anderen Grund. Die chinesische Bevölkerung der Schantung-Provinz gilt für besonders aufnahmefähig. Freilich merkt man nicht viel von den Erfolgen der christlichen Bekehrungsthätigkeit; aber gutmüthig und nicht allzu fremdenfeindlich sind die Schantung-Chinesen jedenfalls. Auch wäre es für das Christenthum eine besondere Genugthung, wenn es sich gerade im Heimathlande des Confucius festsetzen könnte. Confucius war Schantung-Chinese, und in J-tschu-fu (wohin eine der projektirten deutschen Eisenbahn-Linien führen soll) leben noch heutigen Tages seine direkten Nachkommen. Der älteste Sohn der Familie führt einen hohen Adelstitel, etwa unserem Herzogsrang vergleichbar, darf sich in Peking einer Sänfte bedienen von ähnlicher Art, wie diejenige, die den kaiserlichen Prinzen zusteht, hat das Recht, direkt mit dem Kaiser zu korrespondiren, und darf jederzeit verlangen, vom Kaiser in Audienz empfangen zu werden. Diese hohen Ehren, die nach fast zweieinhalb Jahrtausenden den Nachkommen eines Verfassers von Aphorismen erwiesen werden, sind der letzte Ausdruck eines literarischen Erfolges, der in der Welt wohl ohne Gleichen dasteht. Dazu kommt, daß diese Aphorismen gar nicht einmal vom Verfasser selbst niedergeschrieben, sondern erst lange nach seinem Tode von den Jüngern gesammelt worden sind. Confucius war kein Religionsstifter und kein Heiliger. Er wirkte als Beamter im Dienste eines der alten chinesischen Könige; in seinem Namen Kung-fu-tse ist „fu-tse" wahrscheinlich der Titel des Amtes, das er bekleidete.

Was in den berühmten fünf klassischen Büchern steht, die auch die Aussprüche und Lebensregeln des Confucius enthalten, ist

nicht leicht zu sagen. Fast alle Chinesen besitzen sie, aber nur wenige haben sie gelesen. (Bei uns zu Hause geht es mit den Klassikern ähnlich.) Ueber das Wesen des Confucianismus hört man von den europäischen China-Kennern die widersprechendsten Ansichten. Einige weisen darauf hin, daß es in den Confucius-Tempeln keine Götterbilder gebe, und nennen den Confucianismus einen reformirten Buddhismus, so daß zwischen beiden ein ähnliches Verhältniß bestehen würde, wie zwischen Protestantismus und Katholizismus. Demgegenüber verweisen Andere darauf, daß der Buddhismus erst lange nach Confucius (der etwa 500 Jahre v. Chr. gelebt hat) in China eingedrungen ist. Der Confucianismus, sagen sie, ist überhaupt keine Religion. Confucius hat durch sein Leben ein Beispiel gegeben, und der Chinese bestrebt sich, sein Dasein nach diesem Lebensideal einzurichten. Keinem Chinesen fällt es ein, zu Confucius zu beten. Die Confucius-Tempel sind keine Gotteshäuser, sondern Erinnerungs-Kapellen zum Andenken an den großen Morallehrer.

Freilich ist es auch schwer festzustellen, welche Religion eigentlich in China herrscht. Am Richtigsten sagt man wohl, daß es gar keine gibt, wenigstens keine allgemein giltige. Der Buddhismus, der Lamaismus (das heißt der thibetanische Buddhismus), der Taoismus haben in China ihre Tempel. Aber keine dieser Glaubenslehren ist die chinesische Religion. Der Chinese erinnert sich der Götter überhaupt nur, sobald es ihm schlecht geht. Dann läuft er in den nächsten Tempel und macht „tschin-tschin". Wenn er glaubt, daß Buddha auf den Fall von Einfluß sein könnte, so geht er zu Buddha. Am Sichersten ist es freilich, sich an einen der chinesischen Götzen zu wenden, deren Tempel neben denen der fremden Religionen sich überall erhalten haben. Denn es ist genau abgegrenzt, wie weit die Macht jedes dieser Götzen reicht. Der chinesische Götze ist sozusagen Spezialist. Der Eine heilt Krankheiten, der Zweite sorgt für Nachkommenschaft, mit dem Dritten kann man reden, wenn man Regen statt des schönen Wetters haben will, und so weiter. Besonders wichtig ist natürlich der Gott des Reichthums. Für ihn sind jene Schiffchen und Düten aus Gold- und Silberpapier bestimmt, die in vielen Läden der chinesischen Städte verkauft werden. Gold- und Silberpapier, wenn sie zu Ehren des Gottes des Reichsthums verbrannt werden, geben Geld. Nur

ein religiöser Brauch wird ausnahmslos von allen Chinesen geübt: der Ahnenkultus. In jedem chinesischen Hause, in jedem Laden, in jeder Werkstatt haben die Ahnen ihren Altar, und ungeschmälert werden ihnen so viel Räucherkerzen zugetheilt, als sie nöthig haben, um mit Behagen ihr seliges Leben zu führen. Und während in China alle möglichen Kulte durcheinanderspielen, während das Volk seinen Götzen dient, erscheint der Kaiser alljährlich einmal im Tempel des Himmels zu Peking und verrichtet eine Andacht, die einem nebelhaften höchsten Wesen gilt.

Die Werke des Confucius sind in's Deutsche übersetzt. Auf der andern Seite sind in China viele Uebersetzungen der Bibel im Umlauf. Es ist nicht leicht, die Bibel in's Chinesische zu übertragen, und diese Uebersetzungen haben schon manchen Streit unter den Missionären hervorgerufen. Vor Jahren wurde in einer chinesischen Stadt eine Missions-Konferenz abgehalten. Es entspann sich eine erregte Debatte über die Frage, wie das Wort „Gott" im Chinesischen auszudrücken sei. Zwei Vokabeln standen zur Diskussion, und für diese Vokabeln bildeten sich zwei Parteien. Der Wortführer der einen Partei erhob sich und theilte der Versammlung mit, der Segen des Herrn habe sichtlich auf der Gegend geweilt, in der Bibeln im Gebrauch seien, wo das Wort „Gott" sich durch den Ausdruck übersetzt finde, den der Redner und seine Freunde unter diesen Umständen für den einzig angemessenen halten müßten. Der Wortführer der andern Partei erklärte hierauf, daß er und seine Freunde auf ihrem Ausdruck bestehen müßten und daß der Segen des Herrn, den der Vorredner in seiner Gegend habe bemerken wollen, nichts Anderes gewesen sein könne, als ein Blendwerk des Teufels, der natürlich das größte Interesse daran habe, zu verhindern, daß der Name Gottes richtig in's Chinesische übersetzt werde.

Die Missionäre haben versucht, in Tschifu Obst anzupflanzen, und die Versuche haben hübsche Erfolge eingetragen. So bekommt man in Tschifu gute Aepfel und Birnen zu essen, und das Obst, als eines der charakteristischen Merkmale der Stadt, figurirt auf den Ansichts-Postkarten. Denn daß es sogar in diesem weltentlegenen Ort am Golf von Pe-tschi-li Ansichts-Postkarten gibt, ist selbstverständlich und braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Die Chinesen tragen Birnen und Aepfel in Körben herum, ganz wie

bei uns die ambulanten Obstverkäufer, und wägen sie auf ihrer unmöglichen Wage ab, die nur eine einzige Wagschale besitzt. Freilich haben die Chinesen lange vor den Missionären Obst gepflanzt und pflanzen es noch heute in ihrer Art weiter. Diese chinesische Methode bringt Birnen hervor, die so hart sind wie eine solide Wallnußschale. Das hindert natürlich die Kulis nicht, sie mit großer Genugthuung zu verzehren. Einige Eingeborenen beginnen allerdings bereits, ihr Obst zu veredeln.

Auch Wein bauen die Chinesen seit alten Zeiten. Sie ziehen ihn in den Gärten vor ihren Häusern an hohen Spalieren, die sie „Trauben-Bäume" nennen, und in manchem Garten steht sogar eine trauliche Weinlaube. Die chinesischen Trauben besitzen eine Säure, die Einem die Gesichtsmuskeln mit so elementarer Gewalt verzieht, daß man Mühe hat, sie wieder in die richtige Lage zu bringen. Die Europäer haben in Tschifu den Weinbau im größeren Styl versucht. Unter den Bergen am Eingang der Beach sind einige Hügel in Weinberge umgewandelt worden. Auf einem der Weinberge erhebt sich ein graues Kirchlein. („Der Winzer Schutzherr Kilian bescheer' uns etwas Feines!") Die europäischen Wein-Anpflanzungen sind von der chinesischen Firma Chang Yü angekauft worden, die sich „The Pioneer Wine Company" nennt. Die Chinesen wissen den Werth eines Rebensaftes von annehmbarer Qualität sehr wohl zu schätzen. In den letzten Jahren haben sie sich das Sekttrinken angewöhnt, und sie sind auf diesem Gebiete rasch so hervorragende Kenner geworden, daß es den europäischen Kaufleuten unmöglich ist, ihnen minder gute Waare anzuhängen. Sie unterscheiden die Marken am Geschmack und haben einen sehr klaren Begriff davon, was ein goldenes Siegel bedeutet. Jetzt wollen sie auch eigenen Wein keltern. Die Firma Chang Yü hat sich einen tüchtigen europäischen Fachmann engagirt, einen liebenswürdigen Oesterreicher, der in Klosterneuburg (Oh Fasselrutschen, wie bist Du so weit!) das Weinpflanzen gelernt hat. Acht Hektare sind bereits bebaut, weitere Pflanzungen werden gegenwärtig angelegt. Der Wein gedeiht unter der heißen chinesischen Sonne, und am Ende bekommen wir eines Tages noch chinesischen Champagner zu trinken.

Im Golf von Pe-tschi-li wird vielleicht einst der große Kampf über den Besitz China's zwischen den europäischen Nationen aus-

gefochten werden. Einstweilen stehen sie sich dort bewaffnet gegenüber, und das militärische Treiben spielt fortwährend in die Bucht von Tschifu hinein. Kriegsschiffe gehen fast täglich ein und aus. Vor einigen Tagen ist direkt aus Kreta das russische Panzerschiff „Navarin" angekommen, ein ungeschlachter Meer-Riese mit vier dicken Schornsteinen. Der „Navarin" führt neunhundert Mann an Bord. Die Leute sind eng zusammengedrängt, selbst die Offiziere schlafen zu Zwei in einer Kabine. Denn aller nur irgend verfügbare Platz muß für die Kanonen frei bleiben. Die Offiziere erzählen, daß sie in China angelangt seien mit dem Befehle, sich gefechtsbereit zu halten. Der „Navarin" kann nicht in den Hafen hinein und bleibt draußen in der Beach, nahe am Ufer. Dort steht er und hält Wache. Selbst in der Nacht sucht er mit seinem Scheinwerfer Land und Meer ab, und es ist, als schösse durch das Dunkel der gewaltige Blick aus dem niemals schlummermüden Auge des Kolosses. Das alles ist übrigens im Grunde vielleicht gar nicht so kriegerisch, wie es aussieht. Am Strande von Tschifu wohnt zum Sommer-Aufenthalt die Frau des russischen Admirals, der in Port-Arthur kommandirt, und man erzählt, daß sie besondere Sympathien für den „Navarin" hege. So ist das Panzerschiff möglicherweise nicht der Engländer wegen auf seinem Posten, sondern deshalb, weil einige seiner Offiziere nöthig sind, um die Whist-Partie der Frau Admiralin zu vervollständigen.

Die englischen Kriegsschiffe sind freilich auch fortwährend in Bewegung. Am Abend lag noch der „Navarin" allein draußen in der Bucht, am Morgen ist plötzlich ein schlanker englischer Kreuzer neben ihm gewachsen, der „Undaunted", und am nächsten Morgen liegt der „Navarin" wieder allein und vom „Undaunted" ist keine Spur mehr zu finden. Dann taucht auf einmal ein englischer torpedo-destroyer auf. Das kleine Schiff mit seinen zwei niedrigen, fast ovalen Schornsteinen wird seiner Geschwindigkeit wegen zu Kundschafterdiensten verwendet. Es ist wie der Jagdhund, der auf die Fährte gesandt wird, schießt eilig durch die Bucht, legt einen Augenblick unten an der Stadt an, schnüffelt da herum und läuft dann rasch wieder nach der andern Seite von dannen. Am nächsten Tage erscheint ein graues japanisches Torpedoboot, läßt stolz die weiße Fahne mit der rothen Sonne im Winde wehen,

hat es auch sehr eilig, macht einen Augenblick vor der Stadt Halt und dampft dann weiter in derselben Richtung, in der am Tage vorher das englische Schiff verschwunden ist. Und dann kommt der chinesische Kreuzer, das schöne, in Deutschland erbaute Schiff mit den vier schlanken Schornsteinen, welches die chinesische Grenzregulirungs-Kommission nach Tsintau gebracht hat. Die Kommission ist noch nicht fertig, und das Schiff fährt inzwischen ein wenig spazieren. Wenn man vier Schornsteine besitzt, will man doch auch ein Vergnügen davon haben. Die chinesischen Matrosen zeigen sich am Land in ihrer hellblauen Jacke und ihren weiten hellblauen Hosen, mit dem breiten blauen Tuchgürtel um die Lenden, und sie gleichen in dieser abenteuerlichen Tracht den Matrosen aus der Großen Oper.

Fast alle übrigen chinesischen Vertragshäfen sind Flußmündungen. Tschifu liegt unmittelbar am Meer. Daher kommt es, daß selbst im heißen Sommer hier stets ein wenig Frische herrscht. Namentlich sind die Nächte kühl oder kühlen sich wenigstens im Vergleich zur Tagestemperatur ab. Ein sanft abfallender Strand erlaubt das Baden. So ist Tschifu das chinesische Seebad geworden. Erst in letzter Zeit hat es eine Konkurrenz in Pei-tai-ho bekommen, das in einigen Stunden Eisenbahnfahrt von Tientsin aus zu erreichen ist. Das diplomatische Corps aus Peking ist in diesem Sommer nach Pei-tai-ho gegangen. Von Shanghai aus aber sind wieder einige Familien nach Tschifu gekommen. Am Liebsten bringen die in China wohnenden Europäer ihre Ferien freilich in Japan zu. Denn dort ist Berg und Wald und See, ganz wie in den Sommerfrischen der Heimath. Diejenigen aber, die nur Ruhe und Seeluft wollen und denen das Leben in den fashionablen japanischen Badeorten, wie Mianoshyta, zu geräuschvoll ist, begeben sich nach Tschifu. Demgemäß haben sich auch in diesem Jahre etwa hundert europäische Badegäste hier zusammengefunden.

Tschifu besitzt, wie schon erwähnt, zwei Hotels. Das „Beach-Hotel", das in der Stadt liegt, wird von einem Deutschen, Herrn P. Calender, vorzüglich geleitet. Der Wirth ist außerdem wegen seiner Gefälligkeit an der ganzen chinesischen Küste bekannt und genießt seinen guten Ruf mit Recht. Das andere Hotel, das „Family-Hotel", ist in hübscher Gegend zwischen Gebirg und Meer draußen am Eingang der Bucht erbaut. Bedauerlich ist nur, daß

der Manager, der offenbar den Nährwerth der Naturschönheiten überschätzt, seinen Gästen nicht genügend zu essen gibt. Wir haben eine niedliche englische Dame bei Tisch, die sichtlich von Tag zu Tag kleiner wurde aus Mangel an Nahrungsmitteln, bis sie sich entschloß, allabendlich eine Flasche Stout zu trinken, um wenigstens ihren Hunger zu stillen. Diese Hotel-Wirthschaft leistet Unerreichtes an Sparsamkeit und an Verwendung der Abfälle. Ein Huhn beispielsweise reicht mehrere Tage. Zuerst kommt es auf den Tisch „in leiblicher Statur", wie Busch sagt, nämlich als Huhn. Am nächsten Tage wird ein gebackenes Gericht aufgetragen, wo unter der von Eiern gebildeten Hülle als Inhalt wieder das Huhn erscheint. Am dritten Tage bekommen wir etwas Gehacktes, und das, was gehackt worden ist, ist abermals das Huhn. Nun sollte man glauben, daß von dem Huhn nichts mehr übrig sei. Aber nichts auf der Welt dauert länger als ein Huhn; und am vierten Tage wird uns eine Mehlspeise vorgesetzt, die verschiedene unbekannte Bestandtheile enthält, in denen man jedoch bei näherer Besichtigung von Neuem das Huhn wieder erkennt.

Jedes der beiden Hotels hat aus Matten hergestellte Badehütten am Strand aufgepflanzt. In der späten Nachmittagsstunde, wenn die Gluth der Sonne nicht mehr zu fürchten ist, kommen aus dem Thor des Hotels Herren und Damen hervor, in Bademäntel oder in bunte japanische Kimonos gehüllt, die hier draußen von den Europäern vielfach als Schlafröcke verwendet werden, und steigen in das Meer. Das Wasser ist ziemlich warm, Wellenschlag gibt es auch nicht, und die Erfrischung läßt zu wünschen übrig. Die jungen Misses würzen sich das Badevergnügen dadurch, daß sie sich den Seetang, welcher im Meere massenhaft herumschwimmt, an die Köpfe werfen. Am Strande spielen die Kinder. Sie machen große Kuchen aus Sand und lassen Schiffe in den Rinnsalen schwimmen, die bei der Ebbe am Ufer zurückbleiben. Ueber eine besonders stattliche Flotte verfügen die Kinder des russischen Admirals. Wenn man Sohn eines Admirals ist, kann man nicht zeitig genug lernen, mit Flotten umzugehen. Es ist selbstverständlich, daß jedes Schiff der Admiralskinder die weiße Flagge der russischen Marine mit dem blauen Andreaskreuz trägt.

Am Strande vor dem „Beach-Hotel" haben zwei kleine Skandinavierinnen und eine kleine Französin einen Freundschafts-

bund geschlossen. Ingeborg und Helga sind flachsblond und blauäugig, Madeleine trägt kastanienbraune Locken und blickt in die Welt aus großen braunen Augen, die einmal sehr ausdrucksvoll sein werden. Diese drei kleinen Freundinnen verbringen einen guten Theil des Tages damit, daß sie mit hochaufgeschürzten Kleidchen im Meere stehen und sich gegenseitig anspritzen. Sobald sie damit zu Ende sind, gehen sie zu Lande auf Missethaten aus. Jede von den Dreien hat ihre Spezialität. Wenn die Herren von Tschifu am Strande unter dem Zelt des Beach-Hotel sitzen und friedlich die Abendluft genießen, bekommen sie plötzlich einige Hände voll Sand in's Gesicht. Das ist Ingeborg. Wenn einer der Herren den Hut neben sich auf die Bank gelegt und lange nicht darauf geachtet hat, sieht er ihn auf einmal in's Meer hinausschwimmen, in der Richtung nach Tientsin. Das war Helga. Und am Abend kommt unvermuthet etwas auf dem Ufersande angekugelt und schießt Purzelbäume über Purzelbäume. Das ist Madeleine.

Der „Navarin" liegt gerade gegenüber dem „Family Hotel". Einige von den Offizieren, denen es an Bord gar zu langweilig wird, steigen allabendlich in ihr weißes Boot und lassen sich von den Matrosen herüberrudern. Die Offiziere sind fröhliche junge Leute und bringen Leben in das Hotel, wo es so viele Damen gibt und so wenig Herren. Im Salon wird das Piano aufgeklappt, dem in jeder Oktave ungefähr ein Ton fehlt. Zwei Misses spielen vierhändig einen spanischen Tanz von Moszkowsky, den sie sich während des ganzen Tages eingeübt haben, was sie aber nicht hindert, immer wieder an derselben Stelle stecken zu bleiben. Dann tritt eine Lady an's Klavier und klagt mit sanfter Altstimme darüber, daß die Blätter fallen und daß die Liebe vergeht. Hierauf nimmt eine andere Lady am Piano Platz, setzt kräftig die Hände ein und läßt den „Washington Post March" ertönen, diesen Marsch von echt amerikanischem Klange, der jetzt gerade im Begriff ist, sich die Welt zu erobern. Die Mädchen sitzen auf ihren Stühlen und schlagen den Takt mit den kleinen Füßen. Bald aber hält es sie nicht länger, Eine faßt die Andere an, und sie schwingen los. Die Washington Post wird in besonderer Weise getanzt, indem der Tänzer vor der Tänzerin geht, die ihm die Hände auf die Schultern

legt. So gleiten sie durch das Zimmer mit graziösen Schritten, werfen die Köpfe zurück, daß die Locken wallen, und wiegen sich in den Hüften. Es zeigt sich, daß Miß Anny die Anmuthigste von Allen ist, und es ist merkwürdig, wie so eine kleine Miß, die sonst durch gar nichts auffällt, schön werden kann, wenn sie tanzt. Während dessen ist die „interessante Frau" mit den dunkelroth gefärbten Haaren draußen auf der Veranda in eine angelegentliche Unterhaltung mit dem russischen Ingenieur-Offizier vertieft. Die französische Erzieherin aber vertraut in einer Ecke des Salons einem blonden Schiffsfähnrich, sie habe nur einmal einen Mann geliebt, und dieser Mann habe Eugène geheißen. Der Fähnrich seinerseits verfolgt mit verlangenden Augen einen großen Käfer, der an der Decke herumfliegt; denn er sammelt Insekten ....

Unmittelbar hinter der kleinen europäischen Ansiedelung dehnt sich weit die Chinesenstadt. Es ist eine von den besseren Chinesenstädten, sie hat sogar steinernes Pflaster. Das heißt, es sind Steine in die Erde gestampft, große und kleine, hohe und niedere. Daß ein Pflaster eben sein muß, geht offenbar über die chinesischen Begriffe hinaus. Es genügt, wenn Steine da sind. So trägt das Pflaster eher dazu bei, das Gehen zu erschweren. Zwischen den Steinen ist viel freier Erdboden. Wenn es regnet, gewinnen diese Bodenstücke die Oberhand und überziehen auch die Steine mit ihrem Koth. Dann gleicht das Trottoir der ganzen Stadt etwa dem Boden eines Kuhstalles, und zwar muß man dabei an Alles denken, was für gewöhnlich auf dem Boden eines Kuhstalles zu liegen pflegt.

Selbstverständlich ist auch die native town von Tschifu voll übler Gerüche. Nur stinkt es in jeder Chinesenstadt anders, und es ist sicher, daß in Tschifu ein durchdringender Kleistergeruch vorherrscht, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch sonstige Düfte zu spüren sind. Dieser Geruch kommt wahrscheinlich von den Cocons, die in den verschiedenen Seidenspinnereien aufgehäuft liegen. Einige Spinnereien werden mit Dampf betrieben, in den meisten aber wird nach alter chinesischer Art gearbeitet. Die Cocons, kleinen Vogeleiern vergleichbar, sind im Hofe zu hohen Haufen aufgeschüttet. Die weißgelben kommen aus Schantung, die dunkleren stammen aus der Mongolei. Sie werden in großen

Bottichen gekocht, offenbar um den Wurm zu tödten, dann werden sie in die Spinnerei gebracht. In einer länglichen, niederen Stube sind die alterthümlichen Spinnstühle aufgestellt. Vor jedem sitzt ein bis zum Gürtel nackter Chinese, der von der Schale des Cocons einen Seidenfaden nach dem andern ablöst. Der Faden läuft über mehrere Spulen und schlingt sich dann um ein kleines Rad mit breiten, eckigen Rädern. Die schönen goldgelben Seidengewinde, die von diesen Rädern abgelöst sind, füllen die Vorraths-Kammern bis zum Dach. Es gibt Seidenspinnereien in Tschifu, welche einen jährlichen Umsatz von Hunderttausenden von Dollars haben, aber sie sind alle in denselben niedrigen und armseligen chinesischen Häusern untergebracht. Vorn an der Straße liegt stets der kleine, halbfinstere Laden, und hinten geht es durch schmutzige Höfe auf gewundenen Wegen bald geradeaus, bald um die Ecke herum in die Arbeitsräume.

Auch sonst sind die Läden von Tschifu eng und schmucklos. Immer gehören Höfe dazu, und zumeist steht vor dem Eingang zum Hof der übliche Wandschirm, der aber in Tschifu nicht einmal gemauert, sondern einfach aus grüngefärbtem Holz gefertigt ist. Auf den Wandschirm ist das chinesische Zeichen „Fu" gemalt, das „Glück" und „Reichthum" zugleich bedeutet (weil nach chinesischer Auffassung der Reichthum eben das Glück ist) und natürlich auch Erfolg im Geschäft bringt. Es ist dasselbe Zeichen, welches hier und da der Kaiser mit eigener Hand auf Papier malt nnd dann einem Beamten zuschickt, der sich um den Staat verdient gemacht hat. Der Beamte ist sehr glücklich, stellt den vom Kaiser eigenhändig gepinselten Buchstaben in seinem Namen aus und empfängt die Glückwünsche seiner Freunde und Kollegen. Dies ist die Art, wie der Kaiser von China ohne große Unkosten Orden verleiht. Das Fu-Zeichen hat an der Seite zwei Linien, die einem Vogelschnabel gleichen. An den Wandschirmen in Tschifu ist häufig an dieser Stelle noch ein Auge dazu gemalt, um den Vogelkopf zu vervollständigen.

In vielen Läden wird Seide verkauft, die neben dem Strohgeflecht den Haupt-Handelsartikel der Schantung-Provinz bildet. In anderen Läden haben die großen Banken ihren Sitz. Alles Geld wird hier in Cash eingewechselt, in diese durchlöcherten chinesischen

Kupfermünzen, von denen etwa 4|5 auf eine deutsche Reichsmark gehen. Millionär kann also in China bald Einer werden. Hundert Cash sind immer an eine Schnur gereiht, und in den Fächern an der Wand sind diese Cash-Schnüre aufgeschichtet. Silber hat wenig Kurs. Die mexikanischen Dollars kennt man nur an der Küste. Das Silber, das im Inland umläuft, ist ungemünzt. Es ist zu Stücken zusammengeschmolzen, welche die Form von Schuhen haben (sycees). Der Werth dieser Stücke wird durch Abwägen bestimmt. Ein Schlag mit dem Hammer gibt Kunde darüber, ob nicht auch Blei in das Silber hineingeschmolzen worden ist. Kein Chinesen-Ohr täuscht sich über den Klang des wahren Silbers. Zu den unentbehrlichen Utensilien einer chinesischen Bank gehören also Wage und Hammer.

Am Saubersten sind noch die Medizin-Läden gehalten. An den Wänden stehen in langen Reihen weiße mit blauen Buchstaben bezeichnete Porzellanbüchsen, worin die Medikamente enthalten sind. Ich lasse mir für 10 Cents Arzneimittel verabreichen und erhalte etwas aus jeder Büchse. Das Medikament wird stets in ein besonderes weißes Papier gewickelt, und der Kommis malt mit seinem Schreibpinsel ein chinesisches Schriftzeichen darauf, das den Inhalt des Päckchens angibt. Dann kommen sämmtliche Päckchen in ein gemeinsames Packet. Ich frage, gegen welche Krankheiten das helfe, was ich gekauft habe. „Gegen alle!“ lautet die Antwort. Das ist billig, für zehn Cents. Dann wird mir noch ein kleines Töpfchen angeboten, welches eine Salbe gegen Husten enthält. Ich lehne dankend ab, da ich schon Mittel gegen alle Krankheiten erstanden habe. Hierauf werde ich gefragt, ob ich auch Arzt sei? — „Nein, aber ich habe einen Arzt in der Familie.“ Diese verwandtschaftliche Beziehung imponirt sichtlich. Nunmehr werde ich ganz cordial behandelt, wie Jemand, der zum Geschäft gehört. Man hat keine Geheimnisse mehr vor mir, thut sogar vom Mörser den Deckel ab und fragt mich, ob ich nicht auch ein wenig stampfen wolle?

Eine gerade Straße durchschneidet die Stadt in ihrer ganzen Länge. Sie ist volkreich und belebt. Kulis schieben ihre Karren mit den kreischenden Rädern durch die Menge der Fußgänger. Auch ein Maulesel schreitet manchmal einher und streift mit den

Lasten, die ihm auf beiden Seiten herunterhängen, an die Wände der Häuser an. Gegen die Mitte der Straße trifft man auf einen von Verkaufsbuden angefüllten Platz, an dessen einer Seite ein Tempel steht. Im Innern ist das heilige Gebäude von ausnahmsweiser Reinlichkeit. Die Steinfliesen, die den Tempelhof bedecken, sind beinahe weiß. Auf dem Hof, gegenüber dem inneren Eingang zum Tempel, ist ein Theater errichtet. Die hübsche kleine Bühne ruht auf Pfählen, und auf ihrem Dache schlängeln sich zwei zierliche Drachen einander entgegen, deren Schuppen aus buntglasirten Thonstücken gebildet sind. Hinten im Tempel sitzt der Gott in seinen allerdings verschossenen Prunkgewändern. Er ist wohlbeleibt, hat die Arme zufrieden über den Bauch gelegt, und die weiten Aermel fallen so lang herab, daß man die Hände nicht sehen kann.

In einer Seitengasse vor dem Yamen des Tao-tai stehen die üblichen zwei verschnörkelten Löwen. Der Tao-tai ist in Kiautschou und hilft dort die Grenze vermessen. Vom Yamen ist es nicht weit zum Gefängniß. Die Kerkermeister sitzen in einer Stube beisammen und rauchen aus ihren metallenen Wasserpfeifen. Sie sind sehr erfreut über meinen Besuch und bieten mir Thee an. Dann entzündet einer eine Kerze und leuchtet in ein finsteres Kellerloch hinein. Dort im Dunklen liegen zwei Gefangene. Ihre Füße sind an eine Holzleiste angekettet, dann läuft dieselbe Kette um ihre Hände und um ihren Hals. Sie lächeln dem Beschauer zu, halten ihm ihre Ketten hin, damit er sie deutlich sehen könne, und fühlen sich unbestreitbar geschmeichelt.

Da der Tao-tai abwesend ist, wird keine Gerichtssitzung gehalten. Der Gerichts-Yamen ist klein. Im Hausflur lehnen an der Wand einige von den schweren hölzernen Halskragen, Kang genannt, die den Missethätern umgehängt werden, und harren der Verwendung. Ein Kang aus der Sammlung hat sogar zwei Löcher für zwei Köpfe. Hinten im Hof ist die Gerichtsstube. Die Richter nehmen im Innern Platz, und der Angeklagte muß draußen im Hof knien vor der geöffneten Thür. Ueber dem Eingang, zwischen dem Richter und dem Angeklagten, hängt ein Vogelbauer, das auch während der Gerichtssitzungen an seiner Stelle bleibt. Auf dem Gerichtstisch steht die aus Blei gegossene kaiserliche Hand mit den drei Fingern, die das Zeichen der Gerichtsbarkeit bildet. Vor

dieſer Hand muß der Angeklagte knieen, nicht vor dem Richter. Die Gerichtsdiener erſcheinen und laden zum Sitzen ein. Ich laſſe mich auf einen der mit rothem Tuch überzogenen Stühle nieder, welche für die Richter bereit ſtehen, und blicke in den ſtillen, kleinen Hof hinein. Die chineſiſche Juſtiz hat ſich da eine friedliche Stätte für ihre Greuel gewählt. Der Richter kann von ſeinem Platz aus die Blumen ſehen, die in einem Beet an der Seite des Hofes blühen; und der Angeklagte, der draußen kniet, hört in ſeiner Herzensangſt im Bauer über ſich den Vogel zwitſchern.

Von der Chineſenſtadt führt der Weg durch Felder nach dem Eingang der Bucht zurück. Die Luft geht kühl, kühler als in den letzten Tagen, und das Licht, das den Himmel erfüllt, hat einen ſanfteren Glanz, als bisher. Hoch ſtehen die Kaoliang-Stauden in den Feldern. Die langen Dolden ſind goldbraun, und braun hängen die Blätter von den braunen Stengeln. Wenn der Wind einherweht, laufen trockene Geräuſche durch das Feld; es iſt, als klapperten dürre Gebeine aneinander. In dieſem Lande gibt es keine Bäume, von denen die welken Blätter fallen. Aber Herbſtlicht ſchwebt in der Luft, und Herbſtfarben erſcheinen im Felde. Die dürren Kaoliang-Stauden führen einen Todtentanz auf, und es iſt kein Zweifel, daß es mit dem Sommer zu Ende geht.

XXII. Der General Tscheng-ki-tong.

Tschifu, 25. August.

Der General Tscheng-ki-tong hat lange in den europäischen Hauptstädten den Salon-Chinesen gespielt. Er hat auch einige französische Bücher über China geschrieben, die recht amüsant sind und seinerzeit viel gelesen wurden. Zu den wenigen chinesischen Namen, welche sich dem europäischen Publikum eingeprägt haben, gehört der seinige. Zuerst sah man ihn vor Jahren in Berlin, wo er als Militär-Attaché der chinesischen Gesandtschaft auftrat. China entsendet keine Militär-Attachés. Da aber die chinesische Regierung dem Gesandten die Auswahl des Personals der Legation überläßt, so kann sich, wenn der Gesandte einverstanden ist, Jeder, der gerade will, zum Militär-Attaché ernennen. Nachdem Tscheng-ki-tong sich in dieser Weise einen diplomatischen Posten verliehen hatte, ließ er sich ebenso durch alle militärischen Grade avanciren. Es ist begreiflich, daß er es unter diesen Umständen rasch zum General brachte.

Die Berliner Herrlichkeit dauerte nicht sehr lange. Als Bismarck die berüchtigte Affaire der belgischen Dokumente aufdeckte, welche von dem französischen Geheimagenten Foucault de Mondion gefälscht worden waren, zeigte es sich, daß der chinesische General sich irgendwie dabei die Finger verbrannt hatte. Tscheng-ki-tong mußte Berlin verlassen und ging nach Paris. Hier lebte er mehrere Jahre, schuf sich seinen Platz in der Welt des Boulevards und wurde „un Chinois bien Parisien“. Er gab seine Bücher heraus, ohne dabei die Ge-

legenheiten zur Erhöhung seiner Einnahmen aus den Augen zu verlieren. Denn die Literatur gewährt eine mehr ideale als finanzielle Befriedigung, das Leben aber kostet Geld, namentlich in Paris. Tscheng-ki-tong war der bekannteste Chinese in Paris, und wenn er nicht aus dieser Situation jeden geschäftlichen Profit gezogen hätte, den sie nur irgend gewähren konnte, so wäre er eben kein Chinese gewesen. Eines Tages machte er ein Geschäft, das ihm einige hunderttausend Francs eintrug. Die Operation war sehr einfach. Es handelte sich nur darum, eine Unterschrift unter ein Papier zu setzen. Man begreift, daß Tscheng-ki-tong rasch bereit war, zu unterschreiben. Das Einzige, was an der Sache ausgesetzt werden konnte, war der Umstand, daß Tscheng-ki-tong unter das Papier nicht seine eigene Unterschrift zeichnete, sondern diejenige der chinesischen Regierung. Er ließ sich im Namen der chinesischen Regierung Geld auszahlen und war dazu in keiner Weise ermächtigt. Das Geld ging auch in seine Taschen und die Regierung bekam keinen Sou davon zu sehen.

Die Geschichte kam heraus, und Tscheng-ki-tong wurde nach Peking berufen. Daß der gute General sich einen kleinen „squeeze" erlaubt hatte, bei dem der chinesische Staat um mehrere hunderttausend Francs benachtheiligt worden war, bildete gewiß nicht den einzigen Grund für die Ungnade, die ihn traf. Die chinesische Regierung ist in der Regel voll Toleranz für diejenigen Funktionäre, die weiter nichts thun, als den Staat betrügen. Die nachsichtige Auffassung erklärt sich dadurch, weil fast alle Beamten in China sich durch unerlaubte Mittel zu bereichern suchen, so daß es im Interesse einer geordneten Verwaltung geboten erscheint, möglichst ungestraft stehlen zu lassen. Wenn man alle Beamten wegen Diebstahls einsperrt, wer bleibt da noch übrig, um den Staat zu regieren? Tscheng-ki-tong aber hatte zunächst den Fehler begangen, daß er sich hatte erwischen lassen, und das konnte ihm nicht verziehen werden. Ferner hatte er lange Zeit vor dem Publikum in Berlin und Paris als chinesischer General posirt, und in Peking liebt man es nicht, wenn ein Chinese in Europa sich gar zu wichtig macht.

Das war also das Ende von Tscheng-ki-tong's europäischer Laufbahn. Er wurde nach Peking berufen und mußte das Schiff nach China nehmen. Seitdem hat man wenig mehr von ihm

gehört. Unsichere Gerüchte sind über's Meer gekommen, die besagten, er sei in Untersuchung gezogen und aller seiner Würden entsetzt worden. Schließlich hieß es sogar, er habe seinen Kopf verloren. Das schien ein hartes und zugleich wundersames Schicksal zu sein: in Paris gelebt zu haben und in China geköpft zu werden.

Nein, Tscheng-ki-tong trägt noch seinen Kopf mit sich herum, und ich habe ihn selbst auf seinen Schultern gesehen. Das war in Tschifu an der Bar des „Family Hotel". Der General trank einen Whiskey mit Soda, und das kann Niemand thun, der sich nicht im Vollbesitz seines Kopfes befindet. Tschifu wird, wie früher erwähnt, von den in China wohnenden Europäern als Seebad benutzt. Während der Saison sind alle Hotels mit Badegästen, namentlich aus Shanghai, besetzt. Eines Tages war im „Family Hotel" an der Tafel, auf welcher die Logirgäste verzeichnet sind, der Name einer Frau Tscheng-ki-tong zu lesen. Am Abend stand ich an der Bar neben einem Chinesen im landesüblichen blauen Kittel. Ich meinte, es sei der Bar-Boy, und wollte mir bei ihm einen drink bestellen. Der Manager aber hielt mich im rechten Augenblick noch zurück: „Um Himmelswillen, das ist ja der General!"

In Paris haben wir, der General Tscheng-ki-tong und ich, einen gemeinsamen Freund. So kam die Unterhaltung rasch in Fluß. Tscheng-ki-tong spricht ausgezeichnet Französisch mit einem etwas gedehnten Accent, welcher seiner Sprechweise etwas Melancholisches gibt, das ganz zu seinem Wesen paßt. Denn der Tscheng-ki-tong von heutzutage ist ein Resignirter, der nichts mehr vom Leben erwartet und schwermüthige Betrachtungen über den Weltlauf anstellt. So wenigstens schildert er selbst seine Gemüthsstimmung. Freilich will das, was er von seinen Plänen erzählt, nicht recht zu seiner Weltabgewandtheit passen, und seine Worte haben manchmal einen Klang, aus dem man heraushört, daß Tscheng-ki-tong ein Resignirter ist, der noch ganz und gar nicht verzichtet hat. Das kann man übrigens beinahe immer sagen, und Jeder, der sich resignirt zurückgezogen hat, hegt im Grunde wohl die stille Hoffnung, man werde ihn doch noch eines Tages holen kommen. Tscheng-ki-tong hat also aller irdischen Größe entsagt, aber es thut ihm ersichtlich wohl, sich „mon général" angeredet zu hören. Von Politik freilich soll man ihm nicht sprechen.

„Ich weiß nichts mehr von Politik", sagt er, „ich pflanze meinen Kohl."

Das ist ganz nach dem Muster von Voltaires Candide, der sein abenteuerreiches Leben mit der Erkenntniß beschloß, daß man auf der Welt nichts Besseres thun könne, als seinen Garten bestellen.

Um seinen Kohl zu pflanzen, hat sich Tscheng-ki-tong im eleganten Villen-Viertel von Shanghai auf der Bubbling Well Road gegenüber der Residenz des Tao-tai ein Grundstück gekauft. Dort hat er sich in einem großen Garten ein hübsches kleines Haus gebaut. Man ersieht daraus, daß es diesem General, der den Kohl liebt, jedenfalls an den Mitteln nicht fehlt, um eine ganz besonders gute Qualität von Kohl zu kultiviren. Freilich, bis es zu dem Landhause auf der Bubbling Well Road kam, hat es schwierige Zeiten gegeben. Als Tscheng-ki-tong in Peking aus Europa anlangte, nahm man ihm zuerst Alles ab, was er besaß. Er war zwar vorsichtig genug gewesen, nicht mehr allzu viel mitzubringen, aber das Wenige, das ihm blieb, mußte er bis auf den letzten Heller hergeben. Dann verschwand er für einige Zeit gänzlich von der Bildfläche. Wie es heißt, hat er diese Zeit in den Gefängnissen von Peking zugebracht. Damals soll allerdings sein Kopf ganz beträchtlich gewackelt haben. Aber sein Freund Tscheng-Tao-tai kam ihm zu Hilfe. Tscheng-Tao-tai ist in China ein einflußreicher Mann, zugleich hoher Beamter und Unternehmer im großen Style. Namentlich hat er rasch begriffen, wieviel Geld sich mit den modernen Ideen verdienen läßt, ist an fast allen chinesischen Dampfer-Linien betheiligt und hat seine Hand in den meisten Eisenbahn-Projekten, in denen chinesisches Kapital arbeiten soll. Gegenwärtig fungirt er in Shanghai als eine Art General-Direktor der Chinesischen Staatsbahnen. Ein Kopf hat in China seinen Preis, wie alles Andere, und Tscheng-Tao-tai, welcher so und so vielfacher Millionär ist, kann es sich schon leisten, das Leben eines Freundes der erzürnten Justiz abzukaufen. Je erzürnter die Justiz ist, umso höher steigen natürlich die Kosten. Damit die Form gewahrt bleibe, wird vielleicht an Stelle des Schuldigen ein unschuldiger Kuli hingerichtet. Denn Strafe muß sein.

Tscheng-ki-tong also kam los. Freilich hatte er nicht nur all' seinen Besitz, sondern auch alle seine Würden in Peking gelassen.

Er war zwar niemals eigentlich General gewesen, jetzt aber war er es noch weniger als je. Selbst den kleinen Mandarins-Knopf, den er besaß, hatte man ihm abgenommen. Er trat in die Dienste von Li-Hung-Tschang, der damals noch als Vizekönig in Tientsin residirte, und war eine Zeit lang einer von dessen zahlreichen Sekretären und Dolmetschern. Dann ließ ihn Tscheng-Tao-tai nach Shanghai kommen. Dort haben die Chinesen in den letzten Jahren einen Bund gebaut, der als Verlängerung des europäischen Bund und ganz im Styl dieser Uferstraße an der Chinesenstadt entlang geht. Tscheng-ki-tong war an der Leitung der chinesischen Bund-Arbeiten betheiligt, insbesondere hat er die elektrische Beleuchtung der Straße eingerichtet. Vielleicht ist aus dieser seiner Thätigkeit für das öffentliche Wohl das kleine Landhaus erwachsen, das er jetzt bewohnt. Jedenfalls ist er wieder zu Vermögen gekommen. Als er in diesen Tagen Tschifu berührte, war er abermals auf dem Wege nach Peking. Die chinesische Regierung, wie gesagt, läßt ihren Beamten Freiheit, das Geld zu nehmen, wo sie es finden. Sie drückt die Augen zu, hat dabei aber ihr System. Der Beamte darf sich vollsaugen; wenn es jedoch scheint, daß er voll genug ist, wird er nach Peking berufen, und dort wird er ausgepreßt. Vielleicht erachtet man höheren Orts, daß Tscheng-ki-tong wieder in einem Stadium angelangt ist, wo das Auspressen sich verlohnt. Jedenfalls machte er, als ich ihn in Tschifu traf, nicht den Eindruck eines Mannes, der zu seinem Vergnügen nach Peking reist.

Er hatte seine Frau und Tochter nach Tschifu mitgenommen. Dort sollten sie seine Rückkehr aus Peking erwarten und inzwischen ein wenig Seeluft einathmen. Die Frau ist eine Französin, — ein bleibendes Andenken, das sich der General von einer seiner Reisen in Europa mitgebracht hat. Madame Tscheng-ki-tong präsentirt sich als eine korpulente Dame mit weiß gepuderten Haaren, sehr kurzathmig und sehr gesprächig. Außer dieser europäischen gibt es natürlich noch eine oder die andere chinesische Madame Tscheng-ki-tong. Denn es gebührt sich, daß ein Chinese eine Chinesin zur Frau nimmt, und wenn er bereits eine europäische Frau hat, so löst er die Schwierigkeit in der einfachsten Weise dadurch, daß er eine chinesische dazu nimmt. Tscheng-ki-tong hat, wie verlautet, sogar zwei

oder drei chinesische Frauen heimgeführt. Von diesen stammen seine Töchter. Die eine ist verheirathet, die andere soll dieser Tage sich mit dem Verwandten eines sehr großen Mandarins vermählen, die dritte, die im Alter von etwa fünfzehn Jahren steht, ist auch bereits verlobt. Denn in China ist die Heirath eine Angelegenheit, welche die Eltern von Braut und Bräutigam untereinander abmachen; und die Versprechungen werden oft ausgetauscht, wenn die zukünftigen Eheleute noch Kinder sind. Die Fräuleins Tscheng-ki-tong haben eine halb chinesische, halb europäische Erziehung genossen. Sie sprechen französisch und englisch. Wenn im Winter der Tao-tai von Shanghai der europäischen Gesellschaft einen Ball gibt, so helfen sie der Frau des Tao-tai, die Honneurs des Hauses machen, und leisten ihr Dolmetscherdienste. Das jüngste Fräulein Tscheng-ki-tong ist eine niedliche Chinesin mit einem bis zur Erde herabreichenden rabenschwarzen Zopfe, mit blendend weißen Zähnen und nachtschwarzen Augen, in deren Tiefe dunkle Feuer brüten. Der General zeigt sich als ein sehr zärtlicher Vater. „C'est mon petit bijou", sagt er und streichelt dem Töchterchen die Hand. Ueberhaupt ist er ein Mann von angenehmem Wesen, und seine Höflichkeit ist nicht überladen und chinesisch, sondern einfach und weltmännisch.

Wir plaudern also an der Bar.

„Wir könnten aber auch ein wenig spazieren gehen", meint der General.

Madame Tscheng-ki-tong steigt in eine Sänfte, welche zwei Kulis mit Aechzen auf ihre Schultern heben. Wir schreiten hinterdrein, und das Fräulein trippelt neben uns her und sucht sich sorgfältig die trockenen Stellen auf dem vom Regen durchweichten Wege, um sich ihre chinesischen Pantöffelchen nicht naß zu machen. Hinter dem Hotel steigt das Gebirge an; der Weg führt zu den Höhen hinauf, auf denen die chinesischen Forts liegen.

„Nein, nichts von Politik", sagt der General, „das letzte Mal habe ich es in Formosa mit der Politik versucht. Nach dem japanischen Kriege ging ich hin und gründete dort eine Republik. Warum soll eine Republik in Formosa nicht ebenso gut existiren können, wie anderswo? Aber kaum hatte ich die Regierung übernommen, so brach ein Aufstand los. Meine Freunde und ich hatten

gerade noch Zeit, uns auf ein Schiff zu retten, unter Zurücklassung aller unserer Habseligkeiten. Ein deutsches Kriegsschiff, der „Iltis", kam an und ging gegen die Aufständischen vor. Trotzdem dauerte es mehrere Tage, ehe unser Schiff aus dem Hafen auslaufen konnte, und noch heute begreife ich nicht, daß ich damals lebendig davongekommen bin."

„Du wirst eben keine Republik mehr gründen," sagt Madame Tscheng-ki-tong aus der Sänfte.

„Erzählen Sie mir von Paris!" ersucht der General. „Wie weit ist die Weltausstellung? Ich möchte gern im Jahre 1900 wieder hinreisen, aber ganz als Privatmann."

Ich liefere den verlangten Bericht über den Stand der Weltausstellungs-Arbeiten, und der General seufzt: „Ach ja, Paris!" und versinkt in Nachdenken. Dann sprechen wir natürlich von der Dreyfus-Affaire. Der General hat eine etwas chinesische Auffassung von der Angelegenheit.

„Man sollte ein Ende damit machen, gleichgiltig ob der Mann schuldig ist oder nicht," erklärt er.

Diese chinesische Anschauung deckt sich übrigens mit vielen Aeußerungen, die in Paris laut geworden sind. Nur hat man in Paris ein schönes europäisches Wort dafür und nennt es Staats-Raison.

Während dieser Gespräche sind wir oben vor den Forts angekommen. Ein Thor ist offen, allein chinesische Soldaten werden sichtbar, halbnackte pockennarbige Kulis, und zeigen auf eine an dem Thore angebrachte Tafel mit einer Inschrift in englischer Sprache, welche Privatpersonen den Zutritt verwehrt. Der General spricht chinesisch mit den Soldaten, aber es nützt nichts, und wir müssen wieder herunter.

Auf einem Seitenpfade gelangen wir zu der chinesischen Landstraße, die von Tschifu aus in's Innere von Schantung führt. Die Straße ist sehr belebt. Alle Augenblicke kommt eine Sänfte mit einem rund gewölbten Dach vorüber, welche von zwei Maulthieren in der Weise getragen wird, daß das eine Thier vorn, das andere hinten geht. Diese Sänfte, Schentze genannt, ist das Haupt-Verkehrsmittel für die Reisen im Lande. Personen wie Gepäckstücke werden mit ihr befördert. Auf der Straße also

folgt eine Schentze der andern. Dazwischen erscheint auch eine Frau, die hochroth geschminkt in ihren seidenen Festkleidern auf einem Maulthiere sitzt, wahrscheinlich eine Braut. Am Straßenrande sind einige Denksteine errichtet. In die Köpfe sind gewundene Schlangen eingemeißelt; die chinesischen Inschriften erzählen von einigen Frauen und ihrer hohen Tugend. Fräulein Tscheng-ki-tong, gefragt, ob man ihr auch einmal solch' einen Denkstein setzen werde, lächelt verlegen und erröthet.

„Sie kommen von Kiautschou?" fragt der General, und nachdem ich bejaht habe, fährt er fort: „Ich begreife nicht, warum Ihre Landsleute sich in dieses Loch hineingesetzt haben. Ein Hafen ist nicht da, und der Weg in's Innere wird durch Berge versperrt. Die Deutschen hätten weit besser gethan, wenn sie eine Insel an der Küste genommen hätten; und hätten sie damals auf Kiautschou verzichtet, so würden sie bekommen haben, was sie verlangt hätten. Glauben Sie mir, Deutschland wird viel Geld in Kiautschou hineinstecken müssen und wird doch wenig daraus machen können. Ich weiß ganz genau, wie die Verhältnisse liegen, denn ich bin selbst dort gewesen und habe mich an Ort und Stelle informiren können. Vor einigen Jahren wurde ich beauftragt, unsere militärischen Stellungen an der Küste zu inspiciren, und auf dieser Inspektions-Reise mußte ich auch Kiautschou berühren, weil die chinesische Regierung damals mit dem Gedanken umging, dort ihren Haupt-Kriegshafen anzulegen."

„Wo wird in Zukunft der chinesische Kriegshafen sein?"

„Das ist schwer zu sagen. Wir haben nichts mehr, gar nichts mehr. Einstweilen erlauben uns noch die Russen, unsere Schiffe in Port-Arthur zu verankern. Aber China hat so viele Häfen weggegeben, daß es keinen mehr für sich behält. Selbst die Einfahrt zum Golf von Pe-tschi-li, die geschlossen war wie durch zwei Hummern-Scheeren, ist in fremden Händen. Die Hauptstadt liegt schutzlos, und dem Kaiser wird wohl nichts übrig bleiben, als seine Residenz über kurz oder lang von Peking weiter in's Innere zu verlegen. Es ist eine traurige Zeit für mein Land."

„Vielleicht aber ist diese Krisis das einzige Mittel, um das Reich zu neuem Leben zu erwecken? Jedenfalls wird bald der Augenblick kommen, wo China diejenigen seiner Männer, welche europäische Bil-

dung haben, zur Leitung seiner Angelegenheiten wird berufen müssen."

Der General wehrt ab: „In solchen Zeiten ist es das Rathsamste, sich im Hintergrund zu halten und keine Verantwortlichkeit zu übernehmen."

„Jetzt, wo alle Mächte versorgt sind, wird wohl einstweilen wieder Ruhe eintreten."

„Wir können es immerhin hoffen" meint der General. Dann fährt er lachend fort: „Die Mächte drängen sich in China, ganz so wie in Paris sich die Leute drängen, wenn Ausverkauf im „Bon Marché" ist. Und in China ist das Gedränge noch ärger, weil man da Alles umsonst bekommt."

„Glauben Sie nicht, daß China sich doch auch eines Tages wehren könnte? Die von europäischen Instruktoren ausgebildeten chinesischen Truppen machen den Eindruck von guten Soldaten. Möglicher Weise ließe sich in China eine Armee-Reform mit Erfolg durchführen."

„Sämmtliche Reformen sind vergeblich," erwidert Tscheng-ki-tong, „wenn nicht vorher diejenige Reform ins Werk gesetzt wird, welche die Vorbedingung aller anderen ist, nämlich die Centralisation. China ist schwach und hilflos, weil im Innern des Reiches die Decentralisation bis zum Aeußersten geht. Was nützt es, wenn ein einsichtiger Vizekönig diese oder jene Verbesserungen vornimmt? Das kommt seiner Provinz zu Gute und vielleicht nicht einmal seiner Provinz. Denn er bleibt zumeist nicht lange genug im Amte, um seine Ideen durchzuführen; und der Nachfolger ist in der Regel nicht geneigt, mit den Ideen des Vorgängers weiterzuarbeiten, schon weil man sonst glauben könnte, er habe keine eigenen. Reformen können in China nur dann einen wirklichen und dauernden Erfolg haben, wenn sie vom Kaiser ausgehen.*) Der Kaiser müßte sagen: „Ich will die Sorge übernehmen für das, was noth thut. Denn ich bin der Vater der Familie." Dann müßte man den Vizekönigen ihre Selbständigkeit nehmen und sie ganz einfach zu Werkzeugen der Centralregierung machen."

*) Daß selbst der Kaiser China nicht mehr zu reformiren vermag, haben die Ereignisse gezeigt, welche erfolgt sind wenige Wochen, nachdem der General Tscheng-ki-tong sich in der oben angegebenen Weise geäußert.

„Und Sie sind der Ansicht, daß sich die Vizekönige würden so gutwillig ihrer Macht entkleiden lassen?"

„Das kaiserliche Prestige ist in China immer noch stärker, als alles Andere, und ich glaube auch nicht an revolutionäre Vizekönige. Jedem, der Schwierigkeiten macht, wird man es freistellen, zu gehen. Es ist nicht schwer, einen ungehorsamen Vizekönig durch einen folgsamen zu ersetzen. In China ist kein Mangel an Mandarinen."

„Was aber würden die europäischen Mächte dazu sagen, wenn sie merken würden, daß in China sich ein Centralisations- und Reformwerk vollzieht, dessen Spitze sich in letzter Linie gegen sie richtet?"

„Ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß man gegen die Europäer reformiren soll. Im Gegentheil meine ich, man soll mit ihnen reformiren. Auf allen Gebieten soll man sich der Mitwirkung von tüchtigen Männern aus Europa bedienen. Die Seezölle sind europäisch organisirt und haben sich ausgezeichnet bewährt. Von der Post gilt das gleiche. Warum soll man nicht dasselbe System auf anderen Gebieten der Verwaltung anwenden? Warum soll man nicht auch die Finanzen, das Heerwesen, die Marine durch Europäer europäisch einrichten lassen?"

„Das sind Anschauungen, die in den maßgebenden chinesischen Beamtenkreisen nicht allzu verbreitet sein dürften."

„Zugegeben! Immerhin weht jetzt ein merkwürdiger Wind von oben. Vor wenigen Tagen hat die Peking-Zeitung ein kaiserliches Edikt veröffentlicht, welches die Preß-Freiheit gewährt. Nun wird der Kaiser selbst aus den Zeitungen erfahren können, wessen das Land bedarf, — vorausgesetzt natürlich, daß er sie zu lesen bekommt. Ein anderes kaiserliches Edikt bewilligt einer in Shanghai erscheinenden chinesischen Zeitung, dem „Chinese Progress", eine monatliche Subvention und befiehlt allen Madarinen, sich darauf zu abonniren. Das bedeutet für das Blatt ein Vermögen, und es gibt außer China wohl kein Land, wo der Journalismus so seltene Chancen bietet. Eine dritte kaiserliche Verordnung in derselben Nummer der Peking-Zeitung wirft 800,000 Taels aus zur Gründung einer Universität in Peking. Es sieht wirklich beinahe so aus, als würde der Kaiser radikal."

„Wenn Sie jetzt nach Peking kommen, haben Sie die beste Gelegenheit, Propaganda für Ihre Ansichten zu machen."

„Das wird auch geschehen. Ich gehe übrigens selbst in einer Centralisations-Angelegenheit nach Peking. Die wichtigsten Fragen des Augenblicks sind diejenigen, welche Eisenbahnen und Bergwerke betreffen. Die Bergwerke scheinen mir beinahe noch wichtiger als die Eisenbahnen. Es ist von höchster Bedeutung, daß die Regierung sich hier wenigstens die oberste Entscheidung und die oberste Aufsicht wahrt. Darum ist der Zweck meiner Reise nach Peking, dort die Schaffung eines Central-Departements für Eisenbahnen und Bergwerke zu betreiben."

„Dies ist eine Centralisation im Kleinen, der sich wenig Schwierigkeiten entgegenstellen. Wie aber soll das große Centralisations- und Reform-Werk durchgeführt werden?"

„Ich denke mir das so," erklärt Tscheng-ki-tong: „Der Kaiser ordnet im ganzen Reiche eine Untersuchung an und bemüht sich, durch eingehende Erhebungen die Hauptschäden festzustellen. Hierauf beruft er eine Konferenz der europäischen Mächte entweder in Peking selbst oder in einer der Hauptstädte von Europa. China unterbreitet der Konferenz die Ergebnisse der kaiserlichen Untersuchung und sagt zu den Mächten: „Ihr seht, was mir fehlt. Nun rathet mir und helft mir. Denn Ihr sagt ja immer, daß Ihr meine Freunde seid." Daraufhin müßten sich die Mächte erklären und vielleicht das Reform-Werk selbst in die Hand nehmen."

„Was dabei herauskommt, wenn die Mächte es unternehmen, ein Land zu reformiren, ist in der Türkei zu sehen. Man kann keinesfalls sagen, daß es diesem Lande an europäischen Konferenzen gefehlt hat."

„Die Reformen in der Türkei werden nicht zustande gebracht, weil gewisse Mächte ein Interesse daran haben, die Türkei verfallen zu lassen, um sich dann Theile ihres Gebiets ohne Schwierigkeiten aneignen zu können."

„Bei China könnte sich leicht derselbe Fall ergeben."

„Meinetwegen auch das," sagt Tscheng-ki-tong, „aber ich bleibe bei meiner europäischen Konferenz. China erscheint vor den Mächten und sagt: „Reformirt mich!" Die Mächte antworten: „Wir wollen Dich nicht reformiren, wir wollen Dich theilen!" Das

wäre dann auch eine Klärung der Situation, und wir Chineſen wüßten wenigſtens, woran wir ſind. Jede Gewißheit, ſelbſt die ſchlimmſte, iſt beſſer als der heutige Zuſtand."

Madame Tſcheng-ki-tong erhebt wieder ihre Stimme aus der Sänfte:

„Sieh' doch, das kleine Haus!"

Zur Rechten des Weges, auf einem Hügel, iſt eine Hütte ganz im Grünen verſteckt. Die hohen Maisſtauden wachſen weit über ihr Dach hinaus. Die Mauern ſind von Schlingpflanzen umklammert, und bunte Blumen blühen in den Ranken.

„Wie hübſch!" ruft Madame Tſcheng-ki-tong.

„Es iſt ein Haus von armen Leuten", ſcherzt der General, „und in dem unſeren in Shanghai wohnt es ſich jedenfalls beſſer."

Dann wird er plötzlich wieder elegiſch und ſagt, indem er die Augen verdreht: „Wer weiß übrigens, ob nicht gerade unter dieſem armen Dache das Glück daheim iſt." Und nach einem Augenblick des Schweigens, während deſſen er offenbar über die Eitelkeit alles Irdiſchen nachgedacht hat, wendet er ſich zu mir: „Nein, nein, es iſt beſſer, nicht über Politik zu ſprechen."

„Ich habe auch nicht davon angefangen."

XXIII. Von Tschifu nach Tientsin.

Tientsin, Anfang September.

(Auf der „Tungchow". — Gepäck-Fatalitäten. — Der üble Leumund der Schildkröte. — Ein russischer Generalstabs-Oberst über Kiautschou. — An der Barre des Pei-ho. — Die Forts von Taku. — Das Land der Gräber. — Der Handelshafen Tongku. — Die Eisenbahn nach Peking. — Die chinesische Würstchenstation. — Die Chinesen als Vogelfreunde. — By-and-by. — Ankunft in Tientsin.)

Die „Tungchow" liegt im Hafen von Tschifu, soll um drei Uhr nach Tientsin abfahren und ist um fünf Uhr noch nicht abgefahren. Tientsin läuft nicht fort, und wenn den Passagieren die Verspätung nicht paßt, so können sie ja aussteigen und zu Fuß gehen oder auch warten, bis die Eisenbahn gebaut wird. Die drei Kompagnien, welche die Schifffahrt von Shanghai über Tschifu nach Tientsin besorgen, nämlich die englischen Firmen Butterfield & Swire und Jardine Matheson, sowie die chinesische China Merchant Company, haben ein Kartell geschlossen, und nachdem sie sich auf diese Weise gegen die Konkurrenz sicher gestellt, thun sie, was ihnen beliebt, nehmen aus Gnade auch Passagiere mit, zeigen aber, daß ihnen nicht im Mindesten an diesen gelegen ist.

Die „Tungchow" gilt als das beste unter allen zwischen Shanghai und Tientsin verkehrenden Schiffen, als der „Renommir-Dampfer". Nur ist sie als schlimmer „Roller" bei schlechtem Wetter verrufen. Sonst darf ihre Einrichtung in der That als vortrefflich bezeichnet werden. Die vorherrschende Farbe ist schwarz: schwarzer Schiffsleib, hoher schwarzer Schornstein und schwarze Boote, die in großen Lettern mit der Inschrift „Tungchow-London" versehen sind. Das Innere

des Schiffes ist in Braun gehalten, in glänzend polirtem Mahagoni-Braun. Mit Holz in dieser Nuance ist der Speisesaal getäfelt, und vornehm stimmen damit in der Farbe die Punkahs aus schwerem, grauem Tuch zusammen. Alles scheint funkelnagelneu. Mit dem Raum ist nirgends gespart. Die Kabinen sind groß. Jede enthält drei Betten, die nicht übereinander, sondern nebeneinander angebracht sind, ein Bett an jeder Wand. Ueber ihnen hängen blendendweiß die Mosquito-Netze. Auf diesem Lager kann man sich ordentlich ausstrecken; und bevor man einschläft, kommt der Boy und hakt ein besonderes Gefäß für die Seekrankheit am Rande neben dem Kopfkissen fest. Es ist unmöglich, mehr Komfort zu verlangen. Alle Räume werden elektrisch beleuchtet. Die „Tungchow" hat ihren Namen nach dem Dorf bei Peking, wo im englisch-französischen Feldzug gegen China die Friedens-Verhandlungen gepflogen wurden.

Von Tschifu muß man sich im chinesischen Boot, im Sampan, nach dem Schiff rudern lassen. Ich selbst komme noch glücklich an Bord, aber mit meinem Gepäck hat es Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten wiederholen sich übrigens fortwährend im Verlauf der Reise. Das Gepäck ist immer irgendwo in unsicherer Ferne, und man weiß niemals genau, ob und wo man wieder mit ihm zusammentreffen wird. Das Alles gleicht sehr einer Lotterie: Man setzt seine Gepäckstücke ein, und wenn man Glück hat, so gewinnt man sie sämmtlich wieder.

Zuerst also sieht es so aus, als würde ich meine Sachen überhaupt in Tschifu lassen müssen. Zwischen den chinesischen Boys der „Tungchow" und den Sampan-Kulis entspinnt sich ein Kompetenz-Konflikt. Die Boys schreien vom Schiffe herunter, die Kulis sollten das Gepäck an Bord schaffen; die Kulis schreien zum Schiff hinauf, das sei nicht ihr „pidjen", sondern im Gegentheil das „pidjen" der Boys („pidjen" ist bekanntlich die chinesische Verstümmelung von „business"). Die Unterhaltung setzt sich lange fort mit der üblichen chinesischen Lungenkraft und Wortfülle. Die Gemüther erhitzen sich, und einer der Sampan-Kulis läßt sich sogar zu einem „Wang-ba-dan!" fortreißen, worauf sich die Boys geberden, als wollten sie in das Boot hinabspringen. (Sie springen aber nicht.) Das Wort „Wang-ba-dan" kann einen Chinesen aus seiner Ruhe bringen, und diese Kraft wohnt gewiß nur wenigen Worten inne. Es bedeutet „Schildkröten-Ei" und ist

der schwerste Schimpf, den die chinesische Sprache kennt. Die Schildkröte gilt in China als das verächtlichste Thier; denn der Volksglaube nimmt an, daß sie Unzucht mit der Schlange treibe. Wenn der Chinese also „Schweinhund" sagen wollte, so würde er dies durch „Schildkrötenhund" ausdrücken. In den chinesischen Städten bedeutet eine an die Mauer gemalte Schildkröte so viel wie: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden." Das heißt, das Mauerbild sagt dem Chinesen: „Wenn Du Dich hier unanständig aufführst, so bist Du eine Schildkröte." Das wirkt, und der Chinese führt sich an diesem Orte anständig auf (so schwer ihm das auch fällt), denn ein Chinese will Alles in der Welt sein, nur keine Schildkröte. Hiernach kann man sich vorstellen, einen wie tiefen Grad der sozialen Stellung man gar einnimmt, wenn man nicht einmal eine Schildkröte, sondern lediglich ein von einer Schildkröte gelegtes Ei, ein Wang-ba-dan, ist.

Der Koffer schwankt noch eine Zeit lang bedenklich auf dem Rand des Bootes und gelangt dann doch an Bord. Die „Tungchow" möchte jetzt gern abfahren, muß aber erst noch ein wenig auf den russischen Konsul warten, welcher in seinem Boot einherkommt, über dem die roth-weiß-blaue Flagge weht. Der Konsul bringt Passagiere. Der russische Generalstabs-Oberst, der in Tschifu wohnt, geht nach Peking, um seinen Freund, den russischen Artillerie-Hauptmann, zu geleiten, der durch die Mongolei in die Heimath zurückkehren will. Der russische Generalstabs-Oberst hat viele Töchter. Sie sind alle im Boote, schwirren alle in ihren lichten Sommerkleidern die Schiffstreppe herauf, und bald ist das ganze Schiff von ihrem Gelächter erfüllt. Dann flattern sie wieder sämmtlich an der Schiffstreppe zusammen, und die Abschiedsküsse sind gar nicht zu zählen. Die Kulis legen die weißen Ruder ein, das Boot fährt von dannen, helle Stimmen rufen russische Scheidegrüße über das Meer, und viele Taschentücher winken. Auf dem Verdeck der „Tungchow" stelzt der rothbärtige russische Artillerie-Hauptmann mit steifen Militärbeinen umher und ist sehr bewegt. Der Generalstabs-Oberst aber hebt seine jüngste Tochter hoch in die Luft, um sie den Schwestern im Boot nochmals zu zeigen. Jedesmal, wenn er nach Peking geht, darf ihn eine Tochter begleiten. Diesmal ist die einste an der Reihe. Sie hat zwar die Reise schon einmal ge-

macht, aber sie hat ihre neue Puppe mitgenommen, die noch niemals in Peking war.

Endlich fährt auch die „Tungchow". Sie gleitet aus dem Hafen heraus, am Konsulatshügel vorüber. Dort oben weht die deutsche Fahne, und zwar die ganz große Fahne, die nur an Festtagen aufgezogen wird. Was für ein Fest das nur sein mag? Der Kalender gibt keine Auskunft, und man begreift erst, nachdem man die Idee gehabt hat, den Grund für das Aushängen der großen Fahne in der Kriegsgeschichte zu suchen. Der deutsche Konsul feiert den Jahrestag der Schlacht bei Sedan.

Um Tschifu herum stehen die Berge in braunen Herbstfarben. Der Dampfer fährt weiter, und hinter den braunen Bergen tritt eine graue Gebirgskette hervor. Abendsonnenglanz erfüllt die Luft, der Himmel leuchtet im reinsten Blau, und der Golf von Pe-tschi-li hat heute seinen hellgrünen Tag.

In den langen Stühlen auf dem Verdeck der „Tungchow" liegen vier schweigsame Engländer, haben vier Cigarren im Munde und bringen vier Rauchwolken hervor. Der Kapitän läßt sich auf einem fünften Stuhl nieder und nimmt die durch die Ankunft in Tschifu unterbrochene Lectüre seines Romans wieder auf. Ein distinguirter Herr, der Kapitän, und auffallend jung. Der Generalstabs-Oberst ist ein liebenswürdiger Russe; und man weiß, daß die Russen, wenn sie liebenswürdig sind, zu den reizendsten Leuten der Welt gehören. Der Oberst ist eigentlich der Gesandtschaft in Peking attachirt.

„Und Sie leben in Tschifu, weil das Klima dort besser ist?"

„Nein, ich spionire ein wenig."

Der Oberst hat die Karte des Landes aufgenommen. Er ist von Tschifu nach Peking zu Fuß gegangen. Vierzig Tage ist er marschirt; dabei hat er seine Schritte gezählt, um die Entfernungen zu messen. Darum kennt er Schantung, und er glaubt, daß Manches sich dort wird machen lassen. „Votre Shantung", sagt er artig. Auch von Kiautschou hat er eine gute Meinung

„Kiautschou", äußert er, „ist eine wichtige strategische Position. Seit die Deutschen sich dort festgesetzt haben, sind sie jederzeit in der Lage, eine Pression auf den Kaiser von China auszuüben. Der deutsche Gesandte hat früher schon in Peking viel

gegolten, aber jetzt, wo man Angst vor ihm hat, gilt er mehr als je. Wenn Kiautschou als Handelsplatz sich nicht bewähren sollte, so wird es jedenfalls einen guten Ausgangspunkt bilden, um einen besseren Handelsplatz zu nehmen."

Auf ein russisches Kompliment über Kiautschou antwortet man jedenfalls am Besten durch ein Kompliment über Port-Arthur.

„Oh ja", erwidert der Oberst, „Port-Arthur ist auch eine gute Stellung. Wir haben jetzt schon vielleicht fünfzehntausend Mann Soldaten dort. Der Handel aber liegt in den Händen der deutschen Firmen. Kommen Sie nach Wladiwostok, und Sie werden das Gleiche finden. Selbst in Odessa stehen die Dinge nicht viel anders; und wenn Sie in Petersburg durch die Straßen gehen, werden Ihnen überall die deutschen Namen der Läden auffallen. Wir Russen sind kein handeltreibendes Volk, wir sind eine militärische Nation. Die Russen schicken ihre Soldaten in die Welt hinaus, und dann kommen die Deutschen hinterdrein und machen die Geschäfte."

Die vier Engländer haben ihre vier Cigarren ausgeraucht und bezeugen Lust, Karten zu spielen. Ein Boy schleppt einen Tisch aus der Kajüte herauf, die Karten werden mit Tellern und Gläsern beschwert, damit der Seewind sie nicht fortblase, und der russische Oberst hält die erste Bank. Das Glück scheint eine Zeit lang zu schwanken, ob es sich auf die russische oder auf die englische Seite stellen solle, erklärt sich aber bald ganz entschieden für Rußland, und die vier Engländer holen aus vier Hosentaschen sehr viele Silberdollars heraus.

Gegen Mittag des nächsten Tages zeigt sich vorn auf dem Meer ein gelb-grüner Strich. Das ist die Barre. Der Pei-ho kommt hier aus dem Land heraus und verstopft die Einfahrt mit dem Sand, den er herbeischleppt. Wenn die Chinesen von Zeit zu Zeit ordentlich ausgebaggert hätten, so hätte sich die Barre natürlich niemals bilden können. Aber in China erstreckt sich die Unsauberkeit auf Alles, und die Chinesen lassen ihre Flüsse ebenso verschmutzen, wie ihr Land. Was übrigens gerade die Barre des Pei-ho anbelangt, so war es den Chinesen gewiß nicht unangenehm, daß dieses Hinderniß der Schifffahrt entstand und den Zugang zur Hauptstadt Peking erschwerte. In der Mitte der Barre befindet

sich ein schmaler Kanal, der bei hohem Wasserstand den Schiffen Durchlaß gewährt. Über das Wasser steht nicht immer hoch genug, und die Schiffe müssen oft Tage, im besten Falle Stunden lang an der Barre warten.

Die „Tungchow" geht noch ein wenig mit langsamen Dampf vorwärts, dann wirft sie Anker. Das Meer hat eine gelbliche Farbe angenommen. Am Horizont ruht auf dem gelben Wasser eine blauschwarze Wolkenwand. An ihrem Rand gibt das Meer einen Schwefelschein. Ferner Donner grollt. Schwer heben und senken sich die Wogen. Die See ist von Gewitter-Unruhe erfüllt. An der Barre liegen bereits mehrere Schiffe. Von Weitem scheint es, daß sie alle auf einem Haufen beieinander stehen. Wenn man näher kommt, thun sich weite Abstände zwischen ihnen auf. Drei chinesische Kriegsschiffe ankern dort. Die Masten mit den gepanzerten Mastkörben starren in die Luft. Nichts regt sich an Bord, und diese drei Korvetten scheinen mit unsichtbarer Mannschaft zu fahren, wie der Fliegende Holländer. Ein japanischer Passagierdampfer hat seine Fahrt unterbrechen müssen. Ein großes grünes Segelschiff feiert mit gerefften Segeln. Auch eine Dschunke ist da, eine von der nordchinesischen Art mit hochgewölbtem Vordertheil, das die Erinnerung an die Galeeren des Mittelalters wachruft. Mehrere kleinere Fahrzeuge warten gleichfalls; einige Dampf-Barkassen schießen hin und her; und in der Mitte wiegt sich auf den Wellen das rothe Feuerschiff, das den Beginn der Barre anzeigt.

Das Gewitter bricht los. Ein Wind mit eisigem Hauch fliegt ihm voraus. Dann rauscht der Regen hernieder und schlägt prasselnd auf das eiserne Verdeck des Dampfers. Kurz leuchten die Blitze auf, und unmittelbar hinter ihnen folgt der Donner mit betäubendem Krachen. Mitten durch das Unwetter kommt der Lootse daher. Sein kleines Boot versinkt alle Augenblicke in der Tiefe eines Wellenthals; aber die chinesischen Matrosen sitzen fest auf ihren Bänken und führen ihre Ruder mit Lachen und Gesang. Der Lootse steigt an Bord, und von seinem gelben Wachstuch-Regenmantel rieselt das Wasser in Strömen; oben jedoch aus der Oeffnung des Mantels schaut tadellos die weiße Kravatte heraus.

Nach drei Stunden, gegen drei Uhr Nachmittags, ist das Wasser an der Barre hoch genug gestiegen. Die „Tungchow" setzt

sich langsam in Bewegung und fährt vorsichtig weiter, während ein chinesischer Matrose fortwährend das Loth auswirft. Die Messungen ergeben zehn bis zwölf Fuß Wasser auf der Fahrbahn des Dampfers, während in nächster Nähe die Tiefe kaum zwei Fuß beträgt. Kleine Schiffe sind verankert, um die Richtung des Kanals anzugeben, der durch die Sandbank führt. Eine rothe Boje zeigt an, daß die Mitte der Barre erreicht ist. Das Wetter hat sich aufgehellt, und vorn wird bereits der schmale Strich der Küste sichtbar. Bald lassen sich die regelmäßigen Umrisse der Erdwerke an den Taku-Forts unterscheiden. Sechs Vertheidigungswerke sind bei Taku angelegt, um die Mündung des Pei-ho zu sperren. Doch die Barre sperrt jedenfalls besser als die Forts. Zur Armirung der letzteren hat Krupp vortreffliche Kanonen geliefert. Die Geschütze werden gut in Stand gehalten, aber die Befestigungen, auf denen sie aufgestellt sind, bestehen aus lockerem Sand. Es ist sicher, daß unter den ersten Schüssen eines feindlichen Kanonenboots die Forts zusammenbrechen müssen, allein es ist wahrscheinlich, daß sie bereits vorher infolge der Erschütterung einstürzen, die durch die Schüsse ihrer eigenen Kanonen hervorgerufen wird.

Der russische Generalstabs-Oberst erzählt, daß er im vorigen Jahre die Taku-Forts besucht habe. Der chinesische General Lo, der das Kommando über sie führt, erklärte sie für unüberwindlich. Ein Fort hat der General selber gebaut, und dieses ist natürlich noch viel unüberwindlicher, als die anderen.

„Ich habe Befestigungskunde studirt," sagte stolz der chinesische General, „und ich weiß, daß man die Wälle so niedrig als möglich machen muß, damit sie dem Feinde keinen Zielpunkt bieten. Darum sehen Sie auch, daß das von mir errichtete Bollwerk das niedrigste von allen ist."

„Auf welche Weise," erkundigte sich der Oberst, „werden Sie die Entfernung feststellen, die zwischen Ihren Kanonen und einem feindlichen Schiffe liegt?"

„Ich werde sie mit meinen Augen messen!" antwortete der General, der Befestigungskunde studirt hatte.

Der Oberst erklärte, daß selbst die besten Augen für diese Meßarbeit nicht ausreichen und daß darum die Artillerie-Offiziere in Europa ein besonderes Instrument hierfür besitzen. Der General

Lo war sehr ungläubig, und der Oberst zeichnete ihm nun das Instrument auf. Als der General begriffen hatte, faßte er den Obersten unter das Kinn und sagte: „Woher habt Ihr Europäer nur alle die Ideen?“ Hierauf erklärte er, daß er mehrere Exemplare des Instruments bestellen werde. Da sich diese Bestellung in der Folge aber als zu kostspielig erwies, begnügte sich der General Lo damit, einen Tagesbefehl zu erlassen, der allen bei den Geschützen von Taku bediensteten Offizieren vorschrieb, Brillen zu tragen, um ihre Sehkraft zu schärfen.

Von Weitem erscheinen die Taku-Forts wie eine horizontale Linie am Rand des Meeres. Das Schiff fährt näher heran, ein Einschnitt in der Linie wird sichtbar, und bald zeigt sich, daß die Befestigungen zu beiden Seiten des Flusses liegen. Das Wasser nimmt jetzt die Farbe der Chocolade an, einer etwas hellen, stark verdünnten Chocolade. Aus demselben Sande, der dem Flusse diese Nuance gibt, sind auch die Festungswerke erbaut. Der Chocoladefluß wird also durch Chocolade-Forts vertheidigt. Trotzdem ist das Alles nicht sehr appetitlich. Die Befestigungen sind große und weite Anlagen und nehmen sich mit ihren runden und eckigen Schanzen ungemein martialisch aus. An einem der Forts kommt der Dampfer in nächster Nähe vorüber. Auf den Wällen stehen die Kanonen, sorgfältig eingewickelt. Es ist, als habe man ihnen Ueberzieher angezogen, um sie vor Erkältung zu schützen. Ein großes Thor thut sich unten nach dem Flusse auf. Soldaten in blauer chinesischer „Civilkleidung“ stehen davor, haben die Hände über die Augen gelegt und blicken nach der „Tungchow“ herüber.

Jenseits der Forts dehnt sich weit die schlammige Ebene aus, in der hier und da einige Wassertümpel aufglänzen. Das bleibt jetzt der Charakter der Landschaft: Schlamm, Wasser, manchmal ein Feld von grünen Binsen, und dann immer wieder Wasser und Schlamm. Zur Erheiterung des Bildes dienen die Gräber. Wo das Wasser einen trockenen Fleck gelassen hat, ist eine Beerdigungsstätte daraus geworden. Die Gräber sind über das ganze Land verstreut, hier eins, da zwei, dort vielleicht fünf. Aber eine größere Anzahl ist nirgends vereinigt. Der Chinese, der sich während seines Lebens in der Menge verliert, hat das Be-

dürfniß, möglichst für sich allein todt zu sein. Darum nehmen in China die Todten viel mehr Raum in Anspruch, als die Lebenden. Die lebende Generation überläßt den Todten willig die Felder, die Berge und, wie der Pei-ho zeigt, auch die Flüsse. Auf diese Weise ist das Land in vielen seiner Theile ein großer Friedhof geworden. Die Verstorbenen sind überall den Lebenden nahe, und es ist begreiflich, daß der einzige religiöse Brauch, den die Chinesen in abergläubischer Furcht strenge beobachten, der Ahnen-Kultus ist. So bringt das Volk sein Dasein zwischen Gräbern hin und fühlt die Todten als seine Herren.

Im Ufergebiet des Pei-ho sind die Gräber aus dem gleichen hellbraunen Flußsand aufgeschichtet, der zur Errichtung der Festungswälle gedient hat. Zumeist sind die Erdhaufen nicht viel höher als große Maulwurfshügel; manchmal auch erheben sie sich zu langen, spitzen Kegeln. Der Fluß umspült sie, nagt an ihnen herum, und nicht selten steht der gelbe Sarg aus dem Grabe heraus. Diese Landschaft von Wasser, Sand und Gräbern wäre sehr trostlos, wenn nicht die Herbstsonne da wäre mit ihrem goldenen Schein und der blaue Himmel, der sich in lichter Reinheit über der Ebene ausspannt. Im Lande sieht man an einzelnen Stellen merkwürdige Segel-Karrousels sich drehen. Das sind die Salzmühlen, die ringsum mit Segeln bespannt sind und vom Winde getrieben werden.

Dem Fort gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, sind mitten im Uferschlamm die wenigen europäischen Häuser von Taku errichtet. Ein mehrstöckiges graues Gebäude, das von einem Garten umgeben ist, dient dem Lootsen zur Wohnung, und der Gentleman mit der weißen Kravatte verläßt auch an dieser Stelle den Dampfer. Das Schiff folgt jetzt den Krümmungen des Pei-ho. Das kann man übrigens kaum mehr „Krümmungen“ nennen. Dieser Strom fließt in lauter spitzen Winkeln. Wir fahren jetzt nach links hinter dem Fort entlang, das eben noch uns zur Seite war, und in gleicher Linie drüben auf der rechten Seite ragen die Masten des Handelshafens Tongku, der das Ziel der Fahrt bildet. So sind wir bald links und bald rechts, und die Schiffe, die hinter uns kommen, scheinen mitten im Lande zu stehen.

Auf dem linken Ufer zeigt sich eine sonderbare Stadt. Das ist Tongku. Aus dem Flußsand, aus dem hier Alles gemacht

wird, haben die Chinesen auch ihre Häuser gebaut. Die braune Erdenstadt steht auf der braunen Erde und scheint immer noch ein Theil von ihr zu sein. Man hat den Eindruck, als sei das Alles durch ein Naturereigniß geschaffen worden, als habe die Erde sich gerührt und sei Stadt geworden. Lang zieht sich Tongku am Strom hin. Die Häuser sind natürlich alle würfelförmig und haben flache Dächer. Einzig ein Tempel ist aus grauem Holz gezimmert und hebt sich aus den Sandhütten heraus. Auch sind zwischen den Wänden der Häuser die Balken befestigt, von denen die chinesischen Inschriften herabhängen, welche die Straßen bezeichnen. In den braunen Gassen wimmelt das Volk. Die Sampans, die am Gestade liegen, werden mächtig hin- und hergeschleudert durch die großen Wellen, welche von der Schraube des Dampfers im Fluß aufgewühlt werden.

Auf dem rechten Ufer ist Kohle aufgeschichtet, und mit den Kohlenhaufen wechseln Holzstöße und Waarenballen ab. Das Alles nimmt sich gar nicht mehr chinesisch aus. Auch im Uebrigen hat man den Eindruck, daß auf diesem Ufer irgend etwas sein Wesen treibe, das man sonst nicht in China findet. Aus der Ferne kommt ein langgezogener, hohltönender Pfiff herüber.

„Hören Sie, wie sie pfeift?“ sagt der Kapitän der „Tungchow“ zu den Passagieren, die vorn beim Steuerrad versammelt sind.

„Wer pfeift?“

„Die Locomotive!“

Viele Schiffe liegen im Strom. Die „Tungchow“ kann nicht mehr weiter und hält still. Ein Dampf-Tender, der sich müßig im Fluß herumtreibt, wird herangerufen. Nach einigen Verhandlungen erklärt sich die Mannschaft des Tenders bereit, die Passagiere der „Tungchow“ zu übernehmen und sie an's Land zu führen. Mit vieler Mühe wird das Gepäck auf das kleine Dampfboot umgeladen. Dann geht es mit Schnellzugs-Geschwindigkeit weiter in den Pei-ho hinein. Das Eisenbahngeleise wird am Ufer sichtbar. Güterwagen stehen darauf, mit Kohlen beladen; und das Holzgerüst selbst, das die Landungsstelle bildet, trägt zwei Personenwaggons.

Auf dem Lande warten die Kulis in großer Zahl. Wie eine Horde von Wilden fallen sie über das Dampfboot her. Unter

fürchterlichem Geschrei zerren sie die Gepäckstücke herüber und hinüber und reißen sie sich gegenseitig aus den Händen. Die großen Koffer bekommen Flügel und entfernen sich blitzgeschwind in der Richtung des Bahnhofes, ehe man auch nur Zeit gehabt hat, den Mund aufzuthun. Man sieht seine Habe hinschwinden und hat nur mehr einen Regenschirm übrig, der Einem schließlich auch noch von einem Kuli fortgenommen wird. Am Ende entschließt man sich, seine Schritte nach jener Gegend zu lenken, nach der die Koffer gewandert sind, und hofft auf ein Wiedersehen. Das ist die Art, wie bei der chinesischen Eisenbahn die Aufgabe des Gepäcks vor sich geht. Bemerkenswerth aber ist, daß man thatsächlich später seine ganze Bagage zusammenfindet. Nichts wäre bei dieser Wirthschaft leichter, als das eine oder das andere Gepäckstück spurlos verschwinden zu lassen; und doch sind hier kaum jemals Diebstähle vorgekommen. Das spricht für die Ehrlichkeit der Kulis, wie man ja überhaupt allmählich zu der Erkenntniß gelangt, daß unter den Chinesen die Kulis so ziemlich die anständigsten Leute sind.

Durch unbebautes Terrain, über einige Geleise hinweg, führt der Weg zum Bahnhof. In China bewährt sich gleichfalls die schaffende Kraft, welche der Eisenbahn innewohnt. Sie befruchtet den Boden mit Städtesaat. Auch hier sind bereits die ersten Straßen aus der Erde gewachsen, und der Bahnhof von Tongku hat hinter sich eine kleine, eilig aus Holz zusammengezimmerte Stadt. Chinesische Kaufleute sitzen dort und handeln mit vielen Dingen, die der Mensch brauchen kann, wenn er auf der Eisenbahn fährt und wenn er nicht fährt. Die Eßwaarenhändler aber hocken auf dem Wege zum Bahnhof neben ihren Körben. Tongku scheint die chinesische Würstchenstation zu sein. Denn neben dem Obst machen Würste und Würstchen den Hauptinhalt der Körbe aus. Der Forschergeist regt sich und grübelt der Frage nach: woraus diese Würste wohl gefertigt sein mögen? Manche unserer Eisenbahnwürste stehen im Verdacht, zu Lebzeiten an Droschken gezogen zu haben. Hier in China ist aber das Pferdefleisch eine hohe Kostbarkeit, und statt in Droschken zu fahren, läßt man sich bekanntlich von Kulis in Rickshas schleppen. Himmel! Sollten diese Würste vielleicht aus den Ueberbleibseln ausgedienter Rickscha-Kulis zusammengesetzt sein?

Auf dem Hauptgeleise hält eine kleine Lokomotive und verschnauft ein wenig von der Fahrt. Der Kessel ist aus gelbem Metall, und auch den niedrigen Schornstein umgibt oben ein gelber Rand. Es ist merkwürdig, wie rasch sich hierzulande das Neue zum Alten fügt. Was immer die Entwicklung bringt, es reiht sich wie selbstverständlich an das an, was bereits besteht. China hat sich lange gegen die Eisenbahnen gewehrt. Jetzt entstehen sie, und es scheint, daß es durchaus in der Natur China's liegt, Eisenbahnen hervorzubringen. Dieses alte chinesische Leben, welches schon so Vieles in sich aufgenommen hat, öffnet sich wieder einmal und nimmt auch die Eisenbahnen auf. Und sofort gehören sie dazu. Das geht ohne brüske Bewegung ab und vor allen Dingen ohne viel Staunen, und so scheint es gar nicht mehr wunderbar, was doch eigentlich das größte aller Wunder ist: daß da in der chinesischen Landschaft eine Lokomotive raucht.

Eine Brücke ist zu überschreiten. Ein Bettler mit langen Haaren, der ein schwarzes Thierfell um die Schultern gehängt hat, wirft sich nieder, berührt mit dem Kopf den Boden und läßt eine langgezogene chinesische Klage hören. Auch Aussätzige kommen betteln, die mit gräßlichen Gebrechen behaftet sind. Zwischen den Schienen steht das Wasser. Kulis schieben einen grauen kleinen Waggon auf das Geleise, der die Inschrift trägt: Imperial Chinese Post. Durch die Ebene läuft der Schienenstrang der Bahnlinie, die nach Norden, nach Schanhai-Kwan, abzweigt. Die Hauptlinie führt von Tongku nach Tientsin und von da weiter nach Peking.

Auf dem Perron ist zwischen zwei weißen Pfählen ein langes Schild aufgehängt, auf dem in großen schwarzen Buchstaben das Wort Tongku zu lesen ist. Ueber dieser Inschrift in europäischen Schriftzeichen ist der Name der Station in kleineren chinesischen Buchstaben wiederholt. Auch in einen weißen Signalpfahl sind rothe chinesische Zeichen eingegraben. Am Rande des Bahnkörpers sind mehrere primitive Laternen mit weißen Blechköpfen aufgestellt. Der Bahnhof besteht aus einigen armseligen, weißgetünchten Erdgeschoßhäusern. Am Billetschalter waltet ein schwarzgekleideter Chinese seines Amtes. Chinesen drängen sich draußen und warten, bis an sie die Reihe kommt. Der Europäer wartet nicht und geht einfach hinten durch die Thür in's Zimmer des Beamten hinein.

In diesem chinesischen Billetausgabe-Raum riecht es nach Opium. In einer Ecke hat das Gestell mit der Schüssel, die zum Kopfwaschen dient, Unterkunft gefunden. Auf dem Tisch neben dem Beamten liegt dessen Rechenmaschine. Sonst ist der Tisch mit Cash-Stücken bedeckt. Die Chinesen bezahlen in Cash, die Europäer in Silber. Das rosafarbige Billet enthält die Worte: „Imperial Chinese Railways. Tang-Ku to Tientsin. First Class." Es ist abgestempelt mit der Nummer 5945. Auffällig ist, daß die Station, die draußen auf dem Perronschild Tongku geschrieben wird, auf dem Billet den Namen Tang-Ku führt. Man kann gewiß an der Originalität einer Eisenbahn nicht zweifeln, welche sich nicht ganz im Klaren darüber ist, wie ihre Stationen heißen.

Auf den Perron hinaus öffnet sich eine geräumige Halle, dem Zoll-Revisionsraum in gewissen kleinen Grenzbahnhöfen vergleichbar. Eine an den Wänden entlang laufende Bank bildet das einzige Einrichtungsstück. Hier erwarten die Passagiere der untern Wagenklasse den Zug. Es gibt nämlich nur zwei Klassen, und diejenige, die nicht ganz so schlecht ist, wie die andere, ist die erste Klasse. Die Halle ist mit Chinesen angefüllt. Einige haben sich auf der Bank zum Schlafen ausgestreckt. Andere erfrischen sich Leib und Seele, indem sie rohe Gurken verzehren (ohne sie zu schälen natürlich). Einer spielt die chinesische Mandoline und erfüllt den Raum mit lustigem Geklimper. Aber über alle Musik hinaus zwitschert und pfeift ein Vogel. Er hat seinen Sitz in einem verhängten Bauer, das auf einem Koffer steht. In seinem Käfig ist es dunkel, allein er merkt um sich ein großes Treiben, und so will er sich doch nicht einreden lassen, daß Nacht sei, und läßt seine Stimme ertönen. Die Chinesen haben eine große Liebe zu Singvögeln. In den Häusern und in den Werkstätten hängt der Vogel an der Decke als trauter Hausgenosse, und sein Gezwitscher verkündet dem Fremden, daß es im chinesischen Leben auch zärtliches Empfinden gilt. Wenn der Abend hereinsinkt, führen die Chinesen ihre Vögel spazieren. Zu dieser Stunde trifft man manch' Einen auf der Stadtmauer oder am Meeresstrande, wie er langsam einherschreitet und das Vogelbauer in der Hand trägt. Er hat den Finger durch den Ring gesteckt, an dem der Käfig hängt, und läßt diesen hin und her schwingen. Der Vogel

aber singt, was er singen kann. Es gibt einige unter diesen chinesischen Vögeln, die ganz herrliche Laute in der Kehle haben. Und wenn der Fremde still steht und den lieblichen Tönen zuhört, so lächelt der Vogelbesitzer mit väterlichem Stolz.

Kein Wunder also, daß ein Chinese seinen Vogel auch auf die Eisenbahn als Reisebegleiter mitnimmt. Das ist übrigens nicht das einzige seltsame Gepäckstück. Es gibt einen Passagier, der als Handgepäck eine Petroleumlampe bei sich führt, allerdings keine brennende. Auch sonst ist das chinesische Handgepäck, das in der Mitte der Halle aufgeschichtet ist, durchaus sehenswerth. Einige Chinesen reisen mit ihrem gesammten Bettzeug, ein Anderer hat sich mit mehreren Bund dicker Schiffstaue versehen. Die Meisten haben für die bevorstehende anderthalbstündige Fahrt einen Vorrath von Nahrungsmitteln eingepackt, der für eine längere Wüstenwanderung hinreichen würde. Man sieht, sie trauen der Eisenbahn doch nicht recht. Mehrere machen die ihnen gehörigen Gepäckstücke dadurch kenntlich, daß sie diese zu einem Haufen zusammenthun und eine Fahne auf ihm aufpflanzen. Ueberhaupt bildet die Eisenbahn für den Chinesen eine willkommene Gelegenheit, mit Fahnen zu manipuliren. Wenn der Zug ankommt und wenn er abgeht, werden Fahnen geschwenkt. Wer nur irgendwie am Betrieb der Bahn betheiligt ist, trägt eine Fahne mit sich herum. Der Lokomotivführer hat sogar deren zwei im Gürtel stecken.

Ueber einer Thür befindet sich die vielversprechende Aufschrift „First Class Waiting Rooms". Die Thür führt in einen Corridor, und dieser sollte eigentlich in den Wartesaal führen. Er führt aber nicht dahin aus dem Grunde, weil der Corridor selbst bereits der Wartesaal erster Klasse ist. Die Bahnhofs-Restauration befindet sich daneben. „Refreshments Tong Yung Kee" besagt draußen das Schild. Herr Tong-Yung-Kee schenkt seine Erfrischungen aus in einer Stube, die schwarz ist von Fliegen, führt aber einen durchaus trinkbaren Whiskey. Drei schwarze mongolische Hunde, so groß wie Bären, streichen um die Bar herum und beschnüffeln die Gäste.

Auf dem Perron wird es immer lebhafter. Eine Rickscha fährt an und lädt einen dicken Chinesen aus, der hochmüthig über seine Brillengläser hinwegschielt. Man kann aus seiner Haltung ersehen, daß er kein gewöhnlicher Chinese ist, und man darf annehmen, daß

er hierher gekommen ist in der Absicht, erster Klasse zu fahren. Drei Soldaten treten auf. Sie haben Bambusstöcke in den Händen, und es zeigt sich, daß sie die Polizei sind, die bekanntlich auf keinem Bahnhof fehlen darf. Sie gehören zum „grünen Banner". Unter den chinesischen Soldaten sind die des „grünen Banners" die nichtsnutzigsten von allen. Da sie zu keiner ordentlichen Beschäftigung zu haben sind, wird ihnen die Aufgabe zugetheilt, als Polizeitruppen über die Bürger zu wachen. Vier Kulis bringen eine leere Sänfte. Der Herr der Sänfte soll erst mit dem Zuge kommen. Bei uns bestellt man sich seinen Wagen an die Bahn und hier seine Sänfte. Die Sänfte ist grün, und diese Farbe zeigt an, daß der Erwartete zum Mindesten ein General sein muß.

Alles ist bereit, nur der Zug fehlt noch. Um fünf Uhr soll er fahrplanmäßig kommen, und in wenigen Minuten wird es sechs sein. Dieser Zug ist ein Schnellzug. Darum hat er nur eine Stunde Verspätung. Die Bummelzüge kommen wahrscheinlich immer erst am nächsten Tage. In China geht nichts rasch. Man durfte sich demnach fragen: Wie soll jemals in ein solches Land die Eisenbahn hineinpassen? Das Problem hat in der Praxis eine sehr einfache Lösung gefunden: die Eisenbahn geht auch nicht rasch. In China hat sich die Eisenbahn jene Gemächlichkeit angeeignet, welche den Grundzug des chinesischen Wesens bildet. Die englische Sprache enthält ein Wort, das gemächliche Leute sehr gut brauchen können. Es ist das „by-and-by", das aufschiebt und auf später vertröstet. Die Chinesen haben rasch gelernt, sich dieses „by-and-by" zu bedienen, welches wie geschaffen für sie ist. Von wenigen englischen Worten machen sie einen so ausgiebigen Gebrauch, wie von diesem, und es ist eine der Hauptvokabeln im Pidjen-Englisch. Wenn ein Chinese gar nicht englisch versteht, so vermag er doch jedenfalls „by-and-by" zu sagen. Auch für den chinesischen Eisenbahnbetrieb kann „by-and-by" als Motto dienen. By-and-by fährt der Zug ab, und nachdem er in voller Gemüthsruhe seinen Weg durchlaufen, kommt er auch by-and-by einmal an.

Endlich raucht die Lokomotive weit drüben in der Ebene auf dem Geleise, das von Schanhai-Kwan herführt. Ein Kuli tritt vor und entfaltet eine grüne Fahne. Die Chinesen schleppen ihr Gepäck auf den Bahnsteig und drängen sich vorn am Geleise zu-

sammen. Ein grau gekleideter Chinese, der mit einer breiten blauen Tuchschärpe umgürtet ist, schreit auf die Andern ein und drängt sie zurück. Wenn nicht Alles trügt, so ist dieser graue Chinese ein Angestellter der Bahn; jedenfalls hat er eine Fahne in der Hand. Aber das kann auch eine Privatfahne sein. Die Bahnbeamten tragen keine Uniform, wenigstens keine, die man bemerkt. Es ist also eine weitere Eigenthümlichkeit dieser Bahn, daß sie ihre Beamten in einer Weise kleidet, die es unmöglich macht, sie zu erkennen. Da die Reiselustigen auf dem Bahnsteig nicht weit genug zurückweichen, arbeiten die Polizeisoldaten mit ihren Bambusstöcken ein wenig in dem Haufen herum. Aus dem Bahnhofsgebäude kommt ein Chinese im blauseidenen Festgewand heraus. Eine Kappe mit rothem Mandarinenknopf bedeckt sein Haupt. Wenn man nach dem rothen Knopf urtheilen darf, der vielleicht der in Europa üblichen rothen Mütze entspricht, so ist das jener Mandarin, den man auch bei uns unter dem Namen „Stationschef" kennt.

Langsam fährt der Zug ein. Vorn laufen offene Güterwagen, die mit Kohle aus Kai-ping vollgeladen sind. Kohlenwagen folgt auf Kohlenwagen. Vielleicht zwanzig sind zusammengekoppelt, und die Auffahrt will gar kein Ende nehmen. Es ist unbegreiflich, wie die kleine Lokomotive das Alles fortschleppen kann. Aber wo sind die Personenwagen? Der Zug hat nur eine einzige Stunde Verspätung, und bei dieser überstürzten Eile hat man vielleicht vergessen, sie mitzunehmen. Nein, ganz hinten kommen sie angerollt. Diese Bahn führt vor allen Dingen Kohle, und aus besonderer Zuvorkommenheit hängt sie an die Kohle auch ein Paar Passagiere an.

Die Personenwagen sind große braune Waggons mit weißen Dächern, von einer den Sleeping-Cars ähnlichen Form. Sie haben keine Seitenthüren, der Zugang erfolgt vorn und hinten über eine Plattform. Die Coupés sind hoch und sehr breit. Die erste Klasse hat hölzerne Bänke und ist auch sonst eingerichtet, wie bei uns die dritte Klasse. Die zweite Klasse ist nicht ganz so komfortabel wie ein guter deutscher Viehwagen. Im Innern der Waggons erster Klasse herrscht die braune Farbe vor. Die Bänke sind braun, und über den braunen Thüren schlängeln sich je zwei braune Relief-Drachen einander entgegen. Die Stationen werden nicht ausgerufen, überhaupt ist weit und breit kein Kondukteur zu erblicken. Die

Waggons sind vertrauensvoll den Reisenden überlassen, welche damit anstellen können, was ihnen gerade beliebt.

Wir Passagiere von der „Tungchow" nehmen uns natürlich zwei Coupés für uns allein. Aus dem einen muß allerdings erst noch ein Chinese hinausgeworfen werden, jener dicke Chinese mit der Brille, der thatsächlich in dem Wahn lebt, er werde erster Klasse fahren. Einen Gepäckwagen giebt es nicht. Darum wird das erste Coupé mit unsern großen und kleinen Koffern angefüllt; einige werden auch auf der Plattform aufgestapelt. Im zweiten Coupé lassen wir uns selbst nieder. Dieser Wagen voll Europäer bringt bei dem chinesischen Bahnpublikum ungefähr die Wirkung eines Menagerieкäfigs hervor. Ein ansehnlicher Zuschauerkreis bildet sich draußen auf dem Perron. Man erörtert unser Aussehen und commentirt unsere Gesten. Es sieht beinahe so aus, als würde man bald anfangen, uns mit Zuckerstücken zu füttern.

Der Zug bleibt ohne ersichtliche Nothwendigkeit eine halbe Stunde in der Station liegen. Der russische Oberst erzählt, daß er im vorigen Jahr hier mit dem Fürsten Uchtomski eintraf, um einen Salonzug zu besteigen. Die chinesische Regierung hatte diesen bereit gestellt, und dem Fürsten waren außerdem zwei Tao-tais beigegeben, die den besonderen Auftrag erhalten hatten, für rasche Beförderung zu sorgen. Trotzdem dauerte der Aufenthalt nahezu zwei Stunden. Waarenballen auf Waarenballen wurden verladen. Ein Salonzug, der zugleich als Güterzug diente, schien selbst in China ungewöhnlich. Später klärte sich das auf. Alles, was der Fürst Uchtomski auf der Bahn mit sich führte, war von der Zollrevision befreit; und die beiden Tao-tais, die den Fürsten begleiteten, hatten den Salonzug benutzt, um einen hübschen kleinen Schmuggel in's Werk zu setzen.

Der Stationschef mit dem rothen Mandarinenknopf fühlt das Bedürfniß, den Europäern durch einen Akt der Autorität zu imponiren. Ein Kuli trägt auf einem ärmlichen Holzteller kleine Reiskuchen herum und sucht sie an die Passagiere des Zuges zu verkaufen. Es scheint, daß auf dieser Bahn, wo man sich sonst Alles erlauben darf, gerade das verboten ist. Der Stationschef läßt durch zwei Polizeisoldaten den Verkäufer ergreifen und mittels seines Zopfes an einer Laterne festbinden. Da steht er nun gerade vor unserm

Coupé, macht ein unsäglich trauriges Gesicht, möchte auch gern beschämt den Kopf senken, kann das jedoch nicht thun, da der Zopf hoch oben um den Laternenpfahl geschlungen ist. Wir legen Fürbitte ein und ersuchen um Freilassung des Gefangenen. „By-and-by," antwortet der Stationschef. Schließlich aber bindet er ihn mit eigener Hand los. In diesem Augenblick bekommt die Lokomotive auf einmal die Idee, daß sie nun doch wohl lange genug gestanden habe und daß ihr einige Bewegung gut thun dürfte. Ganz unvermittelt und urplötzlich beginnt der Zug zu rollen. Alle Welt ist von dieser Abreise überrascht, und die Ausfahrt aus dem Bahnhof vollzieht sich unter großem Stimmengewirr und Geschrei.

Das Tempo der Fahrt ist selbstverständlich so langsam als möglich. Die Gegend, die an den Bahnfenstern vorbeizieht, bietet denselben Anblick, wie die Gegend, die vom Schiff aus zu sehen war. Das Land ist vollständig flach. Nirgends ist auch nur die kleinste Boden-Erhöhung zu bemerken. Die einzigen Hügel sind die Gräber. Manchmal haben sie oben einen Knopf, gleich den Butterglocken. Aber das Grün fehlt nicht in der Landschaft. Am Horizont läuft oft ein Saum von Bäumen. Es giebt auch Wiesen, auf denen große Heerden von Maulthieren weiden. Einige Felder kommen zum Vorschein, auf denen der Kao-liang wächst, jene merkwürdige Pflanze, die der Chinese als Futter verwendet für sein Vieh — und für sich selbst. Das Alles hat einen Schein von Ländlichkeit. Selbst die hellbraunen Erdhügel der Gräber nehmen sich von fern gesehen aus wie Haufen geschnittenen Heus. Aber es ist nur ein Trugbild der Herbstsonne. In Wirklichkeit besteht da eine arge Wüstenei: Wasser, Schlamm und getrockneter Schlamm, der Boden geworden ist. Die Eigenthümlichkeit dieser Gegend liegt in dem Verhältniß von Land und Fluß. Der Fluß zieht hier nicht durch das Land, sondern er vermischt sich mit ihm. Land und Fluß durchdringen sich gegenseitig und bilden gemeinsam die Ebene, in welcher Bodentheile mit Wassertheilen wechseln.

Die erste Station ist Hsinho. Wie bei uns neben den Bahnhöfen die Droschken halten, so steht hier ein mit einem Maulesel bespannter chinesischer Reisekarren und wartet, ob vielleicht der Zug einen Fahrgast bringt. Solch' ein Reisekarren ist ein von einem runden Leinwanddach überwölbter Kasten, der ohne

Federn zwischen zwei hohen Rädern ruht. Der Anblick allein verursacht Gliederschmerzen.

Chunliang Cheng lautet der Name der zweiten Station. Ein chinesischer Händler geht am Zuge entlang und ruft Weintrauben aus. Am Bahnhof stehen zwei Reisekarren. Der eine ist vielleicht der Omnibus des Grand Hôtel von Chunliang Cheng. In einer Wasserlache neben dem Stationsgebäude schwimmen weiße Enten.

Der Zug fährt wieder in die Ebene hinaus, und jetzt wird es Nacht. Die Waggons sind nicht erleuchtet. Man sitzt im Dunklen und denkt an die tiefsinnigen Verse des französischen Dichters:

„Si la Compagnie mettait de l'huile,
On verrait clair dans les waggons;
Mais comme la Compagnie ne met pas d'huile,
On ne voit pas clair dans les waggons."

Links drüben flimmern Lichter. Wir biegen nach links ab. Noch ein wenig Finsterniß, dann eine Laterne. Sie brennt recht trüb, die gute Laterne. Die andern, die sich anreihen, leuchten auch nicht heller. Zu den Waggonfenstern heult es herein. Viele Hände halten chinesische Papierlampions hoch, und seltsames Licht fällt auf wilde Köpfe, die sich draußen vor den Fenstern drängen. Es ist wirklich ärgerlich, noch so kurz vor der Ankunft von einer Räuberbande überfallen zu werden. Wäre nur der Bahnhof schon in Sicht! Aber er ist in Sicht: ein niedriges kleines Haus, gleich den früheren Stationsgebäuden. Das Geheul ist das Zeichen, daß wir in Tientsin angekommen sind, und die Räuberbande setzt sich aus den Bahnhofs-Gepäckträgern zusammen, die ihre Dienste anbieten. Die Zugskondukteure jagen sie mit lautknallenden Peitschenhieben zurück. Im Augenblick nämlich, wo sich Gelegenheit zum Hauen bietet, taucht stets das Eisenbahnpersonal aus seiner Unsichtbarkeit auf. Trotzdem werden die Waggons im Sturme genommen. Die Passagiere selber müssen ihre Koffer vertheidigen, bis durch das Gedränge sich die Kulis Bahn brechen, welche einen Strohhut mit weißem Bande tragen, das die Vertrauen erweckende Bezeichnung „Astor House" weist. Da wir Alle in dasselbe Hotel gehen, schon aus dem Grunde, weil es nur dieses eine gibt, ist es nicht nöthig, das Gepäck zu sichten. Auch wäre es bei der herrschenden Dunkelheit unmöglich, die einzelnen Stücke zu unterscheiden. Die Kulis laden auf, was sie

finden. Im Hotel wird die Vertheilung erfolgen. Wer artig war, bekommt einen Koffer oder auch zwei, so lange eben die vorhandene Zahl ausreicht.

Es ist durchaus nicht so einfach, wie es scheint, von Tschifu nach Tientsin zu reisen. Man steigt zuerst in den Sampan, vom Sampan auf's Dampfschiff, vom Dampfschiff auf den Tender, vom Tender auf's Land, vom Land auf die Eisenbahn. Dann fährt man mit der Eisenbahn in Tientsin ein, aber das will noch immer nicht sagen, daß man in Tientsin ist. Vom Bahnhof geht es zu Fuß durch die Chinesenstadt. Röthlich flackernde Oellampen brennen an den Häusern, und die Straßen sind mit trübem Dunst und vielen Menschen gefüllt. Auf einmal liegt wieder vorn der Fluß. Dieser Fluß ist stets dort, wo man ihn am Wenigsten erwartet, und da man ihn vor Kurzem noch in einer ganz anderen Richtung als in der von Tientsin hat laufen sehen, bleibt es unbegreiflich, wie er es fertig bringt, jetzt auf einmal mitten durch die Stadt zu fließen. Man muß also wieder in einen Sampan steigen und über das dunkle Wasser setzen. Am andern Ufer folgt noch eine lange Rickscha-Fahrt durch stille, wenig erleuchtete Straßen, zwischen hohen europäischen Häusern hindurch. Die Straßen führen französische Namen. Endlich hält der Kuli vor dem „Astor-House" an. Bald sitzt man draußen auf der Veranda dieses besten Hotels in China, hört gegenüber im Public-Garden die chinesische Stadtkapelle spielen und konstatirt mit Behagen, daß man, wenn man nur den Muth nicht ganz verliert, schließlich sogar auch in Tientsin ankommt.

XXIV. Tientsin.

Tientsin, Mitte September.

(Tientsin, die Vorstadt von Peking. — Der deutsche Handlungsreisende in China. — Handelsverhältnisse. — Das „Regierungsgeschäft." — Die deutsche Niederlassung. — Die Gothik in Tientsin. — Der Rennplatz. — Von den Jesuiten. — Die deutsche Art, zu kolonisiren. — In der Todtenhalle. — Die Universität. — Die Chinesenstadt. — Straßenleben. — Die Guckkasten. — Teppich-Industrie und Pelz-Handel. — Thonfiguren. — Die Kuriositätenhändler. — Porzellan, Bronze und Malereien. — Das Fingerspiel. — Feine chinesische Restaurants. — Sing-Mädchen und Sing-Knaben. — Im Theater.)

Tientsin (das e wird nicht ausgesprochen, und der Ton liegt auf der letzten Silbe) möchte gerne ein zweites Shanghai werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ihm dies gelingt, denn Tientsin entwickelt sich kräftig. Vorläufig aber steht diese Entwicklung noch im ersten Stadium. Tientsin ist vielleicht eine werdende Großstadt, einstweilen jedoch ist es noch ziemlich klein. Die europäische Einwohnerschaft macht eine geringe Zahl aus, monumentale Bauten giebt es wenig, die Straßen in den Settlements sind still, das ganze Leben hat einen einfachen Zuschnitt und besitzt nichts von dem Glanz und der Ueppigkeit des Lebens in Shanghai.

Tientsin ist eigentlich das Fremdenviertel von Peking. In der chinesischen Hauptstadt giebt es noch keine europäischen Niederlassungen. Die Europäer, die mit Peking und überhaupt mit dem Norden China's Verbindungen unterhalten müssen, haben sich daher in Tientsin angesiedelt, von wo man mit der Eisenbahn jetzt in vier Stunden nach Peking kommen kann. Als europäischer Vorort der chinesischen Hauptstadt hat Tientsin namentlich politische Wichtigkeit. Europa wirkt in Peking auf die chinesische Central-Regie-

rung durch seine Diplomaten ein. Aber sein wirksamster Diplomat ist doch eigentlich die europäische Stadt gewesen, die vor den Thoren der Metropole liegt und von der Einflüsse ausgehen, welche viel lebendiger, persönlicher, unmittelbarer sind, als die der Gesandten und bevollmächtigten Minister. In Tientsin ist darum so Manches zwischen Europa und China vereinbart worden, das entscheidend für die Zukunft war. Während der Jahre 1874 bis 1894 ist die Stadt geradezu der Sitz der auswärtigen Politik Chinas gewesen, namentlich in der Zeit, wo Li-Hung-Tschang als Vizekönig dort seines Amtes waltete. Gegenwärtig ruht der Schwerpunkt der auswärtigen Politik wieder in Peking. Es scheint, als verliere Peking immer mehr von seiner Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit. Sollte eines Tages die Hauptstadt auch noch offiziell den Fremden zur Niederlassung eröffnet werden, so könnte das einen schweren Schlag für Tientsin bedeuten. Fraglich bleibt allerdings, ob diese Eröffnung nicht lediglich die politische Bedeutung von Tientsin zunichte machen, seine kommerziellen Errungenschaften aber unberührt lassen würde.

Tientsin ist gleichsam die Eingangspforte für die chinesischen Provinzen Schansi, Tschili, Honan, zum Theil auch für Schantung und selbst noch für die Mongolei und die Mandschurei. Dieses gewaltige Hinterland kommt ebensosehr als Absatzgebiet für europäische Produkte wie als Bezugsgebiet für chinesische Exportartikel in Betracht. Man muß nämlich nicht glauben, daß der China-Handel nur in der Ausfuhr besteht. China kauft von Europa ganz so, wie Europa von China kauft. Je mehr das Land sich erschließt, um so mehr tragen die Chinesen Begehr nach europäischen Erzeugnissen. Die Kaufleute in Tientsin, in Shanghai, in Hongkong u. s. w. halten in ihren Komptoirs Musterlager von Einfuhr-Artikeln zur Auswahl für die chinesischen Kunden. Selbst der deutsche Handlungsreisende beginnt bereits, sich in China zu zeigen, und entfaltet in den Hotels an der Table d'hôte seine geräuschvolle Beredsamkeit. Die Chinesen sind gute Abnehmer und musterhafte Zahler. Die chinesischen Kaufleute erhalten von den europäischen Firmen Kredit bis zu sehr hohen Beträgen. In der Regel wird selbst über bedeutende Summen nichts Schriftliches aufgesetzt. Das gegebene Wort genügt. Man traut einander zwischen Europäern und Chinesen, wie

Europäer untereinander sich niemals trauen würden, und man fährt gut dabei.

Der Aufschwung Tientsins kommt freilich mehr vom Export her als vom Import. Die Versendung nordchinesischer, namentlich mongolischer Rohprodukte macht hier das Hauptgeschäft aus, und dieses Geschäft nimmt seit fünfzehn Jahren einen immer größeren Umfang an. Tientsin führt vor allen Dingen Wolle aus (Kameel-, Ziegen- und Schafwolle), ferner Felle, Strohgeflecht aus Honan und Schantung u. s. w. Dann aber bringt es wieder die politische Lage von Tientsin mit sich, daß dort das sogenannte „Regierungsgeschäft" blüht, das heißt das Geschäft, das mit der chinesischen Regierung abgeschlossen wird, namentlich die Lieferung von Waffen. In dieser Handelsoperation werden die kolossalen Profite erzielt, hier ist die Gelegenheit zu Coups erster Ordnung, und im Vergleich zu dem langsamen, aber sicheren Gewinn, den der regelmäßige und regelrechte Waarenhandel bringt, ist das Waffengeschäft so ungefähr die Art, wie man in China Gold graben kann. Nur geht es, wie es immer mit der Goldgräberei geht: sehr Viele graben ihr Leben lang vergebens, und nur ganz Wenige finden die ergiebige Mine.

Die Millionen aber sind, wie gesagt, einzig und allein auf diesem Gebiet zu verdienen, und die China-Nabobs verdanken zumeist dem Waffengeschäft ihre Reichthümer. Das Geheimniß kann in wenig Worten ausgesprochen werden: Es handelt sich einfach darum, der chinesischen Regierung möglichst werthlose Waare für möglichst theures Geld anzuhängen. Das läßt sich bei der Waffenlieferung am Ehesten ausführen, da die chinesische Regierung von den europäischen Waffen und ihrem Werthe noch weniger versteht, als von anderen europäischen Dingen. Wer in diesem Geschäft etwas erreichen will, muß einen günstigen Zeitpunkt abwarten (wie beispielsweise der chinesisch-japanische Krieg war), muß eine genaue Kenntniß der Verhältnisse besitzen, muß womöglich chinesisch sprechen, muß gute Beziehungen zu hohen chinesischen Beamten haben oder solche anzubahnen wissen, muß nicht allzusehr mit Skrupeln behaftet sein und muß, wenn es nöthig ist (es ist immer nöthig!), sein Ziel selbst auf krummen Wegen zu erreichen vermögen. Auch die Geschäftskosten sind beträchtliche. Der Ankauf der zu liefernden Waaren ist natürlich das Billigste bei der Sache. Hingegen ist das Wohlwollen einiger Mandarinen unerläßlich

zum Betrieb des Geschäfts, und das ist eine recht kostspielige Anschaffung. Je einflußreicher der Mandarin ist, umso mehr Werth hat natürlich sein Einfluß; und wenn er zudem auch noch ehrlich ist, muß man ihm sehr viel Geld zahlen. Nichts vertheuert eine Bestechung so sehr wie die Ehrlichkeit Desjenigen, der sich bestechen läßt. In der letzten Zeit sind die Preise ganz enorm gestiegen. Die Konkurrenz ist groß unter Denen, die liefern wollen, und die Mandarinen brauchen ihr Wohlwollen nicht zu verschleudern. Früher waren die Zeiten besser. Die Beamten gaben sich gelegentlich sogar mit einer Betheiligung am Gewinn zufrieden. Jetzt wird sofortige Baarzahlung begehrt.

Wie aber kommen solche Geschäfte zustande? Ein Kaufmann bringt beispielsweise durch die Spione, die er in Peking unterhält, in Erfahrung, daß die chinesische Regierung Gewehre anschaffen will. Er hat gerade zehntausend alte ausrangirte preußische Zündnadelbüchsen auf Lager, die er mit einer Mark das Stück bezahlt hat. So begibt er sich denn zu dem chinesischen Beamten, der mit der Sorge für das Kriegsmaterial betraut ist, und bietet ihm seine Gewehre an.

„Was sollen sie kosten?“ fragt der Beamte.

„Weil wir alte Freunde sind, gebe ich sie Ihnen für zwanzig Mark das Stück. Aber sie sind unter Brüdern das Dreifache werth.“

„Sie kommen zu spät,“ erwidert der Beamte. „Eben habe ich zehntausend englische Gewehre gekauft. Ich brauche nur zehn Mark pro Stück zu zahlen, und in vierzehn Tagen sollen die Kisten hier sein.“

„Auch ich will ja nicht mehr als zehn Mark haben“, erklärt der Kaufmann. „Die übrigen zehn Mark sind der Antheil der Freundschaft. Sie erinnern sich, was Confucius geschrieben hat: „Die wahre Freundschaft bewährt sich erst in Geldsachen.“ Ich denke mir also, daß von dem Preis für jedes Gewehr fünf Mark Ihnen gehören. Für die letzten fünf Mark finden Sie vielleicht einen Abnehmer unter Ihren Amtskollegen. Meine Gewehre kosten also eigentlich auch nur zehn Mark, und der Vortheil für die chinesische Regierung besteht darin, daß ich Ihnen die Waffen liefere, mit denen Preußen alle seine Schlachten gewonnen hat.“

Der chinesische Beamte ist Patriot und hält es für seine Pflicht, China in die Lage zu versetzen, auch seinerseits Schlachten zu ge-

winnen. Die preußischen Gewehre werden bestellt. Die Lieferung der englischen Gewehre läßt sich nicht mehr rückgängig machen, umso weniger, als der Beamte auch hier am Ertrag des Geschäftes betheiligt ist, und so werden sie gleichfalls abgenommen. Diese jedoch bleiben unausgepackt in ihren Kisten liegen. Denn der Beamte hat den Befehl erhalten, zehntausend Gewehre anzuschaffen, und den Befehl befolgt er mit jener Gewissenhaftigkeit, welche die höchste Zierde eines Beamten ist: er bezahlt zwanzigtausend Gewehre, schafft aber nur zehntausend an. Das Beste an dieser Geschichte ist, daß sie durchaus nicht so ganz auf Erfindung beruht, wie man vielleicht glaubt.

Auch im Geschäftsleben von Tientsin stehen die deutschen Firmen obenan. Bei jedem Schritt, den man hier draußen thut, kann man immer wieder mit Freude die große und fast beherrschende Stellung konstatiren, welche der deutsche Kaufmann im Chinahandel sich zu erringen verstanden hat. Ueberall blüht das deutsche Geschäft — überall, mit einziger Ausnahme der deutschen Kolonie Kiautschou. Sobald der deutsche Kaufmann losgelöst ist von der bureaukratischen Umklammerung, von der Bevormundung, welche die deutsche Art des Regierens mit sich bringt, sobald er in der Freiheit leben kann, in der großen Freiheit Ostasiens, entfaltet er die volle Kraft, die in ihm steckt. Mit einem Worte: Der deutsche Kaufmann gedeiht in Asien bisher nur, wenn er nicht unter der deutschen Regierung steht. Das ist eine Thatsache, über welche die maßgebenden Herren im Reiche, die ja gewiß auch das Beste erstreben, reiflich nachdenken mögen.

In Tientsin besteht eine ganze Reihe deutscher Handelshäuser ersten Ranges: Meyer u. Comp. (Herr Heyl, der sympathische Chef der Firma, stammt beinahe aus Frankfurt, nämlich aus Offenbach), Arnhold Karberg, Melchers u. Comp. u. s. w. Die Deutsch-Asiatische Bank hat hier eine Filiale, die von Herrn Rump geleitet wird, einem Hamburger von der echten Art (und man weiß, eine wie gute Art die von Hamburg ist). Herr Rump fungirt zugleich als Direktor der deutschen Niederlassung, da die Deutsch-Asiatische Bank das Hauptmitglied der Niederlassungsgesellschaft ist.

Die deutsche Niederlassung in Tientsin (ähnlich wie diejenige in Hankau) wird nämlich von einer Privatgesellschaft verwaltet, sie

gehört ihr eigentlich, und der Staat hat sich nur die oberste Aufsicht vorbehalten. Die Gesellschaft läßt auf ihre Kosten die Instandsetzung des Niederlassungs-Terrains vornehmen (Auffüllung, Straßenbau, Quai-Anlagen u. s. w.) und verkauft auch die Bauplätze, durch deren Ertrag sie ihre Kosten einbringen und ihren Gewinn erzielen will. Das Settlement ist erst im October letzten Jahres von Deutschland übernommen worden. Die deutschen Einwohner von Tientsin sind also in der englischen Concession angesiedelt und werden wohl auch dort angesiedelt bleiben, da die deutsche Concession ziemlich weit weg von der Geschäftsgegend liegt. Nur das Konsulat soll nach der Niederlassung verlegt werden. Die Folge wird wahrscheinlich sein, daß Niemand mehr auf's Konsulat kommen wird, — eine Eventualität, welcher der Konsul ohne allzugroßen Schrecken entgegensehen dürfte.

Der Konsul Dr. Eiswaldt hat Baiern zum Heimatland. Ueberhaupt ist die kleine deutsche Kolonie von Tientsin eine Musterkarte der deutschen Stämme, und Nord-, Mittel- und Süd-Deutschland wirken hier einträchtig zusammen. Die Gastfreundschaft ist herzlich, wie überall in China, und es ist ein wahres Vergnügen, mit den klar und frei denkenden Landsleuten hier draußen zu verkehren. Die meisten deutschen Kaufleute sind seit langen Jahren in Tientsin ansässig und besitzen darum eine Kenntniß des Landes, die eine unerschöpfliche Quelle bildet für Denjenigen, der herausgekommen ist, um zu lernen.

Eigenthümlich ist, daß die Zahl der Europäer, die chinesisch verstehen, immer mehr zunimmt, je mehr man nach Norden kommt. In Hongkong weiß kaum Einer ein Wort von der fürchterlich schweren Sprache, die auch so gar keinen Reiz besitzt, welcher den Wunsch rege machen könnte, sie sich anzueignen. Nur wenn der chinesische Boy gar zu langsam bedient, wird er durch ein „Tschoptschop" zur Raschheit gemahnt, oder beim Kegeln wird der chinesische Kegeljunge durch ein über die Bahn geschrieenes „Kito?" um die Anzahl der gefallenen Kegel befragt. In Shanghai findet sich als seltene Ausnahme hier und da einmal Jemand, der chinesisch kann. Im europäischen Haushalt sind nur zwei chinesische Worte im Gebrauch als Weisung für den Kuli, der die Punkah zieht. Wenn er anfangen soll, so befiehlt die Dame des Hauses „La-fun!", das heißt: „Mache Wind!", und wenn er aufhören soll, so wird ihm

zugerufen: „Man-man!“, das heißt: „Halte ein!“ In Tientsin aber spricht fast jeder Europäer, insbesondere jeder Deutsche, chinesisch, als wäre das die einfachste Sache von der Welt. Im Norden nämlich leben Europäer und Chinesen viel näher zusammen, als anderswo. Auch hat sich der Chinese dem Europäer noch wenig akkommodirt. Der Europäer ist daher genöthigt, sich dem Chinesen anzupassen; und es giebt einen Begriff von der Tüchtigkeit der China-Kaufleute, daß sie, wenn ihr Geschäft es erfordert, im Stande sind, sogar das unlernbare Chinesisch zu lernen. In dem großen Hotel von Tientsin, im „Astor-House“, ertheilt beispielsweise der Wirth seinem Personal chinesische Befehle und empfängt von diesem chinesische Berichte. Das „Astor-House“ ist wohl in der Welt das einzige europäische Hotel mit chinesischer Geschäftssprache. Auch Herr Diedering, der Wirth des Hotels, das, wie schon früher erwähnt, mit Recht als das beste in China gilt, ist ein Deutscher.

Die europäischen Settlements grenzen an den Pei-ho. In der Mitte liegt das englische, zur Linken, wenn man sich mit dem Gesicht nach dem Fluß wendet, das französische, zur Rechten das deutsche. Sie erstrecken sich vom Strom aus landeinwärts. An die französische Concession stößt seitlich die Chinesenstadt an, die „City“, wie man hier kurz sagt, und geht in einem weiten Halbkreise hinter den europäischen Vierteln herum, berührt diese jedoch erst wieder an der deutschen Niederlassung.

Die europäische Stadt Tientsin dehnt sich nicht in die Tiefe, sondern in die Breite. Man möchte sagen, daß die Stadt nach seitwärts lebt. Die Hauptstraßen laufen dem Fluß parallel. Am Pei-ho selbst zieht sich ein Bund entlang. Das heißt, dieser Bund muß erst einer werden. Es ist Alles da, was zu einer Uferstraße gehört: der Fluß, das Ufer, die Straße — nur die schönen Gebäude fehlen. Die vorhandenen Häuser sind zu meist Waarenspeicher, und diejenigen, die keine Waarenspeicher sind, sind nicht schön. Nur auf dem französischen Bund, der Quai de France heißt, stehen einige hübsche Bauten. Im Uebrigen wird auch die Straße selbst zur Aufbewahrung von Waaren, zumeist von Import-Waaren, verwendet. Man schreitet an aufgestapelten Ballen, Kisten und Säcken entlang. Oft sind für die Waaren aus den Strohmatten, die Canton liefert, Hütten erbaut. Auch die Wächter hausen in solchen Strohhütten. So machen einige Stellen des Bund den

Eindruck, als habe ein Stamm von Wilden dort sein Nomadenlager aufgeschlagen. Die Straße liegt im gleichen Niveau mit der Wasserfläche. Der Fluß ist schmal, aber ungemein belebt von bewimpelten Dschunken und fauchenden kleinen Dampfbooten, die mit ihren Sirenen einen Höllenlärm verführen. Der Pei-ho ist nur bis Tientsin für See-Dschunken fahrbar. Stets sind also hier zahlreiche Schiffe angesammelt, welche ihre Fracht abladen. Am andern Ufer des Bund sind Salz, Kohle und Reis zu ganzen Bergen aufgeschichtet, die gleichfalls von Matten bedeckt werden. Das Meiste ist durch den großen Kanal hinaufgekommen, welcher bei Tientsin sein nördliches Ende erreicht. Vor Allem der Tribut-Reis, der nach der Hauptstadt abgeführt werden soll, muß hier auf weitere Beförderung warten. Demnach ist der ganze Bund nicht viel mehr als ein großes Entrepot.

Das eigentliche Wohn- und Geschäftsviertel ist, wie gewöhnlich in den chinesischen Kolonien, die englische Concession. Die Hauptstraße, die Victoria-Road, hat fast gar keine Läden. Wohl aber liegen hier die hervorragendsten Gebäude der Stadt: das „Astor-House", der deutsche und der englische Klub, das deutsche Konsulat, das zierliche und farbige Palais der Indisch-Australischen Bank und namentlich das Rathhaus. Der Styl, der bei den Monumentalbauten von Tientsin vorherrscht, ist der massiv-gothische. Das liegt daran, daß sie alle von demselben Baumeister errichtet worden sind. Dieser Baumeister hat offenbar aus dem ernüchternden neunzehnten Jahrhundert sein romantisches Herz nach China geflüchtet und ist nach dem Pei-ho gezogen, um dort seine mittelalterlichen Träume zu verwirklichen. So sieht Tientsin an einzelnen Stellen aus, wie eine zum Leben erwachte Rittergeschichte. Selbst das japanische Konsulat ist eine feste Burg geworden. Das Rathhaus aber ist ein gewaltiges Kastell, ein graues, zinnengekröntes Gemäuer mit Spitzbogenfenstern, flankirt von dicken Thürmen. Die Hauptfront ist dem Public Garden zugewandt, und hier ist ein Söller angebaut, der die Erwartung weckt, daß jeden Augenblick Kriemhild in eigener Person da heraustreten werde, um der chinesischen Stadtkapelle zuzuhören.

Auf den ersten Blick berührt dieses Rathhaus ein wenig befremdend. Wer hätte auch gedacht, gar so viel Gothik in

Tientsin zu finden! Doch es läßt sich nicht leugnen, daß der Bau eine imposante Wirkung übt. Der offizielle Name ist „Gordon-Hall“. Die Engländer wollten durch ihr Municipal-Palais ihrem General Gordon ein Denkmal setzen, der so glänzende Kriegsthaten in China ausgeführt hat. Da Gordon mit Li-Hung-Tschang befreundet war, erwiesen sie durch die Benennung zugleich dem damaligen chinesischen Vizekönig von Tientsin eine Artigkeit. Li-Hung-Tschang hat dafür das Rathhaus in sein Herz geschlossen und hat ihm prachtvolle Seidenstickereien geschenkt, die bei festlichen Gelegenheiten in der großen Halle ausgehangen werden. Unter den Stickereien fällt ein seltsames Stück auf, das einen lebensgroßen Greis zeigt, dessen langer Graubart aus der Seide herauswächst und dem ein Reh zur Seite ruht, welchem wirkliche Augen eingesetzt sind. Ein Erdgeschoß-Zimmer gehört der Freimaurerloge. Seltsame Möbel sind an den Wänden gereiht, Altarleuchter stehen auf dem Boden, und an den blau ausgemalten Wänden kehrt als Ornament der Maurer-Zirkel immer wieder. Im ersten Stock haben die Väter der Stadt ihre Rathsstube. Die Stühle sehen nicht sehr abgesessen aus, in einer Ecke webt ungestört eine Spinne ihr Netz. Tientsin läßt sich allem Anschein nach ohne viel Berathung regieren.

Der Public Garden draußen ist klein, aber hübsch angelegt. Nur fehlen die lieben kleinen Mädchen von Shanghai. Ueberhaupt sieht man in Tientsin viel zu wenig Damen. Die wenigen jedoch, die man sieht, sind nicht hübsch. Die Stadtväter mögen darüber die Beschwerde eines Fremdlings vernehmen. Es ist nöthig, daß diesem Uebelstande rasch und gründlich abgeholfen werde. Die Stadtkapelle setzt sich, wie gesagt, aus Chinesen zusammen. Die Spielleute stehen im Orchester-Pavillon, mit Mandarinenhüten und langen Mänteln angethan, und blasen die europäischen Instrumente. Aber es wäre besser, sie bliesen sie nicht. Daß die Chinesen ein unmusikalisches Volk sind, beweisen sie bei keiner Gelegenheit so deutlich, als wenn sie Musik machen. Und wenn man beim Anhören schlechter Musik das Bewußtsein hat, daß sie von Chinesen hervorgebracht wird, so mag dies immerhin seinen Reiz haben, allein die Musik wird dadurch nicht schöner.

Eines der stattlichsten Häuser im englischen Settlement, ein großes europäisches Wohnhaus im maurisch-arabischen Styl mit

vielen Kuppeln, gehört einem Chinesen, dem Direktor der Bergwerke von Kai-ping. Man kommt daran vorüber, wenn man nach dem Rennplatz hinausfährt. Das ist nämlich der einzige in Tientsin mögliche Spazierweg. Tientsin hat keine Umgebung, oder vielmehr es hat deren zu viel. Rings um die Stadt dehnt sich endlos die wüste Ebene des Pei-ho mit ihren Wasserpfützen, ihren kahlen Bodenstrecken, ihren Schlammsümpfen, ihren Gräbern. Im Sommer und Herbst freilich ist all' die Trostlosigkeit unter ein wenig Grün verdeckt. Durch diese Ebene hindurch ist die Straße nach dem Race Course gelegt. In der Abendstunde traben dort die Mafus entlang auf den Pferden, die an den Herbstrennen theilnehmen sollen. Diese chinesischen Stallmeister sitzen sicher und kerzengerade im Sattel. Auch das eine oder das andere Jagdwägelchen rollt einher, gelenkt von einem Chinesen, der das Kutschiren liebt, einem wohlbestallten Comprador vielleicht aus einem europäischen Comptoir. Wenn man Glück hat, kann man eine oder zwei europäische Damen zu Pferde sehen, im langen schwarzen Reitkleid. Weit drüben in der Ebene erhebt sich das vielfenstrige graue Haus, das Herr Detring bewohnt, der höchste deutsche Beamte in der chinesischen Seezoll-Verwaltung. Er haust einsam da draußen und pflegt Umgang mit Niemandem aus der Stadt. Nicht weit davon besitzt ein russischer Theehändler ein ausgedehntes Grundstück, auf dem er Erdhütten hat bauen lassen, die er an arme Chinesen vermiethet. Vermiethungen dieser Art sollen zu den glänzendsten Geschäften gehören, die man in Tientsin machen kann. Es ist eine alte Geschichte, daß es wenig bessere Einnahmequellen gibt, als die: von den armen Leuten zu leben. Ein Park fällt auf, den ein reicher Cantonese sich um sein Haus hat anlegen lassen. Der Rennplatz ist ein Rennplatz wie alle andern. Die Bahn steht zum Theil unter Wasser.

Bei der Rückfahrt sieht man einen gewaltigen Rauch in der Luft, der von einem Riesenbrande herzukommen scheint. Der Rauch hängt über der Chinesenstadt, aber sie brennt nicht, sondern es ist nur ihr Schmutz, der zum Himmel stinkt. Die europäische Stadt liegt drüben, von der einbrechenden Nacht umschleiert. Der Thurm der englischen Kirche ragt aus den Häusern hervor. In der Dämmerung nimmt dieser Thurm mit der schlanken Spitze eine

wohlbekannte Form an. Man hat einen Augenblick die Vision des Frankfurter Doms, und es scheint, als fahre man auf die Stadt am Main zu, die doch so weit, oh so weit entfernt ist! ...

Die französische Niederlassung ist, im Gegensatz zu der von Shanghai, ein wirklich europäisches Stadtviertel. Nicht allzu viele chinesische Häuser sind hinein gemischt. Die Straßen sind breit angelegt, mit Bäumen bestanden und gut gehalten. Eine Rue du Chemin de fer ist vorhanden, wie in fast jeder Provinzstadt Frankreichs. Ihr zur Seite läuft die Rue du Baron Gros, welche aber nicht nach dem Maler der Schlachten des ersten Napoleon benannt ist, sondern nach jenem Baron Gros, der sich als Diplomat zur Zeit des englisch-französischen Krieges gegen China hervorgethan hat. Die Rue de France ist die Hauptstraße. Das Konsulat steht am Bund, tief in einem Garten, und ist ein überaus graziöser Bau in der reinsten Art der französischen Renaissance mit den halb in das Haus hineingewachsenen Säulen und den charakteristischen, eng anliegenden Balkonen. Es schaut aus dem Grün heraus, wie manch' altes Schloß aus den Parks in der Umgebung von Paris. Ein anderer schöner Garten auf dem französischen Territoritum ist Eigenthum der Jesuiten. Ueberhaupt gehört ihnen der größte Theil der französischen Stadt. Sie haben beizeiten Grundstücke gekauft, als Tientsin noch klein war. Jetzt sind sie Herren im Lande, der Werth ihres Besitzes ist vielleicht auf's Fünfzigfache gewachsen und wird in einigen weiteren Jahren bis zum Hundertfachen steigen. Dies ist nicht der erste Fall, der zeigt, daß die Jesuiten sich auf's Spekuliren verstehen.

Die französischen Jesuiten verdienen übrigens, daß man mit Respekt von ihrem Wirken in China spricht. Die meisten anderen Missionäre betrachten es als ihre einzige Aufgabe, zu predigen und die Bibel auszulegen. Sie sind bemüht dem fremden Volk, unter dem sie leben, seinen Glauben wegzubeten. Durch ihren Bekehrungseifer machen sie sich lästig und verhaßt; und wenn Missionäre von einem aufrührerischen Volkshaufen niedergemetzelt werden, so liegt die einzige Schuld nicht immer bei dem Volkshaufen. Die chinesische Regierung hat oft schon zu den Vertretern der Mächte gesagt: „Wir wollen gern den Fremden noch viel mehr Rechte einräumen. Nur nehmt uns die Missionäre weg!" In der That leuchtet die Nothwendigkeit von Bekehrungen nicht ein in einem Lande, wo ein Glaubens-

system herrscht, wie der Buddhismus, und eine Morallehre, wie der Confucianismus, die beide älter sind, als das Christenthum, und denen dieses, bewußt oder unbewußt, manche seiner Ideen entlehnt hat. Ein chinesischer Gelehrter sagte einmal zu einem Missionär:

„In Eurer Bibel stehen schöne sittliche Gebote. Diese oder ganz ähnliche sind auch in den Schriften des Confucius enthalten. Das Schlimme ist nur, daß unser Volk nicht nach den Sittengeboten lebt. Glaubt Ihr, das würde anders werden, wenn das Volk zum Christenthum überträte?"

Die Jesuiten beschränken sich nicht auf das Beten. Sie suchen zu bekehren, indem sie sich nützlich machen. Sie lehren den Chinesen europäische Kultur, und während sie ihnen werthvolle Kenntnisse beibringen, machen sie sie auch zu Christen. Das läßt sich eher hören. Zum Unterschiede von manchen anderen Missionären sind die französischen Jesuiten*) feingebildete Leute. Ihr Kloster Si-ka-wei bei Shanghai ist eine große Unterrichtsanstalt und ein Gelehrtenheim. In Tientsin hat der Orden gegenwärtig nur zwei Vertreter.

Die französische Kathedrale ist mitten in der Chinesenstadt errichtet. Dort wurde sie im Jahre 1870 niedergebrannt. Zugleich mordete der Pöbel die französischen Ordensschwestern und andere Europäer. Die armen Opfer hatten grausame Qualen zu erdulden, und das Fremden-Massacre von Tientsin ist vielleicht das furchtbarste, das jemals in China stattgefunden hat. Jetzt ist die Kathedrale auf der alten Stelle am Pei-ho wieder aufgebaut worden. Die französischen Missionen aber haben ihren Sitz nach der französischen Konzession verlegt. . . . .

Die deutsche Niederlassung hat, wie schon angedeutet, die hervorstechende Eigenthümlichkeit, daß sich noch Niemand auf ihr niedergelassen hat. Haben wir das Gebiet auch erst seit Oktober

*) Die deutschen Jesuiten haben im vorigen Jahrhundert am Hofe von Peking eine große Rolle gespielt. Der damalige Kaiser stand so sehr unter dem Einfluß dieser gelehrten und staatsklugen Männer, daß er geneigt schien, mit seinem ganzen Volke zum Christenthum überzutreten. Da gelang es den Umtrieben der eifersüchtigen Dominikaner, die Stellung der Jesuiten am chinesischen Hofe zu erschüttern. So hat Mönchsgezänk es verhindert, daß China vor hundert Jahren bereits ein christlicher Staat wurde.

vorigen Jahres im Besitz, so könnten wir doch schon viel weiter sein. Es ist ähnlich gegangen wie in Kiautschou. Gewisse Herren an der Spree wollen durchaus am Pei-ho mitregieren, und so ist das Jahr verloren worden mit Hin- und Herschreiben zwischen Tientsin und Berlin. Auch hier darf natürlich nicht gebaut werden, ehe die Behörde ihre sämmtlichen Verfügungen getroffen hat. Und ein Jeder weiß: wenn sich unsere vortreffliche Behörde einmal an's Verfügen macht, dann wird sie nicht so bald fertig. Die deutsche Art, zu kolonisiren, ist, daß man die Ansiedler so lange fernhält, bis man festgestellt hat, was sie Alles nicht thun dürfen. Jede deutsche Kolonie beginnt mit Verordnungen. Während also die Chinesen, die sich gern unter europäischen Schutz begeben, auf den Verkauf von Bauplätzen drängten, während sogar Engländer in dieser Richtung Schritte thaten, obwohl sie sich vor dem „red tape" fürchteten, vor dem „rothen Faden", der in England die offiziellen Dokumente umwindet und das Sinnbild des Bureaukratismus ist, — während dessen saßen die Herren in Berlin und arbeiteten, frei von jeder schädlichen Uebereilung, Polizeivorschriften aus. Als die ersten Verordnungen in Tientsin ankamen, stellte es sich heraus, daß die Verwaltung der deutschen Ansiedelung ungefähr auf folgendem Grundsatze aufgebaut werden sollte: Jeder Deutsche muß einen Maulkorb tragen, und jeder Engländer darf nur an der Leine geführt werden. Jetzt giebt man es bereits bedeutend billiger, und die letzthin eingetroffene Baupolizei-Ordnung soll sogar recht verständig und zweckentsprechend sein. Die deutsche Niederlassung ist ein schönes Stück Land, in guter Lage. In Tientsin wird sie von praktischen Leuten geleitet, die eine gründliche Kenntniß der chinesischen Verhältnisse besitzen und die sich's wohl bald abgewöhnen werden, allzuviel in Berlin anzufragen. Einen Militär-Gouverneur kann man hier auch nicht einsetzen. Folglich sind alle Bedingungen einer gedeihlichen Entwicklung gegeben.

Ein in die Erde gesteckter schwarz-weiß-rother Holzpflock und eine Wasserpfütze markiren die Grenze des deutschen Gebiets. Der Pei-ho bleibt immer zur Linken, und man schreitet auf einer guten Straße durch die grüne Niederung, oft unter den mächtigen Kronen von alten Bäumen hindurch, von Ulmen oder breitästigen chinesischen Pappeln. Diese Baumgewaltigen sind stark genug gewesen, um

manche Zeiten zu überdauern, aber nun wird ihnen die deutsche Axt an den Stamm kommen. Unmittelbar am Wasser wird der Bund gelegt, der „deutsche Bund", der sich an den englischen und französischen anschließen wird. Die Straße ist auf Pfählen in den Fluß hineingebaut; nur das Pflaster fehlt noch. Auch die Victoria-Road soll über die deutsche Niederlassung hinweg verlängert werden und wird hier „Wilhelmstraße" heißen. Ebenso wird eine Weiterführung der Taku-Road projektirt, der zweitgrößten Straße des englischen Settlement, die zu der Victoria-Road parallel läuft und ausschließlich von Chinesen bewohnt wird. Die Taku-Road nimmt drüben an der City ihren Anfang und ist gleichsam ein Kanal, durch welchen die Chinesenstadt in die europäische Stadt sich ergießt. In der Taku-Road hat ein reicher Chinese einen ganzen Block Holzhäuser mit Läden im Erdgeschoß aufgeführt, die er an kleine Leute vermiethet. Die Häuser, deren Herstellung so gut wie gar nichts kostet, bezahlen sich bereits durch die erste Monatsmiethe, und alles Uebrige ist Reingewinn. Aehnliche Holzbauten möchte man auch in der deutschen Konzession errichten. Aber Berlin hat seine Meinung bisher nicht verlauten lassen und scheint sich noch nicht schlüssig gemacht zu haben in Betreff der Frage, ob auf der deutschen Niederlassung Chinesen wohnen dürfen. Nun wäre es gewiß von Vortheil, wenn man überhaupt aus China die Chinesen eliminiren könnte, aber die Sache ist nicht leicht, und Berlin wird daher wohl noch einige Zeit brauchen, ehe es schlüssig wird.

Inzwischen wird fleißig an der Instandsetzung des deutschen Gebiets gearbeitet. Ein gut' Theil Wasser ist dabei, wie dies in Tientsin nicht anders möglich, und eifrig laufen die Karren, welche Erde herbeiführen, um auch dieses Wasser in Baugrund zu verwandeln. Die Aus- und Auffüllungsarbeiten werden von einem chinesischen Unternehmer besorgt, dem natürlich ein deutscher Baumeister auf die Finger sehen muß. Jedoch der Chinese zeigt große Beflissenheit, und sogar einige Schienengeleise hat der treffliche Mann legen lassen. Manch' ein Loch ist noch zuzuschütten. Es gibt Löcher ohne Wasser und Wasser ohne Löcher. Gelegentlich lauft das nasse Element einfach über die Straße. Zumeist aber steht es in Teichen, welche der Schlammgrund mit Schwärze durchdringt und von welchen Düfte ausgehen, die man mit denen der Rosen kaum verwechseln

kann. Andere Gerüche mischen sich hinein, die einen entschieden ausgeprägten Charakter haben, wenngleich sie ebenfalls keine Wohlgerüche sind. Auf deutschem Grund haben sich einige chinesische Dünger-Fabriken etablirt. Der Dünger, frisch aus der Chinesenstadt bezogen, wird getrocknet und mit Ruß vermengt, was ein sehr wirksames Dungpulver ergiebt. In der deutschen Kolonie nennt man diese Anstalten die „Chocolade-Fabriken."

Sie werden nicht mehr lange dort bestehen. Einstweilen ist bereits ein ganzes chinesisches Dorf niedergerissen worden. Auch einen Friedhof der Ningpo-Gilde hat man fortgeschafft, auf dem 260 Chinesen begraben waren. Während die französische Kolonie in Shanghai sich mit den Ningponesen wegen ihres Friedhofs blutig herumschlägt, ist man hier gütlich mit ihnen zu Rande gekommen. Man hat sie nämlich darauf hingewiesen, daß die deutsche Bauleitung einen Theil des Terrains zu erhöhen beabsichtige, wodurch der Friedhof unter Wasser gesetzt werden würde. Nun ist aber für einen chinesischen Verstorbenen anscheinend nichts schädlicher, als unter Wasser zu liegen. Absolute Trockenhaltung ist die erste Vorbedingung für ein besseres Jenseits. Die Ningponesen haben daher nicht umhin gekonnt, ihre Ahnen auszugraben, um sie vor Nässe zu schützen. Auf dem andern Ufer des Pei-ho erhebt sich ein Fort, an das sich ein Erdwall schließt. Ein gleiches Fort und ein gleicher Wall befanden sich früher auf dem deutschen Ufer. Es war im Vertrage ausbedungen, daß sie konservirt werden sollten, und doch sind sie demolirt worden. Zuerst schlug man das Fort zusammen. Der Tao-tai regte sich beträchtlich auf, als er Kunde davon erhielt. Man wartete, bis er sich wieder „abgeregt" hatte, und trug dann den Wall ab. Hierzulande kann man dem Pudel den Schwanz abschneiden, unter der Bedingung, daß man es successive thut, damit es weniger schmerzhaft sei.

Das erste Gebäude, das in der deutschen Niederlassung errichtet worden ist, ist natürlich eine Polizeiwache. Auch ein Gefängniß hängt damit zusammen, ein Gefängniß mit guten Eisenstäben und allem sonstigen Komfort. Die Schutzleute sind ausgesucht große Chinesen. Ein langer dunkelblauer Kittel wallt ihnen bis auf die Knöchel herab, das Haupt ist mit dem Mandarinenhut bedeckt, in der Hand tragen sie einen langen Stab, und

auf dem Aermel ist die kleine schwarz-weiß-rothe Fahne aufgenäht, die, nach dem Muster von Tientsin, auch von den chinesischen Polizisten in Kiautschou getragen wird. Diese Wächter der deutschen Ordnung in Tientsin sind sehr biedere Männer, und sie sagen mit Herzlichkeit „Guten Magen!“ Das soll wahrscheinlich „Guten Morgen!“ bedeuten, obwohl es gewiß auch einen Sinn hat, Jemandem einen guten Magen zu wünschen.

Die Polizeiwache befindet sich gleich links nahe dem Eingang zur deutschen Konzession. Auf der rechten Seite der Straße haben einige offizielle chinesische Gebäude ihren Platz, ein Regierungs-Salzspeicher und eine Leichenhalle. Die Chinesen lassen sich bekanntlich gern in ihrer Heimath bestatten. Wenn Einer in der Fremde stirbt, so wird die Leiche nach dem Geburtsort des Verblichenen geschafft, vorausgesetzt natürlich, daß dieser genügende Mittel hinterlassen hat, um den Transport zu bestreiten. Bis sich Gelegenheit zur Beförderung findet, wird der Sarg in einer Leichenhalle aufbewahrt.

Diejenige, die zur deutschen Niederlassung gehört, ist ein großer Tempel, und zwar ein schöner, außergewöhnlich rein gehaltener und gut gepflegter Tempel. Im ersten Hofe stehen Sänften. Eben ist Einer eingebracht worden, und die Familienmitglieder, die dem Verstorbenen das Geleit gegeben haben, sitzen in der Stube beim Pförtner, der sie mit Thee bewirthet. Im Tempel sind die Priester gerade beim Beten. Inmitten der Halle knien sie um eine Estrade herum, Jeder mit einer rothen Stola behangen. Ueber alte chinesische Meßbücher gebeugt sagen sie ihre Litanei her. Ein greiser Oberpriester giebt den Rhythmus an, indem er im raschen Tempo mit einem Klöppel auf einen Holzklotz schlägt. Dieses Trommeln wirkt fremdartig. Sonst ist gar nicht zu sagen, wie sehr dieser buddhistische Gottesdienst an den katholischen erinnert. Auch der Altar im Hintergrund ist aufgebaut wie in den christlichen Kirchen. Das Götterbild im Dunkel der Nische ist nicht zu erkennen. Kathedralen-Leuchter stehen davor, in denen hohe Kerzen brennen. Gläserne Schalen sind aufgereiht, welche Früchte enthalten, die als Opfergabe dargebracht werden. Früchte gibt es freilich nicht auf den christlichen Altären, wohl aber Blumen. Und Blumen sind auch hier zu Ehren des Buddha aufgeschüttet,

in Fülle und bunter Pracht. Ihr Duft steigt lieblich auf und vereinigt sich mit den Weihrauchdünsten, die durch die Luft ziehen.

Hinter Höfen und abermals Höfen öffnet sich der Eingang in ein dunkles Gewölbe. Ein Gang führt mitten hindurch; zu beiden Seiten liegen kleine Zellen, in deren Thüren Glasfenster angebracht sind. In die Zellen werden die Särge eingestellt. Das ist wie eine Kellerei des Todes. Verwesungsgerüche sind zu spüren. Die Thüren einer Zelle werden aufgethan, und ein riesiger schwarzer Sarg steht darin. Hinter ihm an der Wand lehnen lebensgroße Puppen in bunten Gewändern, männliche und weibliche. Sie werden verbrannt und haben in dieser Weise den Verstorbenen als Dienerschaft in's Jenseits zu begleiten. Einige Körbe sind mit Silber- und Goldpapier angefüllt, das zu kleinen Schuhen geformt ist gleich den ungemünzten Silberstücken, den „sycees", die als Geld umlaufen. Das Papier wird gleichfalls verbrannt und macht die Baarschaft aus, die der Verstorbene mitbekommt. Das Leben in der besseren Welt scheint kostspielig zu sein, kostspieliger vielleicht als in unserer guten. So halten die Särge hier Nachbarschaft, Zelle an Zelle. Es ist unheimlich in diesem dunklen Raum mit den verschlossenen Kämmerlein, in denen lauter Todte wohnen; und die Fenster in den Thüren werden grauenvoll, diese so nutzlosen Fenster für die auf ewig blinden Augen! .....

Eine Enclave im deutschen Settlement bildet die chinesische Universität, ein mehrfach gegliedertes und mehrstöckiges europäisches Schulgebäude, grau mit schwarzem Schieferdache. Li-Hung-Tschang hat sie gegründet, damit ein wenig abendländische Gelehrsamkeit in's Land komme. Geleitet wird sie von einem früheren amerikanischen Missionär, der seine Fähigkeit, eine Universität zu dirigiren, dadurch erwiesen hat, daß er als Hauslehrer die Kinder des Vizekönigs unterrichtete. Außer ihm sind noch drei englische Professoren thätig. Man trifft die gesammte Fakultät jeden Nachmittag zu Pferde auf der Straße, die nach dem Race Course führt. Die Herren sehen aus wie Primaner, aber sie reiten gut. Immerhin hat man den Eindruck, daß es sehr außerordentliche Professoren sind. Vorgetragen wird auf der Hochschule englisches Recht, Ingenieur-Wissenschaft, Mathematik, vor Allem Geographie. Im Allgemeinen lernt man auf dieser Universität nicht viel mehr,

als bei uns in den Vorschulklassen. Zwei- bis dreihundert chinesische Studenten besuchen die Vorlesungen. Wenn sie aber die ausreichende Zahl von Semestern absolvirt haben, wissen sie nicht recht, was sie mit ihren Kenntnissen anfangen sollen. Die Universität hat hier keinen Ausgang nach dem Leben hin. In China kommt man nur mit chinesischer Gelehrsamkeit weiter. Nach vollendetem Universitätsstudium finden die jungen Leute, wenn sie Glück haben, Aufnahme in einem europäischen Geschäft als Schreib-Kulis. Li-Hung-Tschang hatte seinerzeit zweihundert Chinesen nach den amerikanischen Universitäten gesandt. Einige kamen sogar mit dem Doktor-Titel zurück. Aber auch aus diesen Zweihundert ist nichts geworden. In einem europäischen Laden von Tientsin ist einer von ihnen als Commis angestellt. Es wird ihm dort Gelegenheit geboten, seine mit dem Doktorgrad gekrönte Wissenschaft beim Verkauf von Petroleum-Lampen zu verwerthen.

Die Chinesenstadt von Tientsin ist verrufen wegen ihres Schmutzes. Dieser schlechte Ruf ist übertrieben. Tientsin ist gerade so unsauber, wie Chinesenstädte zu sein pflegen, und nicht mehr. Aber der Besuch der City lohnt der Mühe. Die europäischen Einflüsse sind hier lange noch nicht so mächtig, wie beispielsweise in Shanghai, und das chinesische Leben hat darum in Tientsin seine volle Eigenart bewahrt. Ueberhaupt scheint der Norden ausgeprägter chinesisch zu sein als der Süden. In allen Theilen der Welt hat ja der Norden kräftigere Züge, als der Süden. Tientsin ist zudem eine der größten Städte des Reiches. Man schätzt es auf nahezu eine Million Einwohner, soweit sich eben die Bevölkerungsziffer einer chinesischen Stadt bestimmen läßt. Jedenfalls zählt Tientsin mehr Einwohner als Peking. Die Hauptstraßen haben etwa die Breite der kleinen Gassen in der Altstadt von Frankfurt, und das ist schon ziemlich viel für chinesische Verhältnisse. Die Nebenstraßen allerdings sind oft so eng, daß kaum zwei Vorübergehende einander ausweichen können, und sind mit Gerüchen erfüllt, als mündeten sämmtliche Düngergruben in den Rinnstein hinaus. Rinnsteine gibt es nämlich auch, alte historische Rinnsteine, ruhmreiche Kulturwerke der Ming-Dynastie oder einer anderen. Selbst das Pflaster fehlt in den Hauptstraßen nicht, — aber welch' ein Pflaster! Tiefe Löcher klaffen im Fahrdamm. Die Rickscha, von einem Kuli gezogen und von einem

zweiten gestoßen, saust darüber hinweg. Bald stürzt das rechte Rad in ein Loch, bald das linke; bald glaubt man zur einen Seite hinauszufallen, bald zur anderen; und man wird in einer Weise durchgerüttelt, daß alle Nerven in Aufruhr gerathen.

Der Pei-ho nimmt seinen krummen Weg auch durch die Chinesenstadt. Auf der Fahrt durch die City kommt man einigemale an's Wasser heraus, und man hat alte Holzbrücken zu überschreiten. Nahe bei der französischen Kathedrale führt über den Fluß eine Brücke aus Eisen, eine moderne Brücke mit dreiarmigen Gaskandelabern. Der Verkehr in den Hauptadern wächst während der Nachmittagsstunden in's Riesenhafte. Es ist das Straßenleben einer Millionenstadt. Tausende und Tausende von Menschen sind auf den Beinen, die Rickshas folgen sich ununterbrochen, in unabsehbaren Reihen. Zwei Verkehrsströme fluthen aneinander vorüber, einer, der kommt, und einer, der geht. Oft geräth die ganze Bewegung in's Stocken. Die Wagen, die hinten kommen, stoßen auf die vordern. Die Kulis schreien und wettern; sobald sich der Knäuel entwirrt hat, stürmen sie wieder durch das Getümmel im wilden Jagen, und die Rickscha rasselt nach, über Stock und Stein, bis zur nächsten Stauung. Chinesische Reisekarren fahren vorüber, an denen mißvergnügt der Maulesel trottet; Sänften, auf kräftigen Kuli-Schultern ruhend, schwanken über den Köpfen der Menge; auch Reiter traben einher. Der Chinese ist ein gar malerischer Reiter, wenn er im lang herabwallenden Gewande auf dem mongolischen Pferde sitzt, das wild seine buschige Mähne schüttelt.

Laden reiht sich an Laden. Da in einer Chinesenstadt jeder Mensch Kaufmann ist, wer bleibt eigentlich noch zum Kaufen übrig? In Tientsin blüht unter Anderm die Teppich-Industrie. Die Teppiche, welche dort aus Kameelhaar gefertigt werden, finden Absatz in ganz China. Sie werden in allen Größen gearbeitet, vom Bett-Vorleger bis zum breiten Zimmerteppich, der den ganzen Fußboden bedeckt. Man kann einen von der letztern Art schon für 50 bis 60 Silber-Dollars (100 bis 120 Mk.) haben. Die Wolle ist zumeist blau und weiß gefärbt. Das Dessein besteht in der Regel aus geradlinigen Ornamenten, deren Züge aber nicht ohne Kunst geführt sind. Man schreitet weich über diese Teppiche, und das Auge ruht mit Behagen auf ihnen aus, auf ihren schönen, warmen Farben

und auf den einfachen, klaren Linien ihrer Zeichnung. Nur sollen sie arge Staubfänger sein und auch ein wenig nach dem Kameel riechen.

Gewebt werden sie in armseligen, engen chinesischen Werkstätten. Das heißt, sie werden nicht gewebt, sondern geflochten. Ein Bambus-Rahmen, welcher der Größe des herzustellenden Teppichs entspricht, ist an der Wand aufgerichtet. In dem Rahmen sind viele Schnüre ausgespannt. Die Handwerker sitzen davor auf einer schmalen Bank, die an Stricken von der Decke herabhängt. Die Arbeit wird unten begonnen, und je weiter der Teppich fortschreitet, umso höher wird die Bank hinaufgewunden. Jeder Arbeiter hat über sich Wollknäuel in verschiedenen Farben. Er flicht den Wollfaden in die Schnüre des Rahmens, knotet ein wenig daran herum und schneidet dann mit einem Messer, das er in der linken Hand führt, den Faden unmittelbar über dem Knoten ab. So wird der ganze Teppich durch unzähligemal wiederholtes Knüpfen und Schneiden gefertigt. Hinter dem Rahmen hat jeder Arbeiter ein Papier mit dem Muster des Teppichs vor sich, auf das er durch die Schnüre hindurchblickt. Wie es möglich ist, bei dieser Knüpferei ein Muster herauszubringen, bleibt ein Räthsel. Die ganze Herstellungsart ist verblüffend einfach, aber es gehört chinesische Geschicklichkeit und vor allen Dingen chinesische Geduld dazu, um sie zu praktiziren. Auch ist es wieder einmal staunenswerth, zu sehen, mit welch' primitiven Mitteln die chinesischen Handwerker alle ihre wundervollen Erzeugnisse hervorbringen. Um einen Teppich herzustellen, haben sie als einziges Handwerkszeug ein altes, verrostetes Messer. Dabei geht das Werk rasch von der Hand. An einem Teppich, der das ganze Zimmer bedecken soll, haben vier Mann nicht länger als zwanzig Tage zu schaffen.

Ein Teppichwirker wohnt im Vorgebäude des Tempels. Man muß den Tempelhof durchschreiten, wenn man in seine Werkstatt will. In dem Hof ist auf steinernem Sockel ein heiliges Gefäß aufgestellt, dessen Bronze vom Alter geschwärzt ist. An seinem Fuß halten sich die Guckkasten-Männer auf. Durch drei Glaslöcher blickt man in jeden Kasten hinein. Der Impresario steht daneben, rührt eine Glocke, wechselt die Bilder und erkärt sie durch einen Bänkelsang. Photographien von chinesischen Berühmtheiten sind darin zu sehen, Vicekönige mit ihrem Hofstaat und große Gelehrte; auch werden auf sehr bunten Bildern höchst kriegerische Thaten voll-

führt, sogar ein Gott steigt vom Himmel und mischt sich in den Kampf mit seinem langen Schwert. Zum Schluß kommt Allerlei, was sich mit Worten auch nicht entfernt andeuten läßt. Die kleinen Straßenjungen drängen sich kichernd um die Gucklöcher. Die Jugend will sich bilden (obwohl sie schon gründliche Vorkenntnisse zu besitzen scheint), und es geht nichts über den Anschauungs-Unterricht auf offenem Markte.

Eine Straße ist voll von Pelzhandlungen. Die großen Felle sind an den Wänden aufgehängt, die kleineren werden in Schubladen aufbewahrt. Die Zobelbälge baumeln an einem Haken von der Decke, zusammengerafft wie ein Bund Würste. Die Pelzhändler sind behäbige Herren, zuvorkommend, aber mit Würde. Sie verkaufen ihre Waare wie Leute, die es eigentlich nicht mehr nöthig haben. Dieses Geschäft nährt in China reichlich seinen Mann. Jedes chinesische Wintergewand, das sich sehen lassen will, muß mit Pelz gefüttert und verbrämt sein. Die Chinesen verstehen sich auf gutes Pelzwerk, und darum ist dieses auch in Tientsin nicht gerade ausnehmend billig. Freilich kann man einen großen Stadtpelz immer noch für weniger Geld sich anschaffen, als man zu Hause beim Schneider für einen anständigen Winterüberzieher zahlen muß. Bis von Sibirien her kommen die Felle nach Tientsin; aber auch in der nächsten Nachbarschaft, im eisigen Winter der Mandschurei und der Mongolei, gedeihen die Pelzthiere. Mandschurischer Marder, sibirischer Steppenhund und sibirisches Eichhörnchen müssen herhalten. Die Chinesinnen lieben das Eichhörnchenfell, und sie säumen ihre Kleider damit, weil es mit seinem sanften silbrigen Grau sich dem matten Ton ihrer Haut anpaßt und weil es sich gar so weich um einen zarten Frauenhals zu schmiegen weiß. Was man an braunen Fellen vorgelegt bekommt, ist durchwegs gefärbt, vom Zobel abgesehen. Aber schneeweiß, in makelloser Reinheit, liegt das Hermelin da und wartet auf den ersten König, der vorbeikommt.

Die Figuren aus bemalter Thonerde (mud) sind eine andere Spezialität von Tientsin. Die schlechte Sorte, plumpe Hanswürste und Puppen, mit denen die Kinder des Volkes spielen, wird von Straßenhändlern in Körben feilgeboten; die gute ist nur in einem zigen Laden zu haben. Da es sich nicht thun läßt, von der Kunst

allein zu leben, wird vorn im Gewölbe nach der Straße zu ein wenig Samschu ausgeschenkt, jener chinesische Reisschnaps, der in Tientsin massenhaft gebrannt wird und dessen unangenehm süßlichem Geruch man überall in der Chinesenstadt begegnet. Durch den Ladentisch hindurch wird man an einigen Samschu-Amphoren vorbei in das hintere Gemach geführt. Hier sind Regale an den Wänden, die mit Pappdeckeln verschlossen sind, wie Akten-Kartons. Die Deckel werden sämmtlich aufgeklappt, und da steht drinnen die kleine bunte Welt.

Es geht ausnehmend gut an, den Menschen in Thon nachzuschaffen. Zwischen Thon und Menschenstoff besteht ja eine alte Verwandtschaft, vom biblischen Erdenkloß her. Der Thon nimmt die menschliche Form an, so genau, wie kaum ein anderes Material, mit Ausnahme vielleicht des Wachses. Nur daß bei den Wachsbildern durch alle Farbe immer das Leichenhafte ein wenig durchbricht, das dem Wachs innewohnt. Der Thon jedoch wird eins mit der aufgetragenen Farbe. Und wie er von der Farbe den bunten Hauch des Lebens bekommt, so durchdringt er auch wieder den Scheinmenschen, den man auf ihn aufmalt, mit einer starken Wirklichkeit. Unsern Bildhauern wäre sehr zu rathen, daß sie es auch einmal mit dem bemalten Thon versuchten, was sogar die italienische Renaissance nicht verschmäht hat. Wenn freilich die menschliche Form künstlerisch veredelt zur Erscheinung kommen soll, kann nur der Stein ihr Gestalt verleihen. Er allein vermag die großen Künstlerträume zu verwirklichen. Der Thon ist eher ein Zeitvertreib für die Mußestunden, ein Mittel um mit dem Leben zu spielen, indem man Puppen macht, die genau wie Menschen aussehen. Die chinesische Kunst hat keine großen Träume. Sie haftet an der Erde und wagt sich niemals weit vom Leben weg. Oder vielmehr: ihre idealistischen Aufflüge verlieren sich für uns gar zu weit in's Chinesische, und nur ihr realistisches Gebiet ist uns zugänglich. Hier ist sie ein redliches Handwerk der Wirklichkeits-Nachahmung, das zur Kunst wird durch die Gewissenhaftigkeit, das Geschick, den Geschmack und die Lebendigkeit, womit es das Gesehene wiedergibt. Die Thonfiguren von Tientsin sind eine allerliebste Leistung des chinesischen Realismus.

Die thönernen Menschlein athmen Leben und prangen in reichen, erfreulichen Farben. Viele sind dem Theater entnommen. Kaiser und Fürsten sind darunter in der alten schwarzen Tracht der Ming-Epoche. Dabei ist in der Haltung eine Nuance von Künstelei, welche andeutet, daß es Schauspieler sind, die kaiserliches und fürstliches Costüm tragen. Es gibt Theaterhelden, die mit Pathos zum dramatischen Lanzenstich ausholen. Zahlreiche Figuren setzen die Beine in dem gespreizten chinesischen Bühnenschritt. Ganze Szenen sind dargestellt: drei Frauen sitzen um einen Tisch, beugen die Köpfe über ein Papier und schreiben gemeinsam einen Brief. Dann hat auch einmal die Phantasie ihr Spiel getrieben und eine Frau abgebildet, die lachend mit einer Kröte tändelt. Mit besonderer Vorliebe aber formt der Künstler die Courtisanen. Dieser Künstler, der ein bescheidener Handwerker ist, drückt vielleicht in seinem getreuen Thon mit Sehnsucht aus, was ihm im Leben unerreichbar bleibt. Allein die Mädchen sind auch gar malerische Geschöpfe mit ihrem Geschmeide und seidenen Putz und mit ihrem seltsamen chinesischen Liebreiz. Getreulich hat sie der Künstler nachgebildet, bis zum Schminktupf auf der Unterlippe. Manchmal sind sie zu Gruppen vereint: Eine thut den kleinen Mund auf, um zu singen, und die beiden Andern rühren die Saiten der Mandolinen mit ihren langen, schmalen Händen. Und dann sieht man, was sich auf der Straße begiebt: eine Frau, die mit ihrem Kinde spielt; ein Baby, das vergnügt auf dem Boden herumkriecht; ein altes Weib, das vor seiner Schwelle kehrt; ein alter Mann, der im Stuhl sitzt und seine Pfeife raucht; Einer, der am Morgen nach dem Erwachen vor seine Thüre tritt und gähnt und die Arme zum Himmel reckt, daß ihm das Hemd über der feisten Brust auseinandergeht; Bettler mit ihrem Schmutz und all' ihrem Aussatz, der mit erbarmungslosem Naturalismus wiedergegeben ist; sogar die Hasenscharte ist nicht vergessen, durch deren Spalt die Zähne durchschimmern.

Es ist leider kaum möglich, diese Figuren nach Europa zu bringen; sie zerbrechen gar zu leicht. Allerdings werden sie vom Händler sehr kunstvoll in Watte und Seidenpapier verpackt. Vorher werden sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Denn ein ganzer Mann ist Beschädigungen eher ausgesetzt, als ein halber. Die einzelnen Glieder werden sorgfältig mit europäischen Ziffern numerirt, damit

nicht etwa beim Auspacken Jemand eines Anderen Kopf bekomme, was immer störend wirkt.

In den Kuriositätenläden, die eine ganze lange Straße füllen, ist aufgespeichert, was so die Fluth des chinesischen Lebens jahraus jahrein an den Strand wirft. Ebenso, wie wir in Europa, wissen die Chinesen die Gegenstände von ehemals zu schätzen, die anders und oft schöner geformt sind, als die von heutzutage, und die als Trümmer dahingeschiedener Existenzen den melancholischen Reiz der vergangenen Dinge an sich tragen. So geht auch in China die neue Zeit gern auffammeln, was die alte übrig gelassen hat.

Diejenigen Dinge, welche die Chinesen selbst in den Antiquitätenläden zu kaufen pflegen, sind unerschwinglich theuer. Das gilt namentlich vom Porzellan, dessen wohlgeschulte Kenner und eifrige Sammler die Chinesen sind. Wirklich gutes oder gar altes Porzellan bekommt man kaum jemals zu Gesicht, wenn man nicht seine besonderen Verbindungen hat. Die besten Stücke des alten Porzellans sind beinahe sämmtlich in festen Händen. Wenn etwas auf den Markt kommt, so wird es sofort von den reichen Amerikanern weggefangen, die oft unglaubliche Preise dafür zahlen. Auch Engländer und Franzosen sind Liebhaber. Nur die Deutschen zeigen wenig Interesse. Die einzigen bedeutenden deutschen Kollektionen chinesischen Porzellans sind angelegt worden von Herrn v. Brandt, dem früheren Gesandten in Peking, und von Dr. Stuebel, dem General-Konsul in Shanghai. Seit hundert Jahren etwa ist in China die Porzellan-Industrie im Verfall. Die Methoden, welche den alten Vasen die herrlichen tiefen und leuchtenden Farben gaben, sind verloren gegangen. Nur die sogenannten kaiserlichen „Fabriken" (in Wahrheit wird alles Porzellan durch Hausindustrie hergestellt) liefern noch manches Schöne. Die Fabriken arbeiten lediglich für den kaiserlichen Hof. Ihre Produkte werden trotzdem dem Handel zugänglich gemacht, dadurch nämlich, daß sie gestohlen werden, vor ihrer Ankunft im Palaste oder auch aus dem Palaste selbst. Wenn man es günstig trifft, so kann man für sündhaft theures Geld eine Schüssel angeboten erhalten, auf welcher der fünfklauige Drache anzeigt, daß sie für den Privatgebrauch des Kaisers bestimmt war. Auch die Bronzesachen, für welche die Chinesen gleichfalls Vorliebe bezeugen, sind nicht billig. Hier läßt der Händler aber schon

eher mit sich reden. Insbesondere an Weihrauchgefäßen herrscht große Auswahl, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß in China jedes Haus seinen Altar hat. Das sind in der Regel Schalen von anmuthig geschweifter Form, die auf vier hohen geraden Füßen stehen. Oft sind sie glatt, oft sind Drachen- und Phönix-Reliefs hineingearbeitet (es scheint, daß unser sagenhafter Vogel Phönix auch aus China stammt), oder das ganze Ding ist ein Vogel, der steif auf einem Bein steht und dem der Weihrauch aus dem Rücken herausdampft.

Im Allgemeinen bemessen die Händler ihre Preise nach dem Alter der Gegenstände und nach dem Stoff, aus dem sie gefertigt sind. Darum kauft man am Vortheilhaftesten Malereien, die hauptsächlich in Gestalt von Hängebildern (Kakemonos) vorkommen. Ob das Bild nach unseren Begriffen künstlerisch vollendet ist oder nicht, wissen die Händler nur selten zu beurtheilen. Was auf Papier gemalt ist, kostet wenig; was auf Seide gemalt ist, kostet mehr. Der Kunstwerth wird nicht in Rechnung gesetzt. Das kommt dem europäischen Käufer zu statten, der nur auf den Kunstwerth sieht. Die chinesischen Kakemonos können den Vergleich mit den weltberühmten japanischen wohl aushalten. In der Darstellung der Thiere kommt der chinesische Künstler dem japanischen (der merkwürdigerweise auch kein Pferd malen kann) allerdings nicht gleich. Auf den chinesischen Bildern haben die Thiere kein Leben und keine rechte Gestalt. Eine Katze, die unter Blumen sitzt, ist ein gar plumpes Unthier. Die Blumen aber sind köstlich. Da ist eine Farbenfreude und da ist ein liebevolles Eingehen auf das Blumenwesen, welche darauf hindeuten, daß das chinesische Empfinden ungeahnte Zartheiten besitzt. Die Japaner haben eine brillante Darstellungsart, sie zeichnen keck und ihre Farben sind glanzvoll. Der Chinese malt mit Bedacht, und das Behagen, das er an den Farben hat, die er aufträgt, gibt diesen den ruhigen Ton, wodurch die chinesischen Bilder sich, wie man schließlich zu bemerken glaubt, von den japanischen unterscheiden. Das ist aber nicht etwa eine Kunstregel; und der Unterschied ist umso schwerer zu fixiren, als es den betrügerischen Kunsthändlern gar nicht darauf ankommt, ein japanisches Bild für ein chinesisches auszugeben, da die japanischen Kakemonos in größerer Anzahl und zu billigeren Preisen hergestellt werden, wie die chinesischen.

Unendlich ist die Zahl der Bibelots. Hier spielen die Schnupftabakflaschen eine große Rolle. Die Chinesen sind eifrige Schnupfer, führen aber den Tabak nicht in Dosen bei sich, sondern in Fläschchen. Diese Flaschen sind zu Tausenden im Umlauf, aus Stein, aus Krystall, aus Glas, aus Porzellan, mit niedlichen Malereien oder sonstigen Verzierungen von grenzenloser Mannigfaltigkeit geschmückt. Die Miniatur-Vasen, für eine einzelne kleine Blume bestimmt, sind nicht weniger zahlreich und verschiedenartig. Alles liegt durcheinander in den Glaskästen der „curios-shops", und wenn man darin herumkramt, so kommen die erstaunlichsten Dinge zum Vorschein: Schreibzeuge aus Porzellan, Büchsen zur Aufbewahrung der Schreibfarbe, Schminktöpfe, Wagen mit einer einzigen Wagschale, Opiumlampen, gewaltige Hornbrillen in Futteralen aus gestickter Seide, mit Silber eingelegte Tabakspfeifen, blaue, rothe und krystallene Knöpfe, welche die Rangabzeichen der Mandarine bilden, Ohrringe und Armbänder aus grünem Jadestein, gläserne Würfelbecher, buddhistische Rosenkränze, alte Cash-Stücke aus Bronze und Eisen mit eingeprägten Drachen, metallene Leuchter, zinnerne Theekannen, seidene Fächerscheiden, Dominospiele aus Elfenbein, alte Kinderpuppen, bronzene Töpfe mit durchbrochen gearbeitetem Deckel, an denen die Straßenverkäufer sich im Winter die Hände wärmen, kleine in Seifenstein geschnitzte Götzen und sogar krumme Säbel, auf denen noch Spuren vom Blut der Feinde zu sehen sind, gegen die berühmte Tataren-Generale sie geschwungen haben. . . . .

Tientsin bietet alle Vergnügungen der chinesischen Großstadt, Die Küche seiner Hotels und Theehäuser wird von den bezopften Gourmands ausnehmend geschätzt. Am Sechsten des chinesischen Monats, welcher nach Landesbrauch der Tag ist, an dem man sich amüsiren geht, ist bei J-cho-tschang, dem „Joseph" oder „Paillard" von Tientsin, keines von den zahlreichen Speisezimmern dieses feinsten chinesischen Restaurants frei. Die junge und alte Lebewelt sitzt in kleinen Gesellschaften beisammen, schwelgt beim Mahl und betrinkt sich in Freundschaft. Wenn die Samschu-Flaschen aufgetragen werden, beginnt das Fingerspiel. Dieses chinesische Fingerspiel gleicht vollständig dem italienischen. Man darf daher wohl annehmen, daß die Mora durch Marco Polo oder einen andern alten italienischen

Seefahrer von China herübergebracht worden ist. In China wie in Italien strecken beide Spieler zugleich eine Anzahl Finger aus, und der Reihe nach muß bald der Eine, bald der Andere die Zahl nennen, welche die ausgestreckten Finger der beiden Spieler zusammen ausmachen. In China aber wird kein Geld eingesetzt, sondern man spielt nur, um rascher in den Rausch zu kommen. Sobald Derjenige, der die Zahl zu nennen hat, richtig räth, muß der Andere seinen Becher austrinken. Wer eine Stunde lang in dieser Art das Fingerspiel getrieben hat, ist geneigt, das Dasein sehr heiter aufzufassen.

Zur Würze des Gelages läßt sich die Tischgesellschaft Sängerinnen aus den Häusern der Nachbarschaft kommen. Das erinnert an die Gepflogenheiten des klassischen Alterthums. Die Mädchen sitzen auf einer Bank, klimpern an ihren Mandolinen und kreischen dazu ihren Singsang. In den Pausen schreiten sie um den Tisch herum und schenken den Gästen Wein ein. Man hat die Auswahl unter Schönheiten aus allen Theilen des Landes, aus Canton, aus Fu-tschau, aus Peking. Die chinesischen (nicht aber die mandschurischen) Frauen in Peking verkrüppeln sich die Füße, was die Frauen in Canton zumeist nicht thun. Abgesehen jedoch von den abscheulichen „goldenen Lilien" — und man kann davon absehen — sind die großen und schlanken Peking-Mädchen entschieden hübscher als die kleinen Cantonesinnen, bei denen südländische Rundlichkeit vorwaltet. Die Mädchen aus Canton tragen das Haar glatt an den Kopf angepreßt, mit Pony-Locken nach der Stirn. Weit kleidsamer ist die Haartracht von Peking: das Haar wird in allerlei Scheitel gelegt, die den weiblichen Kopf kunstvoll umrahmen. Das Ganze hat eine entfernte Aehnlichkeit mit gewissen Frisuren, welche in Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode waren. Bei festlichen Gelegenheiten, zumal wenn sie Theaterscenen aufführen, setzen sich die Peking-Mädchen eine Art Riesenhaube auf oder vielmehr einen ragenden Haubenhügel, der mit allerlei wunderlichem Flitter behangen ist. Die kleinen Mädchengesichter wissen gar schalkhaft aus dem majestätischen Kopfputz herauszulachen. Die Haartracht ist in China, wie schon früher erwähnt, das unterscheidende Merkmal zwischen den Frauen der verschiedenen Gegenden. In jeder größeren Stadt hat die weibliche Bevölkerung eine besondere, von Alters her überkommene Art, ihr Haar zurechtzulegen. Die

Frauen von Tientsin haben die häßliche Mode, sich so zu frisiren, daß ihnen hinten aus dem Kopfe ein Ansatz herausſteht, der einem Schiffe gleicht. Der Gesang der „sing-song-girls“ ist für unsere Ohren stets das nämliche Mißgetön. Die chinesischen Kunstfreunde aber finden feine Unterschiede heraus, und es ist für sie durchaus nicht dasselbe, ob Mädchen aus Tientsin oder aus Peking zum Mahle aufspielen. Der Kunst aus Peking merkt man eben die Hauptstadt an, Tientsin jedoch ist Provinz, und darüber kommt ein Kenner nicht hinweg.

Bei einigen Tischgesellschaften wird die Damenbedienung von jungen Herren besorgt, die aufgeputzt und geschminkt sind, wie die Mädchen, und sich auch auf Gesang und Saitenspiel verstehen. Diese jungen Herren, welche Mädchenstelle vertreten können und welche gleichfalls in eigenen Häusern gehalten werden, bilden eine Specialität von Tientsin und sind überhaupt eine Besonderheit, die der Norden China's vor dem Süden voraus hat.

Theater gibt es in Fülle. Die Schauspieler von Tientsin gelten als die besten des Landes. Kürzlich hat sich sogar auf der deutschen Niederlassung ein Musentempel aufgethan. Das war ein großes Ereigniß. Denn zum ersten Mal sah man in Tientsin ein Theater, in dem die weiblichen Rollen nicht, wie stets üblich, von Männern, sondern von Frauen gespielt wurden. Zu Anfang wollte das Unternehmen nicht recht in Gang kommen. Die Chinesen haben nun einmal ein schwer besiegbares Vorurtheil gegen das Auftreten der Frauen auf der Bühne. Da miethete eines Tages der Direktor in den „Livery Stables“ mehrere offene Landauer, setzte seine Theater-Prinzessinnen hinein und ließ sie in der Taku-Road, wo großer chinesischer Verkehr ist, spazierenfahren. Die Reklame hatte Wirkung, der Zuspruch mehrte sich, und jetzt schlägt sich das Publikum jeden Abend an der Kasse.

Drinnen ist ausverkauftes Haus. An keinem Tische bleibt ein Stuhl frei. In den Logen sitzt reich gekleidet, mit Perlenschnüren im schwarzen Haar, die chinesische Damenwelt. Auf der Logenbrüstung, die mit einem weißen Tischtuch überdeckt ist, sind allerlei Süßigkeiten aufgetragen: Obst, kleine Kuchen, Melonenkerne und Lotoskörner, die wie Haselnüsse schmecken. Die Bühne ist festlich erhellt. Zwei Petroleumlampen besorgen die Rampenbeleuchtung.

Auf dem Theater verhandelt ein Prinz, in der Tracht der Ming-Zeit, mit einem alten Kaiser. Der Kaiser begehrt des Prinzen Tochter zur Frau, und der Prinz versichert, der allerhöchste Wunsch werde ihm Befehl sein. Die Tochter aber weiß die hohe Ehre gar nicht zu schätzen und ist sehr unglücklich. Alte Kaiser haben wenig Anziehendes für junge Mädchen.

Die Tochter wird von der Primadonna gespielt. Die Künstlerin sieht gar nicht übel aus, trägt ein prächtiges Kostüm und ist über und über geschminkt; sogar die Handflächen sind mit Hennah roth gefärbt. Beim Sprechen zeigt sie eine angenehme Stimme; aber leider singt sie mehr als sie spricht, denn der getragene Styl auf dem chinesischen Theater erfordert Gesang. Das Publikum lauscht mit Andacht, und wenn die Sängerin einen besonders hohen Ton quietscht, so bricht der Beifall los, genau so wie bei uns, wenn der Heldentenor in der großen Troubadour-Arie das hohe C singt. Auch das lange Aushalten einer Note wird durch lautes „Hau-hau" von den Zuhörern begrüßt. „Hau" heißt „gut", und „Hau-hau" zweimal gut, ist der chinesische Bravoruf.

Nach solch' einer schwierigen Stelle tritt einer der Theaterdiener, welche auf der Bühne herumlungern, auf die Sängerin zu und schenkt ihr aus einer Blechkanne, die auf dem Tisch hinter den Schauspielern bereit steht, eine Theeschaale warmen Wassers ein. Die Sängerin wendet den Zuschauern den Rücken und trinkt, indem sie sich den weiten Aermel vor das Gesicht hält, damit die Illusion nicht gestört werde; dann kehrt sie sich wieder um und spielt weiter, während der Boy die Blechkanne zu dem Tisch zurückträgt, an dem auch die Musikanten sitzen. Von den fünf Mann, die das Theaterorchester bilden, spielen drei die Mandoline und zwei das schrille chinesische Streichinstrument. Einer von den beiden Geigern raucht seine Pfeife, und einer der Mandolinen-Virtuosen ißt Weintrauben und spuckt die Schalen seitwärts von der Bühne herunter. Währenddessen besteht der harte Vater, allen Bitten der Tochter zum Trotz, auf seinem Heirathsprojekt. Die Gemüthsstimmung der jungen Dame verdüstert sich nunmehr derartig, daß sie es sogar für angemessen hält, ihre Frisur zu ändern. Der Theater-Coiffeur tritt an, und auf offener Bühne löst er dem Fräulein das Haar und macht ihr einen weniger [illegible]chen Scheitel zurecht, einen Scheitel des gebrochenen Herzens.

Die Szenen folgen sich, ohne jeglichen Zusammenhang. Man hat beinahe den Eindruck, als würden immer nur Fragmente aus verschiedenen Dramen aufgeführt. Von dem bedauernswürdigen jungen Mädchen, das den alten Kaiser heirathen soll, ist nicht mehr die Rede. Wohl aber erscheint ein junger Mann mit einer Flöte und bekundet die Absicht, Jemanden zu tödten. Es bleibt unklar, ob er sich zu diesem Zweck die Flöte angeschafft hat. Dann wird ein Stuhl auf einen Tisch gehoben. Wenn ein Kissen auf einen Stuhl gelegt wird, so ist das Auftreten eines Kaisers zu erwarten; wenn aber ein Stuhl auf einen Tisch gestellt wird, so kommt ein Gott. Genien schreiten herein, die brennende Laternen tragen, auf welche Wellenlinien gemalt sind. Diese Laternen bedeuten Wasser. Der Gott, der den Genien folgt, gehört also zur Gattung derer, die das feuchte Element verwalten, und übt seine Wirksamkeit in einem Flusse oder auch im Meere aus. Die Götter- und Kaiserszenen, überhaupt fast alle, die zum heroischen Drama gehören, sind die langweiligsten auf dem chinesischen Theater. Wenn so ein hoher Herr sich einmal in seinen Stuhl niedergelassen und zu gröhlen angefangen hat, dann will das kein Ende nehmen. Er kann sich nicht zum Fortgehen entschließen, steht zwar manchmal auf, setzt sich jedoch gleich wieder hin, nicht anders, wie die Chinesen zu thun pflegen, wenn sie in einem europäischen Comptoir zu einer geschäftlichen Unterredung Platz genommen haben. Der Wassergott thront also in dem Stuhl, welcher auf dem Tisch steht, und hält einen Monolog, der eine wohlgemessene halbe Stunde dauert. Nachdem er endlich abgegangen, wird der Tisch beiseite gerückt, um Raum zu schaffen für den folgenden Auftritt, der sich zwischen einem jungen Töpfer und einem Mädchen abspielt.

Der Töpfer, mit seinem Arbeitsgeräth auf der Schulter, macht einige Tanzschritte. Dann kauert er nieder und hämmert an einem großen Topf. Das Mädchen streicht um ihn herum, sagt ihm neckische Worte und thut von Zeit zu Zeit einen Zug aus ihrer Wasserpfeife. Der Töpfer bleibt die Antwort nicht schuldig, und es gibt ein langes launiges Redespiel. Der junge Mann nimmt dem Mädchen die Pfeife aus der Hand und führt sie selbst zum Munde. Statt jedoch den Rauch einzuziehen, bläst er in die Pfeife hinein; das Mädchen lacht laut über sein Ungeschick. Jetzt

will sie aber auch Töpfe machen und greift nach dem Handwerkszeug. Allein mit diesem weiß sie noch viel weniger etwas anzufangen, als der Andere mit der Pfeife, und nun ist das Lachen am Töpfer. Da wird das Mädchen ärgerlich und will davonlaufen. Der junge Mann bittet sie, zu bleiben, und umschlingt sie mit seinen Armen, um sie festzuhalten. Doch das Mädchen entwindet sich ihm und eilt hinweg. Der Töpfer kauert wieder einsam zur Arbeit nieder; und während er den Hammer führt, übermannt ihn der Zorn, und er schlägt so heftig zu, daß der Topf in Scherben geht. Die kleine Szene wird mit Fröhlichkeit und Anmuth gespielt.

In der Komödie fällt auch der gräuliche Gesang weg; die Stimmen der Schauspieler haben ihren natürlichen Ton. Man hört deutlich heraus, daß der Dialog in Versen geht. Anrede und Gegenrede werden immer in einer einzigen Zeile gegeben (wie an gewissen lebhaften Dialogstellen in den Tragödien des Sophokles). Oft greift die Musik ein und bläst den Rhythmus des Verses vor. Das Orchester ist durch eine Holzflöte verstärkt, deren trompetender Ton das Versmaß scharf markirt. Die ganze Szene wird im Takte abgespielt. Taktmäßig wird gesprochen, taktmäßig wird gegangen; und immer wieder ruft die Musik den Rhythmus in Erinnerung, der die Bühne beherrscht. Dadurch bekommt das Spiel etwas Schwebendes und nimmt eine eigenthümliche, etwas gezierte Grazie an.

Ein großes Ballet macht den Schluß der Vorstellung. Alle Damen und Herren des Ensembles wirken mit. Die Pauke wirbelt, die Gong-Schläge folgen sich in wilder Eile. Die Mädchen stürzen herein und schwingen Lanzen, Schwerter und Dreizacks. Aus dem tollen Durcheinander lösen sich Zwei los und tanzen gegen einander an. Jede stößt mit der Lanze auf die Partnerin zu, dreht sich dann wirbelnd um sich herum, stößt wieder, wirbelt wieder, und so fort. Paar folgt auf Paar. Das Tempo des Tanzes ist blitzschnell, die Lanzenstöße und Schwerthiebe werden mit Leidenschaft geführt, die Mädchen aber sind so wunderbar geschickt, daß niemals eine mit ihrer Waffe die Gegnerin oder auch nur deren Waffe berührt. Wenn ein Paar ausgetanzt hat, bleiben die beiden Ballerinen in breiter, Beifall heischender Pose stehen, und jede hält die rechte Hand empor, mit der Fläche nach oben gekehrt. Im

Zuſchauerraum aber bricht ein Sturm von „Hau-hau!“ los. Der Tanz iſt ſchön und feurig, und auch der Europäer fühlt ſich zum „Hau-hau“ geſtimmt.

Während der „Lanzen- und Schwerter-Quadrille“ iſt im Hintergrund der Bühne ein hoher, zuſammengeklappter Wandſchirm aufgeſtellt worden. Zum Aktſchluß geht er auseinander und zeigt die Apotheoſe. Ganz oben ſitzt auf einem Thron der Waſſergott von vorhin, der aber jetzt zum Buddha geworden iſt. An ſeinen Seiten knieen, wie die Engel auf den chriſtlichen Heiligenbildern, zwei Kinder mit betend gefalteten Händen. Zur Linken und zur Rechten in den einzelnen Feldern des Wandſchirms ſind Göttergeſtalten von mehr als Menſchengröße gemalt. Die ganze Dekoration iſt durch viele Papierlaternen bunt erleuchtet. Unterhalb des Buddha ſteht ein Altar, von gemalten Flammen umzüngelt. Ein Opferthier aus Pappe liegt darauf. Plötzlich beginnt es, ſich zu bewegen und ſich in Todeszuckungen zu winden. Das Publikum aber jubelt: „Hau-hau!“ Gut gezappelt! Gut geſtorben!

XXV. In der Militärschule von Tientsin.

Tientsin, 10. September.

Die Militärschule von Tientsin liegt am Ufer des Pei-ho, dem europäischen Settlement gegenüber. Wenn am Morgen die Schüler unter Trommelwirbel und Hörnergeschmetter exerziren, weckt der kriegerische Lärm, der über den Fluß herüber dringt, die Hotelgäste im „Astor House“ aus dem Schlafe. Die Schule wird von einem jüngeren Mandarin, der den Rang eines Tao-tai hat, geleitet. Die Visitkarte dieses Tao-tai lautet wörtlich folgendermaßen:

Yintchang gen. Wulo
Kommandant des Mandschu-Offizier-Pädagogiums,
Direktor der Militärschule zu Tientsin.

Herr Yintchang hat sich nämlich sechs Jahre in Oesterreich und Deutschland aufgehalten. Zwei Jahre hat er in Wien beim 84. Infanterie-Regiment als Offizier gedient, vier Jahre hat er in Berlin und in Lichterfelde verbracht. In Berlin war er Attaché bei der chinesischen Gesandtschaft. Als in diesem Jahre der Prinz Heinrich nach Peking ging, wurde Herr Yintchang von der chinesischen Regierung zu seiner Begleitung kommandirt. Er spricht und schreibt unsere Sprache wie ein Deutscher. Man hört ihm kaum einen ausländischen Accent an. Noch mehr: in seine Rede mischt sich oft ein echt Berliner Ton. Er sagt „jehabt“ und „jewesen“ und kann durch die Nase sprechen, wie ein Garde-Lieutenant.

Herr Yintchang hat im Auslande Vieles gelernt und ist als ein Mann von europäischen Kenntnissen und Anschauungen heimgekommen. Jetzt zählt er in China zu den zehn oder zwanzig Einsichtigen und Vernünftigen. Das sind natürlich gerade Diejenigen, die im Lande das Wenigste zu sagen haben. Für das, was er von auswärts mitgebracht hat, findet der ehemalige Berliner Gesandtschafts-Attaché daheim keine rechte Verwendung. Im Gegentheil, er wird, als der „Ausländerei" verdächtig, eher mit scheelen Augen angesehen. Wenn er vorwärts kommen will, muß er seine europäische Aufgeklärtheit nach Möglichkeit verbergen. Es rächt sich immer, wenn Jemand die Vorurtheile nicht theilt, welche das Volk beherrschen, zu dem er gehört. In China muß man Chinese sein.

Und wie gleich immer alles Unglück auf einmal einen Menschen trifft, so ist Herr Yintchang mit einem zweiten Mangel behaftet, der sein Vorwärtskommen in der chinesischen Beamten-Carrière noch weit mehr in Frage stellt, als seine Aufgeklärtheit. Herr Yintchang ist nämlich ehrlich. Man versichert, daß er niemals auch nur den mindestens „squeeze" an seinen Untergebenen versucht habe. Das muß aber den Collegen des Herrn Yintchang ganz und gar absurd vorkommen. Und da ein hoher Beamter, der es sich in den Kopf setzen wollte, keine Erpressungen zu verüben, den ganzen chinesischen Verwaltungs-Apparat in Unordnung bringen würde, so wird Herr Yintchang voraussichtlich niemals hoher Beamter werden. Wenn er nun eines Tages des Wartens und der aussichtslosen Kämpfe müde sein und den Wunsch hegen sollte, den chinesischen Dienst überhaupt zu verlassen, so wäre es wohl rathsam, daß die deutsche Regierung den Versuch machte, den Mann für sich zu gewinnen. Ein Chinese, der nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch deutsche Denkungsart und deutsche Moralbegriffe sich angeeignet zu haben scheint, ist ein seltenes Phänomen, aus dem die deutsche Politik in China sicherlich Nutzen ziehen könnte. Herr Yintschang wäre beispielsweise in der Verwaltung unserer Kiautschou-Kolonie vorzüglich zu verwenden, und in maßgebenden Kreisen ist denn auch schon mehrfach die Idee erwogen worden, sich seiner Vermittelung zu bedienen, um die Chinesen in Kiautschou zu regieren, und für ihn dort die

Stelle eines im deutschen Reichsdienst stehenden chinesischen Präfekten zu schaffen.

Herr Yintchang leitet also gegenwärtig die beiden militärischen Institute in Tientsin. Die Militärschule hat 160 Schüler, welche in der Handhabung der europäischen Waffen (Gewehre und Kanonen) und in den Elementen der militärischen Wissenschaften und Hilfs-Wissenschaften unterrichtet werden. An der Schule sind deutsche Instruktoren (die Alle dem Entgegenkommen ihres chinesischen Direktors aufrichtiges Lob spenden) und einige chinesische Lehrer angestellt. Während die Militärschule nur von chinesischen Zöglingen besucht wird, sind die Schüler des „Mandschu-Offiziers-Pädagogiums" ausschließlich Mandschuren, Söhne alter mandschurischer Soldatenfamilien. Hier wirken lediglich chinesische Lehrer, und zwar werden die besten Schüler der Militärschule als Professoren am Mandschu-Pädagogium verwendet. Erst kürzlich ist auch an dem Letzteren ein deutscher Instruktor angestellt worden, der bisher in Lutai beschäftigt war und seinen Posten verlor, weil die chinesische Regierung dort die Schulung der Soldaten russischen Offizieren übertrug. Aus den beiden Unterrichtsanstalten in Tientsin gehen die Schüler als Offiziere hervor. Sie werden dann den verschiedenen Militärlagern zugetheilt. Nachdem sie eine wenigstens einigermaßen moderne Ausbildung erhalten haben, kommen sie da wieder mitten in die chinesische Wirthschaft hinein. Unter diesen Umständen können sie gar nichts ausrichten, und statt nun ihrerseits zu Lehrern der Soldaten zu werden, vergessen sie im herkömmlichen Schlendrian des chinesischen Lagerlebens bald selbst, was sie auf der Schule gelernt haben.

Wenn man zur Militärschule will, muß man auf einem Sampan über den Pei-ho setzen. Ein massiv gemauertes Thor bildet den Eingang. Dahinter liegt der große Exerzirplatz. Dann durchschreitet man mehrere Höfe, um welche herum die langgestreckten Schulgebäude liegen, alle aus Holz und alle zu ebener Erde. Die Anlage sämmtlicher offizieller Lokalitäten ist die gleiche im ganzen Reich. Herr Yintchang hat in einem der Gebäude ein enges, halb dunkles Empfangszimmer. An der Wand hängen einige Photographien von deutschen Offizieren in Uniform. Ein Bildniß des alten Li-Hung-Tschang, des Gründers der Schule, hat den Ehrenplatz.

Der Direktor der Militärschule, ein kleiner schmächtiger Herr in einfacher chinesischer Kleidung, kommt mir bis zur Schwelle entgegen und begrüßt mich mit verbindlichen Worten. Im Zimmer schüttelt er mir dann nach europäischer Art kräftig die Hand. Dort kann uns nämlich Niemand mehr sehen. Sobald aber Zeugen dabei sind, ist Herr Yintchang Chinese. Am Schluß meines Besuches begleitet er mich hinaus und nimmt im Hofe von mir Abschied. Von der andern Seite blicken einige Soldaten herüber. Und nun weiß Herr Yintchang auf einmal nicht mehr, daß man auch zum Abschied sich die Hände drückt, sondern er steht da und macht Tschin-tschin auf chinesische Art, indem er seine beiden übereinander gelegten Hände emporhält und auf und nieder bewegt.

Herr Yintchang spricht von seinem Leben in Deutschland mit einer Wärme, der es nicht an Wehmuth fehlt. Er hat Allen, mit denen er dort verkehrt hat, namentlich den Lehrern in Lichterfelde, eine dankbare Erinnerung bewahrt. Wenn er aber von Wien erzählt, so haben seine Worte einen besonders herzlichen Klang. „O die liebe Stadt!“ sagt er. Da sitzen wir nun im Namen des Mandschu-Pädagogiums und tauschen gemeinsame Wiener Erinnerungen aus; im Angesicht des alten Li, der mit seinen chinesischen Augen von der Wand herabsieht, reden wir vom Fasching und vom Kahlenberg und von der Regiments-Kapelle der Vierundachtziger, welche unter Komzaks Leitung die Wiener Walzer spielte, wie man sie nie wieder in der Welt hören wird. „Das war eine schöne Zeit!“ seufzt Yintchang, genannt Wulo.

Es ist schwer, vom Wiener Fasching den Weg nach China zurückzufinden. „Eine seltsame Strömung herrscht jetzt in unserem Lande“, meint Herr Yintchang. „Man möchte gern mit einem Schlage alles lang Versäumte nachholen. Aber so geht es immer: Wenn man zu lange konservativ bis zum Aeußersten gewesen ist, so wird man dann auf einmal auch bis zum Aeußersten radikal. Die Weltgeschichte bewegt sich gern in Extremen, und Uebergänge hat es eigentlich selten gegeben. Bei uns ist der Wille an den obersten Stellen ganz gewiß ausgezeichnet, aber ich fürchte, bei dem allzu raschen Vorwärtsstreben verlieren wir die Basis, und das

er hierher gekommen ist in der Absicht, erster Klasse zu fahren. Drei Soldaten treten auf. Sie haben Bambusstöcke in den Händen, und es zeigt sich, daß sie die Polizei sind, die bekanntlich auf keinem Bahnhof fehlen darf. Sie gehören zum „grünen Banner". Unter den chinesischen Soldaten sind die des „grünen Banners" die nichtsnutzigsten von allen. Da sie zu keiner ordentlichen Beschäftigung zu haben sind, wird ihnen die Aufgabe zugetheilt, als Polizeitruppen über die Bürger zu wachen. Vier Kulis bringen eine leere Sänfte. Der Herr der Sänfte soll erst mit dem Zuge kommen. Bei uns bestellt man sich seinen Wagen an die Bahn und hier seine Sänfte. Die Sänfte ist grün, und diese Farbe zeigt an, daß der Erwartete zum Mindesten ein General sein muß.

Alles ist bereit, nur der Zug fehlt noch. Um fünf Uhr soll er fahrplanmäßig kommen, und in wenigen Minuten wird es sechs sein. Dieser Zug ist ein Schnellzug. Darum hat er nur eine Stunde Verspätung. Die Bummelzüge kommen wahrscheinlich immer erst am nächsten Tage. In China geht nichts rasch. Man durfte sich demnach fragen: Wie soll jemals in ein solches Land die Eisenbahn hineinpassen? Das Problem hat in der Praxis eine sehr einfache Lösung gefunden: die Eisenbahn geht auch nicht rasch. In China hat sich die Eisenbahn jene Gemächlichkeit angeeignet, welche den Grundzug des chinesischen Wesens bildet. Die englische Sprache enthält ein Wort, das gemächliche Leute sehr gut brauchen können. Es ist das „by-and-by", das aufschiebt und auf später vertröstet. Die Chinesen haben rasch gelernt, sich dieses „by-and-by" zu bedienen, welches wie geschaffen für sie ist. Von wenigen englischen Worten machen sie einen so ausgiebigen Gebrauch, wie von diesem, und es ist eine der Hauptvokabeln im Pidjen-Englisch. Wenn ein Chinese gar nicht englisch versteht, so vermag er doch jedenfalls „by-and-by" zu sagen. Auch für den chinesischen Eisenbahnbetrieb kann „by-and-by" als Motto dienen. By-and-by fährt der Zug ab, und nachdem er in voller Gemüthsruhe seinen Weg durchlaufen, kommt er auch by-and-by einmal an.

Endlich raucht die Lokomotive weit drüben in der Ebene auf dem Geleise, das von Schanhai-Kwan herführt. Ein Kuli tritt vor und entfaltet eine grüne Fahne. Die Chinesen schleppen ihr Gepäck auf den Bahnsteig und drängen sich vorn am Geleise zu-

sammen. Ein grau gekleideter Chinese, der mit einer breiten blauen Tuchschärpe umgürtet ist, schreit auf die Andern ein und drängt sie zurück. Wenn nicht Alles trügt, so ist dieser graue Chinese ein Angestellter der Bahn; jedenfalls hat er eine Fahne in der Hand. Aber das kann auch eine Privatfahne sein. Die Bahnbeamten tragen keine Uniform, wenigstens keine, die man bemerkt. Es ist also eine weitere Eigenthümlichkeit dieser Bahn, daß sie ihre Beamten in einer Weise kleidet, die es unmöglich macht, sie zu erkennen. Da die Reiselustigen auf dem Bahnsteig nicht weit genug zurückweichen, arbeiten die Polizeisoldaten mit ihren Bambusstöcken ein wenig in dem Haufen herum. Aus dem Bahnhofsgebäude kommt ein Chinese im blauseidenen Festgewand heraus. Eine Kappe mit rothem Mandarinenknopf bedeckt sein Haupt. Wenn man nach dem rothen Knopf urtheilen darf, der vielleicht der in Europa üblichen rothen Mütze entspricht, so ist das jener Mandarin, den man auch bei uns unter dem Namen „Stationschef" kennt.

Langsam fährt der Zug ein. Vorn laufen offene Güterwagen, die mit Kohle aus Kai-ping vollgeladen sind. Kohlenwagen folgt auf Kohlenwagen. Vielleicht zwanzig sind zusammengekoppelt, und die Auffahrt will gar kein Ende nehmen. Es ist unbegreiflich, wie die kleine Lokomotive das Alles fortschleppen kann. Aber wo sind die Personenwagen? Der Zug hat nur eine einzige Stunde Verspätung, und bei dieser überstürzten Eile hat man vielleicht vergessen, sie mitzunehmen. Nein, ganz hinten kommen sie angerollt. Diese Bahn führt vor allen Dingen Kohle, und aus besonderer Zuvorkommenheit hängt sie an die Kohle auch ein Paar Passagiere an.

Die Personenwagen sind große braune Waggons mit weißen Dächern, von einer den Sleeping-Cars ähnlichen Form. Sie haben keine Seitenthüren, der Zugang erfolgt vorn und hinten über eine Plattform. Die Coupés sind hoch und sehr breit. Die erste Klasse hat hölzerne Bänke und ist auch sonst eingerichtet, wie bei uns die dritte Klasse. Die zweite Klasse ist nicht ganz so komfortabel wie ein guter deutscher Viehwagen. Im Innern der Waggons erster Klasse herrscht die braune Farbe vor. Die Bänke sind braun, und über den braunen Thüren schlängeln sich je zwei braune Relief-Drachen einander entgegen. Die Stationen werden nicht ausgerufen, überhaupt ist weit und breit kein Kondukteur zu erblicken. Die

Waggons sind vertrauensvoll den Reisenden überlassen, welche damit anstellen können, was ihnen gerade beliebt.

Wir Passagiere von der „Tungchow" nehmen uns natürlich zwei Coupés für uns allein. Aus dem einen muß allerdings erst noch ein Chinese hinausgeworfen werden, jener dicke Chinese mit der Brille, der thatsächlich in dem Wahn lebt, er werde erster Klasse fahren. Einen Gepäckwagen giebt es nicht. Darum wird das erste Coupé mit unsern großen und kleinen Koffern angefüllt; einige werden auch auf der Plattform aufgestapelt. Im zweiten Coupé lassen wir uns selbst nieder. Dieser Wagen voll Europäer bringt bei dem chinesischen Bahnpublikum ungefähr die Wirkung eines Menagerieкäfigs hervor. Ein ansehnlicher Zuschauerkreis bildet sich draußen auf dem Perron. Man erörtert unser Aussehen und commentirt unsere Gesten. Es sieht beinahe so aus, als würde man bald anfangen, uns mit Zuckerstücken zu füttern.

Der Zug bleibt ohne ersichtliche Nothwendigkeit eine halbe Stunde in der Station liegen. Der russische Oberst erzählt, daß er im vorigen Jahr hier mit dem Fürsten Uchtomski eintraf, um einen Salonzug zu besteigen. Die chinesische Regierung hatte diesen bereit gestellt, und dem Fürsten waren außerdem zwei Tao-tais beigegeben, die den besonderen Auftrag erhalten hatten, für rasche Beförderung zu sorgen. Trotzdem dauerte der Aufenthalt nahezu zwei Stunden. Waarenballen auf Waarenballen wurden verladen. Ein Salonzug, der zugleich als Güterzug diente, schien selbst in China ungewöhnlich. Später klärte sich das auf. Alles, was der Fürst Uchtomski auf der Bahn mit sich führte, war von der Zollrevision befreit; und die beiden Tao-tais, die den Fürsten begleiteten, hatten den Salonzug benutzt, um einen hübschen kleinen Schmuggel in's Werk zu setzen.

Der Stationschef mit dem rothen Mandarinenknopf fühlt das Bedürfniß, den Europäern durch einen Akt der Autorität zu imponiren. Ein Kuli trägt auf einem ärmlichen Holzteller kleine Reiskuchen herum und sucht sie an die Passagiere des Zuges zu verkaufen. Es scheint, daß auf dieser Bahn, wo man sich sonst Alles erlauben darf, gerade das verboten ist. Der Stationschef läßt durch zwei Polizeisoldaten den Verkäufer ergreifen und mittels seines Zopfes an einer Laterne festbinden. Da steht er nun gerade vor unserm

Coupé, macht ein unsäglich trauriges Gesicht, möchte auch gern beschämt den Kopf senken, kann das jedoch nicht thun, da der Zopf hoch oben um den Laternenpfahl geschlungen ist. Wir legen Fürbitte ein und ersuchen um Freilassung des Gefangenen. „By-and-by," antwortet der Stationschef. Schließlich aber bindet er ihn mit eigener Hand los. In diesem Augenblick bekommt die Lokomotive auf einmal die Idee, daß sie nun doch wohl lange genug gestanden habe und daß ihr einige Bewegung gut thun dürfte. Ganz unvermittelt und urplötzlich beginnt der Zug zu rollen. Alle Welt ist von dieser Abreise überrascht, und die Ausfahrt aus dem Bahnhof vollzieht sich unter großem Stimmengewirr und Geschrei.

Das Tempo der Fahrt ist selbstverständlich so langsam als möglich. Die Gegend, die an den Bahnfenstern vorbeizieht, bietet denselben Anblick, wie die Gegend, die vom Schiff aus zu sehen war. Das Land ist vollständig flach. Nirgends ist auch nur die kleinste Boden-Erhöhung zu bemerken. Die einzigen Hügel sind die Gräber. Manchmal haben sie oben einen Knopf, gleich den Butterglocken. Aber das Grün fehlt nicht in der Landschaft. Am Horizont läuft oft ein Saum von Bäumen. Es giebt auch Wiesen, auf denen große Heerden von Maulthieren weiden. Einige Felder kommen zum Vorschein, auf denen der Kao-liang wächst, jene merkwürdige Pflanze, die der Chinese als Futter verwendet für sein Vieh — und für sich selbst. Das Alles hat einen Schein von Ländlichkeit. Selbst die hellbraunen Erdhügel der Gräber nehmen sich von fern gesehen aus wie Haufen geschnittenen Heus. Aber es ist nur ein Trugbild der Herbstsonne. In Wirklichkeit besteht da eine arge Wüstenei: Wasser, Schlamm und getrockneter Schlamm, der Boden geworden ist. Die Eigenthümlichkeit dieser Gegend liegt in dem Verhältniß von Land und Fluß. Der Fluß zieht hier nicht durch das Land, sondern er vermischt sich mit ihm. Land und Fluß durchdringen sich gegenseitig und bilden gemeinsam die Ebene, in welcher Bodentheile mit Wassertheilen wechseln.

Die erste Station ist Hsinho. Wie bei uns neben den Bahnhöfen die Droschken halten, so steht hier ein mit einem Maulesel bespannter chinesischer Reisekarren und wartet, ob vielleicht der Zug einen Fahrgast bringt. Solch' ein Reisekarren ist ein von einem runden Leinwanddach überwölbter Kasten, der ohne

Federn zwischen zwei hohen Rädern ruht. Der Anblick allein verursacht Gliederschmerzen.

Chunliang Cheng lautet der Name der zweiten Station. Ein chinesischer Händler geht am Zuge entlang und ruft Weintrauben aus. Am Bahnhof stehen zwei Reisekarren. Der eine ist vielleicht der Omnibus des Grand Hôtel von Chunliang Cheng. In einer Wasserlache neben dem Stationsgebäude schwimmen weiße Enten.

Der Zug fährt wieder in die Ebene hinaus, und jetzt wird es Nacht. Die Waggons sind nicht erleuchtet. Man sitzt im Dunklen und denkt an die tiefsinnigen Verse des französischen Dichters:

„Si la Compagnie mettait de l'huile,
On verrait clair dans les waggons;
Mais comme la Compagnie ne met pas d'huile,
On ne voit pas clair dans les waggons."

Links drüben flimmern Lichter. Wir biegen nach links ab. Noch ein wenig Finsterniß, dann eine Laterne. Sie brennt recht trüb, die gute Laterne. Die andern, die sich anreihen, leuchten auch nicht heller. Zu den Waggonfenstern heult es herein. Viele Hände halten chinesische Papierlampions hoch, und seltsames Licht fällt auf wilde Köpfe, die sich draußen vor den Fenstern drängen. Es ist wirklich ärgerlich, noch so kurz vor der Ankunft von einer Räuberbande überfallen zu werden. Wäre nur der Bahnhof schon in Sicht! Aber er ist in Sicht: ein niedriges kleines Haus, gleich den früheren Stationsgebäuden. Das Geheul ist das Zeichen, daß wir in Tientsin angekommen sind, und die Räuberbande setzt sich aus den Bahnhofs-Gepäckträgern zusammen, die ihre Dienste anbieten. Die Zugskondukteure jagen sie mit lautknallenden Peitschenhieben zurück. Im Augenblick nämlich, wo sich Gelegenheit zum Hauen bietet, taucht stets das Eisenbahnpersonal aus seiner Unsichtbarkeit auf. Trotzdem werden die Waggons im Sturme genommen. Die Passagiere selber müssen ihre Koffer vertheidigen, bis durch das Gedränge sich die Kulis Bahn brechen, welche einen Strohhut mit weißem Bande tragen, das die Vertrauen erweckende Bezeichnung „Astor House" weist. Da wir Alle in dasselbe Hotel gehen, schon aus dem Grunde, weil es nur dieses eine gibt, ist es nicht nöthig, das Gepäck zu sichten. Auch wäre es bei der herrschenden Dunkelheit unmöglich, die einzelnen Stücke zu unterscheiden. Die Kulis laden auf, was sie

finden. Im Hotel wird die Vertheilung erfolgen. Wer artig war, bekommt einen Koffer oder auch zwei, so lange eben die vorhandene Zahl ausreicht.

Es ist durchaus nicht so einfach, wie es scheint, von Tschifu nach Tientsin zu reisen. Man steigt zuerst in den Sampan, vom Sampan auf's Dampfschiff, vom Dampfschiff auf den Tender, vom Tender auf's Land, vom Land auf die Eisenbahn. Dann fährt man mit der Eisenbahn in Tientsin ein, aber das will noch immer nicht sagen, daß man in Tientsin ist. Vom Bahnhof geht es zu Fuß durch die Chinesenstadt. Röthlich flackernde Oellampen brennen an den Häusern, und die Straßen sind mit trübem Dunst und vielen Menschen gefüllt. Auf einmal liegt wieder vorn der Fluß. Dieser Fluß ist stets dort, wo man ihn am Wenigsten erwartet, und da man ihn vor Kurzem noch in einer ganz anderen Richtung als in der von Tientsin hat laufen sehen, bleibt es unbegreiflich, wie er es fertig bringt, jetzt auf einmal mitten durch die Stadt zu fließen. Man muß also wieder in einen Sampan steigen und über das dunkle Wasser setzen. Am andern Ufer folgt noch eine lange Rickscha-Fahrt durch stille, wenig erleuchtete Straßen, zwischen hohen europäischen Häusern hindurch. Die Straßen führen französische Namen. Endlich hält der Kuli vor dem „Astor-House" an. Bald sitzt man draußen auf der Veranda dieses besten Hotels in China, hört gegenüber im Public-Garden die chinesische Stadtkapelle spielen und konstatirt mit Behagen, daß man, wenn man nur den Muth nicht ganz verliert, schließlich sogar auch in Tientsin ankommt.

XXIV. Tientsin.

Tientsin, Mitte September.

(Tientsin, die Vorstadt von Peking. — Der deutsche Handlungsreisende in China. — Handelsverhältnisse. — Das „Regierungsgeschäft." — Die deutsche Niederlassung. — Die Gothik in Tientsin. — Der Rennplatz. — Von den Jesuiten. — Die deutsche Art, zu kolonisiren. — In der Todtenhalle. — Die Universität. — Die Chinesenstadt. — Straßenleben. — Die Guckkasten. — Teppich-Industrie und Pelz-Handel. — Thonfiguren. — Die Kuriositätenhändler. — Porzellan, Bronze und Malereien. — Das Fingerspiel. — Feine chinesische Restaurants. — Sing-Mädchen und Sing-Knaben. — Im Theater.)

Tientsin (das e wird nicht ausgesprochen, und der Ton liegt auf der letzten Silbe) möchte gerne ein zweites Shanghai werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ihm dies gelingt, denn Tientsin entwickelt sich kräftig. Vorläufig aber steht diese Entwicklung noch im ersten Stadium. Tientsin ist vielleicht eine werdende Großstadt, einstweilen jedoch ist es noch ziemlich klein. Die europäische Einwohnerschaft macht eine geringe Zahl aus, monumentale Bauten giebt es wenig, die Straßen in den Settlements sind still, das ganze Leben hat einen einfachen Zuschnitt und besitzt nichts von dem Glanz und der Ueppigkeit des Lebens in Shanghai.

Tientsin ist eigentlich das Fremdenviertel von Peking. In der chinesischen Hauptstadt giebt es noch keine europäischen Niederlassungen. Die Europäer, die mit Peking und überhaupt mit dem Norden China's Verbindungen unterhalten müssen, haben sich daher in Tientsin angesiedelt, von wo man mit der Eisenbahn jetzt in vier Stunden nach Peking kommen kann. Als europäischer Vorort der chinesischen Hauptstadt hat Tientsin namentlich politische Wichtigkeit. Europa wirkt in Peking auf die chinesische Central-Regie-

rung durch seine Diplomaten ein. Aber sein wirksamster Diplomat ist doch eigentlich die europäische Stadt gewesen, die vor den Thoren der Metropole liegt und von der Einflüsse ausgehen, welche viel lebendiger, persönlicher, unmittelbarer sind, als die der Gesandten und bevollmächtigten Minister. In Tientsin ist darum so Manches zwischen Europa und China vereinbart worden, das entscheidend für die Zukunft war. Während der Jahre 1874 bis 1894 ist die Stadt geradezu der Sitz der auswärtigen Politik Chinas gewesen, namentlich in der Zeit, wo Li-Hung-Tschang als Vizekönig dort seines Amtes waltete. Gegenwärtig ruht der Schwerpunkt der auswärtigen Politik wieder in Peking. Es scheint, als verliere Peking immer mehr von seiner Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit. Sollte eines Tages die Hauptstadt auch noch offiziell den Fremden zur Niederlassung eröffnet werden, so könnte das einen schweren Schlag für Tientsin bedeuten. Fraglich bleibt allerdings, ob diese Eröffnung nicht lediglich die politische Bedeutung von Tientsin zunichte machen, seine kommerziellen Errungenschaften aber unberührt lassen würde.

Tientsin ist gleichsam die Eingangspforte für die chinesischen Provinzen Schansi, Tschili, Honan, zum Theil auch für Schantung und selbst noch für die Mongolei und die Mandschurei. Dieses gewaltige Hinterland kommt ebensosehr als Absatzgebiet für europäische Produkte wie als Bezugsgebiet für chinesische Exportartikel in Betracht. Man muß nämlich nicht glauben, daß der China-Handel nur in der Ausfuhr besteht. China kauft von Europa ganz so, wie Europa von China kauft. Je mehr das Land sich erschließt, um so mehr tragen die Chinesen Begehr nach europäischen Erzeugnissen. Die Kaufleute in Tientsin, in Shanghai, in Hongkong u. s. w. halten in ihren Komptoirs Musterlager von Einfuhr-Artikeln zur Auswahl für die chinesischen Kunden. Selbst der deutsche Handlungsreisende beginnt bereits, sich in China zu zeigen, und entfaltet in den Hotels an der Table d'hôte seine geräuschvolle Beredsamkeit. Die Chinesen sind gute Abnehmer und musterhafte Zahler. Die chinesischen Kaufleute erhalten von den europäischen Firmen Kredit bis zu sehr hohen Beträgen. In der Regel wird selbst über bedeutende Summen nichts Schriftliches aufgesetzt. Das gegebene Wort genügt. Man traut einander zwischen Europäern und Chinesen, wie

Europäer untereinander sich niemals trauen würden, und man fährt gut dabei.

Der Aufschwung Tientsins kommt freilich mehr vom Export her als vom Import. Die Versendung nordchinesischer, namentlich mongolischer Rohprodukte macht hier das Hauptgeschäft aus, und dieses Geschäft nimmt seit fünfzehn Jahren einen immer größeren Umfang an. Tientsin führt vor allen Dingen Wolle aus (Kameel-, Ziegen- und Schafwolle), ferner Felle, Strohgeflecht aus Honan und Schantung u. s. w. Dann aber bringt es wieder die politische Lage von Tientsin mit sich, daß dort das sogenannte „Regierungsgeschäft" blüht, das heißt das Geschäft, das mit der chinesischen Regierung abgeschlossen wird, namentlich die Lieferung von Waffen. In dieser Handelsoperation werden die kolossalen Profite erzielt, hier ist die Gelegenheit zu Coups erster Ordnung, und im Vergleich zu dem langsamen, aber sicheren Gewinn, den der regelmäßige und regelrechte Waarenhandel bringt, ist das Waffengeschäft so ungefähr die Art, wie man in China Gold graben kann. Nur geht es, wie es immer mit der Goldgräberei geht: sehr Viele graben ihr Leben lang vergebens, und nur ganz Wenige finden die ergiebige Mine.

Die Millionen aber sind, wie gesagt, einzig und allein auf diesem Gebiet zu verdienen, und die China-Nabobs verdanken zumeist dem Waffengeschäft ihre Reichthümer. Das Geheimniß kann in wenig Worten ausgesprochen werden: Es handelt sich einfach darum, der chinesischen Regierung möglichst werthlose Waare für möglichst theures Geld anzuhängen. Das läßt sich bei der Waffenlieferung am Ehesten ausführen, da die chinesische Regierung von den europäischen Waffen und ihrem Werthe noch weniger versteht, als von anderen europäischen Dingen. Wer in diesem Geschäft etwas erreichen will, muß einen günstigen Zeitpunkt abwarten (wie beispielsweise der chinesisch-japanische Krieg war), muß eine genaue Kenntniß der Verhältnisse besitzen, muß womöglich chinesisch sprechen, muß gute Beziehungen zu hohen chinesischen Beamten haben oder solche anzubahnen wissen, muß nicht allzusehr mit Skrupeln behaftet sein und muß, wenn es nöthig ist (es ist immer nöthig!), sein Ziel selbst auf krummen Wegen zu erreichen vermögen. Auch die Geschäftskosten sind beträchtliche. Der Ankauf der zu liefernden Waaren ist natürlich das Billigste bei der Sache. Hingegen ist das Wohlwollen einiger Mandarinen unerläßlich

zum Betrieb des Geschäfts, und das ist eine recht kostspielige Anschaffung. Je einflußreicher der Mandarin ist, umso mehr Werth hat natürlich sein Einfluß; und wenn er zudem auch noch ehrlich ist, muß man ihm sehr viel Geld zahlen. Nichts vertheuert eine Bestechung so sehr wie die Ehrlichkeit Desjenigen, der sich bestechen läßt. In der letzten Zeit sind die Preise ganz enorm gestiegen. Die Konkurrenz ist groß unter Denen, die liefern wollen, und die Mandarinen brauchen ihr Wohlwollen nicht zu verschleudern. Früher waren die Zeiten besser. Die Beamten gaben sich gelegentlich sogar mit einer Betheiligung am Gewinn zufrieden. Jetzt wird sofortige Baarzahlung begehrt.

Wie aber kommen solche Geschäfte zustande? Ein Kaufmann bringt beispielsweise durch die Spione, die er in Peking unterhält, in Erfahrung, daß die chinesische Regierung Gewehre anschaffen will. Er hat gerade zehntausend alte ausrangirte preußische Zündnadelbüchsen auf Lager, die er mit einer Mark das Stück bezahlt hat. So begibt er sich denn zu dem chinesischen Beamten, der mit der Sorge für das Kriegsmaterial betraut ist, und bietet ihm seine Gewehre an.

„Was sollen sie kosten?“ fragt der Beamte.

„Weil wir alte Freunde sind, gebe ich sie Ihnen für zwanzig Mark das Stück. Aber sie sind unter Brüdern das Dreifache werth.“

„Sie kommen zu spät,“ erwidert der Beamte. „Eben habe ich zehntausend englische Gewehre gekauft. Ich brauche nur zehn Mark pro Stück zu zahlen, und in vierzehn Tagen sollen die Kisten hier sein.“

„Auch ich will ja nicht mehr als zehn Mark haben“, erklärt der Kaufmann. „Die übrigen zehn Mark sind der Antheil der Freundschaft. Sie erinnern sich, was Confucius geschrieben hat: „Die wahre Freundschaft bewährt sich erst in Geldsachen.“ Ich denke mir also, daß von dem Preis für jedes Gewehr fünf Mark Ihnen gehören. Für die letzten fünf Mark finden Sie vielleicht einen Abnehmer unter Ihren Amtskollegen. Meine Gewehre kosten also eigentlich auch nur zehn Mark, und der Vortheil für die chinesische Regierung besteht darin, daß ich Ihnen die Waffen liefere, mit denen Preußen alle seine Schlachten gewonnen hat.“

Der chinesische Beamte ist Patriot und hält es für seine Pflicht, China in die Lage zu versetzen, auch seinerseits Schlachten zu ge-

winnen. Die preußischen Gewehre werden bestellt. Die Lieferung der englischen Gewehre läßt sich nicht mehr rückgängig machen, umso weniger, als der Beamte auch hier am Ertrag des Geschäftes betheiligt ist, und so werden sie gleichfalls abgenommen. Diese jedoch bleiben unausgepackt in ihren Kisten liegen. Denn der Beamte hat den Befehl erhalten, zehntausend Gewehre anzuschaffen, und den Befehl befolgt er mit jener Gewissenhaftigkeit, welche die höchste Zierde eines Beamten ist: er bezahlt zwanzigtausend Gewehre, schafft aber nur zehntausend an. Das Beste an dieser Geschichte ist, daß sie durchaus nicht so ganz auf Erfindung beruht, wie man vielleicht glaubt.

Auch im Geschäftsleben von Tientsin stehen die deutschen Firmen obenan. Bei jedem Schritt, den man hier draußen thut, kann man immer wieder mit Freude die große und fast beherrschende Stellung konstatiren, welche der deutsche Kaufmann im Chinahandel sich zu erringen verstanden hat. Ueberall blüht das deutsche Geschäft — überall, mit einziger Ausnahme der deutschen Kolonie Kiautschou. Sobald der deutsche Kaufmann losgelöst ist von der bureaukratischen Umklammerung, von der Bevormundung, welche die deutsche Art des Regierens mit sich bringt, sobald er in der Freiheit leben kann, in der großen Freiheit Ostasiens, entfaltet er die volle Kraft, die in ihm steckt. Mit einem Worte: Der deutsche Kaufmann gedeiht in Asien bisher nur, wenn er nicht unter der deutschen Regierung steht. Das ist eine Thatsache, über welche die maßgebenden Herren im Reiche, die ja gewiß auch das Beste erstreben, reiflich nachdenken mögen.

In Tientsin besteht eine ganze Reihe deutscher Handelshäuser ersten Ranges: Meyer u. Comp. (Herr Heyl, der sympathische Chef der Firma, stammt beinahe aus Frankfurt, nämlich aus Offenbach), Arnhold Karberg, Melchers u. Comp. u. s. w. Die Deutsch-Asiatische Bank hat hier eine Filiale, die von Herrn Rump geleitet wird, einem Hamburger von der echten Art (und man weiß, eine wie gute Art die von Hamburg ist). Herr Rump fungirt zugleich als Direktor der deutschen Niederlassung, da die Deutsch-Asiatische Bank das Hauptmitglied der Niederlassungsgesellschaft ist.

Die deutsche Niederlassung in Tientsin (ähnlich wie diejenige in Hankau) wird nämlich von einer Privatgesellschaft verwaltet, sie

gehört ihr eigentlich, und der Staat hat sich nur die oberste Aufsicht vorbehalten. Die Gesellschaft läßt auf ihre Kosten die Instandsetzung des Niederlassungs-Terrains vornehmen (Auffüllung, Straßenbau, Quai-Anlagen u. s. w.) und verkauft auch die Bauplätze, durch deren Ertrag sie ihre Kosten einbringen und ihren Gewinn erzielen will. Das Settlement ist erst im October letzten Jahres von Deutschland übernommen worden. Die deutschen Einwohner von Tientsin sind also in der englischen Concession angesiedelt und werden wohl auch dort angesiedelt bleiben, da die deutsche Concession ziemlich weit weg von der Geschäftsgegend liegt. Nur das Konsulat soll nach der Niederlassung verlegt werden. Die Folge wird wahrscheinlich sein, daß Niemand mehr auf's Konsulat kommen wird, — eine Eventualität, welcher der Konsul ohne allzugroßen Schrecken entgegensehen dürfte.

Der Konsul Dr. Eiswaldt hat Baiern zum Heimatland. Ueberhaupt ist die kleine deutsche Kolonie von Tientsin eine Musterkarte der deutschen Stämme, und Nord-, Mittel- und Süd-Deutschland wirken hier einträchtig zusammen. Die Gastfreundschaft ist herzlich, wie überall in China, und es ist ein wahres Vergnügen, mit den klar und frei denkenden Landsleuten hier draußen zu verkehren. Die meisten deutschen Kaufleute sind seit langen Jahren in Tientsin ansässig und besitzen darum eine Kenntniß des Landes, die eine unerschöpfliche Quelle bildet für Denjenigen, der herausgekommen ist, um zu lernen.

Eigenthümlich ist, daß die Zahl der Europäer, die chinesisch verstehen, immer mehr zunimmt, je mehr man nach Norden kommt. In Hongkong weiß kaum Einer ein Wort von der fürchterlich schweren Sprache, die auch so gar keinen Reiz besitzt, welcher den Wunsch rege machen könnte, sie sich anzueignen. Nur wenn der chinesische Boy gar zu langsam bedient, wird er durch ein „Tschoptschop" zur Raschheit gemahnt, oder beim Kegeln wird der chinesische Kegeljunge durch ein über die Bahn geschrieenes „Kito?" um die Anzahl der gefallenen Kegel befragt. In Shanghai findet sich als seltene Ausnahme hier und da einmal Jemand, der chinesisch kann. Im europäischen Haushalt sind nur zwei chinesische Worte im Gebrauch als Weisung für den Kuli, der die Punkah zieht. Wenn er anfangen soll, so befiehlt die Dame des Hauses „La-fun!", das heißt: „Mache Wind!", und wenn er aufhören soll, so wird ihm

zugerufen: „Man-man!“, das heißt: „Halte ein!“ In Tientsin aber spricht fast jeder Europäer, insbesondere jeder Deutsche, chinesisch, als wäre das die einfachste Sache von der Welt. Im Norden nämlich leben Europäer und Chinesen viel näher zusammen, als anderswo. Auch hat sich der Chinese dem Europäer noch wenig akkommodirt. Der Europäer ist daher genöthigt, sich dem Chinesen anzupassen; und es giebt einen Begriff von der Tüchtigkeit der China-Kaufleute, daß sie, wenn ihr Geschäft es erfordert, im Stande sind, sogar das unlernbare Chinesisch zu lernen. In dem großen Hotel von Tientsin, im „Astor-House“, ertheilt beispielsweise der Wirth seinem Personal chinesische Befehle und empfängt von diesem chinesische Berichte. Das „Astor-House“ ist wohl in der Welt das einzige europäische Hotel mit chinesischer Geschäftssprache. Auch Herr Diedering, der Wirth des Hotels, das, wie schon früher erwähnt, mit Recht als das beste in China gilt, ist ein Deutscher.

Die europäischen Settlements grenzen an den Pei-ho. In der Mitte liegt das englische, zur Linken, wenn man sich mit dem Gesicht nach dem Fluß wendet, das französische, zur Rechten das deutsche. Sie erstrecken sich vom Strom aus landeinwärts. An die französische Concession stößt seitlich die Chinesenstadt an, die „City“, wie man hier kurz sagt, und geht in einem weiten Halbkreise hinter den europäischen Vierteln herum, berührt diese jedoch erst wieder an der deutschen Niederlassung.

Die europäische Stadt Tientsin dehnt sich nicht in die Tiefe, sondern in die Breite. Man möchte sagen, daß die Stadt nach seitwärts lebt. Die Hauptstraßen laufen dem Fluß parallel. Am Pei-ho selbst zieht sich ein Bund entlang. Das heißt, dieser Bund muß erst einer werden. Es ist Alles da, was zu einer Uferstraße gehört: der Fluß, das Ufer, die Straße — nur die schönen Gebäude fehlen. Die vorhandenen Häuser sind zu meist Waarenspeicher, und diejenigen, die keine Waarenspeicher sind, sind nicht schön. Nur auf dem französischen Bund, der Quai de France heißt, stehen einige hübsche Bauten. Im Uebrigen wird auch die Straße selbst zur Aufbewahrung von Waaren, zumeist von Import-Waaren, verwendet. Man schreitet an aufgestapelten Ballen, Kisten und Säcken entlang. Oft sind für die Waaren aus den Strohmatten, die Canton liefert, Hütten erbaut. Auch die Wächter hausen in solchen Strohhütten. So machen einige Stellen des Bund den

Eindruck, als habe ein Stamm von Wilden dort sein Nomadenlager aufgeschlagen. Die Straße liegt im gleichen Niveau mit der Wasserfläche. Der Fluß ist schmal, aber ungemein belebt von bewimpelten Dschunken und fauchenden kleinen Dampfbooten, die mit ihren Sirenen einen Höllenlärm verführen. Der Pei-ho ist nur bis Tientsin für See-Dschunken fahrbar. Stets sind also hier zahlreiche Schiffe angesammelt, welche ihre Fracht abladen. Am andern Ufer des Bund sind Salz, Kohle und Reis zu ganzen Bergen aufgeschichtet, die gleichfalls von Matten bedeckt werden. Das Meiste ist durch den großen Kanal hinaufgekommen, welcher bei Tientsin sein nördliches Ende erreicht. Vor Allem der Tribut-Reis, der nach der Hauptstadt abgeführt werden soll, muß hier auf weitere Beförderung warten. Demnach ist der ganze Bund nicht viel mehr als ein großes Entrepot.

Das eigentliche Wohn- und Geschäftsviertel ist, wie gewöhnlich in den chinesischen Kolonien, die englische Concession. Die Hauptstraße, die Victoria-Road, hat fast gar keine Läden. Wohl aber liegen hier die hervorragendsten Gebäude der Stadt: das „Astor-House", der deutsche und der englische Klub, das deutsche Konsulat, das zierliche und farbige Palais der Indisch-Australischen Bank und namentlich das Rathhaus. Der Styl, der bei den Monumentalbauten von Tientsin vorherrscht, ist der massiv-gothische. Das liegt daran, daß sie alle von demselben Baumeister errichtet worden sind. Dieser Baumeister hat offenbar aus dem ernüchternden neunzehnten Jahrhundert sein romantisches Herz nach China geflüchtet und ist nach dem Pei-ho gezogen, um dort seine mittelalterlichen Träume zu verwirklichen. So sieht Tientsin an einzelnen Stellen aus, wie eine zum Leben erwachte Rittergeschichte. Selbst das japanische Konsulat ist eine feste Burg geworden. Das Rathhaus aber ist ein gewaltiges Kastell, ein graues, zinnengekröntes Gemäuer mit Spitzbogenfenstern, flankirt von dicken Thürmen. Die Hauptfront ist dem Public Garden zugewandt, und hier ist ein Söller angebaut, der die Erwartung weckt, daß jeden Augenblick Kriemhild in eigener Person da heraustreten werde, um der chinesischen Stadtkapelle zuzuhören.

Auf den ersten Blick berührt dieses Rathhaus ein wenig befremdend. Wer hätte auch gedacht, gar so viel Gothik in

Tientsin zu finden! Doch es läßt sich nicht leugnen, daß der Bau eine imposante Wirkung übt. Der offizielle Name ist „Gordon-Hall“. Die Engländer wollten durch ihr Municipal-Palais ihrem General Gordon ein Denkmal setzen, der so glänzende Kriegsthaten in China ausgeführt hat. Da Gordon mit Li-Hung-Tschang befreundet war, erwiesen sie durch die Benennung zugleich dem damaligen chinesischen Vizekönig von Tientsin eine Artigkeit. Li-Hung-Tschang hat dafür das Rathhaus in sein Herz geschlossen und hat ihm prachtvolle Seidenstickereien geschenkt, die bei festlichen Gelegenheiten in der großen Halle ausgehangen werden. Unter den Stickereien fällt ein seltsames Stück auf, das einen lebensgroßen Greis zeigt, dessen langer Graubart aus der Seide herauswächst und dem ein Reh zur Seite ruht, welchem wirkliche Augen eingesetzt sind. Ein Erdgeschoß-Zimmer gehört der Freimaurerloge. Seltsame Möbel sind an den Wänden gereiht, Altarleuchter stehen auf dem Boden, und an den blau ausgemalten Wänden kehrt als Ornament der Maurer-Zirkel immer wieder. Im ersten Stock haben die Väter der Stadt ihre Rathsstube. Die Stühle sehen nicht sehr abgesessen aus, in einer Ecke webt ungestört eine Spinne ihr Netz. Tientsin läßt sich allem Anschein nach ohne viel Berathung regieren.

Der Public Garden draußen ist klein, aber hübsch angelegt. Nur fehlen die lieben kleinen Mädchen von Shanghai. Ueberhaupt sieht man in Tientsin viel zu wenig Damen. Die wenigen jedoch, die man sieht, sind nicht hübsch. Die Stadtväter mögen darüber die Beschwerde eines Fremdlings vernehmen. Es ist nöthig, daß diesem Uebelstande rasch und gründlich abgeholfen werde. Die Stadtkapelle setzt sich, wie gesagt, aus Chinesen zusammen. Die Spielleute stehen im Orchester-Pavillon, mit Mandarinenhüten und langen Mänteln angethan, und blasen die europäischen Instrumente. Aber es wäre besser, sie bliesen sie nicht. Daß die Chinesen ein unmusikalisches Volk sind, beweisen sie bei keiner Gelegenheit so deutlich, als wenn sie Musik machen. Und wenn man beim Anhören schlechter Musik das Bewußtsein hat, daß sie von Chinesen hervorgebracht wird, so mag dies immerhin seinen Reiz haben, allein die Musik wird dadurch nicht schöner.

Eines der stattlichsten Häuser im englischen Settlement, ein großes europäisches Wohnhaus im maurisch-arabischen Styl mit

vielen Kuppeln, gehört einem Chinesen, dem Direktor der Bergwerke von Kai-ping. Man kommt daran vorüber, wenn man nach dem Rennplatz hinausfährt. Das ist nämlich der einzige in Tientsin mögliche Spazierweg. Tientsin hat keine Umgebung, oder vielmehr es hat deren zu viel. Rings um die Stadt dehnt sich endlos die wüste Ebene des Pei-ho mit ihren Wasserpfützen, ihren kahlen Bodenstrecken, ihren Schlammsümpfen, ihren Gräbern. Im Sommer und Herbst freilich ist all' die Trostlosigkeit unter ein wenig Grün verdeckt. Durch diese Ebene hindurch ist die Straße nach dem Race Course gelegt. In der Abendstunde traben dort die Mafus entlang auf den Pferden, die an den Herbstrennen theilnehmen sollen. Diese chinesischen Stallmeister sitzen sicher und kerzengerade im Sattel. Auch das eine oder das andere Jagdwägelchen rollt einher, gelenkt von einem Chinesen, der das Kutschiren liebt, einem wohlbestallten Comprador vielleicht aus einem europäischen Comptoir. Wenn man Glück hat, kann man eine oder zwei europäische Damen zu Pferde sehen, im langen schwarzen Reitkleid. Weit drüben in der Ebene erhebt sich das vielfenstrige graue Haus, das Herr Detring bewohnt, der höchste deutsche Beamte in der chinesischen Seezoll-Verwaltung. Er haust einsam da draußen und pflegt Umgang mit Niemandem aus der Stadt. Nicht weit davon besitzt ein russischer Theehändler ein ausgedehntes Grundstück, auf dem er Erdhütten hat bauen lassen, die er an arme Chinesen vermiethet. Vermiethungen dieser Art sollen zu den glänzendsten Geschäften gehören, die man in Tientsin machen kann. Es ist eine alte Geschichte, daß es wenig bessere Einnahmequellen gibt, als die: von den armen Leuten zu leben. Ein Park fällt auf, den ein reicher Cantonese sich um sein Haus hat anlegen lassen. Der Rennplatz ist ein Rennplatz wie alle andern. Die Bahn steht zum Theil unter Wasser.

Bei der Rückfahrt sieht man einen gewaltigen Rauch in der Luft, der von einem Riesenbrande herzukommen scheint. Der Rauch hängt über der Chinesenstadt, aber sie brennt nicht, sondern es ist nur ihr Schmutz, der zum Himmel stinkt. Die europäische Stadt liegt drüben, von der einbrechenden Nacht umschleiert. Der Thurm der englischen Kirche ragt aus den Häusern hervor. In der Dämmerung nimmt dieser Thurm mit der schlanken Spitze eine

wohlbekannte Form an. Man hat einen Augenblick die Vision des Frankfurter Doms, und es scheint, als fahre man auf die Stadt am Main zu, die doch so weit, oh so weit entfernt ist! ...

Die französische Niederlassung ist, im Gegensatz zu der von Shanghai, ein wirklich europäisches Stadtviertel. Nicht allzu viele chinesische Häuser sind hinein gemischt. Die Straßen sind breit angelegt, mit Bäumen bestanden und gut gehalten. Eine Rue du Chemin de fer ist vorhanden, wie in fast jeder Provinzstadt Frankreichs. Ihr zur Seite läuft die Rue du Baron Gros, welche aber nicht nach dem Maler der Schlachten des ersten Napoleon benannt ist, sondern nach jenem Baron Gros, der sich als Diplomat zur Zeit des englisch-französischen Krieges gegen China hervorgethan hat. Die Rue de France ist die Hauptstraße. Das Konsulat steht am Bund, tief in einem Garten, und ist ein überaus graziöser Bau in der reinsten Art der französischen Renaissance mit den halb in das Haus hineingewachsenen Säulen und den charakteristischen, eng anliegenden Balkonen. Es schaut aus dem Grün heraus, wie manch' altes Schloß aus den Parks in der Umgebung von Paris. Ein anderer schöner Garten auf dem französischen Territoritum ist Eigenthum der Jesuiten. Ueberhaupt gehört ihnen der größte Theil der französischen Stadt. Sie haben beizeiten Grundstücke gekauft, als Tientsin noch klein war. Jetzt sind sie Herren im Lande, der Werth ihres Besitzes ist vielleicht auf's Fünfzigfache gewachsen und wird in einigen weiteren Jahren bis zum Hundertfachen steigen. Dies ist nicht der erste Fall, der zeigt, daß die Jesuiten sich auf's Spekuliren verstehen.

Die französischen Jesuiten verdienen übrigens, daß man mit Respekt von ihrem Wirken in China spricht. Die meisten anderen Missionäre betrachten es als ihre einzige Aufgabe, zu predigen und die Bibel auszulegen. Sie sind bemüht dem fremden Volk, unter dem sie leben, seinen Glauben wegzubeten. Durch ihren Bekehrungseifer machen sie sich lästig und verhaßt; und wenn Missionäre von einem aufrührerischen Volkshaufen niedergemetzelt werden, so liegt die einzige Schuld nicht immer bei dem Volkshaufen. Die chinesische Regierung hat oft schon zu den Vertretern der Mächte gesagt: „Wir wollen gern den Fremden noch viel mehr Rechte einräumen. Nur nehmt uns die Missionäre weg!" In der That leuchtet die Nothwendigkeit von Bekehrungen nicht ein in einem Lande, wo ein Glaubens-

system herrscht, wie der Buddhismus, und eine Morallehre, wie der Confucianismus, die beide älter sind, als das Christenthum, und denen dieses, bewußt oder unbewußt, manche seiner Ideen entlehnt hat. Ein chinesischer Gelehrter sagte einmal zu einem Missionär:

„In Eurer Bibel stehen schöne sittliche Gebote. Diese oder ganz ähnliche sind auch in den Schriften des Confucius enthalten. Das Schlimme ist nur, daß unser Volk nicht nach den Sittengeboten lebt. Glaubt Ihr, das würde anders werden, wenn das Volk zum Christenthum überträte?"

Die Jesuiten beschränken sich nicht auf das Beten. Sie suchen zu bekehren, indem sie sich nützlich machen. Sie lehren den Chinesen europäische Kultur, und während sie ihnen werthvolle Kenntnisse beibringen, machen sie sie auch zu Christen. Das läßt sich eher hören. Zum Unterschiede von manchen anderen Missionären sind die französischen Jesuiten*) feingebildete Leute. Ihr Kloster Si-ka-wei bei Shanghai ist eine große Unterrichtsanstalt und ein Gelehrtenheim. In Tientsin hat der Orden gegenwärtig nur zwei Vertreter.

Die französische Kathedrale ist mitten in der Chinesenstadt errichtet. Dort wurde sie im Jahre 1870 niedergebrannt. Zugleich mordete der Pöbel die französischen Ordensschwestern und andere Europäer. Die armen Opfer hatten grausame Qualen zu erdulden, und das Fremden-Massacre von Tientsin ist vielleicht das furchtbarste, das jemals in China stattgefunden hat. Jetzt ist die Kathedrale auf der alten Stelle am Pei-ho wieder aufgebaut worden. Die französischen Missionen aber haben ihren Sitz nach der französischen Konzession verlegt.....

Die deutsche Niederlassung hat, wie schon angedeutet, die hervorstechende Eigenthümlichkeit, daß sich noch Niemand auf ihr niedergelassen hat. Haben wir das Gebiet auch erst seit Oktober

*) Die deutschen Jesuiten haben im vorigen Jahrhundert am Hofe von Peking eine große Rolle gespielt. Der damalige Kaiser stand so sehr unter dem Einfluß dieser gelehrten und staatsklugen Männer, daß er geneigt schien, mit seinem ganzen Volke zum Christenthum überzutreten. Da gelang es den Umtrieben der eifersüchtigen Dominikaner, die Stellung der Jesuiten am chinesischen Hofe zu erschüttern. So hat Mönchsgezänk es verhindert, daß China vor hundert Jahren bereits ein christlicher Staat wurde.

vorigen Jahres im Besitz, so könnten wir doch schon viel weiter sein. Es ist ähnlich gegangen wie in Kiautschou. Gewisse Herren an der Spree wollen durchaus am Pei-ho mitregieren, und so ist das Jahr verloren worden mit Hin- und Herschreiben zwischen Tientsin und Berlin. Auch hier darf natürlich nicht gebaut werden, ehe die Behörde ihre sämmtlichen Verfügungen getroffen hat. Und ein Jeder weiß: wenn sich unsere vortreffliche Behörde einmal an's Verfügen macht, dann wird sie nicht so bald fertig. Die deutsche Art, zu kolonisiren, ist, daß man die Ansiedler so lange fernhält, bis man festgestellt hat, was sie Alles *nicht* thun dürfen. Jede deutsche Kolonie beginnt mit Verordnungen. Während also die Chinesen, die sich gern unter europäischen Schutz begeben, auf den Verkauf von Bauplätzen drängten, während sogar Engländer in dieser Richtung Schritte thaten, obwohl sie sich vor dem „red tape" fürchteten, vor dem „rothen Faden", der in England die offiziellen Dokumente umwindet und das Sinnbild des Bureaukratismus ist, — während dessen saßen die Herren in Berlin und arbeiteten, frei von jeder schädlichen Uebereilung, Polizeivorschriften aus. Als die ersten Verordnungen in Tientsin ankamen, stellte es sich heraus, daß die Verwaltung der deutschen Ansiedelung ungefähr auf folgendem Grundsatze aufgebaut werden sollte: Jeder Deutsche muß einen Maulkorb tragen, und jeder Engländer darf nur an der Leine geführt werden. Jetzt giebt man es bereits bedeutend billiger, und die letzthin eingetroffene Baupolizei-Ordnung soll sogar recht verständig und zweckentsprechend sein. Die deutsche Niederlassung ist ein schönes Stück Land, in guter Lage. In Tientsin wird sie von praktischen Leuten geleitet, die eine gründliche Kenntniß der chinesischen Verhältnisse besitzen und die sich's wohl bald abgewöhnen werden, allzuviel in Berlin anzufragen. Einen Militär-Gouverneur kann man hier auch nicht einsetzen. Folglich sind alle Bedingungen einer gedeihlichen Entwicklung gegeben.

Ein in die Erde gesteckter schwarz-weiß-rother Holzpflock und eine Wasserpfütze markiren die Grenze des deutschen Gebiets. Der Pei-ho bleibt immer zur Linken, und man schreitet auf einer guten Straße durch die grüne Niederung, oft unter den mächtigen Kronen von alten Bäumen hindurch, von Ulmen oder breitästigen chinesischen Pappeln. Diese Baumgewaltigen sind stark genug gewesen, um

manche Zeiten zu überdauern, aber nun wird ihnen die deutsche Axt an den Stamm kommen. Unmittelbar am Wasser wird der Bund gelegt, der „deutsche Bund", der sich an den englischen und französischen anschließen wird. Die Straße ist auf Pfählen in den Fluß hineingebaut; nur das Pflaster fehlt noch. Auch die Victoria-Road soll über die deutsche Niederlassung hinweg verlängert werden und wird hier „Wilhelmstraße" heißen. Ebenso wird eine Weiterführung der Taku-Road projektirt, der zweitgrößten Straße des englischen Settlement, die zu der Victoria-Road parallel läuft und ausschließlich von Chinesen bewohnt wird. Die Taku-Road nimmt drüben an der City ihren Anfang und ist gleichsam ein Kanal, durch welchen die Chinesenstadt in die europäische Stadt sich ergießt. In der Taku-Road hat ein reicher Chinese einen ganzen Block Holzhäuser mit Läden im Erdgeschoß aufgeführt, die er an kleine Leute vermiethet. Die Häuser, deren Herstellung so gut wie gar nichts kostet, bezahlen sich bereits durch die erste Monatsmiethe, und alles Uebrige ist Reingewinn. Aehnliche Holzbauten möchte man auch in der deutschen Konzession errichten. Aber Berlin hat seine Meinung bisher nicht verlauten lassen und scheint sich noch nicht schlüssig gemacht zu haben in Betreff der Frage, ob auf der deutschen Niederlassung Chinesen wohnen dürfen. Nun wäre es gewiß von Vortheil, wenn man überhaupt aus China die Chinesen eliminiren könnte, aber die Sache ist nicht leicht, und Berlin wird daher wohl noch einige Zeit brauchen, ehe es schlüssig wird.

Inzwischen wird fleißig an der Instandsetzung des deutschen Gebiets gearbeitet. Ein gut' Theil Wasser ist dabei, wie dies in Tientsin nicht anders möglich, und eifrig laufen die Karren, welche Erde herbeiführen, um auch dieses Wasser in Baugrund zu verwandeln. Die Aus- und Auffüllungsarbeiten werden von einem chinesischen Unternehmer besorgt, dem natürlich ein deutscher Baumeister auf die Finger sehen muß. Jedoch der Chinese zeigt große Beflissenheit, und sogar einige Schienengeleise hat der treffliche Mann legen lassen. Manch' ein Loch ist noch zuzuschütten. Es gibt Löcher ohne Wasser und Wasser ohne Löcher. Gelegentlich lauft das nasse Element einfach über die Straße. Zumeist aber steht es in Teichen, welche der Schlammgrund mit Schwärze durchdringt und von welchen Düfte ausgehen, die man mit denen der Rosen kaum verwechseln

kann. Andere Gerüche mischen sich hinein, die einen entschieden ausgeprägten Charakter haben, wenngleich sie ebenfalls keine Wohlgerüche sind. Auf deutschem Grund haben sich einige chinesische Dünger-Fabriken etablirt. Der Dünger, frisch aus der Chinesenstadt bezogen, wird getrocknet und mit Ruß vermengt, was ein sehr wirksames Dungpulver ergiebt. In der deutschen Kolonie nennt man diese Anstalten die „Chocolade-Fabriken."

Sie werden nicht mehr lange dort bestehen. Einstweilen ist bereits ein ganzes chinesisches Dorf niedergerissen worden. Auch einen Friedhof der Ningpo-Gilde hat man fortgeschafft, auf dem 260 Chinesen begraben waren. Während die französische Kolonie in Shanghai sich mit den Ningponesen wegen ihres Friedhofs blutig herumschlägt, ist man hier gütlich mit ihnen zu Rande gekommen. Man hat sie nämlich darauf hingewiesen, daß die deutsche Bauleitung einen Theil des Terrains zu erhöhen beabsichtige, wodurch der Friedhof unter Wasser gesetzt werden würde. Nun ist aber für einen chinesischen Verstorbenen anscheinend nichts schädlicher, als unter Wasser zu liegen. Absolute Trockenhaltung ist die erste Vorbedingung für ein besseres Jenseits. Die Ningponesen haben daher nicht umhin gekonnt, ihre Ahnen auszugraben, um sie vor Nässe zu schützen. Auf dem andern Ufer des Pei-ho erhebt sich ein Fort, an das sich ein Erdwall schließt. Ein gleiches Fort und ein gleicher Wall befanden sich früher auf dem deutschen Ufer. Es war im Vertrage ausbedungen, daß sie konservirt werden sollten, und doch sind sie demolirt worden. Zuerst schlug man das Fort zusammen. Der Tao-tai regte sich beträchtlich auf, als er Kunde davon erhielt. Man wartete, bis er sich wieder „abgeregt" hatte, und trug dann den Wall ab. Hierzulande kann man dem Pudel den Schwanz abschneiden, unter der Bedingung, daß man es successive thut, damit es weniger schmerzhaft sei.

Das erste Gebäude, das in der deutschen Niederlassung errichtet worden ist, ist natürlich eine Polizeiwache. Auch ein Gefängniß hängt damit zusammen, ein Gefängniß mit guten Eisenstäben und allem sonstigen Komfort. Die Schutzleute sind ausgesucht große Chinesen. Ein langer dunkelblauer Kittel wallt ihnen bis auf die Knöchel herab, das Haupt ist mit dem Mandarinenhut bedeckt, in der Hand tragen sie einen langen Stab, und

auf dem Aermel ist die kleine schwarz-weiß-rothe Fahne aufgenäht, die, nach dem Muster von Tientsin, auch von den chinesischen Polizisten in Kiautschou getragen wird. Diese Wächter der deutschen Ordnung in Tientsin sind sehr biedere Männer, und sie sagen mit Herzlichkeit „Guten Magen!“ Das soll wahrscheinlich „Guten Morgen!“ bedeuten, obwohl es gewiß auch einen Sinn hat, Jemandem einen guten Magen zu wünschen.

Die Polizeiwache befindet sich gleich links nahe dem Eingang zur deutschen Konzession. Auf der rechten Seite der Straße haben einige offizielle chinesische Gebäude ihren Platz, ein Regierungs-Salzspeicher und eine Leichenhalle. Die Chinesen lassen sich bekanntlich gern in ihrer Heimath bestatten. Wenn Einer in der Fremde stirbt, so wird die Leiche nach dem Geburtsort des Verblichenen geschafft, vorausgesetzt natürlich, daß dieser genügende Mittel hinterlassen hat, um den Transport zu bestreiten. Bis sich Gelegenheit zur Beförderung findet, wird der Sarg in einer Leichenhalle aufbewahrt.

Diejenige, die zur deutschen Niederlassung gehört, ist ein großer Tempel, und zwar ein schöner, außergewöhnlich rein gehaltener und gut gepflegter Tempel. Im ersten Hofe stehen Sänften. Eben ist Einer eingebracht worden, und die Familienmitglieder, die dem Verstorbenen das Geleit gegeben haben, sitzen in der Stube beim Pförtner, der sie mit Thee bewirthet. Im Tempel sind die Priester gerade beim Beten. Inmitten der Halle knien sie um eine Estrade herum, Jeder mit einer rothen Stola behangen. Ueber alte chinesische Meßbücher gebeugt sagen sie ihre Litanei her. Ein greiser Oberpriester giebt den Rhythmus an, indem er im raschen Tempo mit einem Klöppel auf einen Holzklotz schlägt. Dieses Trommeln wirkt fremdartig. Sonst ist gar nicht zu sagen, wie sehr dieser buddhistische Gottesdienst an den katholischen erinnert. Auch der Altar im Hintergrund ist aufgebaut wie in den christlichen Kirchen. Das Götterbild im Dunkel der Nische ist nicht zu erkennen. Kathedralen-Leuchter stehen davor, in denen hohe Kerzen brennen. Gläserne Schalen sind aufgereiht, welche Früchte enthalten, die als Opfergabe dargebracht werden. Früchte gibt es freilich nicht auf den christlichen Altären, wohl aber Blumen. Und Blumen sind auch hier zu Ehren des Buddha aufgeschüttet,

in Fülle und bunter Pracht. Ihr Duft steigt lieblich auf und vereinigt sich mit den Weihrauchdünsten, die durch die Luft ziehen.

Hinter Höfen und abermals Höfen öffnet sich der Eingang in ein dunkles Gewölbe. Ein Gang führt mitten hindurch; zu beiden Seiten liegen kleine Zellen, in deren Thüren Glasfenster angebracht sind. In die Zellen werden die Särge eingestellt. Das ist wie eine Kellerei des Todes. Verwesungsgerüche sind zu spüren. Die Thüren einer Zelle werden aufgethan, und ein riesiger schwarzer Sarg steht darin. Hinter ihm an der Wand lehnen lebensgroße Puppen in bunten Gewändern, männliche und weibliche. Sie werden verbrannt und haben in dieser Weise den Verstorbenen als Dienerschaft in's Jenseits zu begleiten. Einige Körbe sind mit Silber- und Goldpapier angefüllt, das zu kleinen Schuhen geformt ist gleich den ungemünzten Silberstücken, den „sycees", die als Geld umlaufen. Das Papier wird gleichfalls verbrannt und macht die Baarschaft aus, die der Verstorbene mitbekommt. Das Leben in der besseren Welt scheint kostspielig zu sein, kostspieliger vielleicht als in unserer guten. So halten die Särge hier Nachbarschaft, Zelle an Zelle. Es ist unheimlich in diesem dunklen Raum mit den verschlossenen Kämmerlein, in denen lauter Todte wohnen; und die Fenster in den Thüren werden grauenvoll, diese so nutzlosen Fenster für die auf ewig blinden Augen! . . . . . .

Eine Enclave im deutschen Settlement bildet die chinesische Universität, ein mehrfach gegliedertes und mehrstöckiges europäisches Schulgebäude, grau mit schwarzem Schieferdache. Li-Hung-Tschang hat sie gegründet, damit ein wenig abendländische Gelehrsamkeit in's Land komme. Geleitet wird sie von einem früheren amerikanischen Missionär, der seine Fähigkeit, eine Universität zu dirigiren, dadurch erwiesen hat, daß er als Hauslehrer die Kinder des Vizekönigs unterrichtete. Außer ihm sind noch drei englische Professoren thätig. Man trifft die gesammte Fakultät jeden Nachmittag zu Pferde auf der Straße, die nach dem Race Course führt. Die Herren sehen aus wie Primaner, aber sie reiten gut. Immerhin hat man den Eindruck, daß es sehr außerordentliche Professoren sind. Vorgetragen wird auf der Hochschule englisches Recht, Ingenieur-Wissenschaft, Mathematik, vor Allem Geographie. Im Allgemeinen lernt man auf dieser Universität nicht viel mehr,

als bei uns in den Vorschulklassen. Zwei- bis dreihundert chinesische Studenten besuchen die Vorlesungen. Wenn sie aber die ausreichende Zahl von Semestern absolvirt haben, wissen sie nicht recht, was sie mit ihren Kenntnissen anfangen sollen. Die Universität hat hier keinen Ausgang nach dem Leben hin. In China kommt man nur mit chinesischer Gelehrsamkeit weiter. Nach vollendetem Universitätsstudium finden die jungen Leute, wenn sie Glück haben, Aufnahme in einem europäischen Geschäft als Schreib-Kulis. Li-Hung-Tschang hatte seinerzeit zweihundert Chinesen nach den amerikanischen Universitäten gesandt. Einige kamen sogar mit dem Doktor-Titel zurück. Aber auch aus diesen Zweihundert ist nichts geworden. In einem europäischen Laden von Tientsin ist einer von ihnen als Commis angestellt. Es wird ihm dort Gelegenheit geboten, seine mit dem Doktorgrad gekrönte Wissenschaft beim Verkauf von Petroleum-Lampen zu verwerthen.

Die Chinesenstadt von Tientsin ist verrufen wegen ihres Schmutzes. Dieser schlechte Ruf ist übertrieben. Tientsin ist gerade so unsauber, wie Chinesenstädte zu sein pflegen, und nicht mehr. Aber der Besuch der City lohnt der Mühe. Die europäischen Einflüsse sind hier lange noch nicht so mächtig, wie beispielsweise in Shanghai, und das chinesische Leben hat darum in Tientsin seine volle Eigenart bewahrt. Ueberhaupt scheint der Norden ausgeprägter chinesisch zu sein als der Süden. In allen Theilen der Welt hat ja der Norden kräftigere Züge, als der Süden. Tientsin ist zudem eine der größten Städte des Reiches. Man schätzt es auf nahezu eine Million Einwohner, soweit sich eben die Bevölkerungsziffer einer chinesischen Stadt bestimmen läßt. Jedenfalls zählt Tientsin mehr Einwohner als Peking. Die Hauptstraßen haben etwa die Breite der kleinen Gassen in der Altstadt von Frankfurt, und das ist schon ziemlich viel für chinesische Verhältnisse. Die Nebenstraßen allerdings sind oft so eng, daß kaum zwei Vorübergehende einander ausweichen können, und sind mit Gerüchen erfüllt, als mündeten sämmtliche Düngergruben in den Rinnstein hinaus. Rinnsteine gibt es nämlich auch, alte historische Rinnsteine, ruhmreiche Kulturwerke der Ming-Dynastie oder einer anderen. Selbst das Pflaster fehlt in den Hauptstraßen nicht, — aber welch' ein Pflaster! Tiefe Löcher klaffen im Fahrdamm. Die Rickscha, von einem Kuli gezogen und von einem

zweiten gestoßen, saust darüber hinweg. Bald stürzt das rechte Rad in ein Loch, bald das linke; bald glaubt man zur einen Seite hinauszufallen, bald zur anderen; und man wird in einer Weise durchgerüttelt, daß alle Nerven in Aufruhr gerathen.

Der Pei-ho nimmt seinen krummen Weg auch durch die Chinesenstadt. Auf der Fahrt durch die City kommt man einigemale an's Wasser heraus, und man hat alte Holzbrücken zu überschreiten. Nahe bei der französischen Kathedrale führt über den Fluß eine Brücke aus Eisen, eine moderne Brücke mit dreiarmigen Gaskandelabern. Der Verkehr in den Hauptadern wächst während der Nachmittagsstunden in's Riesenhafte. Es ist das Straßenleben einer Millionenstadt. Tausende und Tausende von Menschen sind auf den Beinen, die Rickshas folgen sich ununterbrochen, in unabsehbaren Reihen. Zwei Verkehrsströme fluthen aneinander vorüber, einer, der kommt, und einer, der geht. Oft geräth die ganze Bewegung in's Stocken. Die Wagen, die hinten kommen, stoßen auf die vordern. Die Kulis schreien und wettern; sobald sich der Knäuel entwirrt hat, stürmen sie wieder durch das Getümmel im wilden Jagen, und die Rickscha rasselt nach, über Stock und Stein, bis zur nächsten Stauung. Chinesische Reisekarren fahren vorüber, an denen mißvergnügt der Maulesel trottet; Sänften, auf kräftigen Kuli-Schultern ruhend, schwanken über den Köpfen der Menge; auch Reiter traben einher. Der Chinese ist ein gar malerischer Reiter, wenn er im lang herabwallenden Gewande auf dem mongolischen Pferde sitzt, das wild seine buschige Mähne schüttelt.

Laden reiht sich an Laden. Da in einer Chinesenstadt jeder Mensch Kaufmann ist, wer bleibt eigentlich noch zum Kaufen übrig? In Tientsin blüht unter Anderm die Teppich-Industrie. Die Teppiche, welche dort aus Kameelhaar gefertigt werden, finden Absatz in ganz China. Sie werden in allen Größen gearbeitet, vom Bett-Vorleger bis zum breiten Zimmerteppich, der den ganzen Fußboden bedeckt. Man kann einen von der letztern Art schon für 50 bis 60 Silber-Dollars (100 bis 120 Mk.) haben. Die Wolle ist zumeist blau und weiß gefärbt. Das Dessein besteht in der Regel aus geradlinigen Ornamenten, deren Züge aber nicht ohne Kunst geführt sind. Man schreitet weich über diese Teppiche, und das Auge ruht mit Behagen auf ihnen aus, auf ihren schönen, warmen Farben

und auf den einfachen, klaren Linien ihrer Zeichnung. Nur sollen sie arge Staubfänger sein und auch ein wenig nach dem Kameel riechen.

Gewebt werden sie in armseligen, engen chinesischen Werkstätten. Das heißt, sie werden nicht gewebt, sondern geflochten. Ein Bambus-Rahmen, welcher der Größe des herzustellenden Teppichs entspricht, ist an der Wand aufgerichtet. In dem Rahmen sind viele Schnüre ausgespannt. Die Handwerker sitzen davor auf einer schmalen Bank, die an Stricken von der Decke herabhängt. Die Arbeit wird unten begonnen, und je weiter der Teppich fortschreitet, umso höher wird die Bank hinaufgewunden. Jeder Arbeiter hat über sich Wollknäuel in verschiedenen Farben. Er flicht den Wollfaden in die Schnüre des Rahmens, knotet ein wenig daran herum und schneidet dann mit einem Messer, das er in der linken Hand führt, den Faden unmittelbar über dem Knoten ab. So wird der ganze Teppich durch unzähligemal wiederholtes Knüpfen und Schneiden gefertigt. Hinter dem Rahmen hat jeder Arbeiter ein Papier mit dem Muster des Teppichs vor sich, auf das er durch die Schnüre hindurchblickt. Wie es möglich ist, bei dieser Knüpferei ein Muster herauszubringen, bleibt ein Räthsel. Die ganze Herstellungsart ist verblüffend einfach, aber es gehört chinesische Geschicklichkeit und vor allen Dingen chinesische Geduld dazu, um sie zu praktiziren. Auch ist es wieder einmal staunenswerth, zu sehen, mit welch' primitiven Mitteln die chinesischen Handwerker alle ihre wundervollen Erzeugnisse hervorbringen. Um einen Teppich herzustellen, haben sie als einziges Handwerkszeug ein altes, verrostetes Messer. Dabei geht das Werk rasch von der Hand. An einem Teppich, der das ganze Zimmer bedecken soll, haben vier Mann nicht länger als zwanzig Tage zu schaffen.

Ein Teppichwirker wohnt im Vorgebäude des Tempels. Man muß den Tempelhof durchschreiten, wenn man in seine Werkstatt will. In dem Hof ist auf steinernem Sockel ein heiliges Gefäß aufgestellt, dessen Bronze vom Alter geschwärzt ist. An seinem Fuß halten sich die Guckkasten-Männer auf. Durch drei Glaslöcher blickt man in jeden Kasten hinein. Der Impresario steht daneben, rührt eine Glocke, wechselt die Bilder und erkärt sie durch einen Bänkelsang. Photographien von chinesischen Berühmtheiten sind darin zu sehen, Vicekönige mit ihrem Hofstaat und große Gelehrte; auch werden auf sehr bunten Bildern höchst kriegerische Thaten voll-

führt, sogar ein Gott steigt vom Himmel und mischt sich in den Kampf mit seinem langen Schwert. Zum Schluß kommt Allerlei, was sich mit Worten auch nicht entfernt andeuten läßt. Die kleinen Straßenjungen drängen sich kichernd um die Guckl öcher. Die Jugend will sich bilden (obwohl sie schon gründliche Vorkenntnisse zu besitzen scheint), und es geht nichts über den Anschauungs-Unterricht auf offenem Markte.

Eine Straße ist voll von Pelzhandlungen. Die großen Felle sind an den Wänden aufgehängt, die kleineren werden in Schubladen aufbewahrt. Die Zobelbälge baumeln an einem Haken von der Decke, zusammengerafft wie ein Bund Würste. Die Pelzhändler sind behäbige Herren, zuvorkommend, aber mit Würde. Sie verkaufen ihre Waare wie Leute, die es eigentlich nicht mehr nöthig haben. Dieses Geschäft nährt in China reichlich seinen Mann. Jedes chinesische Wintergewand, das sich sehen lassen will, muß mit Pelz gefüttert und verbrämt sein. Die Chinesen verstehen sich auf gutes Pelzwerk, und darum ist dieses auch in Tientsin nicht gerade ausnehmend billig. Freilich kann man einen großen Stadtpelz immer noch für weniger Geld sich anschaffen, als man zu Hause beim Schneider für einen anständigen Winterüberzieher zahlen muß. Bis von Sibirien her kommen die Felle nach Tientsin; aber auch in der nächsten Nachbarschaft, im eisigen Winter der Mandschurei und der Mongolei, gedeihen die Pelzthiere. Mandschurischer Marder, sibirischer Steppenhund und sibirisches Eichhörnchen müssen herhalten. Die Chinesinnen lieben das Eichhörnchenfell, und sie säumen ihre Kleider damit, weil es mit seinem sanften silbrigen Grau sich dem matten Ton ihrer Haut anpaßt und weil es sich gar so weich um einen zarten Frauenhals zu schmiegen weiß. Was man an braunen Fellen vorgelegt bekommt, ist durchwegs gefärbt, vom Zobel abgesehen. Aber schneeweiß, in makelloser Reinheit, liegt das Hermelin da und wartet auf den ersten König, der vorbeikommt.

Die Figuren aus bemalter Thonerde (mud) sind eine andere Spezialität von Tientsin. Die schlechte Sorte, plumpe Hanswürste und Puppen, mit denen die Kinder des Volkes spielen, wird von Straßenhändlern in Körben feilgeboten; die gute ist nur in einem einzigen Laden zu haben. Da es sich nicht thun läßt, von der Kunst

allein zu leben, wird vorn im Gewölbe nach der Straße zu ein wenig Samschu ausgeschenkt, jener chinesische Reisschnaps, der in Tientsin massenhaft gebrannt wird und dessen unangenehm süßlichem Geruch man überall in der Chinesenstadt begegnet. Durch den Ladentisch hindurch wird man an einigen Samschu-Amphoren vorbei in das hintere Gemach geführt. Hier sind Regale an den Wänden, die mit Pappdeckeln verschlossen sind, wie Akten-Kartons. Die Deckel werden sämmtlich aufgeklappt, und da steht drinnen die kleine bunte Welt.

Es geht ausnehmend gut an, den Menschen in Thon nachzuschaffen. Zwischen Thon und Menschenstoff besteht ja eine alte Verwandtschaft, vom biblischen Erdenkloß her. Der Thon nimmt die menschliche Form an, so genau, wie kaum ein anderes Material, mit Ausnahme vielleicht des Wachses. Nur daß bei den Wachsbildern durch alle Farbe immer das Leichenhafte ein wenig durchbricht, das dem Wachs innewohnt. Der Thon jedoch wird eins mit der aufgetragenen Farbe. Und wie er von der Farbe den bunten Hauch des Lebens bekommt, so durchdringt er auch wieder den Scheinmenschen, den man auf ihn aufmalt, mit einer starken Wirklichkeit. Unsern Bildhauern wäre sehr zu rathen, daß sie es auch einmal mit dem bemalten Thon versuchten, was sogar die italienische Renaissance nicht verschmäht hat. Wenn freilich die menschliche Form künstlerisch veredelt zur Erscheinung kommen soll, kann nur der Stein ihr Gestalt verleihen. Er allein vermag die großen Künstlerträume zu verwirklichen. Der Thon ist eher ein Zeitvertreib für die Mußestunden, ein Mittel um mit dem Leben zu spielen, indem man Puppen macht, die genau wie Menschen aussehen. Die chinesische Kunst hat keine großen Träume. Sie haftet an der Erde und wagt sich niemals weit vom Leben weg. Oder vielmehr: ihre idealistischen Aufflüge verlieren sich für uns gar zu weit in's Chinesische, und nur ihr realistisches Gebiet ist uns zugänglich. Hier ist sie ein redliches Handwerk der Wirklichkeits-Nachahmung, das zur Kunst wird durch die Gewissenhaftigkeit, das Geschick, den Geschmack und die Lebendigkeit, womit es das Gesehene wiedergibt. Die Thonfiguren von Tientsin sind eine allerliebste Leistung des chinesischen Realismus.

Die thönernen Menschlein athmen Leben und prangen in reichen, erfreulichen Farben. Viele sind dem Theater entnommen. Kaiser und Fürsten sind darunter in der alten schwarzen Tracht der Ming-Epoche. Dabei ist in der Haltung eine Nuance von Künstelei, welche andeutet, daß es Schauspieler sind, die kaiserliches und fürstliches Costüm tragen. Es gibt Theaterhelden, die mit Pathos zum dramatischen Lanzenstich ausholen. Zahlreiche Figuren setzen die Beine in dem gespreizten chinesischen Bühnenschritt. Ganze Szenen sind dargestellt: drei Frauen sitzen um einen Tisch, beugen die Köpfe über ein Papier und schreiben gemeinsam einen Brief. Dann hat auch einmal die Phantasie ihr Spiel getrieben und eine Frau abgebildet, die lachend mit einer Kröte tändelt. Mit besonderer Vorliebe aber formt der Künstler die Courtisanen. Dieser Künstler, der ein bescheidener Handwerker ist, drückt vielleicht in seinem getreuen Thon mit Sehnsucht aus, was ihm im Leben unerreichbar bleibt. Allein die Mädchen sind auch gar malerische Geschöpfe mit ihrem Geschmeide und seidenen Putz und mit ihrem seltsamen chinesischen Liebreiz. Getreulich hat sie der Künstler nachgebildet, bis zum Schminktupf auf der Unterlippe. Manchmal sind sie zu Gruppen vereint: Eine thut den kleinen Mund auf, um zu singen, und die beiden Andern rühren die Saiten der Mandolinen mit ihren langen, schmalen Händen. Und dann sieht man, was sich auf der Straße begiebt: eine Frau, die mit ihrem Kinde spielt; ein Baby, das vergnügt auf dem Boden herumkriecht; ein altes Weib, das vor seiner Schwelle kehrt; ein alter Mann, der im Stuhl sitzt und seine Pfeife raucht; Einer, der am Morgen nach dem Erwachen vor seine Thüre tritt und gähnt und die Arme zum Himmel reckt, daß ihm das Hemd über der feisten Brust auseinandergeht; Bettler mit ihrem Schmutz und all' ihrem Aussatz, der mit erbarmungslosem Naturalismus wiedergegeben ist; sogar die Hasenscharte ist nicht vergessen, durch deren Spalt die Zähne durchschimmern.

Es ist leider kaum möglich, diese Figuren nach Europa zu bringen; sie zerbrechen gar zu leicht. Allerdings werden sie vom Händler sehr kunstvoll in Watte und Seidenpapier verpackt. Vorher werden sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Denn ein ganzer Mann ist Beschädigungen eher ausgesetzt, als ein halber. Die einzelnen Glieder werden sorgfältig mit europäischen Ziffern numerirt, damit

nicht etwa beim Auspacken Jemand eines Anderen Kopf bekomme, was immer störend wirkt.

In den Kuriositätenläden, die eine ganze lange Straße füllen, ist aufgespeichert, was so die Fluth des chinesischen Lebens jahraus jahrein an den Strand wirft. Ebenso, wie wir in Europa, wissen die Chinesen die Gegenstände von ehemals zu schätzen, die anders und oft schöner geformt sind, als die von heutzutage, und die als Trümmer dahingeschiedener Existenzen den melancholischen Reiz der vergangenen Dinge an sich tragen. So geht auch in China die neue Zeit gern auffammeln, was die alte übrig gelassen hat.

Diejenigen Dinge, welche die Chinesen selbst in den Antiquitätenläden zu kaufen pflegen, sind unerschwinglich theuer. Das gilt namentlich vom Porzellan, dessen wohlgeschulte Kenner und eifrige Sammler die Chinesen sind. Wirklich gutes oder gar altes Porzellan bekommt man kaum jemals zu Gesicht, wenn man nicht seine besonderen Verbindungen hat. Die besten Stücke des alten Porzellans sind beinahe sämmtlich in festen Händen. Wenn etwas auf den Markt kommt, so wird es sofort von den reichen Amerikanern weggefangen, die oft unglaubliche Preise dafür zahlen. Auch Engländer und Franzosen sind Liebhaber. Nur die Deutschen zeigen wenig Interesse. Die einzigen bedeutenden deutschen Kollektionen chinesischen Porzellans sind angelegt worden von Herrn v. Brandt, dem früheren Gesandten in Peking, und von Dr. Stuebel, dem General-Konsul in Shanghai. Seit hundert Jahren etwa ist in China die Porzellan-Industrie im Verfall. Die Methoden, welche den alten Vasen die herrlichen tiefen und leuchtenden Farben gaben, sind verloren gegangen. Nur die sogenannten kaiserlichen „Fabriken" (in Wahrheit wird alles Porzellan durch Hausindustrie hergestellt) liefern noch manches Schöne. Die Fabriken arbeiten lediglich für den kaiserlichen Hof. Ihre Produkte werden trotzdem dem Handel zugänglich gemacht, dadurch nämlich, daß sie gestohlen werden, vor ihrer Ankunft im Palaste oder auch aus dem Palaste selbst. Wenn man es günstig trifft, so kann man für sündhaft theures Geld eine Schüssel angeboten erhalten, auf welcher der fünfklauige Drache anzeigt, daß sie für den Privatgebrauch des Kaisers bestimmt war. Auch die Bronzesachen, für welche die Chinesen gleichfalls Vorliebe bezeugen, sind nicht billig. Hier läßt der Händler aber schon

eher mit sich reden. Insbesondere an Weihrauchgefäßen herrscht große Auswahl, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß in China jedes Haus seinen Altar hat. Das sind in der Regel Schalen von anmuthig geschweifter Form, die auf vier hohen geraden Füßen stehen. Oft sind sie glatt, oft sind Drachen- und Phönix-Reliefs hineingearbeitet (es scheint, daß unser sagenhafter Vogel Phönix auch aus China stammt), oder das ganze Ding ist ein Vogel, der steif auf einem Bein steht und dem der Weihrauch aus dem Rücken herausdampft.

Im Allgemeinen bemessen die Händler ihre Preise nach dem Alter der Gegenstände und nach dem Stoff, aus dem sie gefertigt sind. Darum kauft man am Vortheilhaftesten Malereien, die hauptsächlich in Gestalt von Hängebildern (Kakemonos) vorkommen. Ob das Bild nach unseren Begriffen künstlerisch vollendet ist oder nicht, wissen die Händler nur selten zu beurtheilen. Was auf Papier gemalt ist, kostet wenig; was auf Seide gemalt ist, kostet mehr. Der Kunstwerth wird nicht in Rechnung gesetzt. Das kommt dem europäischen Käufer zu statten, der nur auf den Kunstwerth sieht. Die chinesischen Kakemonos können den Vergleich mit den weltberühmten japanischen wohl aushalten. In der Darstellung der Thiere kommt der chinesische Künstler dem japanischen (der merkwürdigerweise auch kein Pferd malen kann) allerdings nicht gleich. Auf den chinesischen Bildern haben die Thiere kein Leben und keine rechte Gestalt. Eine Katze, die unter Blumen sitzt, ist ein gar plumpes Unthier. Die Blumen aber sind köstlich. Da ist eine Farbenfreude und da ist ein liebevolles Eingehen auf das Blumenwesen, welche darauf hindeuten, daß das chinesische Empfinden ungeahnte Zartheiten besitzt. Die Japaner haben eine brillante Darstellungsart, sie zeichnen keck und ihre Farben sind glanzvoll. Der Chinese malt mit Bedacht, und das Behagen, das er an den Farben hat, die er aufträgt, gibt diesen den ruhigen Ton, wodurch die chinesischen Bilder sich, wie man schließlich zu bemerken glaubt, von den japanischen unterscheiden. Das ist aber nicht etwa eine Kunstregel; und der Unterschied ist umso schwerer zu fixiren, als es den betrügerischen Kunsthändlern gar nicht darauf ankommt, ein japanisches Bild für ein chinesisches auszugeben, da die japanischen Kakemonos in größerer Anzahl und zu billigeren Preisen hergestellt werden, wie die chinesischen.

Unendlich ist die Zahl der Bibelots. Hier spielen die Schnupftabakflaschen eine große Rolle. Die Chinesen sind eifrige Schnupfer, führen aber den Tabak nicht in Dosen bei sich, sondern in Fläschchen. Diese Flaschen sind zu Tausenden im Umlauf, aus Stein, aus Krystall, aus Glas, aus Porzellan, mit niedlichen Malereien oder sonstigen Verzierungen von grenzenloser Mannigfaltigkeit geschmückt. Die Miniatur-Vasen, für eine einzelne kleine Blume bestimmt, sind nicht weniger zahlreich und verschiedenartig. Alles liegt durcheinander in den Glaskästen der „curios-shops", und wenn man darin herumkramt, so kommen die erstaunlichsten Dinge zum Vorschein: Schreibzeuge aus Porzellan, Büchsen zur Aufbewahrung der Schreibfarbe, Schminktöpfe, Wagen mit einer einzigen Wagschale, Opiumlampen, gewaltige Hornbrillen in Futteralen aus gestickter Seide, mit Silber eingelegte Tabakspfeifen, blaue, rothe und krystallene Knöpfe, welche die Rangabzeichen der Mandarine bilden, Ohrringe und Armbänder aus grünem Jadestein, gläserne Würfelbecher, buddhistische Rosenkränze, alte Cash-Stücke aus Bronze und Eisen mit eingeprägten Drachen, metallene Leuchter, zinnerne Theekannen, seidene Fächerscheiden, Dominospiele aus Elfenbein, alte Kinderpuppen, bronzene Töpfe mit durchbrochen gearbeitetem Deckel, an denen die Straßenverkäufer sich im Winter die Hände wärmen, kleine in Seifenstein geschnitzte Götzen und sogar krumme Säbel, auf denen noch Spuren vom Blut der Feinde zu sehen sind, gegen die berühmte Tataren-Generale sie geschwungen haben. . . . .

Tientsin bietet alle Vergnügungen der chinesischen Großstadt, Die Küche seiner Hotels und Theehäuser wird von den bezopften Gourmands ausnehmend geschätzt. Am Sechsten des chinesischen Monats, welcher nach Landesbrauch der Tag ist, an dem man sich amüsiren geht, ist bei J-cho-tschang, dem „Joseph" oder „Paillard" von Tientsin, keines von den zahlreichen Speisezimmern dieses feinsten chinesischen Restaurants frei. Die junge und alte Lebewelt sitzt in kleinen Gesellschaften beisammen, schwelgt beim Mahl und betrinkt sich in Freundschaft. Wenn die Samschu-Flaschen aufgetragen werden, beginnt das Fingerspiel. Dieses chinesische Fingerspiel gleicht vollständig dem italienischen. Man darf daher wohl annehmen, daß die Mora durch Marco Polo oder einen andern alten italienischen

Seefahrer von China herübergebracht worden ist. In China wie in Italien strecken beide Spieler zugleich eine Anzahl Finger aus, und der Reihe nach muß bald der Eine, bald der Andere die Zahl nennen, welche die ausgestreckten Finger der beiden Spieler zusammen ausmachen. In China aber wird kein Geld eingesetzt, sondern man spielt nur, um rascher in den Rausch zu kommen. Sobald Derjenige, der die Zahl zu nennen hat, richtig räth, muß der Andere seinen Becher austrinken. Wer eine Stunde lang in dieser Art das Fingerspiel getrieben hat, ist geneigt, das Dasein sehr heiter aufzufassen.

Zur Würze des Gelages läßt sich die Tischgesellschaft Sängerinnen aus den Häusern der Nachbarschaft kommen. Das erinnert an die Gepflogenheiten des klassischen Alterthums. Die Mädchen sitzen auf einer Bank, klimpern an ihren Mandolinen und kreischen dazu ihren Singsang. In den Pausen schreiten sie um den Tisch herum und schenken den Gästen Wein ein. Man hat die Auswahl unter Schönheiten aus allen Theilen des Landes, aus Canton, aus Fu-tschau, aus Peking. Die chinesischen (nicht aber die mandschurischen) Frauen in Peking verkrüppeln sich die Füße, was die Frauen in Canton zumeist nicht thun. Abgesehen jedoch von den abscheulichen „goldenen Lilien“ — und man kann davon absehen — sind die großen und schlanken Peking-Mädchen entschieden hübscher als die kleinen Cantonesinnen, bei denen südländische Rundlichkeit vorwaltet. Die Mädchen aus Canton tragen das Haar glatt an den Kopf angepreßt, mit Pony-Locken nach der Stirn. Weit kleidsamer ist die Haartracht von Peking: das Haar wird in allerlei Scheitel gelegt, die den weiblichen Kopf kunstvoll umrahmen. Das Ganze hat eine entfernte Aehnlichkeit mit gewissen Frisuren, welche in Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode waren. Bei festlichen Gelegenheiten, zumal wenn sie Theaterscenen aufführen, setzen sich die Peking-Mädchen eine Art Riesenhaube auf oder vielmehr einen ragenden Haubenhügel, der mit allerlei wunderlichem Flitter behangen ist. Die kleinen Mädchengesichter wissen gar schalkhaft aus dem majestätischen Kopfputz herauszulachen. Die Haartracht ist in China, wie schon früher erwähnt, das unterscheidende Merkmal zwischen den Frauen der verschiedenen Gegenden. In jeder größeren Stadt hat die weibliche Bevölkerung eine besondere, von Alters her überkommene Art, ihr Haar zurechtzulegen. Die

Frauen von Tientsin haben die häßliche Mode, sich so zu frisiren, daß ihnen hinten aus dem Kopfe ein Ansatz herausſteht, der einem Schiffe gleicht. Der Gesang der „sing-song-girls“ ist für unsere Ohren stets das nämliche Mißgetön. Die chinesischen Kunstfreunde aber finden feine Unterschiede heraus, und es ist für sie durchaus nicht dasselbe, ob Mädchen aus Tientsin oder aus Peking zum Mahle aufspielen. Der Kunst aus Peking merkt man eben die Hauptstadt an, Tientsin jedoch ist Provinz, und darüber kommt ein Kenner nicht hinweg.

Bei einigen Tischgesellschaften wird die Damenbedienung von jungen Herren besorgt, die aufgeputzt und geschminkt sind, wie die Mädchen, und sich auch auf Gesang und Saitenspiel verstehen. Diese jungen Herren, welche Mädchenstelle vertreten können und welche gleichfalls in eigenen Häusern gehalten werden, bilden eine Specialität von Tientsin und sind überhaupt eine Besonderheit, die der Norden China's vor dem Süden voraus hat.

Theater gibt es in Fülle. Die Schauspieler von Tientsin gelten als die besten des Landes. Kürzlich hat sich sogar auf der deutschen Niederlassung ein Musentempel aufgethan. Das war ein großes Ereigniß. Denn zum ersten Mal sah man in Tientsin ein Theater, in dem die weiblichen Rollen nicht, wie stets üblich, von Männern, sondern von Frauen gespielt wurden. Zu Anfang wollte das Unternehmen nicht recht in Gang kommen. Die Chinesen haben nun einmal ein schwer besiegbares Vorurtheil gegen das Auftreten der Frauen auf der Bühne. Da miethete eines Tages der Direktor in den „Livery Stables“ mehrere offene Landauer, setzte seine Theater-Prinzessinnen hinein und ließ sie in der Taku-Road, wo großer chinesischer Verkehr ist, spazierenfahren. Die Reklame hatte Wirkung, der Zuspruch mehrte sich, und jetzt schlägt sich das Publikum jeden Abend an der Kasse.

Drinnen ist ausverkauftes Haus. An keinem Tische bleibt ein Stuhl frei. In den Logen sitzt reich gekleidet, mit Perlenschnüren im schwarzen Haar, die chinesische Damenwelt. Auf der Logenbrüstung, die mit einem weißen Tischtuch überdeckt ist, sind allerlei Süßigkeiten aufgetragen: Obst, kleine Kuchen, Melonenkerne und Lotoskörner, die wie Haselnüsse schmecken. Die Bühne ist festlich erhellt. Zwei Petroleumlampen besorgen die Rampenbeleuchtung.

kann. Andere Gerüche mischen sich hinein, die einen entschieden ausgeprägten Charakter haben, wenngleich sie ebenfalls keine Wohlgerüche sind. Auf deutschem Grund haben sich einige chinesische Dünger-Fabriken etablirt. Der Dünger, frisch aus der Chinesenstadt bezogen, wird getrocknet und mit Ruß vermengt, was ein sehr wirksames Dungpulver ergiebt. In der deutschen Kolonie nennt man diese Anstalten die „Chocolade-Fabriken."

Sie werden nicht mehr lange dort bestehen. Einstweilen ist bereits ein ganzes chinesisches Dorf niedergerissen worden. Auch einen Friedhof der Ningpo-Gilde hat man fortgeschafft, auf dem 260 Chinesen begraben waren. Während die französische Kolonie in Shanghai sich mit den Ningponesen wegen ihres Friedhofs blutig herumschlägt, ist man hier gütlich mit ihnen zu Rande gekommen. Man hat sie nämlich darauf hingewiesen, daß die deutsche Bauleitung einen Theil des Terrains zu erhöhen beabsichtige, wodurch der Friedhof unter Wasser gesetzt werden würde. Nun ist aber für einen chinesischen Verstorbenen anscheinend nichts schädlicher, als unter Wasser zu liegen. Absolute Trockenhaltung ist die erste Vorbedingung für ein besseres Jenseits. Die Ningponesen haben daher nicht umhin gekonnt, ihre Ahnen auszugraben, um sie vor Nässe zu schützen. Auf dem andern Ufer des Pei-ho erhebt sich ein Fort, an das sich ein Erdwall schließt. Ein gleiches Fort und ein gleicher Wall befanden sich früher auf dem deutschen Ufer. Es war im Vertrage ausbedungen, daß sie konservirt werden sollten, und doch sind sie demolirt worden. Zuerst schlug man das Fort zusammen. Der Tao-tai regte sich beträchtlich auf, als er Kunde davon erhielt. Man wartete, bis er sich wieder „abgeregt" hatte, und trug dann den Wall ab. Hierzulande kann man dem Pudel den Schwanz abschneiden, unter der Bedingung, daß man es successive thut, damit es weniger schmerzhaft sei.

Das erste Gebäude, das in der deutschen Niederlassung errichtet worden ist, ist natürlich eine Polizeiwache. Auch ein Gefängniß hängt damit zusammen, ein Gefängniß mit guten Eisenstäben und allem sonstigen Komfort. Die Schutzleute sind ausgesucht große Chinesen. Ein langer dunkelblauer Kittel wallt ihnen bis auf die Knöchel herab, das Haupt ist mit dem Mandarinenhut bedeckt, in der Hand tragen sie einen langen Stab, und

auf dem Aermel ist die kleine schwarz-weiß-rothe Fahne aufgenäht, die, nach dem Muster von Tientsin, auch von den chinesischen Polizisten in Kiautschou getragen wird. Diese Wächter der deutschen Ordnung in Tientsin sind sehr biedere Männer, und sie sagen mit Herzlichkeit „Guten Magen!“ Das soll wahrscheinlich „Guten Morgen!“ bedeuten, obwohl es gewiß auch einen Sinn hat, Jemandem einen guten Magen zu wünschen.

Die Polizeiwache befindet sich gleich links nahe dem Eingang zur deutschen Konzession. Auf der rechten Seite der Straße haben einige offizielle chinesische Gebäude ihren Platz, ein Regierungs-Salzspeicher und eine Leichenhalle. Die Chinesen lassen sich bekanntlich gern in ihrer Heimath bestatten. Wenn Einer in der Fremde stirbt, so wird die Leiche nach dem Geburtsort des Verblichenen geschafft, vorausgesetzt natürlich, daß dieser genügende Mittel hinterlassen hat, um den Transport zu bestreiten. Bis sich Gelegenheit zur Beförderung findet, wird der Sarg in einer Leichenhalle aufbewahrt.

Diejenige, die zur deutschen Niederlassung gehört, ist ein großer Tempel, und zwar ein schöner, außergewöhnlich rein gehaltener und gut gepflegter Tempel. Im ersten Hofe stehen Sänften. Eben ist Einer eingebracht worden, und die Familienmitglieder, die dem Verstorbenen das Geleit gegeben haben, sitzen in der Stube beim Pförtner, der sie mit Thee bewirthet. Im Tempel sind die Priester gerade beim Beten. Inmitten der Halle knien sie um eine Estrade herum, Jeder mit einer rothen Stola behangen. Ueber alte chinesische Meßbücher gebeugt sagen sie ihre Litanei her. Ein greiser Oberpriester giebt den Rhythmus an, indem er im raschen Tempo mit einem Klöppel auf einen Holzklotz schlägt. Dieses Trommeln wirkt fremdartig. Sonst ist gar nicht zu sagen, wie sehr dieser buddhistische Gottesdienst an den katholischen erinnert. Auch der Altar im Hintergrund ist aufgebaut wie in den christlichen Kirchen. Das Götterbild im Dunkel der Nische ist nicht zu erkennen. Kathedralen-Leuchter stehen davor, in denen hohe Kerzen brennen. Gläserne Schalen sind aufgereiht, welche Früchte enthalten, die als Opfergabe dargebracht werden. Früchte gibt es freilich nicht auf den christlichen Altären, wohl aber Blumen. Und Blumen sind auch hier zu Ehren des Buddha aufgeschüttet,

in Fülle und bunter Pracht. Ihr Duft steigt lieblich auf und vereinigt sich mit den Weihrauchdünsten, die durch die Luft ziehen.

Hinter Höfen und abermals Höfen öffnet sich der Eingang in ein dunkles Gewölbe. Ein Gang führt mitten hindurch; zu beiden Seiten liegen kleine Zellen, in deren Thüren Glasfenster angebracht sind. In die Zellen werden die Särge eingestellt. Das ist wie eine Kellerei des Todes. Verwesungsgerüche sind zu spüren. Die Thüren einer Zelle werden aufgethan, und ein riesiger schwarzer Sarg steht darin. Hinter ihm an der Wand lehnen lebensgroße Puppen in bunten Gewändern, männliche und weibliche. Sie werden verbrannt und haben in dieser Weise den Verstorbenen als Dienerschaft in's Jenseits zu begleiten. Einige Körbe sind mit Silber- und Goldpapier angefüllt, das zu kleinen Schuhen geformt ist gleich den ungemünzten Silberstücken, den „sycees", die als Geld umlaufen. Das Papier wird gleichfalls verbrannt und macht die Baarschaft aus, die der Verstorbene mitbekommt. Das Leben in der besseren Welt scheint kostspielig zu sein, kostspieliger vielleicht als in unserer guten. So halten die Särge hier Nachbarschaft, Zelle an Zelle. Es ist unheimlich in diesem dunklen Raum mit den verschlossenen Kämmerlein, in denen lauter Todte wohnen; und die Fenster in den Thüren werden grauenvoll, diese so nutzlosen Fenster für die auf ewig blinden Augen! . . . . . .

Eine Enclave im deutschen Settlement bildet die chinesische Universität, ein mehrfach gegliedertes und mehrstöckiges europäisches Schulgebäude, grau mit schwarzem Schieferdache. Li-Hung-Tschang hat sie gegründet, damit ein wenig abendländische Gelehrsamkeit in's Land komme. Geleitet wird sie von einem früheren amerikanischen Missionär, der seine Fähigkeit, eine Universität zu dirigiren, dadurch erwiesen hat, daß er als Hauslehrer die Kinder des Vizekönigs unterrichtete. Außer ihm sind noch drei englische Professoren thätig. Man trifft die gesammte Fakultät jeden Nachmittag zu Pferde auf der Straße, die nach dem Race Course führt. Die Herren sehen aus wie Primaner, aber sie reiten gut. Immerhin hat man den Eindruck, daß es sehr außerordentliche Professoren sind. Vorgetragen wird auf der Hochschule englisches Recht, Ingenieur-Wissenschaft, Mathematik, vor Allem Geographie. Im Allgemeinen lernt man auf dieser Universität nicht viel mehr,

als bei uns in den Vorschulklassen. Zwei- bis dreihundert chinesische Studenten besuchen die Vorlesungen. Wenn sie aber die ausreichende Zahl von Semestern absolvirt haben, wissen sie nicht recht, was sie mit ihren Kenntnissen anfangen sollen. Die Universität hat hier keinen Ausgang nach dem Leben hin. In China kommt man nur mit chinesischer Gelehrsamkeit weiter. Nach vollendetem Universitätsstudium finden die jungen Leute, wenn sie Glück haben, Aufnahme in einem europäischen Geschäft als Schreib-Kulis. Li-Hung-Tschang hatte seinerzeit zweihundert Chinesen nach den amerikanischen Universitäten gesandt. Einige kamen sogar mit dem Doktor-Titel zurück. Aber auch aus diesen Zweihundert ist nichts geworden. In einem europäischen Laden von Tientsin ist einer von ihnen als Commis angestellt. Es wird ihm dort Gelegenheit geboten, seine mit dem Doktorgrad gekrönte Wissenschaft beim Verkauf von Petroleum-Lampen zu verwerthen.

Die Chinesenstadt von Tientsin ist verrufen wegen ihres Schmutzes. Dieser schlechte Ruf ist übertrieben. Tientsin ist gerade so unsauber, wie Chinesenstädte zu sein pflegen, und nicht mehr. Aber der Besuch der City lohnt der Mühe. Die europäischen Einflüsse sind hier lange noch nicht so mächtig, wie beispielsweise in Shanghai, und das chinesische Leben hat darum in Tientsin seine volle Eigenart bewahrt. Ueberhaupt scheint der Norden ausgeprägter chinesisch zu sein als der Süden. In allen Theilen der Welt hat ja der Norden kräftigere Züge, als der Süden. Tientsin ist zudem eine der größten Städte des Reiches. Man schätzt es auf nahezu eine Million Einwohner, soweit sich eben die Bevölkerungsziffer einer chinesischen Stadt bestimmen läßt. Jedenfalls zählt Tientsin mehr Einwohner als Peking. Die Hauptstraßen haben etwa die Breite der kleinen Gassen in der Altstadt von Frankfurt, und das ist schon ziemlich viel für chinesische Verhältnisse. Die Nebenstraßen allerdings sind oft so eng, daß kaum zwei Vorübergehende einander ausweichen können, und sind mit Gerüchen erfüllt, als mündeten sämmtliche Düngergruben in den Rinnstein hinaus. Rinnsteine gibt es nämlich auch, alte historische Rinnsteine, ruhmreiche Kulturwerke der Ming-Dynastie oder einer anderen. Selbst das Pflaster fehlt in den Hauptstraßen nicht, — aber welch' ein Pflaster! Tiefe Löcher klaffen im Fahrdamm. Die Rickscha, von einem Kuli gezogen und von einem

zweiten gestoßen, saust darüber hinweg. Bald stürzt das rechte Rad in ein Loch, bald das linke; bald glaubt man zur einen Seite hinauszufallen, bald zur anderen; und man wird in einer Weise durchgerüttelt, daß alle Nerven in Aufruhr gerathen.

Der Pei-ho nimmt seinen krummen Weg auch durch die Chinesenstadt. Auf der Fahrt durch die City kommt man einigemale an's Wasser heraus, und man hat alte Holzbrücken zu überschreiten. Nahe bei der französischen Kathedrale führt über den Fluß eine Brücke aus Eisen, eine moderne Brücke mit dreiarmigen Gaskandelabern. Der Verkehr in den Hauptadern wächst während der Nachmittagsstunden in's Riesenhafte. Es ist das Straßenleben einer Millionenstadt. Tausende und Tausende von Menschen sind auf den Beinen, die Rickshas folgen sich ununterbrochen, in unabsehbaren Reihen. Zwei Verkehrsströme fluthen aneinander vorüber, einer, der kommt, und einer, der geht. Oft geräth die ganze Bewegung in's Stocken. Die Wagen, die hinten kommen, stoßen auf die vordern. Die Kulis schreien und wettern; sobald sich der Knäuel entwirrt hat, stürmen sie wieder durch das Getümmel im wilden Jagen, und die Rickscha rasselt nach, über Stock und Stein, bis zur nächsten Stauung. Chinesische Reisekarren fahren vorüber, an denen mißvergnügt der Maulesel trottet; Sänften, auf kräftigen Kuli-Schultern ruhend, schwanken über den Köpfen der Menge; auch Reiter traben einher. Der Chinese ist ein gar malerischer Reiter, wenn er im lang herabwallenden Gewande auf dem mongolischen Pferde sitzt, das wild seine buschige Mähne schüttelt.

Laden reiht sich an Laden. Da in einer Chinesenstadt jeder Mensch Kaufmann ist, wer bleibt eigentlich noch zum Kaufen übrig? In Tientsin blüht unter Anderm die Teppich-Industrie. Die Teppiche, welche dort aus Kameelhaar gefertigt werden, finden Absatz in ganz China. Sie werden in allen Größen gearbeitet, vom Bett-Vorleger bis zum breiten Zimmerteppich, der den ganzen Fußboden bedeckt. Man kann einen von der letztern Art schon für 50 bis 60 Silber-Dollars (100 bis 120 Mk.) haben. Die Wolle ist zumeist blau und weiß gefärbt. Das Dessein besteht in der Regel aus geradlinigen Ornamenten, deren Züge aber nicht ohne Kunst geführt sind. Man schreitet weich über diese Teppiche, und das Auge ruht mit Behagen auf ihnen aus, auf ihren schönen, warmen Farben

und auf den einfachen, klaren Linien ihrer Zeichnung. Nur sollen sie arge Staubfänger sein und auch ein wenig nach dem Kameel riechen.

Gewebt werden sie in armseligen, engen chinesischen Werkstätten. Das heißt, sie werden nicht gewebt, sondern geflochten. Ein Bambus-Rahmen, welcher der Größe des herzustellenden Teppichs entspricht, ist an der Wand aufgerichtet. In dem Rahmen sind viele Schnüre ausgespannt. Die Handwerker sitzen davor auf einer schmalen Bank, die an Stricken von der Decke herabhängt. Die Arbeit wird unten begonnen, und je weiter der Teppich fortschreitet, umso höher wird die Bank hinaufgewunden. Jeder Arbeiter hat über sich Wollknäuel in verschiedenen Farben. Er flicht den Wollfaden in die Schnüre des Rahmens, knotet ein wenig daran herum und schneidet dann mit einem Messer, das er in der linken Hand führt, den Faden unmittelbar über dem Knoten ab. So wird der ganze Teppich durch unzähligemal wiederholtes Knüpfen und Schneiden gefertigt. Hinter dem Rahmen hat jeder Arbeiter ein Papier mit dem Muster des Teppichs vor sich, auf das er durch die Schnüre hindurchblickt. Wie es möglich ist, bei dieser Knüpferei ein Muster herauszubringen, bleibt ein Räthsel. Die ganze Herstellungsart ist verblüffend einfach, aber es gehört chinesische Geschicklichkeit und vor allen Dingen chinesische Geduld dazu, um sie zu praktiziren. Auch ist es wieder einmal staunenswerth, zu sehen, mit welch' primitiven Mitteln die chinesischen Handwerker alle ihre wundervollen Erzeugnisse hervorbringen. Um einen Teppich herzustellen, haben sie als einziges Handwerkszeug ein altes, verrostetes Messer. Dabei geht das Werk rasch von der Hand. An einem Teppich, der das ganze Zimmer bedecken soll, haben vier Mann nicht länger als zwanzig Tage zu schaffen.

Ein Teppichwirker wohnt im Vorgebäude des Tempels. Man muß den Tempelhof durchschreiten, wenn man in seine Werkstatt will. In dem Hof ist auf steinernem Sockel ein heiliges Gefäß aufgestellt, dessen Bronze vom Alter geschwärzt ist. An seinem Fuß halten sich die Guckkasten-Männer auf. Durch drei Glaslöcher blickt man in jeden Kasten hinein. Der Impresario steht daneben, rührt eine Glocke, wechselt die Bilder und erkärt sie durch einen Bänkelsang. Photographien von chinesischen Berühmtheiten sind darin zu sehen, Vicekönige mit ihrem Hofstaat und große Gelehrte; auch werden auf sehr bunten Bildern höchst kriegerische Thaten voll-

führt, sogar ein Gott steigt vom Himmel und mischt sich in den Kampf mit seinem langen Schwert. Zum Schluß kommt Allerlei, was sich mit Worten auch nicht entfernt andeuten läßt. Die kleinen Straßenjungen drängen sich kichernd um die Gucklöcher. Die Jugend will sich bilden (obwohl sie schon gründliche Vorkenntnisse zu besitzen scheint), und es geht nichts über den Anschauungs-Unterricht auf offenem Markte.

Eine Straße ist voll von Pelzhandlungen. Die großen Felle sind an den Wänden aufgehängt, die kleineren werden in Schubladen aufbewahrt. Die Zobelbälge baumeln an einem Haken von der Decke, zusammengerafft wie ein Bund Würste. Die Pelzhändler sind behäbige Herren, zuvorkommend, aber mit Würde. Sie verkaufen ihre Waare wie Leute, die es eigentlich nicht mehr nöthig haben. Dieses Geschäft nährt in China reichlich seinen Mann. Jedes chinesische Wintergewand, das sich sehen lassen will, muß mit Pelz gefüttert und verbrämt sein. Die Chinesen verstehen sich auf gutes Pelzwerk, und darum ist dieses auch in Tientsin nicht gerade ausnehmend billig. Freilich kann man einen großen Stadtpelz immer noch für weniger Geld sich anschaffen, als man zu Hause beim Schneider für einen anständigen Winterüberzieher zahlen muß. Bis von Sibirien her kommen die Felle nach Tientsin; aber auch in der nächsten Nachbarschaft, im eisigen Winter der Mandschurei und der Mongolei, gedeihen die Pelzthiere. Mandschurischer Marder, sibirischer Steppenhund und sibirisches Eichhörnchen müssen herhalten. Die Chinesinnen lieben das Eichhörnchenfell, und sie säumen ihre Kleider damit, weil es mit seinem sanften silbrigen Grau sich dem matten Ton ihrer Haut anpaßt und weil es sich gar so weich um einen zarten Frauenhals zu schmiegen weiß. Was man an braunen Fellen vorgelegt bekommt, ist durchwegs gefärbt, vom Zobel abgesehen. Aber schneeweiß, in makelloser Reinheit, liegt das Hermelin da und wartet auf den ersten König, der vorbeikommt.

Die Figuren aus bemalter Thonerde (mud) sind eine andere Spezialität von Tientsin. Die schlechte Sorte, plumpe Hanswürste und Puppen, mit denen die Kinder des Volkes spielen, wird von Straßenhändlern in Körben feilgeboten; die gute ist nur in einem einzigen Laden zu haben. Da es sich nicht thun läßt, von der Kunst

allein zu leben, wird vorn im Gewölbe nach der Straße zu ein wenig Samschu ausgeschenkt, jener chinesische Reisschnaps, der in Tientsin massenhaft gebrannt wird und dessen unangenehm süßlichem Geruch man überall in der Chinesenstadt begegnet. Durch den Ladentisch hindurch wird man an einigen Samschu-Amphoren vorbei in das hintere Gemach geführt. Hier sind Regale an den Wänden, die mit Pappdeckeln verschlossen sind, wie Akten-Kartons. Die Deckel werden sämmtlich aufgeklappt, und da steht drinnen die kleine bunte Welt.

Es geht ausnehmend gut an, den Menschen in Thon nachzuschaffen. Zwischen Thon und Menschenstoff besteht ja eine alte Verwandtschaft, vom biblischen Erdenkloß her. Der Thon nimmt die menschliche Form an, so genau, wie kaum ein anderes Material, mit Ausnahme vielleicht des Wachses. Nur daß bei den Wachsbildern durch alle Farbe immer das Leichenhafte ein wenig durchbricht, das dem Wachs innewohnt. Der Thon jedoch wird eins mit der aufgetragenen Farbe. Und wie er von der Farbe den bunten Hauch des Lebens bekommt, so durchdringt er auch wieder den Scheinmenschen, den man auf ihn aufmalt, mit einer starken Wirklichkeit. Unsern Bildhauern wäre sehr zu rathen, daß sie es auch einmal mit dem bemalten Thon versuchten, was sogar die italienische Renaissance nicht verschmäht hat. Wenn freilich die menschliche Form künstlerisch veredelt zur Erscheinung kommen soll, kann nur der Stein ihr Gestalt verleihen. Er allein vermag die großen Künstlerträume zu verwirklichen. Der Thon ist eher ein Zeitvertreib für die Mußestunden, ein Mittel um mit dem Leben zu spielen, indem man Puppen macht, die genau wie Menschen aussehen. Die chinesische Kunst hat keine großen Träume. Sie haftet an der Erde und wagt sich niemals weit vom Leben weg. Oder vielmehr: ihre idealistischen Aufflüge verlieren sich für uns gar zu weit in's Chinesische, und nur ihr realistisches Gebiet ist uns zugänglich. Hier ist sie ein redliches Handwerk der Wirklichkeits-Nachahmung, das zur Kunst wird durch die Gewissenhaftigkeit, das Geschick, den Geschmack und die Lebendigkeit, womit es das Gesehene wiedergibt. Die Thonfiguren von Tientsin sind eine allerliebste Leistung des chinesischen Realismus.

Die thönernen Menschlein athmen Leben und prangen in reichen, erfreulichen Farben. Viele sind dem Theater entnommen. Kaiser und Fürsten sind darunter in der alten schwarzen Tracht der Ming-Epoche. Dabei ist in der Haltung eine Nuance von Künstelei, welche andeutet, daß es Schauspieler sind, die kaiserliches und fürstliches Costüm tragen. Es gibt Theaterhelden, die mit Pathos zum dramatischen Lanzenstich ausholen. Zahlreiche Figuren setzen die Beine in dem gespreizten chinesischen Bühnenschritt. Ganze Szenen sind dargestellt: drei Frauen sitzen um einen Tisch, beugen die Köpfe über ein Papier und schreiben gemeinsam einen Brief. Dann hat auch einmal die Phantasie ihr Spiel getrieben und eine Frau abgebildet, die lachend mit einer Kröte tändelt. Mit besonderer Vorliebe aber formt der Künstler die Courtisanen. Dieser Künstler, der ein bescheidener Handwerker ist, drückt vielleicht in seinem getreuen Thon mit Sehnsucht aus, was ihm im Leben unerreichbar bleibt. Allein die Mädchen sind auch gar malerische Geschöpfe mit ihrem Geschmeide und seidenen Putz und mit ihrem seltsamen chinesischen Liebreiz. Getreulich hat sie der Künstler nachgebildet, bis zum Schminktupf auf der Unterlippe. Manchmal sind sie zu Gruppen vereint: Eine thut den kleinen Mund auf, um zu singen, und die beiden Andern rühren die Saiten der Mandolinen mit ihren langen, schmalen Händen. Und dann sieht man, was sich auf der Straße begiebt: eine Frau, die mit ihrem Kinde spielt; ein Baby, das vergnügt auf dem Boden herumkriecht; ein altes Weib, das vor seiner Schwelle kehrt; ein alter Mann, der im Stuhl sitzt und seine Pfeife raucht; Einer, der am Morgen nach dem Erwachen vor seine Thüre tritt und gähnt und die Arme zum Himmel reckt, daß ihm das Hemd über der feisten Brust auseinandergeht; Bettler mit ihrem Schmutz und all' ihrem Aussatz, der mit erbarmungslosem Naturalismus wiedergegeben ist; sogar die Hasenscharte ist nicht vergessen, durch deren Spalt die Zähne durchschimmern.

Es ist leider kaum möglich, diese Figuren nach Europa zu bringen; sie zerbrechen gar zu leicht. Allerdings werden sie vom Händler sehr kunstvoll in Watte und Seidenpapier verpackt. Vorher werden sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Denn ein ganzer Mann ist Beschädigungen eher ausgesetzt, als ein halber. Die einzelnen Glieder werden sorgfältig mit europäischen Ziffern numerirt, damit

nicht etwa beim Auspacken Jemand eines Anderen Kopf bekomme, was immer störend wirkt.

In den Kuriositätenläden, die eine ganze lange Straße füllen, ist aufgespeichert, was so die Fluth des chinesischen Lebens jahraus jahrein an den Strand wirft. Ebenso, wie wir in Europa, wissen die Chinesen die Gegenstände von ehemals zu schätzen, die anders und oft schöner geformt sind, als die von heutzutage, und die als Trümmer dahingeschiedener Existenzen den melancholischen Reiz der vergangenen Dinge an sich tragen. So geht auch in China die neue Zeit gern auffammeln, was die alte übrig gelassen hat.

Diejenigen Dinge, welche die Chinesen selbst in den Antiquitätenläden zu kaufen pflegen, sind unerschwinglich theuer. Das gilt namentlich vom Porzellan, dessen wohlgeschulte Kenner und eifrige Sammler die Chinesen sind. Wirklich gutes oder gar altes Porzellan bekommt man kaum jemals zu Gesicht, wenn man nicht seine besonderen Verbindungen hat. Die besten Stücke des alten Porzellans sind beinahe sämmtlich in festen Händen. Wenn etwas auf den Markt kommt, so wird es sofort von den reichen Amerikanern weggefangen, die oft unglaubliche Preise dafür zahlen. Auch Engländer und Franzosen sind Liebhaber. Nur die Deutschen zeigen wenig Interesse. Die einzigen bedeutenden deutschen Kollektionen chinesischen Porzellans sind angelegt worden von Herrn v. Brandt, dem früheren Gesandten in Peking, und von Dr. Stuebel, dem General-Konsul in Shanghai. Seit hundert Jahren etwa ist in China die Porzellan-Industrie im Verfall. Die Methoden, welche den alten Vasen die herrlichen tiefen und leuchtenden Farben gaben, sind verloren gegangen. Nur die sogenannten kaiserlichen „Fabriken" (in Wahrheit wird alles Porzellan durch Hausindustrie hergestellt) liefern noch manches Schöne. Die Fabriken arbeiten lediglich für den kaiserlichen Hof. Ihre Produkte werden trotzdem dem Handel zugänglich gemacht, dadurch nämlich, daß sie gestohlen werden, vor ihrer Ankunft im Palaste oder auch aus dem Palaste selbst. Wenn man es günstig trifft, so kann man für sündhaft theures Geld eine Schüssel angeboten erhalten, auf welcher der fünfklauige Drache anzeigt, daß sie für den Privatgebrauch des Kaisers bestimmt war. Auch die Bronzesachen, für welche die Chinesen gleichfalls Vorliebe bezeugen, sind nicht billig. Hier läßt der Händler aber schon

eher mit sich reden. Insbesondere an Weihrauchgefäßen herrscht große Auswahl, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß in China jedes Haus seinen Altar hat. Das sind in der Regel Schalen von anmuthig geschweifter Form, die auf vier hohen geraden Füßen stehen. Oft sind sie glatt, oft sind Drachen- und Phönix-Reliefs hineingearbeitet (es scheint, daß unser sagenhafter Vogel Phönix auch aus China stammt), oder das ganze Ding ist ein Vogel, der steif auf einem Bein steht und dem der Weihrauch aus dem Rücken herausdampft.

Im Allgemeinen bemessen die Händler ihre Preise nach dem Alter der Gegenstände und nach dem Stoff, aus dem sie gefertigt sind. Darum kauft man am Vortheilhaftesten Malereien, die hauptsächlich in Gestalt von Hängebildern (Kakemonos) vorkommen. Ob das Bild nach unseren Begriffen künstlerisch vollendet ist oder nicht, wissen die Händler nur selten zu beurtheilen. Was auf Papier gemalt ist, kostet wenig; was auf Seide gemalt ist, kostet mehr. Der Kunstwerth wird nicht in Rechnung gesetzt. Das kommt dem europäischen Käufer zu statten, der nur auf den Kunstwerth sieht. Die chinesischen Kakemonos können den Vergleich mit den weltberühmten japanischen wohl aushalten. In der Darstellung der Thiere kommt der chinesische Künstler dem japanischen (der merkwürdigerweise auch kein Pferd malen kann) allerdings nicht gleich. Auf den chinesischen Bildern haben die Thiere kein Leben und keine rechte Gestalt. Eine Katze, die unter Blumen sitzt, ist ein gar plumpes Unthier. Die Blumen aber sind köstlich. Da ist eine Farbenfreude und da ist ein liebevolles Eingehen auf das Blumenwesen, welche darauf hindeuten, daß das chinesische Empfinden ungeahnte Zartheiten besitzt. Die Japaner haben eine brillante Darstellungsart, sie zeichnen keck und ihre Farben sind glanzvoll. Der Chinese malt mit Bedacht, und das Behagen, das er an den Farben hat, die er aufträgt, gibt diesen den ruhigen Ton, wodurch die chinesischen Bilder sich, wie man schließlich zu bemerken glaubt, von den japanischen unterscheiden. Das ist aber nicht etwa eine Kunstregel; und der Unterschied ist umso schwerer zu fixiren, als es den betrügerischen Kunsthändlern gar nicht darauf ankommt, ein japanisches Bild für ein chinesisches auszugeben, da die japanischen Kakemonos in größerer Anzahl und zu billigeren Preisen hergestellt werden, wie die chinesischen.

Unendlich ist die Zahl der Bibelots. Hier spielen die Schnupftabakflaschen eine große Rolle. Die Chinesen sind eifrige Schnupfer, führen aber den Tabak nicht in Dosen bei sich, sondern in Fläschchen. Diese Flaschen sind zu Tausenden im Umlauf, aus Stein, aus Krystall, aus Glas, aus Porzellan, mit niedlichen Malereien oder sonstigen Verzierungen von grenzenloser Mannigfaltigkeit geschmückt. Die Miniatur-Vasen, für eine einzelne kleine Blume bestimmt, sind nicht weniger zahlreich und verschiedenartig. Alles liegt durcheinander in den Glaskästen der „curios-shops", und wenn man darin herumkramt, so kommen die erstaunlichsten Dinge zum Vorschein: Schreibzeuge aus Porzellan, Büchsen zur Aufbewahrung der Schreibfarbe, Schminktöpfe, Wagen mit einer einzigen Wagschale, Opiumlampen, gewaltige Hornbrillen in Futteralen aus gestickter Seide, mit Silber eingelegte Tabakspfeifen, blaue, rothe und krystallene Knöpfe, welche die Rangabzeichen der Mandarine bilden, Ohrringe und Armbänder aus grünem Jadestein, gläserne Würfelbecher, buddhistische Rosenkränze, alte Cash-Stücke aus Bronze und Eisen mit eingeprägten Drachen, metallene Leuchter, zinnerne Theekannen, seidene Fächerscheiden, Dominospiele aus Elfenbein, alte Kinderpuppen, bronzene Töpfe mit durchbrochen gearbeitetem Deckel, an denen die Straßenverkäufer sich im Winter die Hände wärmen, kleine in Seifenstein geschnitzte Götzen und sogar krumme Säbel, auf denen noch Spuren vom Blut der Feinde zu sehen sind, gegen die berühmte Tataren-Generale sie geschwungen haben. . . . .

Tientsin bietet alle Vergnügungen der chinesischen Großstadt, Die Küche seiner Hotels und Theehäuser wird von den bezopften Gourmands ausnehmend geschätzt. Am Sechsten des chinesischen Monats, welcher nach Landesbrauch der Tag ist, an dem man sich amüsiren geht, ist bei J-cho-tschang, dem „Joseph" oder „Paillard" von Tientsin, keines von den zahlreichen Speisezimmern dieses feinsten chinesischen Restaurants frei. Die junge und alte Lebewelt sitzt in kleinen Gesellschaften beisammen, schwelgt beim Mahl und betrinkt sich in Freundschaft. Wenn die Samschu-Flaschen aufgetragen werden, beginnt das Fingerspiel. Dieses chinesische Fingerspiel gleicht vollständig dem italienischen. Man darf daher wohl annehmen, daß die Mora durch Marco Polo oder einen andern alten italienischen

Seefahrer von China herübergebracht worden ist. In China wie in Italien strecken beide Spieler zugleich eine Anzahl Finger aus, und der Reihe nach muß bald der Eine, bald der Andere die Zahl nennen, welche die ausgestreckten Finger der beiden Spieler zusammen ausmachen. In China aber wird kein Geld eingesetzt, sondern man spielt nur, um rascher in den Rausch zu kommen. Sobald Derjenige, der die Zahl zu nennen hat, richtig räth, muß der Andere seinen Becher austrinken. Wer eine Stunde lang in dieser Art das Fingerspiel getrieben hat, ist geneigt, das Dasein sehr heiter aufzufassen.

Zur Würze des Gelages läßt sich die Tischgesellschaft Sängerinnen aus den Häusern der Nachbarschaft kommen. Das erinnert an die Gepflogenheiten des klassischen Alterthums. Die Mädchen sitzen auf einer Bank, klimpern an ihren Mandolinen und kreischen dazu ihren Singsang. In den Pausen schreiten sie um den Tisch herum und schenken den Gästen Wein ein. Man hat die Auswahl unter Schönheiten aus allen Theilen des Landes, aus Canton, aus Fu-tschau, aus Peking. Die chinesischen (nicht aber die mandschurischen) Frauen in Peking verkrüppeln sich die Füße, was die Frauen in Canton zumeist nicht thun. Abgesehen jedoch von den abscheulichen „goldenen Lilien" — und man kann davon absehen — sind die großen und schlanken Peking-Mädchen entschieden hübscher als die kleinen Cantonesinnen, bei denen südländische Rundlichkeit vorwaltet. Die Mädchen aus Canton tragen das Haar glatt an den Kopf angepreßt, mit Pony-Locken nach der Stirn. Weit kleidsamer ist die Haartracht von Peking: das Haar wird in allerlei Scheitel gelegt, die den weiblichen Kopf kunstvoll umrahmen. Das Ganze hat eine entfernte Aehnlichkeit mit gewissen Frisuren, welche in Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode waren. Bei festlichen Gelegenheiten, zumal wenn sie Theaterscenen aufführen, setzen sich die Peking-Mädchen eine Art Riesenhaube auf oder vielmehr einen ragenden Haubenhügel, der mit allerlei wunderlichem Flitter behangen ist. Die kleinen Mädchengesichter wissen gar schalkhaft aus dem majestätischen Kopfputz herauszulachen. Die Haartracht ist in China, wie schon früher erwähnt, das unterscheidende Merkmal zwischen den Frauen der verschiedenen Gegenden. In jeder größeren Stadt hat die weibliche Bevölkerung eine besondere, von Alters her überkommene Art, ihr Haar zurechtzulegen. Die

Frauen von Tientsin haben die häßliche Mode, sich so zu frisiren, daß ihnen hinten aus dem Kopfe ein Ansatz herausſteht, der einem Schiffe gleicht. Der Gesang der „sing-song-girls“ ist für unsere Ohren stets das nämliche Mißgetön. Die chinesischen Kunstfreunde aber finden feine Unterschiede heraus, und es ist für sie durchaus nicht dasselbe, ob Mädchen aus Tientsin oder aus Peking zum Mahle aufspielen. Der Kunst aus Peking merkt man eben die Hauptstadt an, Tientsin jedoch ist Provinz, und darüber kommt ein Kenner nicht hinweg.

Bei einigen Tischgesellschaften wird die Damenbedienung von jungen Herren besorgt, die aufgeputzt und geschminkt sind, wie die Mädchen, und sich auch auf Gesang und Saitenspiel verstehen. Diese jungen Herren, welche Mädchenstelle vertreten können und welche gleichfalls in eigenen Häusern gehalten werden, bilden eine Specialität von Tientsin und sind überhaupt eine Besonderheit, die der Norden China's vor dem Süden voraus hat.

Theater gibt es in Fülle. Die Schauspieler von Tientsin gelten als die besten des Landes. Kürzlich hat sich sogar auf der deutschen Niederlassung ein Musentempel aufgethan. Das war ein großes Ereigniß. Denn zum ersten Mal sah man in Tientsin ein Theater, in dem die weiblichen Rollen nicht, wie stets üblich, von Männern, sondern von Frauen gespielt wurden. Zu Anfang wollte das Unternehmen nicht recht in Gang kommen. Die Chinesen haben nun einmal ein schwer besiegbares Vorurtheil gegen das Auftreten der Frauen auf der Bühne. Da miethete eines Tages der Direktor in den „Livery Stables“ mehrere offene Landauer, setzte seine Theater-Prinzessinnen hinein und ließ sie in der Taku-Road, wo großer chinesischer Verkehr ist, spazierenfahren. Die Reklame hatte Wirkung, der Zuspruch mehrte sich, und jetzt schlägt sich das Publikum jeden Abend an der Kasse.

Drinnen ist ausverkauftes Haus. An keinem Tische bleibt ein Stuhl frei. In den Logen sitzt reich gekleidet, mit Perlenschnüren im schwarzen Haar, die chinesische Damenwelt. Auf der Logenbrüstung, die mit einem weißen Tischtuch überdeckt ist, sind allerlei Süßigkeiten aufgetragen: Obst, kleine Kuchen, Melonenkerne und Lotoskörner, die wie Haselnüsse schmecken. Die Bühne ist festlich erhellt. Zwei Petroleumlampen besorgen die Rampenbeleuchtung.

Auf dem Theater verhandelt ein Prinz, in der Tracht der Ming-Zeit, mit einem alten Kaiser. Der Kaiser begehrt des Prinzen Tochter zur Frau, und der Prinz versichert, der allerhöchste Wunsch werde ihm Befehl sein. Die Tochter aber weiß die hohe Ehre gar nicht zu schätzen und ist sehr unglücklich. Alte Kaiser haben wenig Anziehendes für junge Mädchen.

Die Tochter wird von der Primadonna gespielt. Die Künstlerin sieht gar nicht übel aus, trägt ein prächtiges Kostüm und ist über und über geschminkt; sogar die Handflächen sind mit Hennah roth gefärbt. Beim Sprechen zeigt sie eine angenehme Stimme; aber leider singt sie mehr als sie spricht, denn der getragene Styl auf dem chinesischen Theater erfordert Gesang. Das Publikum lauscht mit Andacht, und wenn die Sängerin einen besonders hohen Ton quietscht, so bricht der Beifall los, genau so wie bei uns, wenn der Heldentenor in der großen Troubadour-Arie das hohe C singt. Auch das lange Aushalten einer Note wird durch lautes „Hau-hau" von den Zuhörern begrüßt. „Hau" heißt „gut", und „Hau-hau" zweimal gut, ist der chinesische Bravoruf.

Nach solch' einer schwierigen Stelle tritt einer der Theaterdiener, welche auf der Bühne herumlungern, auf die Sängerin zu und schenkt ihr aus einer Blechkanne, die auf dem Tisch hinter den Schauspielern bereit steht, eine Theeschaale warmen Wassers ein. Die Sängerin wendet den Zuschauern den Rücken und trinkt, indem sie sich den weiten Aermel vor das Gesicht hält, damit die Illusion nicht gestört werde; dann kehrt sie sich wieder um und spielt weiter, während der Boy die Blechkanne zu dem Tisch zurückträgt, an dem auch die Musikanten sitzen. Von den fünf Mann, die das Theaterorchester bilden, spielen drei die Mandoline und zwei das schrille chinesische Streichinstrument. Einer von den beiden Geigern raucht seine Pfeife, und einer der Mandolinen-Virtuosen ißt Weintrauben und spuckt die Schalen seitwärts von der Bühne herunter. Währenddessen besteht der harte Vater, allen Bitten der Tochter zum Trotz, auf seinem Heirathsprojekt. Die Gemüthsstimmung der jungen Dame verdüstert sich nunmehr derartig, daß sie es sogar für angemessen hält, ihre Frisur zu ändern. Der Theater-Coiffeur tritt an, und auf offener Bühne löst er dem Fräulein das Haar und macht ihr einen weniger festlichen Scheitel zurecht, einen Scheitel des gebrochenen Herzens.

Die Szenen folgen sich, ohne jeglichen Zusammenhang. Man hat beinahe den Eindruck, als würden immer nur Fragmente aus verschiedenen Dramen aufgeführt. Von dem bedauernswürdigen jungen Mädchen, das den alten Kaiser heirathen soll, ist nicht mehr die Rede. Wohl aber erscheint ein junger Mann mit einer Flöte und bekundet die Absicht, Jemanden zu tödten. Es bleibt unklar, ob er sich zu diesem Zweck die Flöte angeschafft hat. Dann wird ein Stuhl auf einen Tisch gehoben. Wenn ein Kissen auf einen Stuhl gelegt wird, so ist das Auftreten eines Kaisers zu erwarten; wenn aber ein Stuhl auf einen Tisch gestellt wird, so kommt ein Gott. Genien schreiten herein, die brennende Laternen tragen, auf welche Wellenlinien gemalt sind. Diese Laternen bedeuten Wasser. Der Gott, der den Genien folgt, gehört also zur Gattung derer, die das feuchte Element verwalten, und übt seine Wirksamkeit in einem Flusse oder auch im Meere aus. Die Götter- und Kaiserszenen, überhaupt fast alle, die zum heroischen Drama gehören, sind die langweiligsten auf dem chinesischen Theater. Wenn so ein hoher Herr sich einmal in seinen Stuhl niedergelassen und zu gröhlen angefangen hat, dann will das kein Ende nehmen. Er kann sich nicht zum Fortgehen entschließen, steht zwar manchmal auf, setzt sich jedoch gleich wieder hin, nicht anders, wie die Chinesen zu thun pflegen, wenn sie in einem europäischen Comptoir zu einer geschäftlichen Unterredung Platz genommen haben. Der Wassergott thront also in dem Stuhl, welcher auf dem Tisch steht, und hält einen Monolog, der eine wohlgemessene halbe Stunde dauert. Nachdem er endlich abgegangen, wird der Tisch beiseite gerückt, um Raum zu schaffen für den folgenden Auftritt, der sich zwischen einem jungen Töpfer und einem Mädchen abspielt.

Der Töpfer, mit seinem Arbeitsgeräth auf der Schulter, macht einige Tanzschritte. Dann kauert er nieder und hämmert an einem großen Topf. Das Mädchen streicht um ihn herum, sagt ihm neckische Worte und thut von Zeit zu Zeit einen Zug aus ihrer Wasserpfeife. Der Töpfer bleibt die Antwort nicht schuldig, und es gibt ein langes launiges Redespiel. Der junge Mann nimmt dem Mädchen die Pfeife aus der Hand und führt sie selbst zum Munde. Statt jedoch den Rauch einzuziehen, bläst er in die Pfeife hinein; das Mädchen lacht laut über sein Ungeschick. Jetzt

will sie aber auch Töpfe machen und greift nach dem Handwerkszeug. Allein mit diesem weiß sie noch viel weniger etwas anzufangen, als der Andere mit der Pfeife, und nun ist das Lachen am Töpfer. Da wird das Mädchen ärgerlich und will davonlaufen. Der junge Mann bittet sie, zu bleiben, und umschlingt sie mit seinen Armen, um sie festzuhalten. Doch das Mädchen entwindet sich ihm und eilt hinweg. Der Töpfer kauert wieder einsam zur Arbeit nieder; und während er den Hammer führt, übermannt ihn der Zorn, und er schlägt so heftig zu, daß der Topf in Scherben geht. Die kleine Szene wird mit Fröhlichkeit und Anmuth gespielt.

In der Komödie fällt auch der gräuliche Gesang weg; die Stimmen der Schauspieler haben ihren natürlichen Ton. Man hört deutlich heraus, daß der Dialog in Versen geht. Anrede und Gegenrede werden immer in einer einzigen Zeile gegeben (wie an gewissen lebhaften Dialogstellen in den Tragödien des Sophokles). Oft greift die Musik ein und bläst den Rhythmus des Verses vor. Das Orchester ist durch eine Holzflöte verstärkt, deren trompetender Ton das Versmaß scharf markirt. Die ganze Szene wird im Takte abgespielt. Taktmäßig wird gesprochen, taktmäßig wird gegangen; und immer wieder ruft die Musik den Rhythmus in Erinnerung, der die Bühne beherrscht. Dadurch bekommt das Spiel etwas Schwebendes und nimmt eine eigenthümliche, etwas gezierte Grazie an.

Ein großes Ballet macht den Schluß der Vorstellung. Alle Damen und Herren des Ensembles wirken mit. Die Pauke wirbelt, die Gong-Schläge folgen sich in wilder Eile. Die Mädchen stürzen herein und schwingen Lanzen, Schwerter und Dreizacks. Aus dem tollen Durcheinander lösen sich Zwei los und tanzen gegen einander an. Jede stößt mit der Lanze auf die Partnerin zu, dreht sich dann wirbelnd um sich herum, stößt wieder, wirbelt wieder, und so fort. Paar folgt auf Paar. Das Tempo des Tanzes ist blitzschnell, die Lanzenstöße und Schwerthiebe werden mit Leidenschaft geführt, die Mädchen aber sind so wunderbar geschickt, daß niemals eine mit ihrer Waffe die Gegnerin oder auch nur deren Waffe berührt. Wenn ein Paar ausgetanzt hat, bleiben die beiden Ballerinen in breiter, Beifall heischender Pose stehen, und jede hält die rechte Hand empor, mit der Fläche nach oben gekehrt. Im

Zuſchauerraum aber bricht ein Sturm von „Hau-hau!“ los. Der Tanz iſt ſchön und feurig, und auch der Europäer fühlt ſich zum „Hau-hau“ geſtimmt.

Während der „Lanzen- und Schwerter-Quadrille“ iſt im Hintergrund der Bühne ein hoher, zuſammengeklappter Wandſchirm aufgeſtellt worden. Zum Aktſchluß geht er auseinander und zeigt die Apotheoſe. Ganz oben ſitzt auf einem Thron der Waſſergott von vorhin, der aber jetzt zum Buddha geworden iſt. An ſeinen Seiten knieen, wie die Engel auf den chriſtlichen Heiligenbildern, zwei Kinder mit betend gefalteten Händen. Zur Linken und zur Rechten in den einzelnen Feldern des Wandſchirms ſind Göttergeſtalten von mehr als Menſchengröße gemalt. Die ganze Dekoration iſt durch viele Papierlaternen bunt erleuchtet. Unterhalb des Buddha ſteht ein Altar, von gemalten Flammen umzüngelt. Ein Opferthier aus Pappe liegt darauf. Plötzlich beginnt es, ſich zu bewegen und ſich in Todeszuckungen zu winden. Das Publikum aber jubelt: „Hau-hau!“ Gut gezappelt! Gut geſtorben!

XXV. In der Militärschule von Tientsin.

Tientsin, 10. September.

Die Militärschule von Tientsin liegt am Ufer des Pei-ho, dem europäischen Settlement gegenüber. Wenn am Morgen die Schüler unter Trommelwirbel und Hörnergeschmetter exerziren, weckt der kriegerische Lärm, der über den Fluß herüber dringt, die Hotelgäste im „Astor House“ aus dem Schlafe. Die Schule wird von einem jüngeren Mandarin, der den Rang eines Tao-tai hat, geleitet. Die Visitkarte dieses Tao-tai lautet wörtlich folgendermaßen:

Yintchang gen. Wulo
Kommandant des Mandschu-Offizier-Pädagogiums,
Direktor der Militärschule zu Tientsin.

Herr Yintchang hat sich nämlich sechs Jahre in Oesterreich und Deutschland aufgehalten. Zwei Jahre hat er in Wien beim 84. Infanterie-Regiment als Offizier gedient, vier Jahre hat er in Berlin und in Lichterfelde verbracht. In Berlin war er Attaché bei der chinesischen Gesandtschaft. Als in diesem Jahre der Prinz Heinrich nach Peking ging, wurde Herr Yintchang von der chinesischen Regierung zu seiner Begleitung kommandirt. Er spricht und schreibt unsere Sprache wie ein Deutscher. Man hört ihm kaum einen ausländischen Accent an. Noch mehr: in seine Rede mischt sich oft ein echt Berliner Ton. Er sagt „jehabt“ und „jewesen“ und kann durch die Nase sprechen, wie ein Garde-Lieutenant.

Herr Yintchang hat im Auslande Vieles gelernt und ist als ein Mann von europäischen Kenntnissen und Anschauungen heimgekommen. Jetzt zählt er in China zu den zehn oder zwanzig Einsichtigen und Vernünftigen. Das sind natürlich gerade Diejenigen, die im Lande das Wenigste zu sagen haben. Für das, was er von auswärts mitgebracht hat, findet der ehemalige Berliner Gesandtschafts-Attaché daheim keine rechte Verwendung. Im Gegentheil, er wird, als der „Ausländerei" verdächtig, eher mit scheelen Augen angesehen. Wenn er vorwärts kommen will, muß er seine europäische Aufgeklärtheit nach Möglichkeit verbergen. Es rächt sich immer, wenn Jemand die Vorurtheile nicht theilt, welche das Volk beherrschen, zu dem er gehört. In China muß man Chinese sein.

Und wie gleich immer alles Unglück auf einmal einen Menschen trifft, so ist Herr Yintchang mit einem zweiten Mangel behaftet, der sein Vorwärtskommen in der chinesischen Beamten-Carrière noch weit mehr in Frage stellt, als seine Aufgeklärtheit. Herr Yintchang ist nämlich *ehrlich*. Man versichert, daß er niemals auch nur den mindestens „squeeze" an seinen Untergebenen versucht habe. Das muß aber den Collegen des Herrn Yintchang ganz und gar absurd vorkommen. Und da ein hoher Beamter, der es sich in den Kopf setzen wollte, *keine* Erpressungen zu verüben, den ganzen chinesischen Verwaltungs-Apparat in Unordnung bringen würde, so wird Herr Yintchang voraussichtlich niemals hoher Beamter werden. Wenn er nun eines Tages des Wartens und der aussichtslosen Kämpfe müde sein und den Wunsch hegen sollte, den chinesischen Dienst überhaupt zu verlassen, so wäre es wohl rathsam, daß die *deutsche* Regierung den Versuch machte, den Mann für sich zu gewinnen. Ein Chinese, der nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch deutsche Denkungsart und deutsche Moralbegriffe sich angeeignet zu haben scheint, ist ein seltenes Phänomen, aus dem die deutsche Politik in China sicherlich Nutzen ziehen könnte. Herr Yintschang wäre beispielsweise in der Verwaltung unserer Kiautschou-Kolonie vorzüglich zu verwenden, und in maßgebenden Kreisen ist denn auch schon mehrfach die Idee erwogen worden, sich seiner Vermittelung zu bedienen, um die Chinesen in Kiautschou zu regieren, und für ihn dort die

Stelle eines im deutschen Reichsdienst stehenden chinesischen Präfekten zu schaffen.

Herr Yintchang leitet also gegenwärtig die beiden militärischen Institute in Tientsin. Die Militärschule hat 160 Schüler, welche in der Handhabung der europäischen Waffen (Gewehre und Kanonen) und in den Elementen der militärischen Wissenschaften und Hilfs-Wissenschaften unterrichtet werden. An der Schule sind deutsche Instruktoren (die Alle dem Entgegenkommen ihres chinesischen Direktors aufrichtiges Lob spenden) und einige chinesische Lehrer angestellt. Während die Militärschule nur von chinesischen Zöglingen besucht wird, sind die Schüler des „Mandschu-Offiziers-Pädagogiums" ausschließlich Mandschuren, Söhne alter mandschurischer Soldatenfamilien. Hier wirken lediglich chinesische Lehrer, und zwar werden die besten Schüler der Militärschule als Professoren am Mandschu-Pädagogium verwendet. Erst kürzlich ist auch an dem Letzteren ein deutscher Instruktor angestellt worden, der bisher in Lutai beschäftigt war und seinen Posten verlor, weil die chinesische Regierung dort die Schulung der Soldaten russischen Offizieren übertrug. Aus den beiden Unterrichtsanstalten in Tientsin gehen die Schüler als Offiziere hervor. Sie werden dann den verschiedenen Militärlagern zugetheilt. Nachdem sie eine wenigstens einigermaßen moderne Ausbildung erhalten haben, kommen sie da wieder mitten in die chinesische Wirthschaft hinein. Unter diesen Umständen können sie gar nichts ausrichten, und statt nun ihrerseits zu Lehrern der Soldaten zu werden, vergessen sie im herkömmlichen Schlendrian des chinesischen Lagerlebens bald selbst, was sie auf der Schule gelernt haben.

Wenn man zur Militärschule will, muß man auf einem Sampan über den Pei-ho setzen. Ein massiv gemauertes Thor bildet den Eingang. Dahinter liegt der große Exerzirplatz. Dann durchschreitet man mehrere Höfe, um welche herum die langgestreckten Schulgebäude liegen, alle aus Holz und alle zu ebener Erde. Die Anlage sämmtlicher offizieller Lokalitäten ist die gleiche im ganzen Reich. Herr Yintchang hat in einem der Gebäude ein enges, halb dunkles Empfangszimmer. An der Wand hängen einige Photographien von deutschen Offizieren in Uniform. Ein Bildniß des alten Li-Hung-Tschang, des Gründers der Schule, hat den Ehrenplatz.

Der Direktor der Militärschule, ein kleiner schmächtiger Herr in einfacher chinesischer Kleidung, kommt mir bis zur Schwelle entgegen und begrüßt mich mit verbindlichen Worten. Im Zimmer schüttelt er mir dann nach europäischer Art kräftig die Hand. Dort kann uns nämlich Niemand mehr sehen. Sobald aber Zeugen dabei sind, ist Herr Yintchang Chinese. Am Schluß meines Besuches begleitet er mich hinaus und nimmt im Hofe von mir Abschied. Von der andern Seite blicken einige Soldaten herüber. Und nun weiß Herr Yintchang auf einmal nicht mehr, daß man auch zum Abschied sich die Hände drückt, sondern er steht da und macht Tschin-tschin auf chinesische Art, indem er seine beiden übereinander gelegten Hände emporhält und auf und nieder bewegt.

Herr Yintchang spricht von seinem Leben in Deutschland mit einer Wärme, der es nicht an Wehmuth fehlt. Er hat Allen, mit denen er dort verkehrt hat, namentlich den Lehrern in Lichterfelde, eine dankbare Erinnerung bewahrt. Wenn er aber von Wien erzählt, so haben seine Worte einen besonders herzlichen Klang. „O die liebe Stadt!“ sagt er. Da sitzen wir nun im Namen des Mandschu-Pädagogiums und tauschen gemeinsame Wiener Erinnerungen aus; im Angesicht des alten Li, der mit seinen chinesischen Augen von der Wand herabsieht, reden wir vom Fasching und vom Kahlenberg und von der Regiments-Kapelle der Vierundachtziger, welche unter Komzaks Leitung die Wiener Walzer spielte, wie man sie nie wieder in der Welt hören wird. „Das war eine schöne Zeit!“ seufzt Yintchang, genannt Wulo.

Es ist schwer, vom Wiener Fasching den Weg nach China zurückzufinden. „Eine seltsame Strömung herrscht jetzt in unserem Lande“, meint Herr Yintchang. „Man möchte gern mit einem Schlage alles lang Versäumte nachholen. Aber so geht es immer: Wenn man zu lange konservativ bis zum Aeußersten gewesen ist, so wird man dann auf einmal auch bis zum Aeußersten radikal. Die Weltgeschichte bewegt sich gern in Extremen, und Uebergänge hat es eigentlich selten gegeben. Bei uns ist der Wille an den obersten Stellen ganz gewiß ausgezeichnet, aber ich fürchte, bei dem allzu raschen Vorwärtsstreben verlieren wir die Basis, und das

Resultat von Allem, was in der letzten Zeit geschehen, ist vorläufig eigentlich nur eine große Verwirrung."*)

„Es sieht wirklich so aus, als wolle China mit aller Gewalt ein zweites Japan werden. Eigentlich fehlt nur noch der Parlamentarismus."

„Der wird auch noch kommen. Wie jetzt die Dinge liegen, ist in China Alles möglich, und es würde mich nicht erstaunen, wenn demnächst einmal in Peking die Reichs-Stände zusammentreten sollten."

„Was wird aus allen den neu angeordneten Reformen werden?"

„Wenn es nach dem Kaiser ginge, wären sie schon längst zur Ausführung gebracht. Der Kaiser, wie gesagt, will das Beste. Der Prinz Heinrich hat aus Anlaß seines Besuches das Seinige gethan, um unsern Herrscher in seinen Absichten zu bestärken. Er konnte vielleicht nicht Alles ausdrücken, was er auf dem Herzen hatte. Denn man hat ihm nie Gelegenheit gegeben, mit dem Kaiser allein zu sprechen. Aber was sich vor Zeugen sagen läßt, das hat er gesagt. Ich war selbst dabei und habe es mit eigenen Ohren gehört. Der Kaiser also ist vom größten Eifer beseelt. Jedoch die Reformen stehen alle einstweilen noch auf dem Papier. Wie soll das auch anders sein in einem Reiche, dem es so sehr an Einheit mangelt, wie dem unsrigen? Die Centralgewalt ordnet an, und die Spezialgewalten führen nicht aus. Selbst wenn Einige doch die Ausführung versuchten, ja sogar wenn Einige es zu Resultaten brächten, wäre das Endergebniß nicht viel werth. Alles zersplittert sich bei uns, und bei der Zersplitterung kann nichts Rechtes entstehen. Zunächst müßte man einmal ordentlich centralisiren, und dann müßte einheitlich vorgegangen werden, nach einem bestimmten Plane. Das Schlimmste ist, daß es an Geld fehlt. Der Kaiser hat beispielsweise angeordnet, daß alle Truppen europäisch bewaffnet werden sollen. Sehr schön, aber woher nehmen?"

Von dem „Woher nehmen?" wissen auch die europäischen Kaufleute in Tientsin Einiges zu erzählen. Eine der ersten deutschen Firmen

*) Dieses Gespräch wurde geführt kurz nachdem die ersten Reform-Edikte des jungen Kaisers bekannt geworden waren, welche dann bald den Staatsstreich der Kaiserin-Witwe und die Absetzung des Kaisers hervorriefen.

hat der chinesischen Regierung zehntausend Stück deutscher Zündnadel-Gewehre verkauft und hat dreiviertel Jahre auf ihr Geld warten müssen. Es ist natürlich nicht Sache des Herrn Yintchang, eine Lösung für die finanziellen Schwierigkeiten zu wissen; und wenn es seine Sache wäre, würde er die Lösung wahrscheinlich auch nicht wissen. Aber ich frage ihn, wie er sonst über die Militärreform denkt?

„Der Kaiser," antwortet er, „kommt Ende Oktober auf zehn Tage nach Tientsin. Hier wird er eine Revue über die in und um Tientsin liegenden Truppen abhalten; nach dieser „Kaiser-Parade" wird die Militärreform wohl in Angriff genommen werden."

„Und läßt sich die chinesische Armee überhaupt reformiren? Ist es möglich, die Chinesen in gute Soldaten zu verwandeln?"

„Das Truppenmaterial ist ausgezeichnet. Der chinesische Soldat ist genügsam, ausdauernd und wirklich leistungsfähig. Wenn man ihn gerecht behandelt, kann man viel aus ihm machen. Die Resultate, welche die europäischen Instruktoren mehrfach erzielt haben, sind ein Beweis dafür. Wenn die Erfolge da und dort ausgeblieben sind, so liegt das theils daran, daß man den Instruktoren nicht die rechte Stellung eingeräumt und ihnen namentlich die Strafgewalt über die Soldaten versagt hat, theils auch an gewissen, dem ganzen Instruktorenwesen anhaftenden Grundmängeln. Denn die Instruktoren verstehen zumeist die Landessprache nicht und müssen mit den Soldaten durch Dolmetscher verkehren, die oft auch nicht viel taugen. Das sind schlimme Hindernisse für eine gedeihliche Arbeit. Wir müßten eben gute einheimische Offiziere haben. Die sind jedoch nicht vorhanden. Eine Reform der chinesischen Armee ist nur möglich, wenn sie modern geschulte chinesische Offiziere erhält."

„Woher sollen diese Offiziere aber kommen, wenn sie nicht vorhanden sind?"

„Sie sollen wahrscheinlich vom Himmel fallen."

„Nehmen Sie einmal an, der Kaiser fragte Sie um Rath bei der Militär-Reform. Was würden Sie ihm vorschlagen?"

„Ich würde die Ansicht äußern, daß vor allen Dingen einmal ein ordentlicher Generalstab gebildet werden muß. Der Generalstab müßte es sich dann zur Hauptaufgabe machen, Offiziere für das Kommando bei den Truppen heranzuziehen."

„Wie wollen Sie in China das Material zu einem Generalstab finden, da es Ihnen bereits an einfachen Offizieren mangelt?"

„Ich denke auch gar nicht an einen Generalstab von Chinesen. Wenn die Regierung einen tüchtigen Generalstab haben wollte, so gäbe es dazu nur ein Mittel; sie müßte denselben aus alten preußischen Offizieren zusammensetzen."

„Die anderen Mächte würden ein schönes Gesicht machen, wenn China daran ginge, sich mit einem preußischen Generalstab auszurüsten."

„Das sind politische Rücksichten, und wir wollen ja hier rein vom militärischen Standpunkt aus reden."

„Hier steckt aber gerade die größte Schwierigkeit in der jetzigen Situation von China: daß diejenigen Maßnahmen, die ihm wirklich aufhelfen könnten, auf politische Hindernisse stoßen."

Herr Yintchang sieht das ein. Weil er jedoch zu dieser politischen Thatsache nichts Militärisches zu bemerken weiß und weil er nun einmal entschlossen ist, in diesen schwierigen Zeiten nichts Politisches zu reden, geräth das Gespräch in's Stocken. Und da draußen gerade wieder die Trommeln gerührt werden, so nehme ich meinen Abschied, um auch noch etwas vom Exerziren zu sehen.

Auf dem Exerzirplatz ist die ganze Schule aufgestellt, eine stattliche Compagnie. Als Herr Yintchang seinen Zöglingen eine Uniform aussuchen sollte, weilte er mit seinen Gedanken offenbar wieder einmal in der schönen Wiener Zeit. So sind denn heute die Kriegsakademiker von Tientsin ähnlich eingekleidet wie das k. u. k. 84. Regiment (Freiherr von Bauer). Sie tragen den granatrothen Kragen der Vierundachtziger, und auch die kleidsame dunkelblaue Blouse hat unverkennbar österreichischen Schnitt. Straff ist der lederne Säbelgurt angezogen. Da man die Chinesen sonst nur in lang herabfallenden, talar-ähnlichen Gewändern sieht, wird es erst durch ein solches militärisches Costüm auffällig, wie viele gut gewachsene Männer es unter ihnen giebt. Die Compagnie enthält manchen jungen Cadetten, dessen schlanke Lieutenants-Taille selbst vor den verwöhnten Augen der jungen Damen aus den Garnisonsstädten unseres lieben deutschen Vaterlandes bestehen würde.

Herr August Schmidt, ehemals königlich preußischer Feld-
:bel, derzeit damit betraut, dem Kaiser von China Offiziere

heranzubilden, welche wissen, was ein Gewehr ist, — Herr August Schmidt also steht neben dem rechten Flügelmann und lugt streng nach Unebenheiten in der Front aus. Die Linie ist eigentlich schon recht hübsch gerade, vom geometrischen Standpunkt; aber was einen Mathematiker zufrieden stellen könnte, ist lange nicht gerade genug für einen deutschen Feldwebel. Hier und dort muß noch ein wenig „ausgerichtet" werden. Schließlich ist kaum mehr eine Nase länger als die andere. Herr Schmidt kommt auf mich zu und schüttelt mir die Hand. Unter dem Tropenhut glänzt das freundliche volle Gesicht hochroth vor militärischem Eifer. Dieser Instruktor nimmt seine Aufgabe ernst und plagt sich mit seinen chinesischen Kriegsschülern so redlich ab, wie er es daheim mit den preußischen Rekruten gethan, obwohl er dies doch jetzt, wo er den Rang eines chinesischen Generals oder Feldmarschalls bekleidet, eigentlich gar nicht mehr nöthig hätte.

Wir nehmen unsere Plätze in einiger Entfernung vor der Front ein. Einer der Dolmetscher gesellt sich zu uns, der als Abzeichen seiner Würde in den Armen einen Regenschirm mit sich führt. Herr Schmidt aber bedarf des Dolmetschers nicht. Er spricht selbst so viel chinesisch, als man auf dem Exerzirplatze braucht. Die Commandoworte kommen in der Sprache des Confucius volltönend heraus, hallen laut über den Platz und fahren, so chinesisch sie auch sein mögen, in das Glied hinein wie das bestbekannte preußische Donnerwetter.

„Offiziere und Unteroffiziere vor!"

Die Gerufenen lösen sich aus der Front los, kommen strammen Schrittes herangemarschirt und treten im Halbkreis vor uns zusammen. Ich werde vorgestellt, und nachdem sie meinen Namen, meine Profession und meine Herkunft zur Kenntniß genommen haben, begeben sich die Herren im selben strammen Schritte, wie vordem, auf ihre Plätze zurück. Dann werden Gewehrgriffe gemacht, die sich in Berlin auf dem Tempelhofer Felde sehen lassen könnten. Die Compagnie arbeitet präzis wie ein Uhrwerk. Schließlich erscheinen zwei chinesische Trommler und zwei Hornisten auf dem Plan, setzen sich an die Spitze der Truppen und stimmen den Parademarsch an, welcher auch den Marsch-Fanfaren nachgebildet ist, die in der österreichischen Infanterie gebräuchlich sind. Diese

chinesische Regiments-Musik scheint allerdings jeden kriegerischen Feuergeistes baar zu sein. Die Spielleute gehen lässig dahin und „treten nicht ordentlich ein", wie Herr Schmidt sagt. In Chinesenköpfen wurzelt unausrottbar der Gedanke, daß Jeder nur eine Arbeit auf einmal thun kann: Die Compagnie ist zum Marschiren da, die Musik aber zum Aufspielen. Marschiren und Spielen zugleich geht nicht.

Dafür ist es eine wahre Pracht, zu sehen, wie die Compagnie „eintritt." Diese hundertfünfzig oder zweihundert Soldaten sind zu einem Körper zusammengewachsen, der sich mit einem Schritt fortbewegt, einem Riesenschritt, unter dem der Boden zittert. Der General Schmidt aber ist noch immer nicht zufrieden, stampft hinter der Truppe drein und zählt ihr mit chinesischem „Eins — zwei!" den Marsch-Rhythmus vor:

„Sango — Leango!" . . . . Nicht drängen im zweiten Gliede! . . . Der Unteroffizier da kann die Beine nicht heben! . . . . Sango — Leango! Sango — Leango! . . . . So wacht doch auf, verfluchte Schlafmützen! . . . Sango — Leango!"

Das Orchester hat zur Seite Aufstellung genommen, und der kleinste von den zwei chinesischen Trommlern, welchem die Melodie zu gefallen scheint, die er spielt, tritt auf der Stelle mit und wackelt im Takt mit dem Kopfe.

XXVI. Eine Audienz beim Vizekönig von Tientsin.

Tientsin, 17. September.

Jung-lu, Vizekönig von Tientsin und General-Gouverneur der Provinz Tschi-li, übt sein Amt erst seit Kurzem aus.*) Er ist ein Mandschu und gilt als persönlicher Günstling des Kaisers, dem er ja schon durch die mandschurische Landsmannschaft nahesteht.

Jung-lu hat in China die höchsten Aemter bekleidet, ist Finanzminister, dann Kriegsminister gewesen, hat lange in Tsung-li-yamen gesessen und hat jetzt das Vizekönigthum von Tientsin erhalten, welches das wichtigste von allen ist, da es vor den Thoren der Reichshauptstadt Peking liegt. Der Vizekönig von Tientsin führt darum den Titel „Hüter des Thrones" und steht im Range über sämmtlichen anderen General-Gouverneuren, obwohl er nur eine Provinz verwaltet, während alle Anderen deren zwei unter sich haben. Allerdings ist die Beschränkung des Vizekönigs von Tientsin auf die einzige Tschi-li-Provinz nur nominell. In Wirklichkeit erstreckt sich seine Amtsgewalt auch über die benachbarten Provinzen Schenkin und Schantung, deren Statthalter in allen wichtigen Angelegenheiten an ihn berichten müssen. Namentlich gilt das von der Schenkin-Provinz, in deren Hauptort Mukden ein Tataren-General residirt, der nur ein Militär-Kommando ausübt, während die für Ver-

*) Wenige Wochen nach dem Tage, an welchem die hier geschilderte Audienz stattgefunden hatte, wurde Jung-lu von der Kaiserin Wittwe, die inzwischen durch Staatsstreich den Kaiser beseitigt hatte, nach Peking berufen und zum Generalissimus der chinesischen Truppen ernannt.

waltungs-Angelegenheiten maßgebende Behörde der General-Gouverneur von Tientsin ist.

Inwieweit die staatsmännischen Talente von Jung-lu dessen glänzende Carrière rechtfertigen, läßt sich schwer ermessen. Ueber seine Regierungs-Akte weiß man wenig, und er hat eigentlich niemals Maßnahmen getroffen, die als Manifestation einer bedeutenden Persönlichkeit hätten angesehen werden können. Wahrscheinlich ist er ein Höfling; und wenn er vielleicht auch nicht gerade Lieder dichtet, zu denen der Kaiser von China die Musik macht, so dürfte er es schon verstanden haben, sich seinem hohen Herrn in einer anderen, mehr landesüblichen Weise angenehm zu erzeigen. Jung-lu interessirt sich besonders für das Militärwesen. Er ist selbst mit Leib und Seele Soldat und hat eine große Passion für Pferde. Bei den Militär-Reformen, die seit einiger Zeit in China geplant worden sind, hat er sich stark betheiligt. Vor mehreren Jahren wurde er gleichsam als General-Inspektor nach Tientsin entsandt und hatte namentlich die Unterschleife zu untersuchen, die dort in einem der Lager vorgekommen waren. Bei dieser Gelegenheit zeigte er große Energie; der schuldige Mandarin wurde erbarmungslos beseitigt. Dieser Akt der Justiz könnte imponiren, umsomehr, als es heißt, daß der Mandarin dem General-Inspektor hohe Summen bot. Allerdings verlautet weiter, daß es dem Schuldigen nur deshalb nicht gelang, das beleidigte Rechtsgefühl Seiner Excellenz zu beschwichtigen, weil Seine Excellenz mehr verlangte, als der Schuldige bieten konnte.

Als Jung-lu das Vizekönigthum in Tientsin übernahm, ordnete er in der ihm unterstehenden Beamtenschaft zahlreiche Personal-Veränderungen an. Aber auch hier scheint es sich weniger darum gehandelt zu haben, unfähige Beamte zu entfernen, als vielmehr darum, Stellungen frei zu machen, die der neue Vizekönig für seine Freunde und Klienten brauchte. Was die auswärtige Politik anlangt, so steht Jung-lu im Rufe eines großen Freundes der Russen. Der Vizekönig von Tientsin ist heute ein alter Herr. In jüngeren Jahren war er bekannt als einer der Dandys und der Don Juans der chinesischen Hauptstadt. Noch jetzt setzt er einen Stolz darein, seine Kostüme mit besonderer Eleganz auszuwählen, und erhebt den Anspruch darauf, bis zu einem gewissen Grade tonangebend zu sein für die Mode im Himmlischen Reiche.

Der deutsche Konsul in Tientsin, Herr Dr. Eiswaldt (einer der trefflichsten Beamten in unserem ostasiatischen Konsular-Korps und einer der besten Vertreter, die Deutschland jemals in Tientsin gehabt hat) steht mit dem Vizekönig auf gespanntem Fuße. Als Jung-lu nach Tientsin kam, vertrat der deutsche Konsul im Kreise seiner Kollegen die Ansicht, daß der neue Vizekönig den Repräsentanten der auswärtigen Mächte zuerst seinen Besuch machen müsse. Da die Chinesen so hohen Werth auf die Form legen, ist es auch wichtig, gerade in der Form sich ihnen gegenüber nichts zu vergeben. Etiquette-Fragen mögen „chinoiseries" sein. Aber über die „chinoiseries" kann man sich in allen Ländern der Welt hinwegsetzen, nur nicht in China. Die Uebereinkunft der Konsuln wurde jedoch vom französischen General-Konsul gebrochen, was umso bedauerlicher scheinen mußte, als dieser im Konsular-Corps von Tientsin die Stellung des Seniors einnahm. Der Vertreter Frankreichs machte dem Vizekönig seine Antrittsvisite, ohne erst dessen Besuch abzuwarten. Einige andere diplomatische Agenten glaubten diesem Beispiele des Doyens folgen zu müssen. Nur der deutsche Konsul blieb fest. Da der Vizekönig nicht zu ihm kam, ging er auch nicht zum Vizekönig.

Natürlich bringen es die amtlichen Obliegenheiten auf beiden Seiten mit sich, daß doch Beziehungen unterhalten werden. Im Interesse seiner Schutzbefohlenen hat der deutsche Konsul sich oft an den Vizekönig zu wenden, und der Vizekönig kann seinerseits wieder nicht den Vertreter einer Macht wie Deutschland ignoriren. Beide verkehren also miteinander, sind sich aber offiziell noch nicht vorgestellt; und wenn eine mündliche Aussprache nöthig wird, so sucht auch wohl der Eine den Andern auf, ohne ihn jedoch zu besuchen. Dabei läßt der deutsche Konsul klar erkennen, daß er auf seinem Standpunkt nur beharrt, weil er keine Konzessionen machen kann in Bezug auf die Achtungs-Bezeugungen, die einem Vertreter des Deutschen Reiches gebühren, und benutzt gern jede Gelegenheit, um dem Vizekönig anzudeuten, daß seine Haltung nicht aus persönlicher Antipathie hervorgeht.

Ein solcher Anlaß bot sich, als ich den Dr. Eiswaldt bat, mir eine Audienz bei dem Beherrscher von Tientsin zu verschaffen. Indem der Konsul den deutschen Berichterstatter zum Vizekönig

begleitete, legte er wieder einmal an den Tag, daß er durchaus nicht abgeneigt ist, mit demselben in Verkehr zu treten. Andererseits aber stattete diesen Besuch der Berichterstatter ab und nicht der Konsul, so daß man also nicht sagen konnte, der Konsul habe in der Besuch-Frage nachgegeben. Der Dr. Eiswaldt ließ dem Vizekönig ein chinesisches Schreiben zugehen, in welchem er ihn ersuchte, den Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" zu empfangen, der sich „für das Land der alten Gewohnheiten und für die neuen Reformen interessire." Es hält unsagbar schwer, selbst mit offizieller Empfehlung Zutritt zu den hohen chinesischen Beamten zu finden. Jung-lu ist zudem noch besonders bekannt wegen seiner Unzugänglichkeit. In diesem Falle aber flogen gleich alle Thüren auf. Der Konsul hatte am Morgen geschrieben, und am Abend war bereits die Antwort da, die mich für den nächsten Tag um neun Uhr früh zur Audienz beschied. Die Raschheit war verblüffend, und man konnte sehen, daß die kluge Reserve des deutschen Konsuls jedenfalls den Erfolg erzielt hatte, den stolzen Vizekönig, der die Vertreter der europäischen Mächte oft Tage und Wochen lang auf die Erledigung ihrer Gesuche warten läßt, schon recht gefügig zu machen.

Es war ausgemacht, daß der Besuch nicht offiziell sein sollte. Freilich ist es kaum möglich, einen nicht-offiziellen Besuch in offiziellerer Weise abzustatten. Morgens um acht Uhr finde ich mich also, der Verabredung gemäß, im Deutschen Konsulat ein. Im Garten stehen bereits die Sänften, große geschlossene Coupés von der Art, wie sie in Frankreich während des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch waren, und auf dem Rasen lagert der Troß der Träger. Der Konsul, dessen konsularisches Gala-Gewand nicht recht im Stande ist, hat militärische Uniform angelegt. Er erscheint als Offizier des bayerischen Leib-Regiments mit den silbernen Parade-Litzen am Kragen und dem Helm auf dem Haupt. An der Brust trägt er den großen silbernen Stern des chinesischen Doppelten Drachen-Ordens. Dr. Forke, der Dolmetscher, ist einfach im schwarzen Rock. (Herr Dr. Forke hat sich, trotz seiner Jugend, bereits einen Namen als ausgezeichneter Sinologe gemacht.) Auch mein Kostüm wird nach strenger Musterung als korrekt befunden. Nur veranlaßt man mich, die Handschuhe auszuziehen, da es von

den Chinesen als Unhöflichkeit angesehen wird, wenn man ihnen nicht die bloße Hand zum Drucke reicht.

Der Konsul besteigt die erste Sänfte, eine grüne natürlich, wie sie seinem hohen Mandarin-Range entspricht. Eine blaue Privat-Sänfte, welche mir angewiesen wird, ist die zweite in der Reihe. Den Beschluß macht Dr. Forke, der als offizielle Persönlichkeit gleichfalls sich einer grünen Sänfte bedienen darf. Der chinesische Thorwächter des Konsulats reißt die beiden Flügel weit auseinander, und es geht auf die Straße hinaus.

Der Aufzug ist imposant. Er wird eröffnet durch einen chinesischen Vorreiter, der in rothbraune Seide gekleidet ist und auf einem Schimmel sitzt. Dann kommen die drei Sänften, deren jede auf den Schultern von vier Kulis ruht. Die Kulis tragen eine blau-rothe Amtsuniform, welche an den ärmellosen Waffenrock der chinesischen Soldaten erinnert, und auf dem Kopfe den einem umgekehrten Trichter gleichenden Mandarinenhut mit dem liegenden rothen Busch. Zu beiden Seiten jeder einzelnen Sänfte schreiten zwei Kulis als Escorte und zugleich als Reserve für die Träger. Ein zweiter chinesischer Reiter auf einem braunen Pferde macht den Beschluß.

Der Weg ist weit, aber die Kulis laufen, was sie laufen können, und in dieser Sänfte mit vier Trägern rückt man fast ebenso rasch vorwärts wie in einem Wagen mit vier Pferden. Auch in den engen Gassen der Chinesenstadt wird das Tempo nicht gemäßigt. Wer entgegenkommt, muß ausweichen. Ein Mandarin, der mit einem großen Gefolge von Reitern und Troßknechten einherzieht, muß Halt machen und wird an die Wand gedrückt. Eine Rickscha, welche den Weg verstopft, wird von den Kulis, die neben der ersten Sänfte schreiten, ganz einfach umgekippt und auf's Pflaster geworfen. Hier und da wird ein Kommando laut. Dann machen alle Kulis mit einem Ruck Halt und heben bei allen drei Sänften, ohne dieselben jedoch auf den Boden niederzulassen, die Tragstangen von der rechten Schulter auf die linke. Oder die Reserve-Kulis treten ein und laden sich nun ihrerseits die Sänften auf. Bei dieser Gelegenheit giebt es allerlei Hin- und Her-Reden zwischen den Trägern, und man hört oft ein Wort, das wie „Zola" klingt. Sollten sich auch bereits die chinesischen Kulis von der Dreyfus-

Affaire unterhalten? Nein, der Name des französischen Schriftstellers hat im Chinesischen seine bestimmte Bedeutung. „Dzo-la!“ heißt ungefähr so viel wie „Ich gehe!“, und wenn sich die Kulis „Dzo-la!“ zurufen, so wollen sie damit sagen: „Fertig!“ oder „Los!“ Die bayerische Offiziers-Uniform des Konsuls erregt in der Chinesenstadt ein gewisses Aufsehen, aber kein so großes, als man erwarten sollte. Ein Paar Leute machen verwunderte Gesichter, die Meisten jedoch wenden kaum den Kopf. Das Ungewöhnliche vermag in der Regel die chinesische Ruhe nicht zu stören. Die Chinesen staunen nicht, vielleicht weil sie von stoischer Gemüthsart, vielleicht auch, weil sie zu stumpf sind, um zu staunen.

Wir sind fast eine Stunde unterwegs. Die krummen Gassen der Chinesenstadt winden sich ohne Ende. Einmal überschreiten wir den Fluß auf langer Brücke und sehen unter uns oder vielmehr neben uns, denn die Brücke ist niedrig, die dichten Reihen der Dschunken und Segelboote. Dann durchwandern wir wieder das Gewirr der Gassen und kommen bald abermals an den Fluß. Diesmal wird er nicht überschritten, sondern der Weg biegt rechts ab und führt an dem etwas abschüssigen Ufer herunter. Es ist zu bemerken, daß die Stadt immer schmutziger wird, je mehr man sich der vizeköniglichen Residenz nähert. Unmittelbar am Wasser ragen endlich die beiden rothbraunen Flaggenmasten auf, welche vor dem Yamen stehen. Lebhaftes Treiben herrscht in der Umgebung dieses Hauptsitzes der Behörde. Auf der Straße draußen lagern Truppen von der vizeköniglichen Garde. Die Infanterie hockt auf der Erde oder liegt, zum Schlafen ausgestreckt, auf dem Pflaster. Die Reiter sind abgesessen und stehen neben ihren Pferden. Diese, sowie die Offiziere, machen keinen üblen Eindruck, wie ja überhaupt die Nord-Chinesen männlicher und unter Umständen auch kriegerischer aussehen, als die übrigen. Mandarinen mit großem Gefolge zu Pferde und zu Fuß, welche bereits bei der Audienz waren, kommen vom Yamen her.

Das hölzerne Gitterthor nach der Straße zu ist offen. Wir ziehen durch dasselbe ein und bewegen uns durch mehrere Höfe, die von Menschen wimmeln. Man eilt herbei, um uns zu sehen; es bildet sich ein Spalier von Chinesen. Im dritten Hofe befindet sich der innere Eingang zum Yamen, das übliche schwarze Holzthor

mit den zwei Flügeln, auf welche die beiden überlebensgroßen Heroen-Gestalten in alterthümlicher chinesischer Kriegsrüstung gemalt sind. Dieses Thor hat sich früher für manchen Europäer geöffnet. Denn einer der Vorgänger von Jung-lu war bekanntlich Li-Hung-Tschang, und dieser liebte es, sich den Fremden in seinem vizeköniglichen Glanze zu zeigen. Hier, im dritten Hofe, machen die Träger Halt. Beamte vom Hausstaat des Vizekönigs kommen uns entgegen und übernehmen die drei langen rothen Papierzettel, die unsere chinesischen Visitkarten vorstellen. Die Kulis heben die Sänften von den Schultern, halten sie aber noch in der Schwebe. Die Fiktion muß gewahrt werden, daß der Vizekönig erst darüber zu entscheiden hat, ob er den gemeldeten Besuch annehmen will. Das dauert kaum eine Minute. Die schwarzen Thorflügel springen auf. Diener eilen herbei und nehmen zu beiden Seiten des Eingangs Aufstellung. Die Kulis setzen die Sänften auf den Boden nieder, und wir steigen aus.

Der Konsul giebt mir einen freundschaftlichen Stoß: „Lassen Sie Ihren Regenschirm in der Sänfte!“ Denn wenn ich mit meinem Regenschirm vor Seiner Excellenz erschienen wäre, so hätte es ausgesehen, als glaubte ich, daß drinnen im Palaste das Wasser zum Dache hereinläuft. Vielleicht läuft es auch wirklich, aber es wäre jedenfalls nicht höflich gewesen, das demonstrativ zu betonen.

Wir werden durch mehrere Gänge geleitet, durchschreiten in der Eile einige halbdunkle Räume und betreten einen gedielten Hof, um den herum die Empfangs- und Privatgemächer liegen. Auf der einen Seite führt in's Innere des Hauses eine Thoröffnung, welche ganz genau die Omega-Form der Thore des maurisch-arabischen Baustyls aufweist. Solche Thore findet man häufig im Innern der chinesischen Häuser (selten an der Außenseite); sie deuten darauf hin, daß zwischen den beiden durch die ganze Breite Asiens geschiedenen Styl-Arten alte Zusammenhänge bestehen. Die Empfangszimmer des Vizekönigs sind vollständig europäisch eingerichtet. Sofort nachdem Jung-lu sein Amt angetreten hatte, ließ er in dem großen Hotel von Tientsin, im „Astor-House“, anfragen, ob der Wirth ihm zwei Garnituren Möbel für zwei Zimmer ablassen könne. Da das „Astor-House“ seinem Wunsche nicht zu willfahren vermochte, ließ er sich die Möbel aus der sogenannten „Admi-

ralität" holen, einem nach europäischer Art ausgestatteten chinesischen Verwaltungs-Gebäude, in dem auch Prinz Heinrich während seines Aufenthalts in Tientsin gewohnt hat. Die Einrichtung ist durchaus nicht glanzvoll, sie besteht zumeist aus recht altmodischen Stücken; aber sie ist gut gehalten, und die beiden Zimmer sehen freundlich und wohnlich aus. Ueberhaupt fehlt in diesem Hause der sonst übliche chinesische Flitter und Bettelprunk. Es ist alles einfach und hat doch einen distinguirten Styl. Man merkt, daß man beim Vizekönig ist. Der Eindruck der Vornehmheit wird namentlich durch die Ruhe hervorgebracht. Man kommt von draußen aus all' dem Chinesen-Lärm; hier aber im Innern herrscht tiefes Schweigen, und obwohl das Haus voll von Menschen ist, versieht Jeder lautlos seine Obliegenheiten.

Man lädt uns zum Sitzen ein. Der Vizekönig habe gerade den Schatzmeister seiner Provinz bei sich, werde aber gleich erscheinen. Wir bitten, Seine Excellenz solle sich nur ja nicht stören lassen. Eine Unterredung mit seinem Schatzmeister kürzt man gewiß nicht gern ab. Wir sitzen also und warten. Auf der einen Seite hängen als Wandschmuck chinesische Stickereien, Körbe mit vielfarbigen Blumen auf einem Hintergrund von weißer Seide. Darunter stehen auf Sockeln unter Glasglocken zwei Gruppen von jenen (früher bereits erwähnten) bunten Thonfiguren, deren Hervorbringung einen besonderen Zweig der Tientsin-Industrie bildet. Sie stellen chinesische Sängerinnen dar, „sing-song-girls", die zu Drei beisammen sitzen, in lebensvoller Haltung, mit zierlich geneigten Köpfen, während die schmalen Hände an die Saiten der Guitarren rühren.

Wir haben kaum Zeit, das Alles anzusehen. Nach wenigen Augenblicken entsteht eine Bewegung an der Thür.

„Da ist schon der alte Herr" sagt der Konsul.

Wir erheben uns. Der Vizekönig tritt raschen Schrittes ein, gefolgt von zwei Mandarinen und zahlreicher Dienerschaft. Er geht ganz nahe an Jeden von uns heran, sieht dem Besucher mit kurzem Blicke von unten nach oben in's Gesicht, grüßt zuerst auf chinesische Weise, indem er seine über einander gelegten Hände in der Luft auf und ab bewegt, und reicht dann seine Rechte zum Drucke, eine kleine, zarte und warme Hand. Der Konsul verbeugt sich ein wenig und steht im Uebrigen in aufrechter militärischer Haltung. Wir werden

ersucht, uns in das anstoßende Zimmer zu begeben. Der Vizekönig läßt artig seinen Gästen den Vortritt.

Dieses Zimmer ist ein länglicher Raum, welcher fast ganz durch einen großen Tisch ausgefüllt wird, der mit einem braunen Tuche bedeckt ist. Darüber hängt eine Punkah. Auf dem Tische ist eine Kaffeekränzchen-Aufwartung zurecht gemacht. Teller mit Kuchen sind dort aufgestellt, Glasschalen mit Weintrauben, Birnen und anderem Obst, Schüsseln mit seltsamen gelben Kügelchen, die wahrscheinlich auch Süßigkeiten vorstellen, und noch verschiedene andere gute Dinge. Wir lassen uns auf die Stühle nieder. Man könnte glauben, daß wir zu einer großen Staatsraths-Sitzung zusammentreten. Der Vizekönig nimmt am oberen Ende des Tisches Platz und führt das Präsidium. Auf der Seite zu seiner Rechten sitze ich (denn die Annahme wird aufrecht erhalten, daß ich der eigentliche Besucher bin), auf der Seite zu seiner Linken läßt sich der Konsul nieder, neben diesem der Dolmetscher. Rechts von mir befindet sich einer der beiden Mandarinen, die das Gefolge des Vizekönigs bilden, Herr Tsai, der Direktor der chinesischen Universität von Tientsin, ein gemüthlicher Chinese, der gut englisch spricht, dem Vizekönig oft Dolmetscher-Dienste leistet und eine kleine Stülpnase besitzt, welche die Erinnerung wachruft an den großen Coquelin und dessen „nez en trompette“. Ganz unten, am andern Ende des Tisches, verschwindet halb im Dunkeln der andere Mandarin, der „Zoll-Tao-tai“. Dieser, der gewisse Ressorts der Zollverwaltung leitet, kommt in seinem amtlichen Wirkungskreise fortwährend in Berührung mit den ausländischen Vertretern; und so hat sich allmählich die Gepflogenheit herausgebildet, daß der Zoll-Tao-tai überhaupt als vermittelnde Instanz figurirt zwischen den Konsuln und den untergeordneten chinesischen Beamten, sowie daß er bei offiziellen Empfängen die Rolle eines „introducteur des ambassadeurs“ ausübt.

Sobald wir unsere Plätze eingenommen haben, wird Thee nach europäischer Art in kleinen weißen Porzellan-Tassen aufgetragen; Zucker, Milch und Kuchen werden dazu angeboten. Zugleich wird in die vor uns stehenden Kelche Champagner eingeschänkt. Endlich werden auch noch Kisten mit Havanna-Cigarren und Schalen mit egyptischen Cigarretten herumgereicht. In einiger Entfernung

hinter dem Stuhle des Vizekönigs stellen sich vier Diener auf. Alle vier sind in dunkle Seide gekleidet, und die langen Gewänder sind in der Mitte durch breite Seidengürtel gerafft. Einer der Lakaien hat als Gürtelschnalle einen prachtvollen milchweißen Onyx, ein anderer trägt am Gürtel in einem Gehänge aus gestickter Seide eine große Taschenuhr. Das Zifferblatt ist nach außen gekehrt, damit der Vizekönig immer gleich die Zeit sehen kann, ohne erst in die eigene Tasche greifen zu müssen. Das ist jedenfalls der Gipfel aristokratischer Großartigkeit: sich einen besonderen Diener zum Tragen der Taschenuhr zu halten!

Der Vizekönig selbst zeigt in seinem Costüm eine beinahe erstaunliche Einfachheit. Er ist in einen Rock aus dunkelblauem chinesischem Brokat gekleidet, der über der Brust durch ganz kleine Goldknöpfe zusammengehalten wird. Das Haupt ist mit dem gelben Mandarinenhut bedeckt, auf den nach allen Seiten der liegende rothe Roßhaar-Busch herabfällt. Die Spitze des Hutes läuft in den runden Korallenknopf aus, welcher das Abzeichen der höchsten chinesischen Rangstufe bildet. Der Hut wird durch ein um das Kinn geschlungenes Band festgehalten. Im gelben Stroh dieser Kopfbedeckung steckt vorn eine schöne weiße Perle. Das ist das einzige Schmuckstück, welches der Vizekönig an sich hat. Kein Gürtel, keine Schnalle, keine Ringe an den Fingern.

Jung-lu ist ein alter Mann, klein und hager. Das Gesicht hat einen ausgesprochen tatarischen Typus. Die Backenknochen stehen heraus, und über die Oberlippe hängt das charakteristische dünnhaarige schwarze Schnurrbärtchen herunter. Die Augen sind dunkel, so dunkel, daß man ihnen nicht auf den Grund sehen kann; die Nase hat eine leichte Krümmung. Wenn der Vizekönig lacht, treten die vom Alter zerstörten braunen Zähne hervor, mit häßlichen Lücken dazwischen. Aber der Vizekönig lacht selten. Sein Wesen ist ernst, alle seine Bewegungen sind gemessen, und in seiner ruhigen Art liegt Würde und liegt Vornehmheit. Er spricht mit halblauter Stimme, die des Wohllauts nicht entbehrt; die rauhe chinesische Sprache scheint in seinem Munde einen weicheren Klang anzunehmen. Auf alle Fragen hat er sofort die Antwort bereit, und zwar antwortet er immer das, was in seinem Interesse liegt, nicht aber in dem des Fragestellers. Er versteht die Kunst, mit

vielen Worten nichts zu sagen. Seine Gesichtszüge hat er ebenso in der Gewalt, wie seine Rede, geräth niemals in Erstaunen, noch weniger in Verlegenheit, überhört mit unerschütterlichem Gleichmuth alles Verfängliche und bleibt dabei stets verbindlich. So ist er „impassible", wie in Europa die alten Parlamentarier. Sein kluger, hagerer Kopf mit der unbeweglichen Physiognomie erinnert an Köpfe aus den Parlamenten. Zweifellos besteht eine entfernte Aehnlichkeit zwischen Jung-lu und Méline, sogar die Stimmen Beider haben einen verwandten Klang. Auch könnte man ihn mit Freycinet vergleichen, und wenn man diesen die „weiße Maus" genannt hat, so bildet Jung-lu als „dunkle Maus" das chinesische Gegenstück dazu.

Während des ganzen Gesprächs läßt der Vizekönig seine Hand auf dem Tische liegen, eine schmale, nervöse Hand mit sehr langen Nägeln. Ab und zu tritt ein Diener heran und bringt die Wasserpfeife, die in Silber getrieben und mit kunstreichen Ornamenten geschmückt ist. Der Herr des Hauses rührt keinen Finger und wendet nur das Haupt ein wenig zur Seite. Der Diener führt das silberne Rohr zum Munde des Gebieters, dieser raucht zwei Züge, die das Wasser im Behälter gurgeln machen, läßt dann das Mundstück aus den Lippen gleiten, und der Diener trägt die Pfeife wieder weg. Nach einiger Zeit wird es dem Vizekönig zu heiß, er beginnt sich vorn die kleinen goldenen Knöpfe aufzunesteln, ein Diener eilt herbei und zieht Seiner Excellenz das Obergewand aus, unter dem ein ebenso einfaches Untergewand aus rothbraunem Brokat zum Vorschein kommt. Manchmal thut der Vizekönig seinen Mund plötzlich weit auf. Es sieht so aus, als habe er etwas Wichtiges zu sagen. Ein Augenblick erwartungsvollen Schweigens tritt ein. Seine Excellenz räuspert sich mit Geräusch, sieht sich einen Moment um, ob Niemand im Wege steht, und spuckt dann mitten in das Zimmer. Bemerkenswerth ist, daß der ernste Ausdruck des vizeköniglichen Antlitzes sich während dieses ganzen Vorgangs noch um eine Nuance zu vertiefen scheint.

Der Konsul gibt einem der Diener seinen Helm, der denselben mit großer Vorsicht auf den Kaminsims niederstellt, und beginnt die Unterredung. Er bittet den Dolmetscher, Seiner Exzellenz für den dem Vertreter der „Frankfurter Zeitung" gewährten Empfang

zu danken. Der Dr. Forke übersetzt; er handhabt die schwere Sprache mit eleganter Leichtigkeit. Der Vizekönig antwortet, daß es ihm ein Vergnügen sei, den Vertreter der „Frankfurter Zeitung" kennen zu lernen, umso mehr, als ihm dies auch die Freude verschaffe, den deutschen Konsul bei sich zu sehen. Auf die leise Anspielung erwidert der Konsul geschickt, daß es nur von Seiner Exzellenz abhänge, sich diese Freude öfter zu verschaffen. Der Vizekönig beeilt sich, zu versichern, daß er den Wunsch hege, mit dem deutschen Konsul so häufig als möglich persönlichen Verkehr zu pflegen, und daß er insbesondere hoffe, von ihm Belehrung zu erhalten, so oft er derselben bedürfe. Er fügt hinzu, daß er noch Vieles zu lernen habe. Der Konsul erklärt sich bereit, Herrn Jung-lu jederzeit mit Rath und That beizustehen.

Nach diesem Austausch von Höflichkeiten wendet sich das Gespräch wieder mir zu. Der Vizekönig stellt an mich die üblichen Fragen: wie lange ich schon in Tientsin verweile und woher ich gekommen sei? Ich theile mit, daß ich die Reise nach Tientsin von Kiautschou unternommen habe und betone absichtlich Kiautschou, in der Hoffnung, dieses Wort werde vielleicht in der Brust des chinesischen Staatsmanns eine empfindliche Saite berühren und werde eine interessante Aeußerung hervorrufen. Aber der Vizekönig zuckt mit keiner Wimper, da er den Namen des Gebietes hört, das China an Deutschland hat abtreten müssen, und scheint es ganz selbstverständlich zu finden, daß ein deutscher Berichterstatter aus Kiautschou nach Tientsin kommt.

Der Konsul hebt nun in einigen beredten Worten die Bedeutung der Presse hervor, die man ja auch in China zu verstehen beginne. Er weist dann darauf hin, daß der gegenwärtig in China weilende Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" bisher von Paris aus für sein Blatt gearbeitet habe. „Außerhalb Deutschlands ist kein Platz für das deutsche Publikum so wichtig wie Paris," sagt er. „Seine Exzellenz wird daher aus dem Umstande, daß die „Frankfurter Zeitung" ihren Pariser Korrespondenten hierher gesandt hat, entnehmen können, in wie hohem Maße sich das Interesse des deutschen Publikums jetzt den chinesischen Angelegenheiten zuwendet."

Der Vizekönig nickt zustimmend mit dem Kopfe und äußert, daß man in China allerdings die Bedeutung der Presse zu würdigen

wisse, und daß er hoffe, in Zukunft auch noch andere Vertreter des deutschen Journalismus kennen zu lernen. Hierauf richtet er das Wort an mich und sagt, daß ich gerade zu einer interessanten Zeit in China eingetroffen sei. Ueberall sei man jetzt hier im Begriff, Reformen in's Werk zu setzen, und so befinde China sich in einem Uebergangsstadium.

Ich bitte Herrn Jung-lu, mir darzulegen, welche Reformen zunächst zur Verwirklichung gelangen sollen.

„Zuerst," lautet die Antwort, „wird das Militärwesen reformirt werden. Für eine spätere Zeit sind Neuerungen geplant, die sich auf die Finanzen, auf Handel, Gewerbe, Industrie, Ackerbau und auf die Presse erstrecken."

„In welcher Weise gedenkt man die Reform des Militärwesens zu bewirken?"

„Wir wollen unsere Truppen durch ausländische Instruktoren ausbilden lassen. Das ist bisher bereits an einzelnen Stellen geschehen, soll aber jetzt in ausgedehnterem Maße durchgeführt werden."

„Welchen Staaten wird man diese Instruktoren entnehmen?"

„Man wird sich bemühen, möglichst allen Staaten in gleicher Weise Antheil an der Schulung der chinesischen Soldaten zu gewähren."

„Dem widerspricht das Gerücht, nach welchem die chinesische Regierung plane, überall die europäischen Instruktoren durch japanische zu ersetzen."

„Dieses Gerücht ist unbegründet. Vielleicht hat der eine oder andere Vizekönig (Tschang-tschi-tung) einen solchen Gedanken gehabt. Die chinesische Regierung aber beabsichtigt keinesfalls, sich ausschließlich japanischer Offiziere zu Instruktions-Zwecken zu bedienen."

„Die chinesische Regierung wird also auch deutsche Offiziere heranziehen?"

„Sicherlich! In China weiß man sehr wohl, daß Deutschland in seinen militärischen Leistungen alle anderen Staaten übertrifft."

Hier mischt sich der Konsul wieder in's Gespräch mit der Bemerkung, es freue ihn, diese Anerkennung aus dem Munde des Vizekönigs zu hören, von dem man wisse, daß er selbst ein passionirter Soldat sei. Da im Uebrigen der Vizekönig sich so schmeichelhaft

über die militärische Tüchtigkeit der Deutschen äußere, so dürfe man wohl hoffen, daß Seine Exzellenz darauf bedacht sein werde, den an der Militärschule von Tientsin bediensteten deutschen Instruktoren eine möglichst angenehme Stellung einzuräumen und ihnen eine recht hohe Honorirung zu gewähren.

Herr Jung-lu verneigt sich und versichert: was an ihm liege, solle gewiß geschehen.

Weiterhin frage ich, ob denn China auch bei anderen als den militärischen Reformen sich der Mitwirkung der *Fremden* zu bedienen gedenke?

Der Vizekönig antwortet etwas ausweichend: Gegenwärtig lasse sich noch nicht genau absehen, welchen Gang die Entwickelung nehmen werde. Die Reformen seien ja kaum begonnen und zum größten Theil überhaupt noch Projekt. Zuerst würden wohl die Chinesen sich selbst zu helfen suchen, aber es sei wahrscheinlich, daß man späterhin auf *allen* Gebieten an die Fremden appelliren werde, wie man dies ja bei der Organisation der Seezölle seit Langem gethan.

„Bei der Finanz-Reform wird China wohl kaum ohne Beihilfe des Auslandes durchkommen können. Oder glaubt China, daß es im Stande sein wird, aus eigenen Mitteln seinen Geldbedürfnissen abzuhelfen?"

„Auch das muß sich erst zeigen. Jedenfalls nimmt die chinesische Regierung die Aufnahme weiterer Anleihen im Auslande in Aussicht."

„Wird Deutschland bei diesen Anleihen betheiligt sein?"

„Die chinesische Regierung wird alle Staaten nach ihren Bedingungen fragen und wird sich dann denjenigen Staat aussuchen, der die niedrigsten Zinsen verlangt und die Garantien fordert, die sich am Leichtesten gewähren lassen."

„Die Chinesen sind eben gute Geschäftsleute" wirft der Konsul ein. Der Vizekönig lächelt und scheint zu denken, daß der Konsul ein wahres Wort gesprochen hat.

„Was hat man sich unter der Preß-Reform vorzustellen?" frage ich.

„China hatte bisher kein Regierungsblatt" erläutert der Vizekönig. „Jetzt hat die chinesische Regierung eine in Shanghai erscheinende chinesische Zeitung zu ihrem Organ gewählt. Auch

hat der Kaiser den Wunsch ausgesprochen, selbst alle Blätter zu lesen."

Der Konsul erwähnt die Nachricht, daß der Kaiser eine Reise nach Tientsin machen wolle, und meint: Die Thatsache, daß Herr Jung-lu nachdem er erst vor wenigen Monaten sein Amt angetreten habe, bereits den Besuch seines Souverains erhalte, müsse wohl als ein besonderer Ausdruck des allerhöchsten Vertrauens aufgefaßt werden. Der Vizekönig antwortet, daß er sich der hohen Ehre gar nicht würdig fühle, welche ihm, der des Kaisers bescheidenster Unterthan sei, durch diesen Besuch zu Theil werde.

Das Gespräch wendet sich nunmehr der auswärtigen Politik zu. Ich informire mich über China's Beziehungen zu den Mächten.

„China und die Mächte" erwidert der Vizekönig, „leben im besten Einvernehmen; sie bilden alle eine Familie." Neben mir hebt Herr Tsai, der Direktor der Universität von Tientsin, docirend einen Finger hoch und dolmetscht: „One family!"

Ich erkundige mich, ob zu dieser Familie auch Deutschland gehört, und erhalte die beruhigende Auskunft, daß die Beziehungen China's zu meinem Vaterlande so vortrefflich seien, als man nur wünschen könne. Es ist wahrzunehmen, daß Herr Jung-lu auf diesem gefährlichen Gebiet der auswärtigen Politik seine Worte ganz besonders in Acht nimmt; und doch scheint es einmal, als höre man in dem vizeköniglichen Busen das russische Herz schlagen. Ich erwähne die in Tientsin erfolgte Ersetzung eines Theils der deutschen Instruktions-Offiziere durch russische und knüpfe daran die Bemerkung, aus dieser Begebenheit scheine doch hervorzugehen, daß China sich mit Rußland auf einen ausnehmend guten Fuß zu stellen wünsche.

Der Vizekönig thut hierauf die vielsagende Aeußerung: „Wenn ein Staat sich gegen China besonders freundlich erweist, ist es auch natürlich, daß China denselben mit Vorzug behandelt."

Ich drücke mein Erstaunen über diese Aeußerung des Vizekönigs aus. In Europa glaube man im Gegentheil, daß China vor keiner Macht so sehr auf der Hut sein müsse, wie vor Rußland. Nachdem Rußland soeben die Mandschurei an sich gerissen habe, wäre es doch interessant, die Gründe zu erfahren, aus denen gegeschlossen werden könne, daß Rußland sich gegen China besonders freundlich erweise?

Aber der Vizekönig hat plötzlich wieder die Lust zum Reden verloren; und da es ihm nicht paßt, die Frage zu beantworten, so versteht er sie absichtlich falsch und erklärt von Neuem feierlich, daß alle Staaten eine Familie seien. Dabei bleibt es: Alle Staaten lieben China, und China liebt alle Staaten. So wird die auswärtige Politik allerdings ungemein einfach, und Seine Excellenz braucht sich nicht zu kompromittiren.

Wie aber steht es mit Japan? Dieser Tage wird der ehemalige japanische Ministerpräsident, Marquis Ito, in Tientsin eintreffen, um von da weiter nach Peking zu reisen. Angeblich soll diese Reise gar keinen offiziellen Charakter haben. Es heißt, der Marquis Ito wolle nur seinem alten Freunde Li-Hung-Tschang einmal einen Gegenbesuch machen. In Wirklichkeit aber kommt der Marquis, der ein besonderer Vertrauter des Mikado ist, zweifellos in politischer Mission. Die chinesischen Zeitungen begrüßen seine Ankunft in schwungvollen Leitartikeln, die einen engen Anschluß China's an Japan fordern. Man spricht sogar davon, der Marquis Ito wolle versuchen, eine Allianz zustande zu bringen. Was ist Wahres an diesem Gerücht?

Der Vizekönig sagt, er habe nichts davon gehört, daß der Marquis Ito nach China komme, um ein Bündniß abzuschließen. Sollte Japan wirklich Annäherungs-Absichten bekunden, so könne es sicher sein, daß dieselben in China freundliche Erwiderung finden werden.*)

Schließlich wird natürlich auch das Thema von den Eisenbahnen berührt, und der Vizekönig wird gefragt, ob die chinesische Regierung in der Lage sein werde, alle die Eisenbahnlinien zur Ausführung zu bringen, die sie jetzt projektire?

„Wenn unsere Mittel nicht reichen, werden wir versuchen, uns das Geld im Ausland zu verschaffen" lautet die Antwort.

„Und wird Deutschland gebührend berücksichtigt werden? Werden die so vorzüglichen deutschen Ingenieure zum Bau der Eisenbahnen herangezogen werden?"

*) Es wird immer deutlicher, daß eine möglichst nahe Verbindung mit China das Hauptziel der auswärtigen Politik Japans ist. Da die Eroberung China's nicht gelungen ist, soll wenigstens die Allianz zustande kommen, in der natürlich Japan der dominirende Theil sein würde. Mit China im Bunde hofft Japan die Europäer aus Ostasien verdrängen zu können.

„Auch hier wird Deutschland in demselben Maße betheiligt werden, wie die übrigen Mächte."

Auf weitere Fragen erklärt Herr Jung-lu, daß die chinesische Regierung entschlossen sei, sich selbst die oberste Aufsicht über die Bahnen vorzubehalten, selbst wenn dieselben mit ausländischem Gelde gebaut sein würden, und daß diejenige von den neuen Linien, die man zuerst fertigstellen wolle, die Bahn von Hankau nach Peking sei.

Der Konsul gibt das Zeichen zum Aufbruch. Aber der Vizekönig hat noch etwas auf dem Herzen. Er möchte jetzt seinerseits eine Auskunft begehren. Und er fragt: „Welches wird das Resultat der vom Zaren ausgesandten Note sein, in der die Mächte eingeladen werden, dem Gedanken der Abrüstung näher zu treten?"

Wie weit, wie unberechenbar weit die Wirkung eines schönen Gedankens reicht! Die Abrüstungs-Idee des Zaren hat sogar chinesische Köpfe nachdenklich gemacht! Freilich, die Frage des Vizekönigs wäre schwer zu beantworten, selbst wenn sie nicht so unerwartet käme. So sagen wir also dem Vizekönig das Einzige, was sich sagen läßt: daß es unmöglich ist, die Wirkung eines Schrittes vorauszubestimmen, der in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat. Einstweilen muß man sich der vom Zaren ausgegangenen Anregung freuen, ohne allzusehr auf deren Erfolg zu rechnen.

„Die Menschen sind so unvernünftig," bemerkt weise Herr Tsai, der Direktor der Universität von Tientsin.

„Wie aber, wenn sie auch einmal vernünftig würden?"

„Das ist möglich, jedoch wenig wahrscheinlich."

Wir machen den Vizekönig noch darauf aufmerksam, daß das einzig greifbare Resultat, welches die Initiative des Zaren bisher gezeitigt hat, eine Verstimmung zwischen Rußland und Frankreich ist. „Als der Zar vor zwei Jahren nach Paris kam, haben die Franzosen an alle Mauern das Wort „Friede" gemalt; und jetzt, wo der Zar diesen Frieden verwirklichen will, den sie als ihr Ziel angegeben haben, sind sie entrüstet."

Der Konsul greift nach seiner Theetasse, um anzudeuten, daß die Unterhaltung beendet ist. Der Vizekönig führt nunmehr auch seine Tasse zum Munde, und wir folgen dem Beispiel. Dann erhebt Herr Jung-lu seinen Champagner-Kelch und trinkt uns Allen zu.

Herr Tsai aber blinzelt mich an und sagt laut und mit Nachdruck: „Prost!“ Wir nippen an unsern Gläsern, setzen sie jedoch rasch wieder hin, so rasch als nur möglich. Dieser vizekönigliche Champagner ist in der ganzen Stadt berüchtigt. Es heißt, daß die Reste, welche die Gäste in ihren Gläsern lassen, nachher wieder in die Flasche zurückgegossen werden.

Wir erheben uns, der Vizekönig drückt wieder Jedem die Hand und begleitet uns bis in das nächste Zimmer. Auch er behandelt den Besuch nicht als einen offiziellen. Sonst wäre er bis zum Thore mitgekommen; ferner wäre bei der Ankunft die Wache in's Gewehr getreten. Im zweiten Zimmer verabschieden wir uns nochmals von Herrn Jung-lu. Dann werden wir von Herrn Tsai und dem Zoll-Tao-tai nach dem Ausgang hingeführt. Aber ganz ohne Ehrenbezeugung will der Vizekönig uns doch nicht scheiden lassen. Im Gange hat er seine zwanzig Sekretäre aufgestellt. Sie haben ihre Staats-Gewänder angethan und stehen regungslos nebeneinander. An dieser Reihe stummer, feierlicher Chinesen vorbei schreiten wir dem Thore zu.

XXVII. Die Krisis in Peking.

Von den Reformen, welche das Hauptthema der in den beiden vorhergehenden Kapiteln mitgetheilten Unterredungen bildeten, ist keine einzige zur Ausführung gelangt. Der für den Oktober 1898 geplante Besuch des Kaisers von China in Tientsin, mit dem, wie gleichfalls aus jenen Unterredungen zu ersehen ist, die chinesischen Würdenträger dieser Stadt sich bereits im September eifrig beschäftigten, ist bis zum heutigen Tage nicht abgestattet worden; und nach dem Lauf, den die Dinge genommen haben, läßt sich mit einiger Sicherheit voraussagen, daß der Kaiser niemals Tientsin erblicken wird. Es ist nämlich schwer, nach Tientsin zu kommen, für Jemanden, der auf einer Insel sitzt. Nun — und die Brücke, die über's Wasser führt? Ja, das ist's eben: die Brücke hat man weggezogen.

Die Reformen, welche der Kaiser plante und bereits in's Werk zu setzen sich anschickte, führten zum Staatsstreich der durch diese Reformen bedrohten reaktionären Elemente. Die Kaiserin Witwe übernahm die Regierung, der Kaiser wurde auf einer Insel in den kaiserlichen Gärten gefangen gesetzt, wo er bis zum heutigen Tage in Haft gehalten wird. So entstand in Peking jene Regierungs-Krisis, die zur Zeit noch andauert und die wohl überhaupt eine bedeutungsvolle Wendung in den Geschicken des chinesischen Reiches vorstellt. Durch den japanisch-chinesischen Krieg und durch das gewaltsame Andringen der europäischen Mächte, das dieser Krieg zur Folge gehabt hat, welcher der Welt die Wehrlosigkeit China's enthüllte, sind große Umwälzungen angebahnt worden. Was seit dieser Zeit im Stillen gegährt und gerungen hat, kommt durch die

gegenwärtige Krisis endlich auch in den inneren politischen Verhältnissen China's zum Ausbruch. Die neue und die alte Zeit, der Geist Europa's und die chinesische Tradition gerathen auf einmal in Kampf um den chinesischen Kaiserthron selbst. In den Streit hinein spinnen die ausländischen Staaten ihre Ränke, und jede sucht die Entwickelung der Ereignisse in der Weise zu beeinflussen, daß China eines Tages in ihre Gewalt geräth. Zugleich geht das diplomatische Intriguenspiel seinen Gang zwischen den einzelnen Mächten, die eifrig bemüht sind, sich die zukünftige Beute gegenseitig abzujagen.

Die Krisis in Peking wird unter diesen Umständen wohl noch lange sich hinziehen. Aber wie immer sie ausgehen mag, mit dem Siege der Reformpartei oder mit dem ihrer altchinesischen Widersacher, mit dem Sturz der mandschurischen und der Neu-Erstehung einer nationalen chinesischen Dynastie oder mit dem Zerfall des Reiches und der europäischen Fremdherrschaft, — das Ende der Krisis wird auf jeden Fall die Entscheidung über das Loos China's bedeuten.

In den Herbsttagen des Jahres 1898 habe ich in Tientsin und in Peking den Beginn der kritischen Periode miterlebt und bin gleichsam mit der Feder in der Hand den Begebenheiten gefolgt. Mit Rücksicht auf die historische Wichtigkeit des Vorganges bietet diese Chronik der Ereignisse und der Deutungen, welche man ihnen damals gab, vielleicht auch heut noch einiges Interesse, und darum sollen die Aufzeichnungen im Folgenden wiedergegeben werden, als Tagebuchblätter aus der chinesischen Zeitgeschichte.

I. Man merkt in Tientsin, daß in Peking etwas vorgeht.

Tientsin, 26. September.

Seit einigen Tagen munkelt man Allerlei in Tientsin. Infolge der Absetzung des Li-Hung-Tschang, die so plötzlich gekommen war, hatte man das Gefühl, daß es in Peking nicht ganz geheuer sei. Aber es war ein unklares Gefühl, und Niemand konnte etwas Bestimmtes vermelden. Am 22. September sollte

wie alltäglich, um 11 Uhr 30 Minuten Vormittags der Eilzug nach Peking gehen. Mehrere europäische Passagiere hatten sich auf dem Bahnhof von Tientsin eingefunden. Kurz vor der im Fahrplan festgesetzten Zeit wurden sie durch einen Bahnbeamten verständigt, daß der Zug nicht abgelassen werden würde. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht von der Unterbrechung der Bahnverbindung nach Peking durch die Stadt. Jetzt war nicht mehr daran zu zweifeln, daß in der Hauptstadt außergewöhnliche Dinge sich abspielten.

Was vorging, ließ sich nicht in Erfahrung bringen; es war nur sicher, daß etwas vorging. Unter den Passagieren, die am Vormittag den Zug nach Peking hatten benutzen wollen, hatte sich auch ein Mitglied der deutschen Gesandtschaft befunden. Auf seine Frage nach den Gründen der Einstellung des Bahnverkehrs war ihm geantwortet worden, die Strecke sei unterwaschen. Am Nachmittag aber kam der Zug von Peking nach Tientsin herunter; und es ist nicht recht einzusehen, wie eine Strecke, die nicht unterwaschen ist für einen von Peking nach Tientsin fahrenden Zug, zugleich unterwaschen sein kann für einen Zug, der von Tientsin nach Peking gehen soll. Man erzählte sich ferner im Laufe des Tages, daß der Vizekönig von Tientsin, Herr Jung-lu, in einem Separattrain nach Peking abgereist sei. Ferner war ein anderer Zug voll hoher Mandarine beobachtet worden, der in der Richtung nach Peking dampfte. Daß etwas los sei, konnte man auch in Tientsin selbst merken an Reitern, die im scharfen Trabe der Chinesenstadt zusprengten. Die europäischen Beamten des chinesischen Seezoll-Dienstes schienen gleichfalls etwas zu wissen, hüllten sich aber in diplomatisches Schweigen und riethen nur einem Kaufmann in Tientsin, der neunzig Kisten werthvoller Waaren nach Peking zu verfrachten hatte, er solle mit der Sendung lieber noch einige Tage warten.

In Tientsin gibt es eine einzige europäische Zeitung, die „Peking and Tientsin Times“, die jedoch nur die Woche ein Mal erscheint. Die chinesischen Zeitungen vom Morgen des 22. September hatten noch keinerlei Informationen. Es dauert lange in China, bis man etwas über offizielle Vorgänge, namentlich über solche, die sich innerhalb der Mauern des kaiserlichen Palastes abspielen, in Erfahrung bringen kann. In Ermangelung sicherer Nachrichten

arbeitet die Phantasie des Volkes umso lebhafter. Was die Chinesenstadt ausheckt, geht durch das Organ der zahlreichen Compradors sofort in die europäischen Comptoirs über. So jagten sich während des ganzen 22. September die tollsten Gerüchte. Telegramme auf Telegramme gingen aus Tientsin heraus. Das chinesische Telegraphenamt nahm alle Depeschen an; ob es sie auch befördert hat, ist eine andere Frage, die sich vorläufig nicht leicht ergründen läßt. Von Peking kamen keine Depeschen herunter. Die telegraphische Verbindung war also auch gesperrt.

Die in Tientsin umlaufenden Gerüchte meldeten zuerst von furchtbaren auswärtigen Komplikationen. Nach der einen Version hatte England an Rußland den Krieg erklärt, nach einer zweiten Version England an Frankreich, nach einer dritten sogar Rußland an Frankreich. Man hatte also die Wahl zwischen drei Kriegen. Hierauf kam Jemand, der es ganz genau wußte: Frankreich hatte den Krieg an China erklärt, der französische Gesandte in Peking hatte seine Pässe gefordert, die chinesische Regierung hatte sie ihm verweigert, und um ihn an der Abreise zu verhindern, hatte sie die Zugsverbindung zwischen Peking und Tientsin unterbrochen. Dieses Gerücht erhielt sich einige Stunden lang. Es wurde ergänzt durch Meldungen, welche von einer Gährung in der Chinesenstadt gegen die Fremden sprachen. Einige praktische Leute überlegten sich bereits, welche Entschädigungs-Summen sie von der chinesischen Regierung fordern würden, wenn der Pöbel ihnen die Häuser zusammenschlüge. Die Volunteers gingen ihre Säbel schleifen. Inzwischen hatten die europäischen Kaufleute die Chinesen ihrer Comptoirs auf Kundschaft ausgesandt. Auch diese brachten immer neue bedrohliche Nachrichten über auswärtige Verwickelungen zurück: Zwischen der englischen und japanischen Flotte einerseits und der russischen andererseits war in der Nähe von Schan-hei-kwan ein Zusammenstoß erfolgt; die russischen Batterien in Wladiwostok hatten ein englisches Schiff beschossen ꝛc. Aber im Allgemeinen war aus den Berichten über die Stimmung der chinesischen Bevölkerung zu ersehen, daß der Ausgangspunkt der ganzen Erregung eine innere Krisis sein mußte. Immer wieder tauchte die Meldung vom Tode des Kaisers auf und erhielt sich zuletzt mit der größten Bestimmtheit.

Diese Meldung fand in europäischen Kreisen umso eher Glauben, als man sie seit Langem erwartet hatte. Der Kaiser war reif zum Sterben. Er hatte in der letzten Zeit angefangen, im aufgeklärten Sinne zu regieren. Allerdings hatte er im jugendlichen Ungestüm das Tempo der Reformen gar zu sehr überstürzt. Sogar die Allmacht des Kaisers von China reicht nicht hin, um binnen weniger Monate China in einen modernen Staat zu verwandeln. Aber selbst, wenn er langsamer vorgegangen wäre, hätte dies an seinem endgiltigen Schicksal kaum etwas geändert. Das, was man ihm nicht verzeihen konnte, war sein Bestreben, die Lage seiner Unterthanen zu bessern. Dadurch hatte er alle Diejenigen zu Feinden, deren Interessen darauf beruhen, daß die Zustände in China so jämmerlich bleiben, wie sie sind. Die Aufklärung des Volkes wird stets als eine ärgerliche Geschäftsstörung von Denjenigen empfunden, die von der Ausbeutung des Volkes leben. Die Ausbeuter des Volkes aber pflegen die ehrwürdigen alten Traditionen anzurufen, die religiösen oder die nationalen oder beide zugleich, die Niemanden noch gestört haben, welcher ausbeuten wollte. Diese Traditionen sind eine Macht im Lande und in keinem Lande eine so große Macht, wie in China. Jene, welche sich auf das Hergebrachte stützen, haben eine stärkere Stellung als der Reformator, der mit dem Hergebrachten brechen muß, um vorwärts zu gehen, und sei der Reformator selbst ein Kaiser. Seit der chinesische Souverain den Weg der Reformen beschritten, hatte sich eine dumpfe Opposition gegen ihn gebildet, die immer mehr und mehr anwuchs. Diese Opposition hatte ihre bestimmten Pläne. Als der Kaiser die ersten Fortschritts-Maßnahmen angeordnet hatte, tauchten im Volke bald die Gerüchte auf, daß er krank sei; und je liberaler er sich geberdete, um so mehr verschlimmerte sich sein Befinden. Daraus ließ sich die Wahrnehmung ableiten, daß das Reformiren in China für die Kaiser anscheinend recht gesundheitsschädlich ist.

Es war klar, daß bei Hofe eine Partei bestand, welche nur auf die Gelegenheit wartete, sich des lästigen Monarchen zu entledigen. Die Kaiserin-Witwe, die lange die Regentschaft geführt hatte und durch die Mündigkeit des jetzigen Kaisers genöthigt worden war, von der Leitung des Staates zurückzutreten, war auch begierig, wieder zur Macht zu gelangen. Mit raffinirter

weiblicher List hat sie offenbar gerade den Reform-Eifer des Kaisers benutzt, um diesen zu verderben. Statt dieses Ungestüm zu hemmen, hat sie es allem Anschein nach mütterlich wohlwollend ermuntert. Sie hat dem jungen Füllen die Zügel über den Hals geworfen und hat ruhig zugewartet, bis es sich verrennen würde. Als die letzte Dummheit begangen war, die das Maß voll machte, kam sie, immer gleich wohlwollend, und brachte die Abdankungs-Urkunde.

„Du siehst, daß Du nicht regieren kannst. Jetzt laß' mich wieder ein wenig auf dem Throne sitzen!"

Die letzte Dummheit scheint gewesen zu sein, daß der Kaiser ein Edikt vorbereitete, welches allen Mandarinen vom ersten bis zum dritten Range befahl, sich die Zöpfe abzuschneiden und europäische Kleidung anzulegen. Ein Kaiser, der in China den Zopf abschaffen will, kann unmöglich ein gutes Ende nehmen.

Von diesen Plänen des Kaisers hatte man in Tientsin schon seit einigen Tagen Kunde; und da außerdem in den letzten Wochen ein mächtiger Mandarin nach dem andern aus seinem Amte geflogen war, so klang es durchaus nicht überraschend, als man am 22. September erfuhr, der Kaiser habe Selbstmord begangen. Wenn ein chinesischer Kaiser sich gerade in dem Augenblick durch Selbstmord beseitigt, in dem Andere seine Beseitigung wünschen, so ist dieses erstaunlich liebenswürdige Entgegenkommen geeignet, starke Zweifel wachzurufen. Man wollte also an den Selbstmord des Kaisers wohl glauben und war nur begierig, zu erfahren, wer den Kaiser „selbstgemordet" habe. Auch die Chinesen hatten ihre Bedenken über die Freiwilligkeit dieser Selbstentleibung, und bald tauchte in der Chinesenstadt das Gerücht auf, der Kaiser sei vergiftet worden. Die Chinesen sind nur viel zu höfliche Leute, um das Wort „vergiften" zu brauchen, namentlich, wenn es sich um eine so hochgestellte Persönlichkeit handelt. Sie sagen: „Der Kaiser hat Gold gegessen." Noch jetzt ist diese Version nicht ganz geschwunden. Zwar ist das Edikt erschienen, durch welches der Kaiser die Kaiserin-Witwe zur Mitregentin ernennt. Aber es giebt Chinesen, welche behaupten, der Kaiser existire nicht mehr, und es werde nur noch in seinem Namen weiterregiert, bis der Nachfolger, der natürlich wieder ein unmündiges Kind sein werde, endgiltig ausgewählt sei. Wenn jedoch der Kaiser in Wirklichkeit noch nicht

Gold gegessen hat, so kann er jenes dem Wohlbefinden anscheinend wenig förderliche Metall einen dieser Tage einmal in seiner Suppe finden. Da nun gerade der dem Kaiser von China verliehene Schwarze Adler-Orden aus Berlin eingetroffen ist (es soll ein außergewöhnlich schönes Exemplar sein mit prachtvollen Brillanten), so wird man sich mit der Ueberreichung des Ehrenzeichens beeilen müssen, wenn man noch sicher sein will, den Kaiser vorzufinden, für den er bestimmt ist.

Was es mit der Vergiftung auf sich hat, weiß man nicht und wird man wohl auch niemals wissen. Thatsache ist heut einstweilen nur das Eine, daß der Kaiser abgedankt hat. Das Abdankungs-Edikt, welches das Datum des 21. September trägt, ist jetzt bekannt. Man hat dem Kaiser den schweren Schritt so leicht als möglich gemacht. Er wird nicht abgesetzt, sondern zieht sich anscheinend freiwillig zurück. Auch hier müssen die bewährten Gesundheits-Rücksichten herhalten, welche im gegenwärtigen Falle die Gestalt einer die Kräfte übersteigenden Arbeitslast annehmen. Die Kaiserin-Witwe wird ferner nur Mit-Regentin. Sie wird in einer „Seiten-Halle" die Geschäfte der Regierung erledigen. Dabei darf man wohl als selbstverständlich annehmen, daß die Kaiserin in ihrer „Seiten-Halle" mehr von den Vorgängen im Lande erfahren und mehr auf dieselben Einfluß nehmen wird, als der Kaiser in seiner „Haupt-Halle". Kurzum, wenn der Kaiser für seinen Rücktritt auch die am Wenigsten demüthigende Form hat wählen können, so ist doch über die Thatsache des Rücktritts ein Zweifel kaum mehr möglich. Das kaiserliche Abdankungs-Edikt wurde im Wortlaut zuerst von der in Tientsin erscheinenden, sehr rasch und verläßlich unterrichteten chinesischen Zeitung „Kuo-wên-pao" am 24. September veröffentlicht. Das merkwürdige Document lautet in wortgetreuer Uebersetzung folgendermaßen:

„Die Regierungsgeschäfte sind jetzt sehr schwierig. Von früh bis spät setze ich alle meine Kräfte an die Erledigung der verschiedenen Angelegenheiten. Jeder Tag bringt tausend neue Fragen. Es steht zu befürchten, daß die Arbeitslast plötzlich zu viel werden wird. Seit der Regierung des Kaisers Tung-schih hat die Kaiserin-Witwe zweimal die Regentschaft geführt und in hervorragendster Weise die Geschicke des Landes geleitet und alle Schwierigkeiten überwunden. Mit Rücksicht auf das Wohl des Reiches (wörtlich: auf das Wohl der Ahnentempel und Altäre der Gottheiten des Landes) habe ich

die Kaiserin-Witwe inständig gebeten, geruhen zu wollen, mich in der Regierung zu unterweisen. Die Kaiserin hat meiner Bitte nachgegeben, ein hohes Glück für die Beamten des Reiches und das Volk. Vom heutigen Tage ab wird die Kaiserin in einer Seitenhalle Regierungsgeschäfte erledigen. Am 23. September werde ich an der Spitze der Prinzen und Minister in der Tsching-tscheng-Halle der Kaiserin meine Ehrfurcht bezeugen. Für das Ceremoniell mögen die zuständigen Behörden Vorkehrungen treffen."

Sicherlich haben bei der Krisis in Peking auch auswärtige Einflüsse mitgewirkt. Die ganze Situation in China wird gegenwärtig beherrscht von dem Spiel und Widerspiel der englischen und der russischen Diplomatie. Man ist daher berechtigt, die wichtigen Ereignisse der letzten Tage ebenfalls damit in Verbindung zu bringen. In letzter Zeit haben die Engländer in Li-Hung-Tschang den Haupt-Widersacher ihrer chinesischen Pläne entdeckt, und die ganze Wucht ihrer Politik hat sich gegen diesen Staatsmann gerichtet, den sie anschuldigen, im Bunde mit Rußland gegen England zu arbeiten. Li-Hung-Tschang fiel, und die englische Presse rief seinen Sturz als einen Triumph der englischen Diplomatie aus. Vierzehn Tage später fiel der Kaiser. Die beiden Ereignisse folgten so rasch aufeinander, daß ein Zusammenhang zwischen ihnen sich nicht verkennen ließ. Es sah ganz so aus, wie Zug und Gegenzug: England hatte den Li-Hung-Tschang hinausgeworfen. Darauf antwortete Rußland, indem es den Kaiser hinauswarf. So faßte man auch in den europäischen Kreisen von Tientsin die Situation auf, als die ersten Nachrichten aus Peking eintrafen, und allgemein hieß es: „Der Rubel siegt." Ganz so einfach liegen die Dinge nun wohl nicht. Jedenfalls hat beim Sturze des Kaisers auch ein russischer Hebel mitgearbeitet. In Wirklichkeit scheinen aber inländische und ausländische Einflüsse durcheinander gespielt zu haben. Es ist nicht leicht, den Knäuel zu entwirren. Der Wahrheit ziemlich nahe dürfte wohl die folgende Darstellung kommen:

Auszugehen ist von der räthselhaften Macht, die ein junger Mann aus Canton, ein kleiner Beamter mit Namen Kang-Yu-Wei, über den Kaiser, seinen Altersgenossen, zu gewinnen vermocht hatte. Die Cantonesen bilden am Hofe von Peking eine starke und gefürchtete Partei. Das Haupt der Canton-Gruppe ist Tschang-yin-huan, nebenbei gesagt: ein guter Freund der deutschen Gesandschaft. Zwischen

Tschang-yin-huan und Li-Hung-Tschang besteht große Eifersucht und Nebenbuhlerschaft; infolge dessen wird zwischen der Cantonesen-Partei und der Partei des Li-Hung-Tschang fortwährend mit allen Mitteln der Hof-Kabale ein stiller, aber verbissener Kampf geführt. Kang-Yu-Wei, der Günstling des Kaisers, verkehrt viel im Hause des Tschang-yin-huan und ist in der Intrigue gegen Li-Hung-Tschang, gegen den der junge Cantonese übrigens auch einen mächtigen persönlichen Haß nährt, wahrscheinlich vom Chef der Cantonesen-Partei als Werkzeug benutzt worden. Kang-Yu-Wei war eifrig bemüht, seine Antipathie gegen Li-Hung-Tschang auf den Kaiser zu übertragen. Wie gewöhnlich ließ sich der Kaiser von seinem Freunde leicht beeinflussen. Kang-Yu-Wei nahm die Bejahrtheit des Li-Hung-Tschang zum Vorwand, um dessen Entfernung aus dem Tsung-li-yamen als notwendig hinzustellen. Er wies darauf hin, daß der hinfällige alte Herr nicht mehr im Stande sei, sich ein klares Urtheil über die Staats-Angelegenheiten zu bilden; daß er aber nichtsdestoweniger durch das Ansehen, mit dem seine Vergangenheit ihn umkleide, eine Hegemonie über die anderen Minister auszuüben versuche und dadurch die Erledigung der Regierungs-Geschäfte erschwere und verzögere. Diese und ähnliche Einflüsterungen hatten schließlich Erfolg, und, für die Außenwelt ganz unerwartet, erschien das kaiserliche Edikt, welches dem Li-Hung-Tschang den Befehl gab, sich in's Privatleben zurückzuziehen.

Nun läßt sich keineswegs behaupten, daß Tschang-yin-huan und die andern Cantonesen die englische Partei am Hofe von Peking bilden. Am Ehesten kann man noch als Parteigänger Englands den chinesischen Beamten bezeichnen, der zum Nachfolger des Li-Hung-Tschang im Tsung-li-yamen ernannt wurde, nämlich Yü-lu, früher Tataren-General in Foh-Kien und hierauf Vizekönig von Szechuen. Der Führer der Cantonesen, Tschang-yin-huan, hat sich niemals durch Eifer für englische Interessen hervorgethan. Sollte er im englischen Solde stehen, so wird er sich allerdings wohl hüten, dies anderen Leuten zu erzählen. Daß er von England Geld bekommen hat, liegt auch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten. Denn man weiß, daß Tschan-yin-huan, wenn er Geld nimmt, durchaus vorurtheilslos ist in Bezug auf die Quelle, aus der es stammt. Aber man kann auch ganz einfach annehmen, daß die englische Politik

den ohnedies vorhandenen Antagonismus zwischen den Cantonesen und Li-Hung-Tschang für ihre Zwecke benutzt und nur bei den Bemühungen der Cantonesen, die Stellung des Li-Hung-Tschang zu erschüttern, gelegentlich ein wenig nachgeholfen hat.

Die Spannung zwischen dem englischen Gesandten in Peking, Sir Claude Macdonald, und Li-Hung-Tschang hatte sich in der That bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Li-Hung-Tschang war immer deutlicher in russische Bahnen eingelenkt, fand es gar nicht mehr für nöthig, aus seiner Gesinnung ein Hehl zu machen, und hatte schließlich sogar die Gewohnheit angenommen, seine Freundschaft für Rußland durch eine demonstrativ feindliche Haltung gegen England zu bekunden. Mehrfach war Li-Hung-Tschang den Sitzungen des Tsung-li-Yamen ferngeblieben, zu welchen der englische Gesandte sich angemeldet hatte. Da Li-Hung-Tschang nach den kaiserlichen Prinzen das älteste und bedeutendste Mitglied des Tsung-li-Yamen war, so hatte seine Abwesenheit die Beschlußfassung über die Anträge des englischen Gesandten oft verzögert oder ganz vereitelt. Sir Claude war genöthigt, mit aller Schärfe das Erscheinen von Li-Hung-Tschang im Tsung-li-Yamen zu fordern; und als der alte Li endlich in einer Sitzung sich zu zeigen geruhte, sagte ihm Sir Claude auf den Kopf zu, daß er im Einvernehmen mit Rußland stehe, worauf Li mit einer Grobheit antwortete, welche derjenigen des englischen Gesandten nichts nachgab. So war Sir Claude gezwungen, auf der Entfernung von Li-Hung-Tschang aus dem Staatsrath zu bestehen. Es ist aber fraglich, ob seine Bemühungen in dieser Richtung einen so raschen Erfolg gehabt haben würden, wenn nicht die Stellung des alten Li zugleich durch die Cantonesen-Intrigue untergraben worden wäre.

Dessenungeachtet feierten die englischen Blätter die Entlassung des Li-Hung-Tschang als den alleinigen Erfolg der englischen Diplomatie. Durch das unvorsichtige Triumph-Geschrei der englischen Zeitungen wurde Rußland erst recht alarmirt; und da die Entlassung des Li-Hung-Tschang der Welt als ein Sieg der englischen Diplomatie über die russische dargestellt wurde, so mußte Rußland schon deshalb auf Mittel sinnen, um den Schlag zu pariren. Rußland hat zur Zeit in Peking keinen Gesandten, sondern nur einen

stellvertretenden chargé d'affaires, Herrn Pawlow.*) Die Leiter der russischen Politik wissen dieses diplomatische Interim mit vollendetem Geschick auszunutzen. Zunächst wird es nach Möglichkeit verlängert. Herr v. Giers, der bisherige erste Sekretär der russischen Botschaft in Paris und neu ernannte Gesandte in Peking, ist seit Langem unterwegs nach der chinesischen Hauptstadt. Aber er reist und reist und kann gar nicht ankommen. Währenddem wird Herr Pawlow rücksichtslos vorgeschickt. Wenn die Sache schief geht, so macht man keine Schwierigkeit, ihn zu desavouiren. Sobald sich die englische Regierung in Petersburg beschwert, antwortet die russische Regierung mit artigen Entschuldigungen, daß Rußland gegenwärtig lediglich durch einen chargé d'affaires in Peking vertreten sei, der in seinem Uebereifer manchmal zu weit gehe, und daß man sich freundlichst nur ein wenig gedulden möge, bis der neue Gesandte seinen Posten angetreten haben werde. Ein Fall dieser Art trug sich zu, als Herr Pawlow von der chinesischen Regierung die Ueberlassung eines Goldbergwerks im chinesischen Theil von Sibirien verlangte und die Drohung ausstieß: Wenn China nicht diesen Wunsch Rußlands erfüllen würde, so würden russische Truppen über chinesisches Gebiet gehen. Auch das gefährliche Spiel, das nach der Entlassung von Li-Hung-Tschang begann, mußte Herr Pawlow ausführen; und wenn es fehlgeschlagen wäre, so hätte der Geschäftsträger wahrscheinlich wieder Alles auf seine Schultern nehmen müssen.

Herr Pawlow gilt in Peking für einen Schleicher, und sogar in seiner eigenen Gesandtschaft hat er wenig Freunde. Aber als Mann der Intrigue war er gerade der Mann der Situation. Bei der Verwirklichung seiner Absichten erwuchs ihm ein unverhoffter Vortheil aus dem Umstande, daß Sir Claude Macdonald ihm das Feld vollständig überlassen hatte. Nach der Verabschiedung von Li-Hung-Tschang war der englische Gesandte, in der Ueberzeugung, daß nunmehr die Weltgeschichte zu Ende sei, nach dem Seebad Pei-tai-ho abgereist und ruhte dort auf seinen Lorbeeren aus. Das ganze diplomatische Corps wollte sich, wie alljährlich, in Pei-tai-ho treffen.

*) Es darf nicht vergessen werden, daß es sich hier um den 26. September 1898 handelt. Inzwischen ist Herr v. Giers natürlich längst in Peking eingetroffen, und Herr Pawlow ist als Vertreter Rußlands nach Korea versetzt worden.

Herr Pawlow, um seinen englischen Collegen in Sicherheit zu wiegen, telegraphirte von Zeit zu Zeit: „I come to-morrow.“ Er kam jedoch weder morgen noch übermorgen. Die russische Politik hat beim Sturze des Kaisers ebenso mitgewirkt, wie die englische beim Sturze des Li-Hung-Tschang. Aber auch hier brauchte die russische Diplomatie sich nur im Hintergrund hinter den Parteien des Hofes zu halten, wie dies die englische im vorhergehenden Falle gethan hatte, und brauchte lediglich den Gang der Dinge ein wenig zu beschleunigen, der sich ganz von selbst in der von Rußland gewünschten Richtung bewegte.

Herr Pawlow benutzte für seine Zwecke die alten und sehr herzlichen Freundschafts-Beziehungen, die zwischen Li-Hung-Tschang und der Kaiserin-Witwe bestehen. Mit der Kaiserin-Witwe im Bunde bereitete die Partei des Li-Hung-Tschang einen Gegenschlag gegen die Cantonesen vor. Durch die überhastete Anordnung seiner Reformen, durch seine ganze jugendliche Unerfahrenheit brachte der Kaiser sich selbst in's Verderben und lieferte, ohne es zu ahnen, gerade dadurch, daß er so leidenschaftlich nach der Rettung seines Landes und seines Volkes strebte, seinen Feinden den mit Beflissenheit gesuchten Vorwand zu seiner Beseitigung. Die Absetzung des Kaisers ging von der Gegenpartei der Cantonesen aus. Das läßt sich aus gewissen Einzelheiten des kritischen Tages ersehen, welche beweisen, daß das Bestreben vorwaltete, die Cantonesen in den Sturz des Kaisers zu verwickeln. Das Haus des Chefs der Cantonesen-Partei, des Tschang-yin-huan, wurde von Soldaten umstellt und durchsucht. Das Gerücht, der junge Cantonese Kang-Yu-Wei habe einen Giftmord-Versuch gegen den Kaiser begangen, ist wahrscheinlich gleichfalls von der Partei des Li-Hung-Tschang ausgesprengt worden. Kang-Yu-Wei soll übrigens in der That die Flucht ergriffen haben. Tschang-yin-huan ist auf's Höchste entrüstet über die ihm zu Theil gewordene Behandlung. Auch sonst sind die Cantonesen sehr erregt, und Gährungen in Süd-China scheinen nicht ausgeschlossen.

Auf die erste Nachricht von der Krisis in Peking sind sieben engliche Kriegsschiffe unter dem Kommando eines Admirals außerhalb der Barre des Pei-ho eingetroffen und haben sich vor Taku-Forts gelegt. Aber die Engländer werden sich wohl

hüten, diese chinesischen Forts zusammenzuschießen; denn auf die englischen Schüsse würden die russischen Kanonen die Antwort nicht schuldig bleiben.

---

2. Was man in Peking dazu sagt.

Peking, 30. September.

Das Bestehen einer starken Reformpartei macht sich in Peking bereits seit einiger Zeit bemerkbar. Ein Hauptelement derselben sind die Cantonesen. Der praktische Geist, der die südchinesische Handels-Metropole erfüllt, macht es natürlich, daß gerade Leute aus Canton es waren, welche sich der Schäden des Reiches in besonders reger Weise bewußt wurden und welche am Eifrigsten auf Mittel und Wege sannen, um Abhilfe für diese Schäden zu finden. Der Kaufmann braucht Freiheit und Fortschritt, schon deshalb, weil mit der Entwickelung des Staates auch seine Geschäfte sich entwickeln. Daß also in China die Reformbewegung von der großen Kaufmannsstadt Canton ausgeht, ist auch aus dem Grunde erklärlich, weil der Kaufmann der Erste wäre, der von den Reformen profitiren würde. Dazu kommt, daß die Cantonesen eben durch ihren Handel in fortwährenden Beziehungen zu den Europäern stehen und daß sie in nächster Nachbarschaft, nur wenige Stunden Dampferfahrt entfernt, die englische Kolonie Hongkong haben. Unter diesen Einflüssen hat sich in den besten Köpfen von Canton allgemach ein europäisirender Liberalismus herausgebildet. Entsprechend der Bedeutung ihrer Stadt sind die Cantonesen am chinesischen Hofe eine mächtige Coterie. Tschan-yin-huan war bis zum Ausbruch der Krisis das Haupt dieser Gruppe.

Ein zweites Element der Reformpartei bilden die jungen chinesischen Schriftgelehrten. Die Elite der chinesischen Jugend, die Tüchtigsten und Rührigsten aus dem jungen Literatenthum, empfinden tief das Elend und die Schmach ihres Landes und träumen von einer besseren Zukunft. Sie wollen das Volk aus seinem Schlummer aufrütteln und wollen die öffentlichen Zustände bessern. Wie in der Türkei die Jung-Türken ihr Vaterland durch Reformen vor dem

drohenden Zerfall und der Fremdherrschaft retten möchten, haben sich in China während der schweren Noth der letzten Zeit die Jung-Chinesen zusammengefunden, die für ihr Land Aehnliches erstreben. Diese Jung-Chinesen haben freilich kein klares Bewußtsein dessen, was noththut. Sie sind niemals in Europa gewesen, und ihr Gehirn, das mit chinesischem Wulst und Blödsinn vermauert ist, ringt vorläufig noch vergebens nach Befreiung. Jedenfalls haben sie sich schon zu der Ueberzeugug durchgearbeitet, daß es nicht mehr angeht, das ganze soziale und staatliche Leben China's auf die confucianischen Klassiker zu begründen; und wenn sie auch Europa nicht kennen, so ahnen sie, daß das, was sie für ihr Land anstreben müssen, in der europäischen Richtung liegt. Die Reformbewegung unter den jungen chinesischen Literaten ist bereits so mächtig, daß ihre Eindämmung kaum mehr möglich sein dürfte; und in den diplomatischen Kreisen von Peking hört man sogar die Ansicht aussprechen, diese Bewegung werde zweifellos zu Resultaten führen, und sollten auch noch Ströme Blutes, des besten Blutes von China, vorher fließen.

Durch den jungen Literaten Kang-Yu-Wei, der zugleich Cantonese ist, also in beiden Reform-Lagern steht, haben die Bestrebungen dieser Kreise auch über den Kaiser Macht gewonnen. Der Kaiser hat eine herzliche Freundschaft zu seinem Altersgenossen Kang-Yu-Wei gefaßt; und da er sowohl den Jahren als der ganzen Richtung seines Temperaments nach mit den jungen Stürmern und Drängern sympathisirt, da ihm ferner durch den Besuch des Prinzen Heinrich jenes Europa, von welchem Kang-Yu-Wei und seine Gesinnungsgenossen träumen, auf einmal in sympathischer Gestalt von Angesicht zu Angesicht erschienen ist, so ist der Kaiser allmählich selbst der Eifrigste unter den Jung-Chinesen geworden.

In diese große Gährung mischt sich endlich noch eine antidynastische Strömung. Den Chinesen ist es bekanntlich nur drei Jahrhunderte lang vergönnt gewesen, unter einer nationalen, chinesischen Dynastie zu leben. Das waren die Ming-Kaiser, deren Regierungszeit (1368—1644) darum auch heut noch in den Volksgesängen und auf den Theatern als die große Epoche, als das heroische Zeitalter gefeiert wird. Vor den Ming-Kaisern wurde China durch mongolische Herrscher regiert, die Ming-Kaiser aber wurden durch mandschurische Heerführer vertrieben, deren Nachkommen

noch zur Stunde auf dem chinesischen Kaiserthrone sitzen. Jetzt erwacht nun auf einmal der alte historische Gegensatz zwischen Chinesen und Mandschuren, der Jahrhunderte lang geschlummert hat. Die liberalen Bestrebungen der jungen chinesischen Generation finden ihre erbittertsten Gegner in den alt-mandschurischen Elementen des Hofes, welche so reaktionär gesinnt sind, wie dies Leuten vom alten Adel zukommt. Die mandschurischen Hof-Junker und die Tataren-Generale wollen nichts von Reformen wissen. Die Kaiserin Witwe, die vor der Mündigkeit des jetzigen Kaisers die Regentschaft geführt hat, ist die Seele dieser reaktionären Partei. So ist denn jetzt wieder einmal Chinesenthum und Mandschurenthum in scharfen Antagonismus gerathen; und wie vor Jahrhunderten, repräsentiren auch heut in diesem Streite die Chinesen die höhere Kultur, die Mandschuren aber den Militarismus mit aller seiner Bornirtheit und Brutalität. Die jungen chinesischen „intellectuels" sind in solcher Weise dazu geführt worden, eine Agitation gegen das mandschurische Herrscherhaus zu beginnen. Diese Agitation hat bereits in einem bedenklichen Maße auf das Volk übergegriffen, das in China für dynastische Fragen sich noch am Ehesten einsetzt. Insgeheim schleicht heut der Gedanke, eine nationale chinesische Dynastie auf den Thron zu erheben, durch das ganze Reich. Der Boden, auf dem das gegenwärtige Kaiserhaus steht, ist allmählich recht schwankend geworden, und unter den Diplomaten in Peking wird auch die Ansicht laut, daß die Dynastie in Zukunft ihren Sturz wahrscheinlich nur dadurch wird vermeiden können, daß sie das Ausland zu Hilfe ruft.

Rath, Aufmunterung, jede Art von Unterstützung fand die chinesische Reformpartei bei den Japanern. Diese stehen hinter der ganzen Reform-Bewegung in China und haben auch bei der jetzigen Krisis die Hand im Spiel. Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß gerade in den Tagen, wo die Reform-Partei ihren Hauptschlag führen wollte, der Marquis Ito, der frühere japanische Ministerpräsident und der Vertraute des Mikado, in Peking weilte, angeblich um seinem alten Freunde Li-Hung-Tschang den längst geschuldeten Gegenbesuch zu machen. Der Marquis Ito ist allerdings schon wieder nach Hause gefahren. Vor seiner Abreise hat er einen der europäischen Gesandten in Peking besucht

und hat diesem sein Herz ausgeschüttet: wie degoutirt er sei von Allem, was er in der chinesischen Hauptstadt habe mit ansehen müssen, und wie er heimkehre in der Ueberzeugung, daß mit China nichts anzufangen sei. Die chinesische Reformpartei wird also von den Japanern geschoben, und hinter den Japanern schieben wieder die Engländer. Die Japaner haben, wie es scheint, wirklich die ehrliche Absicht, China zu reformiren. Sie glauben an die Reformen, weil sie ihnen ja selbst geglückt sind. Sie rechnen ferner darauf, daß China, wenn es den Weg der Reformen einzuschlagen sich entschließt, sich der Japaner als Rathgeber und Lehrmeister bedienen wird, so wie die Japaner sich seinerzeit der Europäer bedient haben. In dieser Weise würde Japan die Leitung der chinesischen Angelegenheiten zum guten Theil in die Hand bekommen. Vor Allem aber will Japan, daß China bündnißfähig werde. Denn das große Ziel der japanischen Politik ist die Verdrängung der Fremden aus Ostasien. Japan will sich zum Vorkämpfer einer asiatischen Monroe-Doctrin machen, welche Asien für die Asiaten in Anspruch nimmt; und Japan im Bunde mit einem nach japanischer Art reformirten, japanischen Inspirationen gehorchenden und zugleich wirklich kriegstüchtigen China würde einen mächtigen Damm gegen jeden europäischen Anprall bilden.

Darum wollen die Japaner also China reformiren. Sie haben die chinesische Reformpartei insofern nicht gut berathen, als sie ihr nicht in allererster Linie Mäßigung und langsames Vorgehen anempfohlen haben. Die Reform-Dekrete des von den jungen Hitzköpfen beeinflußten Kaisers folgten sich in verhängnißvoller Ueberstürzung. Eine der letzten Verordnungen betraf die Aufstellung eines jährlichen Budgets, in welchem alle Einnahmen und Ausgaben des Reiches genau verzeichnet sein sollten. Schließlich bereitete der Kaiser die Erlassung einer Verordnung vor, durch welche allen Mandarinen vom ersten bis zum dritten Grade anbefohlen werden sollte, sich die Zöpfe abzuschneiden und europäische Kleidung anzulegen. Dadurch brach eine gute Zeit an für die in Peking lebenden europäischen Liebhaber von chinesischen Kuriositäten. Denn die hohen chinesischen Beamten begannen thatsächlich bereits, ihre Kleider zu verkaufen oder zu

verpfänden, und man konnte einige Tage lang bei den Kuriositätenhändlern in Peking kostbare chinesische Seidengewänder zu Spottpreisen bekommen. Der Kaiser selbst legte europäische Kleider an, die ihm Tschang-yin-huan in den Palast gesandt hatte.

Das war der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Ueberlaufen brachte; oder vielmehr: es war der Vorwand zur Krisis. Die Krisis wäre vielleicht deshalb noch immer nicht ausgebrochen, wenn die Reformpartei nicht so unvorsichtig gewesen wäre, auch mächtige persönliche Einflüsse gegen sich aufzubringen. Der Kaiser wurde dazu beredet, den alten Li-Hung-Tschang zu entlassen. Die inneren und äußeren Ursachen, welche den Sturz dieses Staatsmannes bewirkten, sind oben bereits ausführlich dargelegt worden. Er fiel, weil die Cantonesen ihn beseitigen wollten und weil die Engländer auf seine Entlassung drangen.

In den Gesandtschaften von Peking glaubt man, daß die Engländer mit ihrem Vorgehen gegen Li-Hung-Tschang einen politischen Fehler gemacht haben. Thatsächlich sagte in offener Sitzung des Tsung-li-yamen der englische Gesandte dem Li-Hung-Tschang auf den Kopf zu, daß er von Rußland Geld genommen habe. Dies bot den Feinden des Li-Hung-Tschang am chinesischen Hofe wieder eine willkommene Gelegenheit, um ihn vor dem Kaiser der Bestechlichkeit anzuklagen und seine Entlassung zu fordern. Aber man meint in Peking, daß die Engländer besser gethan hätten, sich mit Li-Hung-Tschang in einer anderen Weise abzufinden. Li-Hung-Tschang ist von Haus aus weder russisch noch englisch gesinnt. Da er nun der Freund der Russen geworden ist, weil sie seine Freundschaft entsprechend honorirt haben, so hätten die Engländer versuchen sollen, aus Li-Hung-Tschang durch Ueberbietung des russischen Honorarsatzes einen Freund Englands zu machen. Bei der bekannten Vorurtheilslosigkeit des alten chinesischen Staatsmannes wäre dieser Versuch sicher nicht mißglückt. Jetzt, wo Li-Hung-Tschang durch die Engländer zu Fall gekommen, ist er deren erklärter Feind geworden; und diese Gegnerschaft ist nicht zu unterschätzen, wenngleich Li-Hung-Tschang wohl nicht so bald in Amt und Würden wieder eingesetzt werden wird, weil die Chinesen viel zu klug sind, um die Engländer in so direkter Weise herauszufordern. Die Cantonesen, die auch am Sturze des Li-Hung-Tschang gearbeitet hatten, schädigten

dadurch die Sache der Reformen, für die sie thätig waren. Man kennt Aeußerungen, die Li-Hung-Tschang noch kurz vor seiner Entlassung gethan und in denen er sich eher für, als gegen die Reformen ausgesprochen hat: gewiß könne in China Manches zur Besserung der Verhältnisse geschehen, nur müsse man auch die alten Traditionen und den konservativen Geist des Landes berücksichtigen und dürfe nicht Hals über Kopf vorgehen ꝛc. Nachdem Li-Hung-Tschang aber durch die Reformpartei aus seinem Amte gedrängt worden war, trat er sofort offen auf die Seite der Kaiserin Witwe.

Der Hauptschlag, den die Reformpartei plante, sollte gegen die Kaiserin-Witwe geführt werden. Das erst führte den dramatischen Wendepunkt herbei. Die Kaiserin-Witwe hatte sich bisher den Kundgebungen der neuen Aera gegenüber passiv und abwartend verhalten. Aber sie ist eine Frau von seltener Energie. Und als sie sich persönlich bedroht sah, war sie sofort zur That bereit. Der Kaiser hatte es zugelassen, daß die Situation die Gestalt eines Vernichtungs-Kampfes zwischen ihm und der Kaiserin-Witwe annahm. Einer von Beiden mußte gehen, die alte Kaiserin oder der Kaiser. Die alte Kaiserin ging auf den Kampf ein, setzte sich mit voller Kraft zur Wehr, kam durch rasches Handeln dem gegen sie gerichteten Anschlag zuvor, und am Ende hat der Kaiser weichen müssen und die alte Kaiserin ist geblieben.

Die Reformpartei hatte geplant, daß die Kaiserin-Witwe nach Mukden verbannt werden sollte. Um diesen großen Coup auszuführen, mußte man sich zunächst einer ausreichenden Militärmacht versichern. Der chinesische General Yu-lu, der ein Lager im Süden von Tiensin befehligt und als Freund der Reformen gilt, weil er in seinem Lager einige europäische Unteroffiziere als Instruktoren angestellt hat, wurde in's Vertrauen gezogen, und es wurde ausgemacht, daß er zum Schutz des Kaisers mit seinen Truppen nach der Hauptstadt kommen sollte. Der General kam auch wirklich nach Peking. Nur beging er die kleine Vergeßlichkeit, daß er seine Truppen nicht mitbrachte. Auch sonst ließ er sich einige Ungenauigkeiten in der Ausführung der mit ihm verabredeten Aktion zu Schulden kommen. Er begab sich nämlich nicht in den Palast des Kaisers, sondern in den der Kaiserin-Witwe

und machte ihr Mitteilung von Allem, was gegen sie in Vorbereitung war.

Die Kaiserin-Witwe ging zur Offensive über, ohne auch nur einen Moment zu verlieren. Sie ließ von den ihr ergebenen Truppen den Palast des Kaisers umstellen, drang in dessen Gemach ein, riß ihm die europäischen Kleider vom Leibe und zwang ihn, das Dekret zu unterzeichnen, welches sie zur Mitregentin ernennt. Jetzt sitzt sie wieder auf dem Thron, die neu gewonnene Macht aber muß ihr zuerst dazu verhelfen, ihre Rachegelüste zu befriedigen. Die harte Frau verlangt nach Blut, und der Henker bekommt große Arbeit. Für alle Diejenigen, die in China nach Neuerungen und Besserungen streben, hat eine Schreckenszeit begonnen. Der ganze junge Freundeskreis des Kaisers soll durch das Schwert des Scharfrichters ausgerottet werden. Dieselben blutigen Verfolgungen richten sich gegen die Mitglieder der Cantonesen-Partei. Zuerst sind sechs junge Literaten, die Alle bereits auf den unteren Stufen der höheren Beamten-Laufbahn im Staatsdienst standen, ins Gefängniß geworfen worden. Unter ihnen befand sich der Bruder des jungen Kang-Yu-Wei, des Freundes des Kaisers, und der Sohn eines Vizekönigs. Im beschleunigten Verfahren wurde ihnen der Prozeß gemacht; sie wurden zum Tode verurtheilt. Nach ihrer Schuldigsprechung wurden sie der Kaiserin-Witwe vorgeführt, die sie mit wüthenden Vorwürfen überschüttete. Einer der Verurtheilten antwortete der Kaiserin mit flammenden Worten und rief ihr am Ende zu, daß sie das Verderben China's sei. Am nächsten Morgen wurden die sechs Jünglinge hingerichtet. Fünf starben mit ungebrochenem Muthe, nur Einer bekam im letzten Augenblicke Angst vor dem Tode. Alle haben vor der Vollstreckung des Bluturtheils erklärt, sie hätten das Beste ihres Landes gewollt, und man werde in späteren Jahren ihrer gedenken und einsehen, daß sie im Rechte gewesen seien.

Kang-Yu-Wei selbst hat sich der Hinrichtung durch die Flucht entziehen können. Er ist mit der Bahn von Peking nach Tientsin entkommen, hat an der Barre des Pei-ho einen der englischen Postdampfer erreicht, welche den Dienst zwischen Tientsin und Shanghai versehen, ist vor der Einfahrt nach Shanghai in Wu-sung von einem englischen Kanonenboot aufgenommen, von diesem

dann an Bord des nach Hongkong abgehenden Postdampfers gebracht worden und wird von dort aus demnächst nach Japan gehen.*)

Zugleich mit den sechs jungen Literaten, welche als die ersten Opfer gefallen sind, wurde auch Tschang-yin-huan verhaftet. Um die Bedeutung dieser Thatsache zu würdigen, muß man bedenken, daß Tschang-yin-huan als das angesehenste Mitglied des Tsung-li-yamen galt, daß er in allen Gesandtschaften von Peking als hochgeschätzter Gast verkehrte und daß er im vorhergehenden Jahre erst nach Europa gesandt worden war, um China bei dem Jubiläum der Königin von England als außerordentlicher Bevollmächtigter zu vertreten. Auch Tschang-yin-huan wurde nach summarischem Prozesse zum Tode verurtheilt. Jetzt aber erhoben der englische und der japanische Gesandte energischen Einspruch. Erst durch Aufbietung ihres ganzen Einflusses konnten sie es durchsetzen, daß das Todesurtheil nicht vollstreckt wurde. Wie ein gemeiner Verbrecher wurde Tschang-yin-huan nunmehr nach Turkestan verbannt.**)

Was weiter werden wird, weiß Niemand zu sagen. Fast jeder Tag bringt Ueberraschungeu. Zunächst stehen wohl noch zahlreiche Hinrichtungen bevor. Aber mit Blut hat sich noch niemals eine freiheitliche Bewegung unterdrücken lassen; und wenn es in den Geistern einmal anfängt, Tag zu werden, bleibt alle Gewalt ohnmächtig. Diese Erfahrung wird schließlich auch wohl China machen.

---

*) Die Japaner nahmen Kang-Yu-Wei und einige seiner Freunde bei sich auf, weil sie hofften, sich derselben bei ihren Umtrieben in China bedienen zu können. Aber es scheint, daß dieser Plan zu Enttäuschungen geführt hat. Der japanische Minister des Auswärtigen, Graf Aoki, den ich einige Wochen später in Tokyo sprach, drückte sich nicht gerade enthusiastisch über die jungchinesischen Reformatoren aus. „Wir lassen sie frei herumlaufen," sagte er, „wir hindern nnd binden sie nicht. Denn es sind politische Flüchtlinge. Aber sie geberden sich gar zu radikal und machen mir den Eindruck von unreifen Köpfen. Mit diesen Leuten ist gar nichts anzufangen."

**) Es heißt, daß Tschang-yin-huan auf dem Wege nach Turkestan doch noch getödtet worden ist.

3. Die Belästigungen der Fremden.

Peking, 4. Oktober.

Der Aufenthalt in Peking gestaltet sich jetzt etwas ungemüthlich für Jemand, der nicht die Vorsicht besessen hat, als Chinese auf die Welt zu kommen. Die Bevölkerung beginnt die Europäer anzugreifen. Sobald die öffentlichen Angelegenheiten schief gehen, sind die Ausländer schuld. Man hat dies in Europa, namentlich in Frankreich, so oft miterlebt, daß man in China nicht davon überrascht sein darf. In Peking ist wohl außerdem noch von oben her das Volk gegen die Fremden aufgehetzt worden, was ein beliebtes Mittel der chinesischen Staatskunst ist, wenn die Zeiten schwierig werden. Solange das Volk den Fremden nachstellt, läßt es die eigene Regierung in Ruhe. Zugleich hat vielleicht auch die Reform-Partei, welche bei der Palast-Revolution unterlegen ist, aufregende Gerüchte ausgestreut, um den Pöbel zu Angriffen gegen die Fremden zu verleiten und dadurch ein direktes Eingreifen der europäischen Mächte herbeizuführen.

Angefangen haben die Unruhen am Tage, nachdem der ehemalige japanische Ministerpräsident Marquis Ito die Stadt verlassen hatte. Zugleich mit dem Marquis Ito waren etwa vierzig andere Ausländer abgereist, von denen nur ein kleiner Theil zum Gefolge des japanischen Staatsmanns gehörte. An jenem Tage war nämlich Cricket-Match in Tientsin, und mehrere Engländer aus Peking, welche diesem Sport-Ereigniß beiwohnen wollten, waren durch dieses zufällige Zusammentreffen genöthigt, sich gleichzeitig mit dem Marquis Ito nach dem Bahnhof zu begeben. Der Weg zum Bahnhof führt durch die Hauptstraße der Chinesenstadt, die immer voll von Menschen ist und die zu jener Zeit noch besonders volkreich war, weil gerade die chinesischen Mond-Feiertage stattfanden und sich infolge dessen viele Müßiggänger in den Gassen herumtrieben. Die außergewöhnlich große Anzahl von Fremden, die nach dem Bahnhof zogen, fiel der Menge auf, und bald darauf begannen Gerüchte durch die Stadt zu laufen, welche besagten: der Kaiser habe, erbittert über ihre gegen China gerichteten Umtriebe, alle Fremden aus dem Lande gewiesen.

Am folgenden Tage, am Donnerstag den 29. September, traf ich selbst in Peking ein. Im Bahnzuge war ich der einzige Eu-

ralität" holen, einem nach europäischer Art ausgestatteten chinesischen Verwaltungs-Gebäude, in dem auch Prinz Heinrich während seines Aufenthalts in Tientsin gewohnt hat. Die Einrichtung ist durchaus nicht glanzvoll, sie besteht zumeist aus recht altmodischen Stücken; aber sie ist gut gehalten, und die beiden Zimmer sehen freundlich und wohnlich aus. Ueberhaupt fehlt in diesem Hause der sonst übliche chinesische Flitter und Bettelprunk. Es ist alles einfach und hat doch einen distinguirten Styl. Man merkt, daß man beim Vizekönig ist. Der Eindruck der Vornehmheit wird namentlich durch die Ruhe hervorgebracht. Man kommt von draußen aus all' dem Chinesen-Lärm; hier aber im Innern herrscht tiefes Schweigen, und obwohl das Haus voll von Menschen ist, versieht Jeder lautlos seine Obliegenheiten.

Man lädt uns zum Sitzen ein. Der Vizekönig habe gerade den Schatzmeister seiner Provinz bei sich, werde aber gleich erscheinen. Wir bitten, Seine Excellenz solle sich nur ja nicht stören lassen. Eine Unterredung mit seinem Schatzmeister kürzt man gewiß nicht gern ab. Wir sitzen also und warten. Auf der einen Seite hängen als Wandschmuck chinesische Stickereien, Körbe mit vielfarbigen Blumen auf einem Hintergrund von weißer Seide. Darunter stehen auf Sockeln unter Glasglocken zwei Gruppen von jenen (früher bereits erwähnten) bunten Thonfiguren, deren Hervorbringung einen besonderen Zweig der Tientsin-Industrie bildet. Sie stellen chinesische Sängerinnen dar, „sing-song-girls", die zu Drei beisammen sitzen, in lebensvoller Haltung, mit zierlich geneigten Köpfen, während die schmalen Hände an die Saiten der Guitarren rühren.

Wir haben kaum Zeit, das Alles anzusehen. Nach wenigen Augenblicken entsteht eine Bewegung an der Thür.

„Da ist schon der alte Herr" sagt der Konsul.

Wir erheben uns. Der Vizekönig tritt raschen Schrittes ein, gefolgt von zwei Mandarinen und zahlreicher Dienerschaft. Er geht ganz nahe an Jeden von uns heran, sieht dem Besucher mit kurzem Blicke von unten nach oben in's Gesicht, grüßt zuerst auf chinesische Weise, indem er seine über einander gelegten Hände in der Luft auf und ab bewegt, und reicht dann seine Rechte zum Drucke, eine kleine, zarte und warme Hand. Der Konsul verbeugt sich ein wenig und steht im Uebrigen in aufrechter militärischer Haltung. Wir werden

ersucht, uns in das anstoßende Zimmer zu begeben. Der Vizekönig läßt artig seinen Gästen den Vortritt.

Dieses Zimmer ist ein länglicher Raum, welcher fast ganz durch einen großen Tisch ausgefüllt wird, der mit einem braunen Tuche bedeckt ist. Darüber hängt eine Punkah. Auf dem Tische ist eine Kaffeekränzchen-Aufwartung zurecht gemacht. Teller mit Kuchen sind dort aufgestellt, Glasschalen mit Weintrauben, Birnen und anderem Obst, Schüsseln mit seltsamen gelben Kügelchen, die wahrscheinlich auch Süßigkeiten vorstellen, und noch verschiedene andere gute Dinge. Wir lassen uns auf die Stühle nieder. Man könnte glauben, daß wir zu einer großen Staatsraths-Sitzung zusammentreten. Der Vizekönig nimmt am oberen Ende des Tisches Platz und führt das Präsidium. Auf der Seite zu seiner Rechten sitze ich (denn die Annahme wird aufrecht erhalten, daß ich der eigentliche Besucher bin), auf der Seite zu seiner Linken läßt sich der Konsul nieder, neben diesem der Dolmetscher. Rechts von mir befindet sich einer der beiden Mandarinen, die das Gefolge des Vizekönigs bilden, Herr Tsai, der Direktor der chinesischen Universität von Tientsin, ein gemüthlicher Chinese, der gut englisch spricht, dem Vizekönig oft Dolmetscher-Dienste leistet und eine kleine Stülpnase besitzt, welche die Erinnerung wachruft an den großen Coquelin und dessen „nez en trompette“. Ganz unten, am andern Ende des Tisches, verschwindet halb im Dunkeln der andere Mandarin, der „Zoll-Tao-tai“. Dieser, der gewisse Ressorts der Zollverwaltung leitet, kommt in seinem amtlichen Wirkungskreise fortwährend in Berührung mit den ausländischen Vertretern; und so hat sich allmählich die Gepflogenheit herausgebildet, daß der Zoll-Tao-tai überhaupt als vermittelnde Instanz figurirt zwischen den Konsuln und den untergeordneten chinesischen Beamten, sowie daß er bei offiziellen Empfängen die Rolle eines „introducteur des ambassadeurs“ ausübt.

Sobald wir unsere Plätze eingenommen haben, wird Thee nach europäischer Art in kleinen weißen Porzellan-Tassen aufgetragen; Zucker, Milch und Kuchen werden dazu angeboten. Zugleich wird in die vor uns stehenden Kelche Champagner eingeschänkt. Endlich werden auch noch Kisten mit Havanna-Cigarren und Schalen mit egyptischen Cigarretten herumgereicht. In einiger Entfernung

hinter dem Stuhle des Vizekönigs stellen sich vier Diener auf. Alle vier sind in dunkle Seide gekleidet, und die langen Gewänder sind in der Mitte durch breite Seidengürtel gerafft. Einer der Lakaien hat als Gürtelschnalle einen prachtvollen milchweißen Onyx, ein anderer trägt am Gürtel in einem Gehänge aus gestickter Seide eine große Taschenuhr. Das Zifferblatt ist nach außen gekehrt, damit der Vizekönig immer gleich die Zeit sehen kann, ohne erst in die eigene Tasche greifen zu müssen. Das ist jedenfalls der Gipfel aristokratischer Großartigkeit: sich einen besonderen Diener zum Tragen der Taschenuhr zu halten!

Der Vizekönig selbst zeigt in seinem Costüm eine beinahe erstaunliche Einfachheit. Er ist in einen Rock aus dunkelblauem chinesischem Brokat gekleidet, der über der Brust durch ganz kleine Goldknöpfe zusammengehalten wird. Das Haupt ist mit dem gelben Mandarinenhut bedeckt, auf den nach allen Seiten der liegende rothe Roßhaar-Busch herabfällt. Die Spitze des Hutes läuft in den runden Korallenknopf aus, welcher das Abzeichen der höchsten chinesischen Rangstufe bildet. Der Hut wird durch ein um das Kinn geschlungenes Band festgehalten. Im gelben Stroh dieser Kopfbedeckung steckt vorn eine schöne weiße Perle. Das ist das einzige Schmuckstück, welches der Vizekönig an sich hat. Kein Gürtel, keine Schnalle, keine Ringe an den Fingern.

Jung-lu ist ein alter Mann, klein und hager. Das Gesicht hat einen ausgesprochen tatarischen Typus. Die Backenknochen stehen heraus, und über die Oberlippe hängt das charakteristische dünnhaarige schwarze Schnurrbärtchen herunter. Die Augen sind dunkel, so dunkel, daß man ihnen nicht auf den Grund sehen kann; die Nase hat eine leichte Krümmung. Wenn der Vizekönig lacht, treten die vom Alter zerstörten braunen Zähne hervor, mit häßlichen Lücken dazwischen. Aber der Vizekönig lacht selten. Sein Wesen ist ernst, alle seine Bewegungen sind gemessen, und in seiner ruhigen Art liegt Würde und liegt Vornehmheit. Er spricht mit halblauter Stimme, die des Wohllauts nicht entbehrt; die rauhe chinesische Sprache scheint in seinem Munde einen weicheren Klang anzunehmen. Auf alle Fragen hat er sofort die Antwort bereit, und zwar antwortet er immer das, was in seinem Interesse liegt, nicht aber in dem des Fragestellers. Er versteht die Kunst, mit

vielen Worten nichts zu sagen. Seine Gesichtszüge hat er ebenso in der Gewalt, wie seine Rede, geräth niemals in Erstaunen, noch weniger in Verlegenheit, überhört mit unerschütterlichem Gleichmuth alles Verfängliche und bleibt dabei stets verbindlich. So ist er „impassible", wie in Europa die alten Parlamentarier. Sein kluger, hagerer Kopf mit der unbeweglichen Physiognomie erinnert an Köpfe aus den Parlamenten. Zweifellos besteht eine entfernte Aehnlichkeit zwischen Jung-lu und Méline, sogar die Stimmen Beider haben einen verwandten Klang. Auch könnte man ihn mit Freycinet vergleichen, und wenn man diesen die „weiße Maus" genannt hat, so bildet Jung-lu als „dunkle Maus" das chinesische Gegenstück dazu.

Während des ganzen Gesprächs läßt der Vizekönig seine Hand auf dem Tische liegen, eine schmale, nervöse Hand mit sehr langen Nägeln. Ab und zu tritt ein Diener heran und bringt die Wasserpfeife, die in Silber getrieben und mit kunstreichen Ornamenten geschmückt ist. Der Herr des Hauses rührt keinen Finger und wendet nur das Haupt ein wenig zur Seite. Der Diener führt das silberne Rohr zum Munde des Gebieters, dieser raucht zwei Züge, die das Wasser im Behälter gurgeln machen, läßt dann das Mundstück aus den Lippen gleiten, und der Diener trägt die Pfeife wieder weg. Nach einiger Zeit wird es dem Vizekönig zu heiß, er beginnt sich vorn die kleinen goldenen Knöpfe aufzunesteln, ein Diener eilt herbei und zieht Seiner Excellenz das Obergewand aus, unter dem ein ebenso einfaches Untergewand aus rothbraunem Brokat zum Vorschein kommt. Manchmal thut der Vizekönig seinen Mund plötzlich weit auf. Es sieht so aus, als habe er etwas Wichtiges zu sagen. Ein Augenblick erwartungsvollen Schweigens tritt ein. Seine Excellenz räuspert sich mit Geräusch, sieht sich einen Moment um, ob Niemand im Wege steht, und spuckt dann mitten in das Zimmer. Bemerkenswerth ist, daß der ernste Ausdruck des vizeköniglichen Antlitzes sich während dieses ganzen Vorgangs noch um eine Nuance zu vertiefen scheint.

Der Konsul gibt einem der Diener seinen Helm, der denselben mit großer Vorsicht auf den Kaminsims niederstellt, und beginnt die Unterredung. Er bittet den Dolmetscher, Seiner Exzellenz für den dem Vertreter der „Frankfurter Zeitung" gewährten Empfang

zu danken. Der Dr. Forke übersetzt; er handhabt die schwere Sprache mit eleganter Leichtigkeit. Der Vizekönig antwortet, daß es ihm ein Vergnügen sei, den Vertreter der „Frankfurter Zeitung" kennen zu lernen, umso mehr, als ihm dies auch die Freude verschaffe, den deutschen Konsul bei sich zu sehen. Auf die leise Anspielung erwidert der Konsul geschickt, daß es nur von Seiner Exzellenz abhänge, sich diese Freude öfter zu verschaffen. Der Vizekönig beeilt sich, zu versichern, daß er den Wunsch hege, mit dem deutschen Konsul so häufig als möglich persönlichen Verkehr zu pflegen, und daß er insbesondere hoffe, von ihm Belehrung zu erhalten, so oft er derselben bedürfe. Er fügt hinzu, daß er noch Vieles zu lernen habe. Der Konsul erklärt sich bereit, Herrn Jung-lu jederzeit mit Rath und That beizustehen.

Nach diesem Austausch von Höflichkeiten wendet sich das Gespräch wieder mir zu. Der Vizekönig stellt an mich die üblichen Fragen: wie lange ich schon in Tientsin verweile und woher ich gekommen sei? Ich theile mit, daß ich die Reise nach Tientsin von Kiautschou unternommen habe und betone absichtlich Kiautschou, in der Hoffnung, dieses Wort werde vielleicht in der Brust des chinesischen Staatsmanns eine empfindliche Saite berühren und werde eine interessante Aeußerung hervorrufen. Aber der Vizekönig zuckt mit keiner Wimper, da er den Namen des Gebietes hört, das China an Deutschland hat abtreten müssen, und scheint es ganz selbstverständlich zu finden, daß ein deutscher Berichterstatter aus Kiautschou nach Tientsin kommt.

Der Konsul hebt nun in einigen beredten Worten die Bedeutung der Presse hervor, die man ja auch in China zu verstehen beginne. Er weist dann darauf hin, daß der gegenwärtig in China weilende Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" bisher von Paris aus für sein Blatt gearbeitet habe. „Außerhalb Deutschlands ist kein Platz für das deutsche Publikum so wichtig wie Paris," sagt er. „Seine Exzellenz wird daher aus dem Umstande, daß die „Frankfurter Zeitung" ihren Pariser Korrespondenten hierher gesandt hat, entnehmen können, in wie hohem Maße sich das Interesse des deutschen Publikums jetzt den chinesischen Angelegenheiten zuwendet."

Der Vizekönig nickt zustimmend mit dem Kopfe und äußert, daß man in China allerdings die Bedeutung der Presse zu würdigen

wisse, und daß er hoffe, in Zukunft auch noch andere Vertreter des deutschen Journalismus kennen zu lernen. Hierauf richtet er das Wort an mich und sagt, daß ich gerade zu einer interessanten Zeit in China eingetroffen sei. Ueberall sei man jetzt hier im Begriff, Reformen in's Werk zu setzen, und so befinde China sich in einem Uebergangsstadium.

Ich bitte Herrn Jung-lu, mir darzulegen, welche Reformen zunächst zur Verwirklichung gelangen sollen.

„Zuerst," lautet die Antwort, „wird das Militärwesen reformirt werden. Für eine spätere Zeit sind Neuerungen geplant, die sich auf die Finanzen, auf Handel, Gewerbe, Industrie, Ackerbau und auf die Presse erstrecken."

„In welcher Weise gedenkt man die Reform des Militärwesens zu bewirken?"

„Wir wollen unsere Truppen durch ausländische Instruktoren ausbilden lassen. Das ist bisher bereits an einzelnen Stellen geschehen, soll aber jetzt in ausgedehnterem Maße durchgeführt werden."

„Welchen Staaten wird man diese Instruktoren entnehmen?"

„Man wird sich bemühen, möglichst allen Staaten in gleicher Weise Antheil an der Schulung der chinesischen Soldaten zu gewähren."

„Dem widerspricht das Gerücht, nach welchem die chinesische Regierung plane, überall die europäischen Instruktoren durch japanische zu ersetzen."

„Dieses Gerücht ist unbegründet. Vielleicht hat der eine oder andere Vizekönig (Tschang-tschi-tung) einen solchen Gedanken gehabt. Die chinesische Regierung aber beabsichtigt keinesfalls, sich ausschließlich japanischer Offiziere zu Instruktions-Zwecken zu bedienen."

„Die chinesische Regierung wird also auch deutsche Offiziere heranziehen?"

„Sicherlich! In China weiß man sehr wohl, daß Deutschland in seinen militärischen Leistungen alle anderen Staaten übertrifft."

Hier mischt sich der Konsul wieder in's Gespräch mit der Bemerkung, es freue ihn, diese Anerkennung aus dem Munde des Vizekönigs zu hören, von dem man wisse, daß er selbst ein passionirter Soldat sei. Da im Uebrigen der Vizekönig sich so schmeichelhaft

über die militärische Tüchtigkeit der Deutschen äußere, so dürfe man wohl hoffen, daß Seine Exzellenz darauf bedacht sein werde, den an der Militärschule von Tientsin bedienstеten deutschen Instruktoren eine möglichst angenehme Stellung einzuräumen und ihnen eine recht hohe Honorirung zu gewähren.

Herr Jung-lu verneigt sich und versichert: was an ihm liege, solle gewiß geschehen.

Weiterhin frage ich, ob denn China auch bei anderen als den militärischen Reformen sich der Mitwirkung der Fremden zu bedienen gedenke?

Der Vizekönig antwortet etwas ausweichend: Gegenwärtig lasse sich noch nicht genau absehen, welchen Gang die Entwickelung nehmen werde. Die Reformen seien ja kaum begonnen und zum größten Theil überhaupt noch Projekt. Zuerst würden wohl die Chinesen sich selbst zu helfen suchen, aber es sei wahrscheinlich, daß man späterhin auf allen Gebieten an die Fremden appelliren werde, wie man dies ja bei der Organisation der Seezölle seit Langem gethan.

„Bei der Finanz-Reform wird China wohl kaum ohne Beihilfe des Auslandes durchkommen können. Oder glaubt China, daß es im Stande sein wird, aus eigenen Mitteln seinen Geldbedürfnissen abzuhelfen?"

„Auch das muß sich erst zeigen. Jedenfalls nimmt die chinesische Regierung die Aufnahme weiterer Anleihen im Auslande in Aussicht."

„Wird Deutschland bei diesen Anleihen betheiligt sein?"

„Die chinesische Regierung wird alle Staaten nach ihren Bedingungen fragen und wird sich dann denjenigen Staat aussuchen, der die niedrigsten Zinsen verlangt und die Garantien fordert, die sich am Leichtesten gewähren lassen."

„Die Chinesen sind eben gute Geschäftsleute" wirft der Konsul ein. Der Vizekönig lächelt und scheint zu denken, daß der Konsul ein wahres Wort gesprochen hat.

„Was hat man sich unter der Preß-Reform vorzustellen?" frage ich.

„China hatte bisher kein Regierungsblatt" erläutert der Vizekönig. „Jetzt hat die chinesische Regierung eine in Shanghai erscheinende chinesische Zeitung zu ihrem Organ gewählt. Auch

hat der Kaiser den Wunsch ausgesprochen, selbst alle Blätter zu lesen."

Der Konsul erwähnt die Nachricht, daß der Kaiser eine Reise nach Tientsin machen wolle, und meint: Die Thatsache, daß Herr Jung-lu nachdem er erst vor wenigen Monaten sein Amt angetreten habe, bereits den Besuch seines Souverains erhalte, müsse wohl als ein besonderer Ausdruck des allerhöchsten Vertrauens aufgefaßt werden. Der Vizekönig antwortet, daß er sich der hohen Ehre gar nicht würdig fühle, welche ihm, der des Kaisers bescheidenster Unterthan sei, durch diesen Besuch zu Theil werde.

Das Gespräch wendet sich nunmehr der auswärtigen Politik zu. Ich informire mich über China's Beziehungen zu den Mächten.

„China und die Mächte" erwidert der Vizekönig, „leben im besten Einvernehmen; sie bilden alle eine Familie." Neben mir hebt Herr Tsai, der Direktor der Universität von Tientsin, docirend einen Finger hoch und dolmetscht: „One family!"

Ich erkundige mich, ob zu dieser Familie auch Deutschland gehört, und erhalte die beruhigende Auskunft, daß die Beziehungen China's zu meinem Vaterlande so vortrefflich seien, als man nur wünschen könne. Es ist wahrzunehmen, daß Herr Jung-lu auf diesem gefährlichen Gebiet der auswärtigen Politik seine Worte ganz besonders in Acht nimmt; und doch scheint es einmal, als höre man in dem vizeköniglichen Busen das russische Herz schlagen. Ich erwähne die in Tientsin erfolgte Ersetzung eines Theils der deutschen Instruktions-Offiziere durch russische und knüpfe daran die Bemerkung, aus dieser Begebenheit scheine doch hervorzugehen, daß China sich mit Rußland auf einen ausnehmend guten Fuß zu stellen wünsche.

Der Vizekönig thut hierauf die vielsagende Aeußerung: „Wenn ein Staat sich gegen China besonders freundlich erweist, ist es auch natürlich, daß China denselben mit Vorzug behandelt."

Ich drücke mein Erstaunen über diese Aeußerung des Vizekönigs aus. In Europa glaube man im Gegentheil, daß China vor keiner Macht so sehr auf der Hut sein müsse, wie vor Rußland. Nachdem Rußland soeben die Mandschurei an sich gerissen habe, wäre es doch interessant, die Gründe zu erfahren, aus denen gegeschlossen werden könne, daß Rußland sich gegen China besonders freundlich erweise?

Aber der Vizekönig hat plötzlich wieder die Lust zum Reden verloren; und da es ihm nicht paßt, die Frage zu beantworten, so versteht er sie absichtlich falsch und erklärt von Neuem feierlich, daß alle Staaten eine Familie seien. Dabei bleibt es: Alle Staaten lieben China, und China liebt alle Staaten. So wird die auswärtige Politik allerdings ungemein einfach, und Seine Excellenz braucht sich nicht zu kompromittiren.

Wie aber steht es mit Japan? Dieser Tage wird der ehemalige japanische Ministerpräsident, Marquis Ito, in Tientsin eintreffen, um von da weiter nach Peking zu reisen. Angeblich soll diese Reise gar keinen offiziellen Charakter haben. Es heißt, der Marquis Ito wolle nur seinem alten Freunde Li-Hung-Tschang einmal einen Gegenbesuch machen. In Wirklichkeit aber kommt der Marquis, der ein besonderer Vertrauter des Mikado ist, zweifellos in politischer Mission. Die chinesischen Zeitungen begrüßen seine Ankunft in schwungvollen Leitartikeln, die einen engen Anschluß China's an Japan fordern. Man spricht sogar davon, der Marquis Ito wolle versuchen, eine Allianz zustande zu bringen. Was ist Wahres an diesem Gerücht?

Der Vizekönig sagt, er habe nichts davon gehört, daß der Marquis Ito nach China komme, um ein Bündniß abzuschließen. Sollte Japan wirklich Annäherungs-Absichten bekunden, so könne es sicher sein, daß dieselben in China freundliche Erwiderung finden werden.*)

Schließlich wird natürlich auch das Thema von den Eisenbahnen berührt, und der Vizekönig wird gefragt, ob die chinesische Regierung in der Lage sein werde, alle die Eisenbahnlinien zur Ausführung zu bringen, die sie jetzt projektire?

„Wenn unsere Mittel nicht reichen, werden wir versuchen, uns das Geld im Ausland zu verschaffen" lautet die Antwort.

„Und wird Deutschland gebührend berücksichtigt werden? Werden die so vorzüglichen deutschen Ingenieure zum Bau der Eisenbahnen herangezogen werden?"

---

*) Es wird immer deutlicher, daß eine möglichst nahe Verbindung mit China das Hauptziel der auswärtigen Politik Japans ist. Da die Eroberung China's nicht gelungen ist, soll wenigstens die Allianz zustande kommen, in der natürlich Japan der dominirende Theil sein würde. Mit China im Bunde hofft Japan die Europäer aus Ostasien verdrängen zu können.

„Auch hier wird Deutschland in demselben Maße betheiligt werden, wie die übrigen Mächte."

Auf weitere Fragen erklärt Herr Jung-lu, daß die chinesische Regierung entschlossen sei, sich selbst die oberste Aufsicht über die Bahnen vorzubehalten, selbst wenn dieselben mit ausländischem Gelde gebaut sein würden, und daß diejenige von den neuen Linien, die man zuerst fertigstellen wolle, die Bahn von Hankau nach Peking sei.

Der Konsul gibt das Zeichen zum Aufbruch. Aber der Vizekönig hat noch etwas auf dem Herzen. Er möchte jetzt seinerseits eine Auskunft begehren. Und er fragt: „Welches wird das Resultat der vom Zaren ausgesandten Note sein, in der die Mächte eingeladen werden, dem Gedanken der Abrüstung näher zu treten?"

Wie weit, wie unberechenbar weit die Wirkung eines schönen Gedankens reicht! Die Abrüstungs-Idee des Zaren hat sogar chinesische Köpfe nachdenklich gemacht! Freilich, die Frage des Vizekönigs wäre schwer zu beantworten, selbst wenn sie nicht so unerwartet käme. So sagen wir also dem Vizekönig das Einzige, was sich sagen läßt: daß es unmöglich ist, die Wirkung eines Schrittes vorauszubestimmen, der in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat. Einstweilen muß man sich der vom Zaren ausgegangenen Anregung freuen, ohne allzusehr auf deren Erfolg zu rechnen.

„Die Menschen sind so unvernünftig," bemerkt weise Herr Tsai, der Direktor der Universität von Tientsin.

„Wie aber, wenn sie auch einmal vernünftig würden?"

„Das ist möglich, jedoch wenig wahrscheinlich."

Wir machen den Vizekönig noch darauf aufmerksam, daß das einzig greifbare Resultat, welches die Initiative des Zaren bisher gezeitigt hat, eine Verstimmung zwischen Rußland und Frankreich ist. „Als der Zar vor zwei Jahren nach Paris kam, haben die Franzosen an alle Mauern das Wort „Friede" gemalt; und jetzt, wo der Zar diesen Frieden verwirklichen will, den sie als ihr Ziel angegeben haben, sind sie entrüstet."

Der Konsul greift nach seiner Theetasse, um anzudeuten, daß die Unterhaltung beendet ist. Der Vizekönig führt nunmehr auch seine Tasse zum Munde, und wir folgen dem Beispiel. Dann erhebt Herr Jung-lu seinen Champagner-Kelch und trinkt uns Allen zu.

Herr Tsai aber blinzelt mich an und sagt laut und mit Nachdruck: „Prost!“ Wir nippen an unsern Gläsern, setzen sie jedoch rasch wieder hin, so rasch als nur möglich. Dieser vizekönigliche Champagner ist in der ganzen Stadt berüchtigt. Es heißt, daß die Reste, welche die Gäste in ihren Gläsern lassen, nachher wieder in die Flasche zurückgegossen werden.

Wir erheben uns, der Vizekönig drückt wieder Jedem die Hand und begleitet uns bis in das nächste Zimmer. Auch er behandelt den Besuch nicht als einen offiziellen. Sonst wäre er bis zum Thore mitgekommen; ferner wäre bei der Ankunft die Wache in's Gewehr getreten. Im zweiten Zimmer verabschieden wir uns nochmals von Herrn Jung-lu. Dann werden wir von Herrn Tsai und dem Zoll-Tao-tai nach dem Ausgang hingeführt. Aber ganz ohne Ehrenbezeugung will der Vizekönig uns doch nicht scheiden lassen. Im Gange hat er seine zwanzig Sekretäre aufgestellt. Sie haben ihre Staats-Gewänder angethan und stehen regungslos nebeneinander. An dieser Reihe stummer, feierlicher Chinesen vorbei schreiten wir dem Thore zu.

XXVII. Die Krisis in Peking.

Von den Reformen, welche das Hauptthema der in den beiden vorhergehenden Kapiteln mitgetheilten Unterredungen bildeten, ist keine einzige zur Ausführung gelangt. Der für den Oktober 1898 geplante Besuch des Kaisers von China in Tientsin, mit dem, wie gleichfalls aus jenen Unterredungen zu ersehen ist, die chinesischen Würdenträger dieser Stadt sich bereits im September eifrig beschäftigten, ist bis zum heutigen Tage nicht abgestattet worden; und nach dem Lauf, den die Dinge genommen haben, läßt sich mit einiger Sicherheit voraussagen, daß der Kaiser niemals Tientsin erblicken wird. Es ist nämlich schwer, nach Tientsin zu kommen, für Jemanden, der auf einer Insel sitzt. Nun — und die Brücke, die über's Wasser führt? Ja, das ist's eben: die Brücke hat man weggezogen.

Die Reformen, welche der Kaiser plante und bereits in's Werk zu setzen sich anschickte, führten zum Staatsstreich der durch diese Reformen bedrohten reaktionären Elemente. Die Kaiserin Witwe übernahm die Regierung, der Kaiser wurde auf einer Insel in den kaiserlichen Gärten gefangen gesetzt, wo er bis zum heutigen Tage in Haft gehalten wird. So entstand in Peking jene Regierungs-Krisis, die zur Zeit noch andauert und die wohl überhaupt eine bedeutungsvolle Wendung in den Geschicken des chinesischen Reiches vorstellt. Durch den japanisch-chinesischen Krieg und durch das gewaltsame Andringen der europäischen Mächte, das dieser Krieg zur Folge gehabt hat, welcher der Welt die Wehrlosigkeit China's enthüllte, sind große Umwälzungen angebahnt worden. Was seit dieser Zeit im Stillen gegährt und gerungen hat, kommt durch die

gegenwärtige Krisis endlich auch in den inneren politischen Verhältnissen China's zum Ausbruch. Die neue und die alte Zeit, der Geist Europa's und die chinesische Tradition gerathen auf einmal in Kampf um den chinesischen Kaiserthron selbst. In den Streit hinein spinnen die ausländischen Staaten ihre Ränke, und jede sucht die Entwickelung der Ereignisse in der Weise zu beeinflussen, daß China eines Tages in ihre Gewalt geräth. Zugleich geht das diplomatische Intriguenspiel seinen Gang zwischen den einzelnen Mächten, die eifrig bemüht sind, sich die zukünftige Beute gegenseitig abzujagen.

Die Krisis in Peking wird unter diesen Umständen wohl noch lange sich hinziehen. Aber wie immer sie ausgehen mag, mit dem Siege der Reformpartei oder mit dem ihrer altchinesischen Widersacher, mit dem Sturz der mandschurischen und der Neu-Erstehung einer nationalen chinesischen Dynastie oder mit dem Zerfall des Reiches und der europäischen Fremdherrschaft, — das Ende der Krisis wird auf jeden Fall die Entscheidung über das Loos China's bedeuten.

In den Herbsttagen des Jahres 1898 habe ich in Tientsin und in Peking den Beginn der kritischen Periode miterlebt und bin gleichsam mit der Feder in der Hand den Begebenheiten gefolgt. Mit Rücksicht auf die historische Wichtigkeit des Vorganges bietet diese Chronik der Ereignisse und der Deutungen, welche man ihnen damals gab, vielleicht auch heut noch einiges Interesse, und darum sollen die Aufzeichnungen im Folgenden wiedergegeben werden, als Tagebuchblätter aus der chinesischen Zeitgeschichte.

---

1. Man merkt in Tientsin, daß in Peking etwas vorgeht.

Tientsin, 26. September.

Seit einigen Tagen munkelt man Allerlei in Tientsin. Infolge der Absetzung des Li-Hung-Tschang, die so plötzlich gekommen war, hatte man das Gefühl, daß es in Peking nicht ganz geheuer sei. Aber es war ein unklares Gefühl, und Niemand konnte etwas Bestimmtes vermelden. Am 22. September sollte,

wie alltäglich, um 11 Uhr 30 Minuten Vormittags der Eilzug nach Peking gehen. Mehrere europäische Passagiere hatten sich auf dem Bahnhof von Tientsin eingefunden. Kurz vor der im Fahrplan festgesetzten Zeit wurden sie durch einen Bahnbeamten verständigt, daß der Zug nicht abgelassen werden würde. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht von der Unterbrechung der Bahnverbindung nach Peking durch die Stadt. Jetzt war nicht mehr daran zu zweifeln, daß in der Hauptstadt außergewöhnliche Dinge sich abspielten.

Was vorging, ließ sich nicht in Erfahrung bringen; es war nur sicher, daß etwas vorging. Unter den Passagieren, die am Vormittag den Zug nach Peking hatten benutzen wollen, hatte sich auch ein Mitglied der deutschen Gesandtschaft befunden. Auf seine Frage nach den Gründen der Einstellung des Bahnverkehrs war ihm geantwortet worden, die Strecke sei unterwaschen. Am Nachmittag aber kam der Zug von Peking nach Tientsin herunter; und es ist nicht recht einzusehen, wie eine Strecke, die nicht unterwaschen ist für einen von Peking nach Tientsin fahrenden Zug, zugleich unterwaschen sein kann für einen Zug, der von Tientsin nach Peking gehen soll. Man erzählte sich ferner im Laufe des Tages, daß der Vizekönig von Tientsin, Herr Jung-lu, in einem Separattrain nach Peking abgereist sei. Ferner war ein anderer Zug voll hoher Mandarine beobachtet worden, der in der Richtung nach Peking dampfte. Daß etwas los sei, konnte man auch in Tientsin selbst merken an Reitern, die im scharfen Trabe der Chinesenstadt zusprengten. Die europäischen Beamten des chinesischen Seezoll-Dienstes schienen gleichfalls etwas zu wissen, hüllten sich aber in diplomatisches Schweigen und riethen nur einem Kaufmann in Tientsin, der neunzig Kisten werthvoller Waaren nach Peking zu verfrachten hatte, er solle mit der Sendung lieber noch einige Tage warten.

In Tientsin gibt es eine einzige europäische Zeitung, die „Peking and Tientsin Times“, die jedoch nur die Woche ein Mal erscheint. Die chinesischen Zeitungen vom Morgen des 22. September hatten noch keinerlei Informationen. Es dauert lange in China, bis man etwas über offizielle Vorgänge, namentlich über solche, die sich innerhalb der Mauern des kaiserlichen Palastes abspielen, in Erfahrung bringen kann. In Ermangelung sicherer Nachrichten

arbeitet die Phantasie des Volkes umso lebhafter. Was die Chinesenstadt ausheckt, geht durch das Organ der zahlreichen Compradors sofort in die europäischen Comptoirs über. So jagten sich während des ganzen 22. September die tollsten Gerüchte. Telegramme auf Telegramme gingen aus Tientsin heraus. Das chinesische Telegraphenamt nahm alle Depeschen an; ob es sie auch befördert hat, ist eine andere Frage, die sich vorläufig nicht leicht ergründen läßt. Von Peking kamen keine Depeschen herunter. Die telegraphische Verbindung war also auch gesperrt.

Die in Tientsin umlaufenden Gerüchte meldeten zuerst von furchtbaren auswärtigen Komplikationen. Nach der einen Version hatte England an Rußland den Krieg erklärt, nach einer zweiten Version England an Frankreich, nach einer dritten sogar Rußland an Frankreich. Man hatte also die Wahl zwischen drei Kriegen. Hierauf kam Jemand, der es ganz genau wußte: Frankreich hatte den Krieg an China erklärt, der französische Gesandte in Peking hatte seine Pässe gefordert, die chinesische Regierung hatte sie ihm verweigert, und um ihn an der Abreise zu verhindern, hatte sie die Zugsverbindung zwischen Peking und Tientsin unterbrochen. Dieses Gerücht erhielt sich einige Stunden lang. Es wurde ergänzt durch Meldungen, welche von einer Gährung in der Chinesenstadt gegen die Fremden sprachen. Einige praktische Leute überlegten sich bereits, welche Entschädigungs-Summen sie von der chinesischen Regierung fordern würden, wenn der Pöbel ihnen die Häuser zusammenschlüge. Die Volunteers gingen ihre Säbel schleifen. Inzwischen hatten die europäischen Kaufleute die Chinesen ihrer Comptoirs auf Kundschaft ausgesandt. Auch diese brachten immer neue bedrohliche Nachrichten über auswärtige Verwickelungen zurück: Zwischen der englischen und japanischen Flotte einerseits und der russischen andererseits war in der Nähe von Schan-hei-kwan ein Zusammenstoß erfolgt; die russischen Batterien in Wladiwostok hatten ein englisches Schiff beschossen ꝛc. Aber im Allgemeinen war aus den Berichten über die Stimmung der chinesischen Bevölkerung zu ersehen, daß der Ausgangspunkt der ganzen Erregung eine innere Krisis sein mußte. Immer wieder tauchte die Meldung vom Tode des Kaisers auf und erhielt sich zuletzt mit der größten Bestimmtheit.

Diese Meldung fand in europäischen Kreisen umso eher Glauben, als man sie seit Langem erwartet hatte. Der Kaiser war reif zum Sterben. Er hatte in der letzten Zeit angefangen, im aufgeklärten Sinne zu regieren. Allerdings hatte er im jugendlichen Ungestüm das Tempo der Reformen gar zu sehr überstürzt. Sogar die Allmacht des Kaisers von China reicht nicht hin, um binnen weniger Monate China in einen modernen Staat zu verwandeln. Aber selbst, wenn er langsamer vorgegangen wäre, hätte dies an seinem endgiltigen Schicksal kaum etwas geändert. Das, was man ihm nicht verzeihen konnte, war sein Bestreben, die Lage seiner Unterthanen zu bessern. Dadurch hatte er alle Diejenigen zu Feinden, deren Interessen darauf beruhen, daß die Zustände in China so jämmerlich bleiben, wie sie sind. Die Aufklärung des Volkes wird stets als eine ärgerliche Geschäftsstörung von Denjenigen empfunden, die von der Ausbeutung des Volkes leben. Die Ausbeuter des Volkes aber pflegen die ehrwürdigen alten Traditionen anzurufen, die religiösen oder die nationalen oder beide zugleich, die Niemanden noch gestört haben, welcher ausbeuten wollte. Diese Traditionen sind eine Macht im Lande und in keinem Lande eine so große Macht, wie in China. Jene, welche sich auf das Hergebrachte stützen, haben eine stärkere Stellung als der Reformator, der mit dem Hergebrachten brechen muß, um vorwärts zu gehen, und sei der Reformator selbst ein Kaiser. Seit der chinesische Souverain den Weg der Reformen beschritten, hatte sich eine dumpfe Opposition gegen ihn gebildet, die immer mehr und mehr anwuchs. Diese Opposition hatte ihre bestimmten Pläne. Als der Kaiser die ersten Fortschritts-Maßnahmen angeordnet hatte, tauchten im Volke bald die Gerüchte auf, daß er krank sei; und je liberaler er sich geberdete, um so mehr verschlimmerte sich sein Befinden. Daraus ließ sich die Wahrnehmung ableiten, daß das Reformiren in China für die Kaiser anscheinend recht gesundheitsschädlich ist.

Es war klar, daß bei Hofe eine Partei bestand, welche nur auf die Gelegenheit wartete, sich des lästigen Monarchen zu entledigen. Die Kaiserin-Witwe, die lange die Regentschaft geführt hatte und durch die Mündigkeit des jetzigen Kaisers genöthigt worden war, von der Leitung des Staates zurückzutreten, war auch begierig, wieder zur Macht zu gelangen. Mit raffinirter

weiblicher List hat sie offenbar gerade den Reform-Eifer des Kaisers benutzt, um diesen zu verderben. Statt dieses Ungestüm zu hemmen, hat sie es allem Anschein nach mütterlich wohlwollend ermuntert. Sie hat dem jungen Füllen die Zügel über den Hals geworfen und hat ruhig zugewartet, bis es sich verrennen würde. Als die letzte Dummheit begangen war, die das Maß voll machte, kam sie, immer gleich wohlwollend, und brachte die Abdankungs-Urkunde.

„Du siehst, daß Du nicht regieren kannst. Jetzt laß' mich wieder ein wenig auf dem Throne sitzen!"

Die letzte Dummheit scheint gewesen zu sein, daß der Kaiser ein Edikt vorbereitete, welches allen Mandarinen vom ersten bis zum dritten Range befahl, sich die Zöpfe abzuschneiden und europäische Kleidung anzulegen. Ein Kaiser, der in China den Zopf abschaffen will, kann unmöglich ein gutes Ende nehmen.

Von diesen Plänen des Kaisers hatte man in Tientsin schon seit einigen Tagen Kunde; und da außerdem in den letzten Wochen ein mächtiger Mandarin nach dem andern aus seinem Amte geflogen war, so klang es durchaus nicht überraschend, als man am 22. September erfuhr, der Kaiser habe Selbstmord begangen. Wenn ein chinesischer Kaiser sich gerade in dem Augenblick durch Selbstmord beseitigt, in dem Andere seine Beseitigung wünschen, so ist dieses erstaunlich liebenswürdige Entgegenkommen geeignet, starke Zweifel wachzurufen. Man wollte also an den Selbstmord des Kaisers wohl glauben und war nur begierig, zu erfahren, wer den Kaiser „selbstgemordet" habe. Auch die Chinesen hatten ihre Bedenken über die Freiwilligkeit dieser Selbstentleibung, und bald tauchte in der Chinesenstadt das Gerücht auf, der Kaiser sei vergiftet worden. Die Chinesen sind nur viel zu höfliche Leute, um das Wort „vergiften" zu brauchen, namentlich, wenn es sich um eine so hochgestellte Persönlichkeit handelt. Sie sagen: „Der Kaiser hat Gold gegessen." Noch jetzt ist diese Version nicht ganz geschwunden. Zwar ist das Edikt erschienen, durch welches der Kaiser die Kaiserin-Witwe zur Mitregentin ernennt. Aber es giebt Chinesen, welche behaupten, der Kaiser existire nicht mehr, und es werde nur noch in seinem Namen weiterregiert, bis der Nachfolger, der natürlich wieder ein unmündiges Kind sein werde, endgiltig ausgewählt sei. Wenn jedoch der Kaiser in Wirklichkeit noch nicht

Gold gegessen hat, so kann er jenes dem Wohlbefinden anscheinend wenig förderliche Metall einen dieser Tage einmal in seiner Suppe finden. Da nun gerade der dem Kaiser von China verliehene Schwarze Adler-Orden aus Berlin eingetroffen ist (es soll ein außergewöhnlich schönes Exemplar sein mit prachtvollen Brillanten), so wird man sich mit der Ueberreichung des Ehrenzeichens beeilen müssen, wenn man noch sicher sein will, den Kaiser vorzufinden, für den er bestimmt ist.

Was es mit der Vergiftung auf sich hat, weiß man nicht und wird man wohl auch niemals wissen. Thatsache ist heut einstweilen nur das Eine, daß der Kaiser abgedankt hat. Das Abdankungs-Edikt, welches das Datum des 21. September trägt, ist jetzt bekannt. Man hat dem Kaiser den schweren Schritt so leicht als möglich gemacht. Er wird nicht abgesetzt, sondern zieht sich anscheinend freiwillig zurück. Auch hier müssen die bewährten Gesundheits-Rücksichten herhalten, welche im gegenwärtigen Falle die Gestalt einer die Kräfte übersteigenden Arbeitslast annehmen. Die Kaiserin-Witwe wird ferner nur Mit-Regentin. Sie wird in einer „Seiten-Halle" die Geschäfte der Regierung erledigen. Dabei darf man wohl als selbstverständlich annehmen, daß die Kaiserin in ihrer „Seiten-Halle" mehr von den Vorgängen im Lande erfahren und mehr auf dieselben Einfluß nehmen wird, als der Kaiser in seiner „Haupt-Halle". Kurzum, wenn der Kaiser für seinen Rücktritt auch die am Wenigsten demüthigende Form hat wählen können, so ist doch über die Thatsache des Rücktritts ein Zweifel kaum mehr möglich. Das kaiserliche Abdankungs-Edikt wurde im Wortlaut zuerst von der in Tientsin erscheinenden, sehr rasch und verläßlich unterrichteten chinesischen Zeitung „Kuo-wên-pao" am 24. September veröffentlicht. Das merkwürdige Document lautet in wortgetreuer Uebersetzung folgendermaßen:

„Die Regierungsgeschäfte sind jetzt sehr schwierig. Von früh bis spät setze ich alle meine Kräfte an die Erledigung der verschiedenen Angelegenheiten. Jeder Tag bringt tausend neue Fragen. Es steht zu befürchten, daß die Arbeitslast plötzlich zu viel werden wird. Seit der Regierung des Kaisers Tung-schih hat die Kaiserin-Witwe zweimal die Regentschaft geführt und in hervorragendster Weise die Geschicke des Landes geleitet und alle Schwierigkeiten überwunden. Mit Rücksicht auf das Wohl des Reiches (wörtlich: auf das Wohl der Ahnentempel und Altäre der Gottheiten des Landes) habe ich

die Kaiserin-Witwe inständig gebeten, geruhen zu wollen, mich in der Regierung zu unterweisen. Die Kaiserin hat meiner Bitte nachgegeben, ein hohes Glück für die Beamten des Reiches und das Volk. Vom heutigen Tage ab wird die Kaiserin in einer Seitenhalle Regierungsgeschäfte erledigen. Am 23. September werde ich an der Spitze der Prinzen und Minister in der Tsching-tscheng-Halle der Kaiserin meine Ehrfurcht bezeugen. Für das Ceremoniell mögen die zuständigen Behörden Vorkehrungen treffen."

Sicherlich haben bei der Krisis in Peking auch auswärtige Einflüsse mitgewirkt. Die ganze Situation in China wird gegenwärtig beherrscht von dem Spiel und Widerspiel der englischen und der russischen Diplomatie. Man ist daher berechtigt, die wichtigen Ereignisse der letzten Tage ebenfalls damit in Verbindung zu bringen. In letzter Zeit haben die Engländer in Li-Hung-Tschang den Haupt-Widersacher ihrer chinesischen Pläne entdeckt, und die ganze Wucht ihrer Politik hat sich gegen diesen Staatsmann gerichtet, den sie anschuldigen, im Bunde mit Rußland gegen England zu arbeiten. Li-Hung-Tschang fiel, und die englische Presse rief seinen Sturz als einen Triumph der englischen Diplomatie aus. Vierzehn Tage später fiel der Kaiser. Die beiden Ereignisse folgten so rasch aufeinander, daß ein Zusammenhang zwischen ihnen sich nicht verkennen ließ. Es sah ganz so aus, wie Zug und Gegenzug: England hatte den Li-Hung-Tschang hinausgeworfen. Darauf antwortete Rußland, indem es den Kaiser hinauswarf. So faßte man auch in den europäischen Kreisen von Tientsin die Situation auf, als die ersten Nachrichten aus Peking eintrafen, und allgemein hieß es: „Der Rubel siegt." Ganz so einfach liegen die Dinge nun wohl nicht. Jedenfalls hat beim Sturze des Kaisers auch ein russischer Hebel mitgearbeitet. In Wirklichkeit scheinen aber inländische und ausländische Einflüsse durcheinander gespielt zu haben. Es ist nicht leicht, den Knäuel zu entwirren. Der Wahrheit ziemlich nahe dürfte wohl die folgende Darstellung kommen:

Auszugehen ist von der räthselhaften Macht, die ein junger Mann aus Canton, ein kleiner Beamter mit Namen Kang-Yu-Wei, über den Kaiser, seinen Altersgenossen, zu gewinnen vermocht hatte. Die Cantonesen bilden am Hofe von Peking eine starke und gefürchtete Partei. Das Haupt der Canton-Gruppe ist Tschang-yin-huan, nebenbei gesagt: ein guter Freund der deutschen Gesandschaft. Zwischen

Tschang-yin-huan und Li-Hung-Tschang besteht große Eifersucht und Nebenbuhlerschaft; infolge dessen wird zwischen der Cantonesen-Partei und der Partei des Li-Hung-Tschang fortwährend mit allen Mitteln der Hof-Kabale ein stiller, aber verbissener Kampf geführt. Kang-Yu-Wei, der Günstling des Kaisers, verkehrt viel im Hause des Tschang-yin-huan und ist in der Intrigue gegen Li-Hung-Tschang, gegen den der junge Cantonese übrigens auch einen mächtigen persönlichen Haß nährt, wahrscheinlich vom Chef der Cantonesen-Partei als Werkzeug benutzt worden. Kang-Yu-Wei war eifrig bemüht, seine Antipathie gegen Li-Hung-Tschang auf den Kaiser zu übertragen. Wie gewöhnlich ließ sich der Kaiser von seinem Freunde leicht beeinflussen. Kang-Yu-Wei nahm die Bejahrtheit des Li-Hung-Tschang zum Vorwand, um dessen Entfernung aus dem Tsung-li-yamen als notwendig hinzustellen. Er wies darauf hin, daß der hinfällige alte Herr nicht mehr im Stande sei, sich ein klares Urtheil über die Staats-Angelegenheiten zu bilden; daß er aber nichtsdestoweniger durch das Ansehen, mit dem seine Vergangenheit ihn umkleide, eine Hegemonie über die anderen Minister auszuüben versuche und dadurch die Erledigung der Regierungs-Geschäfte erschwere und verzögere. Diese und ähnliche Einflüsterungen hatten schließlich Erfolg, und, für die Außenwelt ganz unerwartet, erschien das kaiserliche Edikt, welches dem Li-Hung-Tschang den Befehl gab, sich in's Privatleben zurückzuziehen.

Nun läßt sich keineswegs behaupten, daß Tschang-yin-huan und die andern Cantonesen die englische Partei am Hofe von Peking bilden. Am Ehesten kann man noch als Parteigänger Englands den chinesischen Beamten bezeichnen, der zum Nachfolger des Li-Hung-Tschang im Tsung-li-yamen ernannt wurde, nämlich Yü-lu, früher Tataren-General in Foh-Kien und hierauf Vizekönig von Szechuen. Der Führer der Cantonesen, Tschang-yin-huan, hat sich niemals durch Eifer für englische Interessen hervorgethan. Sollte er im englischen Solde stehen, so wird er sich allerdings wohl hüten, dies anderen Leuten zu erzählen. Daß er von England Geld bekommen hat, liegt auch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten. Denn man weiß, daß Tschan-yin-huan, wenn er Geld nimmt, durchaus vorurtheilslos ist in Bezug auf die Quelle, aus der es stammt. Aber man kann auch ganz einfach annehmen, daß die englische Politik

den ohnedies vorhandenen Antagonismus zwischen den Cantonesen und Li-Hung-Tschang für ihre Zwecke benutzt und nur bei den Bemühungen der Cantonesen, die Stellung des Li-Hung-Tschang zu erschüttern, gelegentlich ein wenig nachgeholfen hat.

Die Spannung zwischen dem englischen Gesandten in Peking, Sir Claude Macdonald, und Li-Hung-Tschang hatte sich in der That bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Li-Hung-Tschang war immer deutlicher in russische Bahnen eingelenkt, fand es gar nicht mehr für nöthig, aus seiner Gesinnung ein Hehl zu machen, und hatte schließlich sogar die Gewohnheit angenommen, seine Freundschaft für Rußland durch eine demonstrativ feindliche Haltung gegen England zu bekunden. Mehrfach war Li-Hung-Tschang den Sitzungen des Tsung-li-Yamen ferngeblieben, zu welchen der englische Gesandte sich angemeldet hatte. Da Li-Hung-Tschang nach den kaiserlichen Prinzen das älteste und bedeutendste Mitglied des Tsung-li-Yamen war, so hatte seine Abwesenheit die Beschlußfassung über die Anträge des englischen Gesandten oft verzögert oder ganz vereitelt. Sir Claude war genöthigt, mit aller Schärfe das Erscheinen von Li-Hung-Tschang im Tsung-li-Yamen zu fordern; und als der alte Li endlich in einer Sitzung sich zu zeigen geruhte, sagte ihm Sir Claude auf den Kopf zu, daß er im Einvernehmen mit Rußland stehe, worauf Li mit einer Grobheit antwortete, welche derjenigen des englischen Gesandten nichts nachgab. So war Sir Claude gezwungen, auf der Entfernung von Li-Hung-Tschang aus dem Staatsrath zu bestehen. Es ist aber fraglich, ob seine Bemühungen in dieser Richtung einen so raschen Erfolg gehabt haben würden, wenn nicht die Stellung des alten Li zugleich durch die Cantonesen-Intrigue untergraben worden wäre.

Dessenungeachtet feierten die englischen Blätter die Entlassung des Li-Hung-Tschang als den alleinigen Erfolg der englischen Diplomatie. Durch das unvorsichtige Triumph-Geschrei der englischen Zeitungen wurde Rußland erst recht alarmirt; und da die Entlassung des Li-Hung-Tschang der Welt als ein Sieg der englischen Diplomatie über die russische dargestellt wurde, so mußte Rußland schon deshalb auf Mittel sinnen, um den Schlag zu pariren. Rußland hat zur Zeit in Peking keinen Gesandten, sondern nur einen

stellvertretenden chargé d'affaires, Herrn Pawlow.*) Die Leiter der russischen Politik wissen dieses diplomatische Interim mit vollendetem Geschick auszunutzen. Zunächst wird es nach Möglichkeit verlängert. Herr v. Giers, der bisherige erste Sekretär der russischen Botschaft in Paris und neu ernannte Gesandte in Peking, ist seit Langem unterwegs nach der chinesischen Hauptstadt. Aber er reist und reist und kann gar nicht ankommen. Währenddem wird Herr Pawlow rücksichtslos vorgeschickt. Wenn die Sache schief geht, so macht man keine Schwierigkeit, ihn zu desavouiren. Sobald sich die englische Regierung in Petersburg beschwert, antwortet die russische Regierung mit artigen Entschuldigungen, daß Rußland gegenwärtig lediglich durch einen chargé d'affaires in Peking vertreten sei, der in seinem Uebereifer manchmal zu weit gehe, und daß man sich freundlichst nur ein wenig gedulden möge, bis der neue Gesandte seinen Posten angetreten haben werde. Ein Fall dieser Art trug sich zu, als Herr Pawlow von der chinesischen Regierung die Ueberlassung eines Goldbergwerks im chinesischen Theil von Sibirien verlangte und die Drohung ausstieß: Wenn China nicht diesen Wunsch Rußlands erfüllen würde, so würden russische Truppen über chinesisches Gebiet gehen. Auch das gefährliche Spiel, das nach der Entlassung von Li-Hung-Tschang begann, mußte Herr Pawlow ausführen; und wenn es fehlgeschlagen wäre, so hätte der Geschäftsträger wahrscheinlich wieder Alles auf seine Schultern nehmen müssen.

Herr Pawlow gilt in Peking für einen Schleicher, und sogar in seiner eigenen Gesandtschaft hat er wenig Freunde. Aber als Mann der Intrigue war er gerade der Mann der Situation. Bei der Verwirklichung seiner Absichten erwuchs ihm ein unverhoffter Vortheil aus dem Umstande, daß Sir Claude Macdonald ihm das Feld vollständig überlassen hatte. Nach der Verabschiedung von Li-Hung-Tschang war der englische Gesandte, in der Ueberzeugung, daß nunmehr die Weltgeschichte zu Ende sei, nach dem Seebad Pei-tai-ho abgereist und ruhte dort auf seinen Lorbeeren aus. Das ganze diplomatische Corps wollte sich, wie alljährlich, in Pei-tai-ho treffen.

*) Es darf nicht vergessen werden, daß es sich hier um den 26. September 1898 handelt. Inzwischen ist Herr v. Giers natürlich längst in Peking eingetroffen, und Herr Pawlow ist als Vertreter Rußlands nach Korea versetzt worden.

Herr Pawlow, um seinen englischen Collegen in Sicherheit zu wiegen, telegraphirte von Zeit zu Zeit: „I come to-morrow.“ Er kam jedoch weder morgen noch übermorgen. Die russische Politik hat beim Sturze des Kaisers ebenso mitgewirkt, wie die englische beim Sturze des Li-Hung-Tschang. Aber auch hier brauchte die russische Diplomatie sich nur im Hintergrund hinter den Parteien des Hofes zu halten, wie dies die englische im vorhergehenden Falle gethan hatte, und brauchte lediglich den Gang der Dinge ein wenig zu beschleunigen, der sich ganz von selbst in der von Rußland gewünschten Richtung bewegte.

Herr Pawlow benutzte für seine Zwecke die alten und sehr herzlichen Freundschafts-Beziehungen, die zwischen Li-Hung-Tschang und der Kaiserin-Witwe bestehen. Mit der Kaiserin-Witwe im Bunde bereitete die Partei des Li-Hung-Tschang einen Gegenschlag gegen die Cantonesen vor. Durch die überhastete Anordnung seiner Reformen, durch seine ganze jugendliche Unerfahrenheit brachte der Kaiser sich selbst in's Verderben und lieferte, ohne es zu ahnen, gerade dadurch, daß er so leidenschaftlich nach der Rettung seines Landes und seines Volkes strebte, seinen Feinden den mit Beflissenheit gesuchten Vorwand zu seiner Beseitigung. Die Absetzung des Kaisers ging von der Gegenpartei der Cantonesen aus. Das läßt sich aus gewissen Einzelheiten des kritischen Tages ersehen, welche beweisen, daß das Bestreben vorwaltete, die Cantonesen in den Sturz des Kaisers zu verwickeln. Das Haus des Chefs der Cantonesen-Partei, des Tschang-yin-huan, wurde von Soldaten umstellt und durchsucht. Das Gerücht, der junge Cantonese Kang-Yu-Wei habe einen Giftmord-Versuch gegen den Kaiser begangen, ist wahrscheinlich gleichfalls von der Partei des Li-Hung-Tschang ausgesprengt worden. Kang-Yu-Wei soll übrigens in der That die Flucht ergriffen haben. Tschang-yin-huan ist auf's Höchste entrüstet über die ihm zu Theil gewordene Behandlung. Auch sonst sind die Cantonesen sehr erregt, und Gährungen in Süd-China scheinen nicht ausgeschlossen.

Auf die erste Nachricht von der Krisis in Peking sind sieben englische Kriegsschiffe unter dem Kommando eines Admirals außerhalb der Barre des Pei-ho eingetroffen und haben sich vor die Taku-Forts gelegt. Aber die Engländer werden sich wohl

hüten, diese chinesischen Forts zusammenzuschießen; denn auf die englischen Schüsse würden die russischen Kanonen die Antwort nicht schuldig bleiben.

---

2. Was man in Peking dazu sagt.

Peking, 30. September.

Das Bestehen einer starken Reformpartei macht sich in Peking bereits seit einiger Zeit bemerkbar. Ein Hauptelement derselben sind die Cantonesen. Der praktische Geist, der die südchinesische Handels-Metropole erfüllt, macht es natürlich, daß gerade Leute aus Canton es waren, welche sich der Schäden des Reiches in besonders reger Weise bewußt wurden und welche am Eifrigsten auf Mittel und Wege sannen, um Abhilfe für diese Schäden zu finden. Der Kaufmann braucht Freiheit und Fortschritt, schon deshalb, weil mit der Entwickelung des Staates auch seine Geschäfte sich entwickeln. Daß also in China die Reformbewegung von der großen Kaufmannsstadt Canton ausgeht, ist auch aus dem Grunde erklärlich, weil der Kaufmann der Erste wäre, der von den Reformen profitiren würde. Dazu kommt, daß die Cantonesen eben durch ihren Handel in fortwährenden Beziehungen zu den Europäern stehen und daß sie in nächster Nachbarschaft, nur wenige Stunden Dampferfahrt entfernt, die englische Kolonie Hongkong haben. Unter diesen Einflüssen hat sich in den besten Köpfen von Canton allgemach ein europäisirender Liberalismus herausgebildet. Entsprechend der Bedeutung ihrer Stadt sind die Cantonesen am chinesischen Hofe eine mächtige Coterie. Tschan-yin-huan war bis zum Ausbruch der Krisis das Haupt dieser Gruppe.

Ein zweites Element der Reformpartei bilden die jungen chinesischen Schriftgelehrten. Die Elite der chinesischen Jugend, die Tüchtigsten und Rührigsten aus dem jungen Literatenthum, empfinden tief das Elend und die Schmach ihres Landes und träumen von einer besseren Zukunft. Sie wollen das Volk aus seinem Schlummer aufrütteln und wollen die öffentlichen Zustände bessern. Wie in der Türkei die Jung-Türken ihr Vaterland durch Reformen vor dem

drohenden Zerfall und der Fremdherrschaft retten möchten, haben sich in China während der schweren Noth der letzten Zeit die Jung-Chinesen zusammengefunden, die für ihr Land Aehnliches erstreben. Diese Jung-Chinesen haben freilich kein klares Bewußtsein dessen, was noththut. Sie sind niemals in Europa gewesen, und ihr Gehirn, das mit chinesischem Wulst und Blödsinn vermauert ist, ringt vorläufig noch vergebens nach Befreiung. Jedenfalls haben sie sich schon zu der Ueberzeugug durchgearbeitet, daß es nicht mehr angeht, das ganze soziale und staatliche Leben China's auf die confucianischen Klassiker zu begründen; und wenn sie auch Europa nicht kennen, so ahnen sie, daß das, was sie für ihr Land anstreben müssen, in der europäischen Richtung liegt. Die Reformbewegung unter den jungen chinesischen Literaten ist bereits so mächtig, daß ihre Eindämmung kaum mehr möglich sein dürfte; und in den diplomatischen Kreisen von Peking hört man sogar die Ansicht aussprechen, diese Bewegung werde zweifellos zu Resultaten führen, und sollten auch noch Ströme Blutes, des besten Blutes von China, vorher fließen.

Durch den jungen Literaten Kang-Yu-Wei, der zugleich Cantonese ist, also in beiden Reform-Lagern steht, haben die Bestrebungen dieser Kreise auch über den Kaiser Macht gewonnen. Der Kaiser hat eine herzliche Freundschaft zu seinem Altersgenossen Kang-Yu-Wei gefaßt; und da er sowohl den Jahren als der ganzen Richtung seines Temperaments nach mit den jungen Stürmern und Drängern sympathisirt, da ihm ferner durch den Besuch des Prinzen Heinrich jenes Europa, von welchem Kang-Yu-Wei und seine Gesinnungsgenossen träumen, auf einmal in sympathischer Gestalt von Angesicht zu Angesicht erschienen ist, so ist der Kaiser allmählich selbst der Eifrigste unter den Jung-Chinesen geworden.

In diese große Gährung mischt sich endlich noch eine antidynastische Strömung. Den Chinesen ist es bekanntlich nur drei Jahrhunderte lang vergönnt gewesen, unter einer nationalen, chinesischen Dynastie zu leben. Das waren die Ming-Kaiser, deren Regierungszeit (1368—1644) darum auch heut noch in den Volksgesängen und auf den Theatern als die große Epoche, als das heroische Zeitalter gefeiert wird. Vor den Ming-Kaisern wurde China durch mongolische Herrscher regiert, die Ming-Kaiser aber wurden durch mandschurische Heerführer vertrieben, deren Nachkommen

noch zur Stunde auf dem chinesischen Kaiserthrone sitzen. Jetzt erwacht nun auf einmal der alte historische Gegensatz zwischen Chinesen und Mandschuren, der Jahrhunderte lang geschlummert hat. Die liberalen Bestrebungen der jungen chinesischen Generation finden ihre erbittertsten Gegner in den alt-mandschurischen Elementen des Hofes, welche so reaktionär gesinnt sind, wie dies Leuten vom alten Adel zukommt. Die mandschurischen Hof-Junker und die Tataren-Generale wollen nichts von Reformen wissen. Die Kaiserin Witwe, die vor der Mündigkeit des jetzigen Kaisers die Regentschaft geführt hat, ist die Seele dieser reaktionären Partei. So ist denn jetzt wieder einmal Chinesenthum und Mandschurenthum in scharfen Antagonismus gerathen; und wie vor Jahrhunderten, repräsentiren auch heut in diesem Streite die Chinesen die höhere Kultur, die Mandschuren aber den Militarismus mit aller seiner Bornirtheit und Brutalität. Die jungen chinesischen „intellectuels" sind in solcher Weise dazu geführt worden, eine Agitation gegen das mandschurische Herrscherhaus zu beginnen. Diese Agitation hat bereits in einem bedenklichen Maße auf das Volk übergegriffen, das in China für dynastische Fragen sich noch am Ehesten einsetzt. Insgeheim schleicht heut der Gedanke, eine nationale chinesische Dynastie auf den Thron zu erheben, durch das ganze Reich. Der Boden, auf dem das gegenwärtige Kaiserhaus steht, ist allmählich recht schwankend geworden, und unter den Diplomaten in Peking wird auch die Ansicht laut, daß die Dynastie in Zukunft ihren Sturz wahrscheinlich nur dadurch wird vermeiden können, daß sie das Ausland zu Hilfe ruft.

Rath, Aufmunterung, jede Art von Unterstützung fand die chinesische Reformpartei bei den Japanern. Diese stehen hinter der ganzen Reform-Bewegung in China und haben auch bei der jetzigen Krisis die Hand im Spiel. Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß gerade in den Tagen, wo die Reform-Partei ihren Hauptschlag führen wollte, der Marquis Ito, der frühere japanische Ministerpräsident und der Vertraute des Mikado, in Peking weilte, angeblich um seinem alten Freunde Li-Hung-Tschang den längst geschuldeten Gegenbesuch zu machen. Der Marquis Ito ist allerdings schon wieder nach Hause gefahren. Vor seiner Abreise hat er einen der europäischen Gesandten in Peking besucht

und hat diesem sein Herz ausgeschüttet: wie degoutirt er sei von Allem, was er in der chinesischen Hauptstadt habe mit ansehen müssen, und wie er heimkehre in der Ueberzeugung, daß mit China nichts anzufangen sei. Die chinesische Reformpartei wird also von den Japanern geschoben, und hinter den Japanern schieben wieder die Engländer. Die Japaner haben, wie es scheint, wirklich die ehrliche Absicht, China zu reformiren. Sie glauben an die Reformen, weil sie ihnen ja selbst geglückt sind. Sie rechnen ferner darauf, daß China, wenn es den Weg der Reformen einzuschlagen sich entschließt, sich der Japaner als Rathgeber und Lehrmeister bedienen wird, so wie die Japaner sich seinerzeit der Europäer bedient haben. In dieser Weise würde Japan die Leitung der chinesischen Angelegenheiten zum guten Theil in die Hand bekommen. Vor Allem aber will Japan, daß China bündnißfähig werde. Denn das große Ziel der japanischen Politik ist die Verdrängung der Fremden aus Ostasien. Japan will sich zum Vorkämpfer einer asiatischen Monroe-Doctrin machen, welche Asien für die Asiaten in Anspruch nimmt; und Japan im Bunde mit einem nach japanischer Art reformirten, japanischen Inspirationen gehorchenden und zugleich wirklich kriegstüchtigen China würde einen mächtigen Damm gegen jeden europäischen Anprall bilden.

Darum wollen die Japaner also China reformiren. Sie haben die chinesische Reformpartei insofern nicht gut berathen, als sie ihr nicht in allererster Linie Mäßigung und langsames Vorgehen anempfohlen haben. Die Reform-Dekrete des von den jungen Hitzköpfen beeinflußten Kaisers folgten sich in verhängnißvoller Ueberstürzung. Eine der letzten Verordnungen betraf die Aufstellung eines jährlichen Budgets, in welchem alle Einnahmen und Ausgaben des Reiches genau verzeichnet sein sollten. Schließlich bereitete der Kaiser die Erlassung einer Verordnung vor, durch welche allen Mandarinen vom ersten bis zum dritten Grade anbefohlen werden sollte, sich die Zöpfe abzuschneiden und europäische Kleidung anzulegen. Dadurch brach eine gute Zeit an für die in Peking lebenden europäischen Liebhaber von chinesischen Kuriositäten. Denn die hohen chinesischen Beamten begannen thatsächlich bereits, ihre Kleider zu verkaufen oder zu

verpfänden, und man konnte einige Tage lang bei den Kuriositätenhändlern in Peking kostbare chinesische Seidengewänder zu Spottpreisen bekommen. Der Kaiser selbst legte europäische Kleider an, die ihm Tschang-yin-huan in den Palast gesandt hatte.

Das war der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Ueberlaufen brachte; oder vielmehr: es war der Vorwand zur Krisis. Die Krisis wäre vielleicht deshalb noch immer nicht ausgebrochen, wenn die Reformpartei nicht so unvorsichtig gewesen wäre, auch mächtige persönliche Einflüsse gegen sich aufzubringen. Der Kaiser wurde dazu beredet, den alten Li-Hung-Tschang zu entlassen. Die inneren und äußeren Ursachen, welche den Sturz dieses Staatsmannes bewirkten, sind oben bereits ausführlich dargelegt worden. Er fiel, weil die Cantonesen ihn beseitigen wollten und weil die Engländer auf seine Entlassung drangen.

In den Gesandtschaften von Peking glaubt man, daß die Engländer mit ihrem Vorgehen gegen Li-Hung-Tschang einen politischen Fehler gemacht haben. Thatsächlich sagte in offener Sitzung des Tsung-li-yamen der englische Gesandte dem Li-Hung-Tschang auf den Kopf zu, daß er von Rußland Geld genommen habe. Dies bot den Feinden des Li-Hung-Tschang am chinesischen Hofe wieder eine willkommene Gelegenheit, um ihn vor dem Kaiser der Bestechlichkeit anzuklagen und seine Entlassung zu fordern. Aber man meint in Peking, daß die Engländer besser gethan hätten, sich mit Li-Hung-Tschang in einer anderen Weise abzufinden. Li-Hung-Tschang ist von Haus aus weder russisch noch englisch gesinnt. Da er nun der Freund der Russen geworden ist, weil sie seine Freundschaft entsprechend honorirt haben, so hätten die Engländer versuchen sollen, aus Li-Hung-Tschang durch Ueberbietung des russischen Honorarsatzes einen Freund Englands zu machen. Bei der bekannten Vorurtheilslosigkeit des alten chinesischen Staatsmannes wäre dieser Versuch sicher nicht mißglückt. Jetzt, wo Li-Hung-Tschang durch die Engländer zu Fall gekommen, ist er deren erklärter Feind geworden; und diese Gegnerschaft ist nicht zu unterschätzen, wenngleich Li-Hung-Tschang wohl nicht so bald in Amt und Würden wieder eingesetzt werden wird, weil die Chinesen viel zu klug sind, um die Engländer in so direkter Weise herauszufordern. Die Cantonesen, die auch am Sturze des Li-Hung-Tschang gearbeitet hatten, schädigten

dadurch die Sache der Reformen, für die sie thätig waren. Man kennt Aeußerungen, die Li-Hung-Tschang noch kurz vor seiner Entlassung gethan und in denen er sich eher für, als gegen die Reformen ausgesprochen hat: gewiß könne in China Manches zur Besserung der Verhältnisse geschehen, nur müsse man auch die alten Traditionen und den konservativen Geist des Landes berücksichtigen und dürfe nicht Hals über Kopf vorgehen ꝛc. Nachdem Li-Hung-Tschang aber durch die Reformpartei aus seinem Amte gedrängt worden war, trat er sofort offen auf die Seite der Kaiserin Witwe.

Der Hauptschlag, den die Reformpartei plante, sollte gegen die Kaiserin-Witwe geführt werden. Das erst führte den dramatischen Wendepunkt herbei. Die Kaiserin-Witwe hatte sich bisher den Kundgebungen der neuen Aera gegenüber passiv und abwartend verhalten. Aber sie ist eine Frau von seltener Energie. Und als sie sich persönlich bedroht sah, war sie sofort zur That bereit. Der Kaiser hatte es zugelassen, daß die Situation die Gestalt eines Vernichtungs-Kampfes zwischen ihm und der Kaiserin-Witwe annahm. Einer von Beiden mußte gehen, die alte Kaiserin oder der Kaiser. Die alte Kaiserin ging auf den Kampf ein, setzte sich mit voller Kraft zur Wehr, kam durch rasches Handeln dem gegen sie gerichteten Anschlag zuvor, und am Ende hat der Kaiser weichen müssen und die alte Kaiserin ist geblieben.

Die Reformpartei hatte geplant, daß die Kaiserin-Witwe nach Mukden verbannt werden sollte. Um diesen großen Coup auszuführen, mußte man sich zunächst einer ausreichenden Militärmacht versichern. Der chinesische General Yu-lu, der ein Lager im Süden von Tiensin befehligt und als Freund der Reformen gilt, weil er in seinem Lager einige europäische Unteroffiziere als Instruktoren angestellt hat, wurde in's Vertrauen gezogen, und es wurde ausgemacht, daß er zum Schutz des Kaisers mit seinen Truppen nach der Hauptstadt kommen sollte. Der General kam auch wirklich nach Peking. Nur beging er die kleine Vergeßlichkeit, daß er seine Truppen nicht mitbrachte. Auch sonst ließ er sich einige Ungenauigkeiten in der Ausführung der mit ihm verabredeten Aktion zu Schulden kommen. Er begab sich nämlich nicht in den Palast des Kaisers, sondern in den der Kaiserin-Witwe

und machte ihr Mitteilung von Allem, was gegen sie in Vorbereitung war.

Die Kaiserin-Witwe ging zur Offensive über, ohne auch nur einen Moment zu verlieren. Sie ließ von den ihr ergebenen Truppen den Palast des Kaisers umstellen, drang in dessen Gemach ein, riß ihm die europäischen Kleider vom Leibe und zwang ihn, das Dekret zu unterzeichnen, welches sie zur Mitregentin ernennt. Jetzt sitzt sie wieder auf dem Thron, die neu gewonnene Macht aber muß ihr zuerst dazu verhelfen, ihre Rachegelüste zu befriedigen. Die harte Frau verlangt nach Blut, und der Henker bekommt große Arbeit. Für alle Diejenigen, die in China nach Neuerungen und Besserungen streben, hat eine Schreckenszeit begonnen. Der ganze junge Freundeskreis des Kaisers soll durch das Schwert des Scharfrichters ausgerottet werden. Dieselben blutigen Verfolgungen richten sich gegen die Mitglieder der Cantonesen-Partei. Zuerst sind sechs junge Literaten, die Alle bereits auf den unteren Stufen der höheren Beamten-Laufbahn im Staatsdienst standen, ins Gefängniß geworfen worden. Unter ihnen befand sich der Bruder des jungen Kang-Yu-Wei, des Freundes des Kaisers, und der Sohn eines Vizekönigs. Im beschleunigten Verfahren wurde ihnen der Prozeß gemacht; sie wurden zum Tode verurtheilt. Nach ihrer Schuldigsprechung wurden sie der Kaiserin-Witwe vorgeführt, die sie mit wüthenden Vorwürfen überschüttete. Einer der Verurtheilten antwortete der Kaiserin mit flammenden Worten und rief ihr am Ende zu, daß sie das Verderben China's sei. Am nächsten Morgen wurden die sechs Jünglinge hingerichtet. Fünf starben mit ungebrochenem Muthe, nur Einer bekam im letzten Augenblicke Angst vor dem Tode. Alle haben vor der Vollstreckung des Bluturtheils erklärt, sie hätten das Beste ihres Landes gewollt, und man werde in späteren Jahren ihrer gedenken und einsehen, daß sie im Rechte gewesen seien.

Kang-Yu-Wei selbst hat sich der Hinrichtung durch die Flucht entziehen können. Er ist mit der Bahn von Peking nach Tientsin entkommen, hat an der Barre des Pei-ho einen der englischen Postdampfer erreicht, welche den Dienst zwischen Tientsin und Shanghai versehen, ist vor der Einfahrt nach Shanghai in Wu-sung von einem englischen Kanonenboot aufgenommen, von diesem

dann an Bord des nach Hongkong abgehenden Postdampfers gebracht worden und wird von dort aus demnächst nach Japan gehen.*)

Zugleich mit den sechs jungen Literaten, welche als die ersten Opfer gefallen sind, wurde auch Tschang-yin-huan verhaftet. Um die Bedeutung dieser Thatsache zu würdigen, muß man bedenken, daß Tschang-yin-huan als das angesehenste Mitglied des Tsung-li-yamen galt, daß er in allen Gesandtschaften von Peking als hochgeschätzter Gast verkehrte und daß er im vorhergehenden Jahre erst nach Europa gesandt worden war, um China bei dem Jubiläum der Königin von England als außerordentlicher Bevollmächtigter zu vertreten. Auch Tschang-yin-huan wurde nach summarischem Prozesse zum Tode verurtheilt. Jetzt aber erhoben der englische und der japanische Gesandte energischen Einspruch. Erst durch Aufbietung ihres ganzen Einflusses konnten sie es durchsetzen, daß das Todesurtheil nicht vollstreckt wurde. Wie ein gemeiner Verbrecher wurde Tschang-yin-huan nunmehr nach Turkestan verbannt.**)

Was weiter werden wird, weiß Niemand zu sagen. Fast jeder Tag bringt Ueberraschungeu. Zunächst stehen wohl noch zahlreiche Hinrichtungen bevor. Aber mit Blut hat sich noch niemals eine freiheitliche Bewegung unterdrücken lassen; und wenn es in den Geistern einmal anfängt, Tag zu werden, bleibt alle Gewalt ohnmächtig. Diese Erfahrung wird schließlich auch wohl China machen.

---

*) Die Japaner nahmen Kang-Yu-Wei und einige seiner Freunde bei sich auf, weil sie hofften, sich derselben bei ihren Umtrieben in China bedienen zu können. Aber es scheint, daß dieser Plan zu Enttäuschungen geführt hat. Der japanische Minister des Auswärtigen, Graf Aoki, den ich einige Wochen später in Tokyo sprach, drückte sich nicht gerade enthusiastisch über die jungchinesischen Reformatoren aus. „Wir lassen sie frei herumlaufen," sagte er, „wir hindern nnd binden sie nicht. Denn es sind politische Flüchtlinge. Aber sie geberden sich gar zu radikal und machen mir den Eindruck von unreifen Köpfen. Mit diesen Leuten ist gar nichts anzufangen."

**) Es heißt, daß Tschang-yin-huan auf dem Wege nach Turkestan doch ei getödtet worden ist.

redei.

nicht h.

3. Die Belästigungen der Fremden.

Peking, 4. Oktober.

Der Aufenthalt in Peking gestaltet sich jetzt etwas ungemüthlich für Jemand, der nicht die Vorsicht besessen hat, als Chinese auf die Welt zu kommen. Die Bevölkerung beginnt die Europäer anzugreifen. Sobald die öffentlichen Angelegenheiten schief gehen, sind die Ausländer schuld. Man hat dies in Europa, namentlich in Frankreich, so oft miterlebt, daß man in China nicht davon überrascht sein darf. In Peking ist wohl außerdem noch von oben her das Volk gegen die Fremden aufgehetzt worden, was ein beliebtes Mittel der chinesischen Staatskunst ist, wenn die Zeiten schwierig werden. Solange das Volk den Fremden nachstellt, läßt es die eigene Regierung in Ruhe. Zugleich hat vielleicht auch die Reform-Partei, welche bei der Palast-Revolution unterlegen ist, aufregende Gerüchte ausgestreut, um den Pöbel zu Angriffen gegen die Fremden zu verleiten und dadurch ein direktes Eingreifen der europäischen Mächte herbeizuführen.

Angefangen haben die Unruhen am Tage, nachdem der ehemalige japanische Ministerpräsident Marquis Ito die Stadt verlassen hatte. Zugleich mit dem Marquis Ito waren etwa vierzig andere Ausländer abgereist, von denen nur ein kleiner Theil zum Gefolge des japanischen Staatsmanns gehörte. An jenem Tage war nämlich Cricket-Match in Tientsin, und mehrere Engländer aus Peking, welche diesem Sport-Ereigniß beiwohnen wollten, waren durch dieses zufällige Zusammentreffen genöthigt, sich gleichzeitig mit dem Marquis Ito nach dem Bahnhof zu begeben. Der Weg zum Bahnhof führt durch die Hauptstraße der Chinesenstadt, die immer voll von Menschen ist und die zu jener Zeit noch besonders volkreich war, weil gerade die chinesischen Mond-Feiertage stattfanden und sich infolge dessen viele Müßiggänger in den Gassen herumtrieben. Die außergewöhnlich große Anzahl von Fremden, die nach dem Bahnhof zogen, fiel der Menge auf, und bald darauf begannen Gerüchte durch die Stadt zu laufen, welche besagten: der Kaiser habe, erbittert über ihre gegen China gerichteten Umtriebe, alle Fremden aus dem Lande gewiesen.

Am folgenden Tage, am Donnerstag den 29. September, traf ich selbst in Peking ein. Im Bahnzuge war ich der einzige Eu-

ropäer gewesen, und ganz allein hielt ich meinen Einzug durch die Tausende von Chinesen. Ich hatte mir eine Sänfte zur Bahn kommen lassen, da ich etwas unwohl war und deshalb nicht einen der Karren besteigen konnte, die in Peking den Wagenverkehr besorgen und in deren auf keinen Federn ruhenden Kasten dem Fahrgast alle Eingeweide durcheinander geschüttelt werden. Eine Sänfte ist in China eine so gewöhnliche Straßen-Erscheinung, wie bei uns eine Droschke. Es war daher unerklärlich, daß ich auf dem Wege vom Bahnhof nach der Stadt gar so sehr angegafft wurde. Die Leute traten aus den Thüren der Häuser heraus und zeigten mit Fingern nach dem Tragstuhl. Als ich in der Hauptstraße der Chinesenstadt anlangte, schien meine Ankunft zu einem Volksfest zu werden. Von allen Richtungen eilte die Menge herbei, stellte sich zu beiden Seiten des Weges auf und machte Kommentare, die anscheinend des Wohlwollens ermangelten.

Kurz vor dem gewaltigen Thore, das die Chinesenstadt gegen die Mandschurenstadt abschließt, führt die Straße über eine schmale steinerne Brücke. Das war die böseste Stelle. Ein dichter Haufen hatte sich hier angesammelt und wartete auf mein Erscheinen. Die Brücke geht ein wenig bergauf. Sowie meine Kulis die Höhe erreicht hatten, beugten sich Hunderte von Köpfen über die Sänfte, und es entstand Hohngelächter und wüstes Geschrei. Ich habe bei solchen Gelegenheiten ein gutes System, das sich bereits mehrfach in China bewährt hat: Wenn man Hohn lacht, so lache ich wieder, und bleibe ruhig und sehr liebenswürdig. Auf diese Weise wurde auch hier die gefährliche Passage ohne weiteren Unfall überwunden. Als ich das Thor der Mandschuren-Stadt hinter mir hatte, war das Aergste vorüber. Auf der Brücke dürften allerdings durchaus nicht schmeichelhafte Meinungen über meine Person geäußert worden sein. Aber wenn man erst einmal über die Brücke hinweg ist, braucht man sich nicht um das zu bekümmern, was die Leute auf der Brücke von Einem reden. Das ist eine weise Lebensregel, die sich auf's Allgemeine ebenso anwenden läßt, wie auf diesen speziellen Fall. Die Hauptsache ist eben immer: über die Brücke zu kommen.

Am selben Nachmittag, an dem ich meinen Einzug in Peking hielt, waren bereits die ersten Angriffe auf Europäer an anderen Punkten der Stadt vorgekommen. Die Frau des italienischen Ge-

schäftsträgers ließ sich in ihrer Sänfte nach dem Pe-tang, der nördlichen katholischen Kirche, tragen. (Es giebt vier katholische Kirchen in Peking, welche in den vier Himmelsrichtungen liegen und nach diesen benannt sind: die nördliche, die südliche, die östliche und die westliche Kirche). Unterwegs wurde sie plötzlich von einem Volkshaufen umringt. Unter dem Geschrei „Schlagt die Europäerin todt!" suchte der Mob auf die Sänfte einzudringen. Wäre die Dame in Angst gerathen und aus der Sänfte gestiegen, so wäre sie in die Hände des Pöbels gefallen und wäre verloren gewesen. Die muthige junge Frau blieb jedoch ruhig sitzen und überließ ihre Vertheidigung den Sänften-Kulis und den chinesischen Reitknechten der Escorte, die sich als treue Diener bewährten. Die Reitknechte bildeten mit ihren Rossen und ihren Leibern einen Wall vor ihrer Herrin, die Kulis stießen das Volk zurück, indem sie zugleich die Sänfte rasch weiter trugen. Auf die Dienerschaft hagelten die Steine nieder, aber bald war die Sänfte ihren Angreifern entronnen. Zur selben Zeit wurde an einer anderen Stelle der französische Bischof Mgr. Favier angefallen, der sich gleichfalls in seiner Sänfte befand, und konnte ebenso nach einigen bedrohlichen Augenblicken sich in Sicherheit bringen.

Am nächsten Tage, am Freitag den 30. September, wurde es ganz schlimm. Mit dem Postzuge aus Tientsin war eine englische Dame, Mrs. Beaton, heraufgekommen, welche in Peking eine ihrer Freundinnen besuchen wollte, deren Mann im Zolldienst angestellt ist. Die Dame war am Bahnhof von einem ihrer Bekannten, einem Mr. Mortimer, in Empfang genommen worden. Mrs. Beaton fuhr in einer Karre nach der Stadt, Mr. Mortimer schritt dem Gefährt zur Seite. In der Hauptstraße der Chinesenstadt werden sie von dem zusammenlaufenden Volk mit Beschimpfungen empfangen. Ein dichter Schwarm läuft neben dem Karren her. An der oben beschriebenen steinernen Brücke geht das Pack plötzlich zu Thätlichkeiten über. Der Haufen theilt sich. Die Einen umringen den Mr. Mortimer, trennen ihn von dem Karren, überschütten ihn mit Steinen und schmieren ihm Koth in's Gesicht. Mr. Mortimer sucht sich gegen die Uebermacht zu vertheidigen, indem er mit seinem Stocke um sich haut. Die Anderen eröffnen zuerst auf den Karren ein Stein-Bombardement. Die chinesische

Kammerfrau, die Amah, welche vorn sitzt, muß den größten Theil der Geschosse auffangen. Aber sie weicht und wankt nicht, und auch hier zeigt sich die chinesische Diener-Treue im schönsten Lichte. Nachdem alle Munition verschossen ist, rückt das Gesindel unter wildem Geheul direkt auf den Karren los. Einer greift durch's Fenster hinein und reißt der Mrs. Beaton den Aermel vom Kleide. Die Uebrigen machen den Versuch, das Gefährt von der hohen Brücke herunter in's Wasser zu stürzen. Schon hängt ein Rad über die Brüstung hinaus. Mrs. Beaton erzählt, in diesem Augenblick habe sie die Ueberzeugung gehabt, es sei um sie geschehen, und dabei sei ihr nur noch der Gedanke durch den Kopf geflogen, daß es doch traurig sei, auf so niederträchtige Weise umzukommen, wie eine in der Falle gefangene Maus, die ertränkt wird. In dieser höchsten Noth naht die Rettung. Zufällig befinden sich in der Nähe Freunde des chinesischen Fuhrmannes, dem der Karren gehört. Sie brechen sich durch die Menge Bahn, reißen den Uebelthätern den Karren aus den Fäusten, der Kutscher haut auf sein Maulthier, das Volk giebt Raum, und im gestreckten Trabe geht es von dannen. Mr. Mortimer, dem es zu gleicher Zeit gelungen ist, sich von seinen Widersachern freizumachen, läuft dem Karren nach und schwingt sich im Fahren hinauf. Hinter den Enteilenden fliegen die Steine her.

Kurz nachher kommen dort einige Amerikaner vorüber, die zu Pferde von der Bahn nach der Stadt traben. Sie werden auf einer Strecke von fast einer Viertelstunde gesteinigt. Alle erhalten Verletzungen, Einem wird durch einen wuchtigen Steinwurf eine Rippe zerbrochen. In der Nähe steht chinesische Polizei und schaut den Ereignissen mit Gemüthsruhe zu. Die Amerikaner rufen ihre Hilfe an, die Polizisten thun, als verstünden sie nicht, und rühren sich nicht vom Flecke.

Am Samstag dem 1. und Sonntag dem 2. Oktober dauerten die Ruhestörungen fort. Der spanische Gesandte, welcher Doyen des diplomatischen Corps ist, wurde auf dem Wege nach dem Tsung-li-yamen von Soldaten verhöhnt. Einige machten sich sogar den niedlichen Scherz, ihre Gewehre auf den Gesandten anzulegen. In Peking befinden sich gegenwärtig viele chinesische Soldaten, welche die Kaiserin-Wittwe dort zusammengezogen hat, um ihren Staats-

streich auszuführen. Man hat bemerkt, daß bei allen Unruhen diese Hüter der Ordnung als die Hauptbetheiligten, wenn nicht gar als die Rädelsführer, figuriren. Auch mehrere Chinesen wurden mißhandelt, die in den Gesandtschaften angestellt sind. Die Gesandtschaften müssen sich nämlich einige chinesische Literaten halten für die Reinschrift der chinesischen Dokumente. Denn so vollendet auch die Dolmetscher, namentlich die deutschen, mit der chinesischen Sprache Bescheid wissen, so hat es doch noch kein Europäer bis zur Beherrschung der chinesischen Kalligraphie bringen können. Zwei von diesen Literaten, Einer von der englischen und Einer von der italienischen Gesandtschaft, wurden auf der Straße von einer Schaar unbekannter, den besseren Ständen angehöriger Chinesen umringt, geprügelt und dann wieder freigelassen mit der Drohung: wenn sie fortfahren würden, den fremden Gesandten Dienste zu leisten, so würde man sie ebenso todtschlagen, wie ihre Herren. Weitere Angriffe wurden gerichtet gegen einige Franzosen und auch gegen einige Japaner.

Sobald die Nachrichten von den ersten Attentaten eingelangt waren, traten die Gesandten zu einer Berathung zusammen. Nach längerer Debatte wurde der Text einer Collectiv-Note aufgesetzt, die sofort an das Tsung-li-yamen gerichtet werden sollte. Die Note signalisirte der chinesischen Regierung die Angriffe der Bevölkerung gegen die Europäer, verlangte auf das Energischeste Schutz für die Ausländer, wies darauf hin, daß die Situation sehr ernst sei und daß verhängnißvolle Konsequenzen für China daraus erwachsen könnten, und forderte schließlich die Regierung auf, die angeordneten Schutzmaßnahmen den Gesandten mitzutheilen. Was die Lage besonders bedenklich machte, war der Umstand, daß infolge der Krisis das Tsung-li-yamen, das seine hauptsächlichsten Mitglieder verloren hatte, im Auseinanderfallen begriffen schien, und daß eigentlich eine chinesische Regierung, die man hätte zur Verantwortung ziehen können, zur Zeit gar nicht bestand. Da nun sogar die Gesandtschaften bedroht wurden, warteten die Vertreter der fremden Mächte die Antwort des Tsung-li-yamen nicht erst ab, sondern gingen daran, auf eigene Faust Sicherheitsvorkehrungen zu treffen.

In diesen Tagen sind vor dem Hafen von Taku, in dessen Nähe die Bahnlinie, welche nach Peking führt, ihren Anfang nimmt,

Kriegsschiffe fast aller Nationen eingetroffen. Auch die „Kaiserin Augusta“ machte sich bereit, von Kiautschou nach Taku abzudampfen, und der Prinz Heinrich, als kommandirender Admiral des deutschen Geschwaders, theilte dem deutschen Gesandten in Peking telegraphisch mit, daß die „Kaiserin Augusta“ zu seiner Verfügung stehe und den Befehl habe, ein Detachement nach Peking zu senden, sobald der Gesandte darum ansuchen würde. Freiherr von Heyking, der auch in diesen schwierigen Verhältnissen seine Ruhe und Besonnenheit bewahrt hat, ist zur Stunde noch ungewiß, ob er die deutschen Marinesoldaten nach Peking berufen wird. Er will jedenfalls nicht der erste Gesandte sein, der ausländisches Militär nach Peking führt. Wenn die englischen und russischen Truppen kommen, so werden natürlich auch die deutschen erscheinen. Die Ankunft der englischen Matrosen und der aus Port-Arthur heraufbeförderten Kosaken wird nun zwar jeden Morgen als am Nachmittag bevorstehend angekündigt, ist jedoch bis heut noch nicht erfolgt. Vielleicht haben der englische und der russische Gesandte ähnliche Bedenken wie der deutsche, und vielleicht will von diesen gleichfalls Keiner der Erste sein, der Militärmacht herbeiruft.

Inzwischen hat sich aber auch die chinesische Regierung gerührt. Ihre Abgesandten haben den Verletzten, namentlich der Mrs. Beaton, Entschuldigungen überbracht; dann sind sie beim diplomatischen Corps herumgegangen und haben demüthig gebeten, man solle nur ja keine Truppen kommen lassen und solle der chinesischen Regierung vertrauen, die überall Polizei aufstellen und auch sonst jede Garantie für die Aufrechthaltung der Ordnung bieten werde. Schließlich ist es nicht unbedenklich, Detachements von ausländischen Schiffen nach Peking zu bringen, in einer Zeit, wo die Bevölkerung erregt ist. Denn die Anwesenheit fremder Truppen kann leicht ein Anlaß werden, um diese Erregung zu steigern. So werden also erst die nächsten Tage eine Entscheidung über die Frage der militärischen Besetzung der Gesandtschaften bringen.

Währenddem rekonstituirt sich allmählich die chinesische Regierung. Die Lücken, welche die Krisis in das Tsung-li-yamen gerissen hat, sind durch Neu-Ernennungen ausgefüllt worden. Als Mitglied dieses Staatsrathes ist einer der chinesischen Gesandten aus Europa nach Peking citirt worden. Die übrigen neuen Räthe sind ganz

unbedeutende Männer. Einer von ihnen ist in den Gesandtschaften als hartnäckiger Nein-Sager bekannt.

Im Uebrigen dauert die Wirrniß fort. Der Kaiser wird in seinem Palast gefangen gehalten. In den „westlichen Gärten" befindet sich eine Insel, die früher durch eine Brücke mit dem Gestade verbunden war. Nach dieser Insel hat man den unglücklichen jungen Monarchen geschafft. Die Brücke ist zerstört worden, und um dem Gefangenen das Essen zu bringen, wird eine Planke über das Wasser gelegt, die dann wieder weggezogen wird.*) Die Kaiserin-Witwe regiert. Sie verkündet pathetisch in den Edikten, die sie erläßt, daß die Zeit der Neuerungen durchaus nicht beendet sei und daß sie das begonnene Werk der Reformen fortsetzen werde. Aber Jedermann weiß, daß das nur leere Worte sind. In Wirklichkeit hat die Mandschu-Clique die Macht in Händen und führt ein Schreckensregiment. Die hohen chinesischen Beamten sind alle von Angst wie gelähmt, und Keiner wagt den Mund aufzuthun. Vor Kurzem wurde Herr Yintchang, der (früher schon erwähnte) Direktor der Militär-Akademie von Tientsin, nach Peking beschieden, weil eine Differenz mit Deutschland wegen der Grenze des Kiautschou-Gebiets besteht, über die man sein Gutachten wünscht. Herr Yintchang ist auf der deutschen Gesandtschaft gern gesehen und hat es sich auch stets zur Ehre gerechnet, dort zu verkehren. Diesmal hat er sich nicht getraut, sich blicken zu lassen, und hat die Herren von der Gesandtschaft gebeten, ihm, wenn sie es gut mit ihm meinten, nur um Himmelswillen keine Einladungen zugehen zu lassen. Das ist ein kleiner Zug zur Illustrirung der herrschenden Stimmung. Selbst der große Li-Hung-Tschang hüllt sich in undurchdringliches Schweigen. Die Reformpartei ist nach allen Richtungen zerstoben. Ihre Mitglieder sind auf der Flucht oder halten sich versteckt.

Das nächste Resultat, welches die Regierung der Kaiserin-Witwe für das Land haben wird, dürften finanzielle Schwierigkeiten sein. Die alte Frau ist habgierig und bis zum Unsinn verschwenderisch. Namentlich von der Bauwuth ist sie befallen und hat für Ausbau

*) Auf dieser Insel sitzt der Kaiser noch heut. Er vertreibt sich die Zeit damit, daß er Ziegen abrichtet, durch die Papierfenster seines Häuschens zu springen. Die alte Kaiserin ist sehr böse darüber, daß sie fortwährend Geld für „zersprungene" Fensterscheiben zahlen muß.

und innere Einrichtung von Palästen schon Millionen verausgabt. Einen Theil ihrer Einnahmen hatte sie oft Li-Hung-Tschang zu verdanken. Wenn er nur irgend konnte, hat Li-Hung-Tschang der Kaiserin-Witwe etwas zugesteckt. So erklärt sich die große und standhafte Freundschaft zwischen den Beiden. Die Provinzen sind an der Grenze ihrer Steuerkraft angelangt, und in den Gesandtschaften von Peking glaubt man, daß schließlich die Einsetzung einer internationalen Finanz-Kontrole in China nothwendig werden wird. Wenn Europa erst seine Hand an die chinesischen Finanzen gelegt hat, wird es wohl bald ganz China in der Gewalt haben.

---

4. Sollen die Truppen kommen?

Peking, 5. Oktober.

Jetzt haben die Dinge sich so gewendet, daß die Detachements von den Kriegsschiffen doch noch nach Peking kommen werden. Die Angelegenheit der Soldaten hat folgenden Verlauf genommen:

Als vor wenigen Tagen die Gesandten Berathung abhielten über die gegen die Europäer erfolgten Angriffe, erklärte der russische Geschäftsträger, daß er eine Abtheilung Kosaken nach Peking kommen lassen werde. Sofort ergriff der englische Gesandte das Wort, um mitzutheilen, daß er seinerseits die Landungs-Kompagnie eines Kriegsschiffs in Bereitschaft halte. Daraufhin telegraphirte auch der deutsche Gesandte nach Kiautschou und erhielt umgehend Antwort, daß die „Kaiserin Augusta" nach Taku abgehen werde. Das deutsche Kriegsschiff traf bald darauf an der Mündung des Pei-ho ein. Da aber der Gesandte bemerkt hatte, daß die Vertreter von Rußland und England trotz ihrer entschiedenen Erklärungen mit der Berufung der Truppen zögerten, verständigte er den Kapitän Köllner, der die „Kaiserin Augusta" kommandirt, daß mit der Ausschiffung der Soldaten noch gewartet werden möge.

Gestern nun landete das englische Detachement in Taku. Die dreißig englischen Marinesoldaten unter dem Kommando eines Offiziers bestiegen in Tongku den Zug, der nach Tientsin und Peking gehen sollte. Kaum hatten die Engländer in den Waggons

Platz genommen, so erschien ein chinesischer Beamter, theilte ihnen mit, daß der Zug nicht abgelassen werden würde, und forderte sie zur Räumung der Waggons auf. Die Engländer machten verblüffte Gesichter, ließen sich thatsächlich von dem chinesischen Beamten imponiren und — stiegen aus. Als man dies in Peking erfuhr, wollte man es zuerst kaum glauben. Niemand war im Rath der Gesandten so energisch aufgetreten, wie der bevollmächtigte Minister von England. Das erste Resultat dieser Energie war nun gewesen, daß die englischen Truppen sich gehorsam dem Befehl eines chinesischen Beamten gefügt hatten. Die großen Redensarten, denen keine Thaten folgen, haben überhaupt das System der englischen China-Politik während der letzten Jahre gebildet. Sobald irgend eine Verwicklung sich zeigte, machte England ein furchtbares Gesicht und sandte seine Schiffe von einem Hafen nach einem andern. Die Schiffe fuhren eine Zeit lang spazieren, und dann blieb Alles beim Alten. Rußland hingegen spricht wenig und handelt umso mehr. Darum wird England, das sich, wie es scheint, zu gar keiner That mehr aufraffen kann, in China Schritt für Schritt von Rußland zurückgedrängt. Hätten russische oder deutsche Soldaten im Zuge gesessen, so wären sie sicherlich nicht ausgestiegen. Gerade im jetzigen Augenblick erscheint die englische Nachgiebigkeit gegen die Chinesen besonders unangebracht und bedenklich.*)

Die Gesandten traten zu einer neuen Sitzung zusammen, die beim spanischen Gesandten, dem Doyen des diplomatischen Corps, abgehalten wurde. Am Tage hatten drei chinesische Minister bei den Vertretern der Mächte die Runde gemacht und hatten gebeten, die Berufung von Truppen nach Peking zu unterlassen. Die Gesandten waren geneigt, dem Ersuchen der chinesischen Regierung zu willfahren. Als sie aber vernahmen, daß die chinesische Regierung selbst eingegriffen hatte, um die Abreise der englischen Soldaten nach

*) Der bisherige englische Gesandte in Peking, Sir Claude Macdonald, den man in London für die Unentschlossenheit, welche die englische China-Politik während der letzten Jahre gezeigt hat, mit Recht oder Unrecht verantwortlich zu machen scheint, hat einige Monate nach diesen Vorgängen einen längeren Urlaub angetreten und dürfte wohl nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren.

der Hauptstadt zu verhindern, änderten sie ihre Auffassung von der Sache. Wenn sie jetzt auf die Truppen verzichtet hätten, so hätte das so ausgesehen, als fügten sie sich einem von der chinesischen Regierung geübten Zwange. In der That waren unter der Bevölkerung sofort Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, welche besagten, die Kaiserin-Witwe habe den Gesandten nicht erlaubt, ihre Truppen nach Peking zu bringen. Es kam dazu, daß das Tsung-li-yamen auf die Collectiv-Note in Betreff der Angriffe gegen Europäer mit Impertinenz erwidert hatte. Die Antwort-Note des Tsung-li-yamen enthielt kein Wort des Bedauerns oder der Entschuldigung über das Vorgefallene und besagte nur, die chinesische Regierung hätte bereits, ehe sie die Reklamation der Gesandten erhalten, die nöthigen polizeilichen Vorkehrungen getroffen.

In der neuen Sitzung beschlossen also die Gesandten, daß die Vertreter Englands, Rußlands und Deutschlands ihre Truppen nach Peking berufen sollten. Zugleich wurde eine zweite Collectiv-Note an das Tsung-li-yamen gerichtet, welche kurz und trocken der chinesischen Regierung mittheilte, daß die Soldaten den Befehl erhalten hätten, nach Peking zu kommen.

Das englische, russische und deutsche Detachement werden die Reise gemeinsam antreten. Abzuwarten bleibt, ob die chinesische Regierung von Neuem den Versuch machen wird, die Eisenbahn-Verbindung abzuschneiden. Vielleicht ist die Strecke wieder plötzlich unterwaschen, wie sie das ja auch schon neulich war, als es im Interesse des Staatsstreichs nützlich erschien, den Bahnverkehr zwischen Peking und Tientsin einzustellen. In diesem Falle werden die Soldaten Befehl erhalten, zu Fuß nach Peking abzumarschiren.

---

5. Der Einzug der europäischen Truppen.

Peking, 7. Oktober.

Die Truppen sind gekommen. Bis zum letzten Augenblick hat die chinesische Regierung Alles gethan, um diese Schmach von sich abzuwenden, durch die vor ihrem eigenen Volke ihre ganze Ohnmacht

enthüllt wird. Eine Abordnung der chinesischen Behörden hat noch einen letzten Rundgang bei den Gesandtschaften gemacht. Sogar ein kaiserlicher Prinz war dabei. Er zog mit großem Apparat die Gesandtschaft-Straße entlang. Vor der Sänfte, welche die Hoheit barg, schritten Kulis mit großen Tragschirmen aus Purpurstoff. An der Spitze des Zuges wurde von Zeit zu Zeit eine Pauke geschlagen. Aber die Pauke gab keinen kriegerischen Ton. Sie klang dumpf und resignirt. Es war eine Pauke, die sich mit den Ereignissen bereits abgefunden hatte und nur noch ein wenig Bumbum dazu machte. Die chinesische Deputation bekam überall den nämlichen Bescheid: Ueber die Berufung der Truppen nach Peking hätte sich reden lassen; da aber die chinesische Regierung bereits eigenmächtig vorgegangen sei und durch Abkoppelung der Waggons die englischen Soldaten zum Aussteigen gezwungen habe, sei keine Diskussion mehr möglich, und die Truppen müßten jetzt kommen, weil es sonst aussehen würde, als ließen die Gesandten sich durch die chinesische Regierung ihres Rechts auf eine Escorte berauben. Die Delegirten hörten sich das an, und da sie schließlich sahen, das nichts mehr zu ändern war, machten sie gute Miene zum bösen Spiel und erklärten: Die Truppen würden die Gäste China's sein.

Inzwischen hatte die Kaiserin-Witwe einige große Edikte ausgegeben, in welchen sie die Maßregeln anordnete, die zum Schutz der Fremden im Allgemeinen und der Missionäre im Besonderen zu ergreifen seien. Durch diese Erlässe sollte der Welt dargethan werden, daß die Sicherheit der Ausländer in China auch ohne fremde Truppen gewahrt sei. Die Edikte waren gut gemeint; aber es wäre sicherlich besser gewesen, wenn der Schutzbefehl *vor* den Angriffen gegen die Fremden ergangen wäre und nicht nachher. Auch hinderten die Edikte nicht, daß neue Belästigungen vorkamen. Mr. *Morrisson*, der Korrespondent der „Times" in Peking, entging nur mit knapper Noth der Gefahr, von einem Pöbelhaufen gesteinigt zu werden. Mr. Morrison, der bisher die Heranziehung von Truppen als unnöthig bezeichnet hatte, hat seitdem seine Meinung geändert. Ferner wurde der Arzt der amerikanischen Gesandtschaft auf einem Spaziergange von Gesindel umringt und bedroht. Der Doktor zog kaltblütig seinen Revolver, und die Kerle rissen aus.

Der geladene Revolver ist in den letzten Tagen in Peking ein unentbehrlicher Toilettegegenstand gewesen. Wenn man ausgeht, steckt man das Schnupftuch in die eine Tasche und das Schießgewehr in die andere. Die Geste ist Einem bereits zur angenehmen Gewohnheit geworden. Was mich anlangt, so habe ich allerdings niemals nöthig gehabt, mich der Waffe zu bedienen. Kürzlich bin ich ganz allein um den Kaiserpalast herum stundenlang durch die Straßen gegangen. Dieser Stadttheil wimmelt von chinesischen Soldaten und gilt darum jetzt als besonders gefährlich. Niemand aber hat daran gedacht, mir etwas zu leide zu thun. Einige Bürger von Peking haben lediglich ihr Wohlgefallen an der rundlichen Fülle meiner Gestalt zu erkennen gegeben. Es wäre ein Zeichen von recht unverträglicher Gemüthsart gewesen, wenn ich sie deshalb hätte niederschießen wollen.

Die Stellen in den Edikten der Kaiserin-Wittwe, welche sich im Besonderen auf den Schutz der Missionäre beziehen, sind offenbar durch die Vorgänge in Szechuen hervorgerufen worden. Die Franzosen scheinen nämlich Anstalten zur Eroberung dieser südlichen Provinz zu machen. Das Einzige, was ihnen vorderhand noch fehlt, ist ein Vorwand. Da nun die Deutschen ein Stück Land in China bekommen haben, weil Missionäre umgebracht worden sind, versuchen die Franzosen, einige ihrer Missionäre, wenn auch nicht umbringen, so doch wenigstens mißhandeln zu lassen, um ihrerseits das Land zu bekommen, das sie wünschen. Auf diese Weise gelangt in China mehr und mehr das Rezept zur Geltung: „Wenn man sein Gebiet erweitern will, so nehme man einen Missionar und lasse ihn zu Schaden kommen.“ Dabei fällt mir immer eine Aeußerung ein, die der greise Père Heude im Jesuitenkloster zu Si-ka-wei that, als ich dort seine interessante naturhistorische Sammlung besichtigte. Er sprach von einem deutschen Pater, der als Missionar tief im Innern Chinas wirkt, und sagte:

„Il se fera massacrer un jour et vous fera avoir un beau chemin de fer de plus.“

Die französisch-katholischen Missionäre in Szechuen bieten also gegenwärtig Alles auf, um Konflikte mit der chinesischen Bevölkerung zu provociren, welche dann einen Grund für das Eingreifen französischen Militärs liefern könnten. Darum zeigt sich die Kaiserin-

Witwe gerade in diesem Moment so besorgt um das Wohl der Missionäre. Die Pères in Szechuen werden nun aber jetzt von den chinesischen Behörden geschützt werden, ob sie wollen oder nicht. Doch vielleicht könnte die französische Diplomatie gerade dies zur Hervorrufung des ersehnten Zwischenfalls benützen und könnte Repressalien ankündigen, weil die chinesische Regierung den Missionären ihr Recht verkümmern will, sich umbringen zu lassen.

Es dürfte Manchem auffallen, daß bei der Krisis in Peking Frankreich so gar keine Rolle spielt. Englische, russische und deutsche Soldaten sind gekommen, die französischen lassen auf sich warten, und anscheinend gibt es nur drei Großmächte: England, Rußland und Deutschland. Daß Frankreich gegenwärtig in Peking nicht als Großmacht auftritt, ist die große Wirkung einer sehr kleinen Ursache: Herr Pichon, der französische Gesandte, ist vor einiger Zeit vom Pferde gefallen und liegt mit zerschlagener Nase im Bett. Unter dem starken Einflusse der Ereignisse in den letzten Tagen hat die Nase des französischen Gesandten allerdings zu heilen begonnen; die Folge ist, daß jetzt auch französische Truppen in Peking anlangen sollen. Damit ist das gesammte diplomatische Corps einverstanden, mit einziger Ausnahme des — russischen Gesandten. Man weiß, wie die Russen die Allianz mit den Franzosen auffassen: Ueberall, wo Frankreich eigene Interessen neben denen Rußlands hat, verpflichtet sich Frankreich, auf diese Interessen zu verzichten. Dafür verpflichtet sich Rußland, mit Frankreich überall zusammenzugehen, wo die Interessen Rußlands durch dieses Zusammengehen gefördert werden. In Peking wollen die Russen allein ihre Politik führen. Die Engländer sind von ihnen bereits so ziemlich aus dem Felde geschlagen worden, eine Rivalität mit den Deutschen besteht nicht, da Deutschland keine Eroberungs-Ziele in China verfolgt, und deshalb erscheinen die Franzosen, die jetzt auch in Peking einzugreifen sich anschicken, den Russen als arge Störenfriede. Herr Pawlow, der russische Geschäftsträger, bietet gegenwärtig Alles auf, um Herrn Pichon davon abzubringen, daß er französische Truppen nach Peking beruft. Es heißt sogar, Herr Pawlow habe sich in der Noth seines Herzens an den deutschen Gesandten gewendet und diesen gebeten, er solle doch Herrn Pichon begreiflich machen, daß die Truppen, die in

Peking eingezogen seien, zum Schutz der Europäer vollständig ausreichen und daß neue Detachements nicht mehr nöthig seien. Der deutsche Gesandte, erzählt man weiter, habe sich über dieses Anliegen seines russischen Kollegen sehr erstaunt gestellt und habe mit gut gespielter Naivetät gefragt: „Ja aber warum wenden Sie sich denn nicht selbst an den französischen Gesandten, da Sie doch „der Freund" sind?"

Ueberhaupt hat Freiherr von Heyking in allen den Schwierigkeiten der letzten Wochen mit einem Geschick operirt, das man immer von Neuem hervorheben muß. Das Verdienst, den Truppen-Einzug herbeigeführt zu haben, der auf die chinesische Bevölkerung eine so ungeheuere Wirkung ausgeübt hat, gebührt nicht am Wenigsten dem Vertreter Deutschlands. Die Initiative zu dieser Maßnahme jedoch, an der immer ein gewisses odium haftet, hat er klüglich Anderen überlassen. Die Berufung der Truppen war eine Angelegenheit, die sich vornehmlich zwischen dem englischen und dem russischen Gesandten abwickelte. Da nun der englische Gesandte auf den russischen und der russische Gesandte auf den englischen wartete, wäre die Affaire wahrscheinlich keinen Schritt vorwärts gekommen, wenn nicht der deutsche Gesandte hinter Beiden ein wenig geschoben hätte. Jetzt aber sind es doch wieder England und Rußland, welche die Truppen berufen haben, und anscheinend ist erst durch ihr Vorgehen Deutschland zum Mitgehen genöthigt worden. Die Chinesen sind namentlich gegen die Engländer erbost und haben sich auch bereits in London über das Verhalten des englischen Gesandten in der Truppen-Angelegenheit beschwert. Auch die Freundschaft zwischen Rußland und China, die sich in der letzten Zeit so sehr gefestigt hatte, scheint einstweilen wieder einmal einen kleinen Sprung bekommen zu haben. Die Russen haben nämlich in der Truppen-Angelegenheit nach guter russischer Gewohnheit etwas kräftig zugegriffen und sind statt mit dreißig Mann, wie ausgemacht war, gleich mit sechsundsechzig Mann und einer Kanone in Peking eingerückt. Gleich nach dem Einzuge hat die chinesische Regierung in einer Note sich über die zu große Anzahl der russischen Soldaten beschwert. Natürlich wagt die chinesische Regierung nicht, dem russischen Gesandten direkt Vorhaltungen zu machen, und so ist die Note an den Doyen des

diplomatischen Corps gerichtet. Gegen Deutschland wird nirgends ein Wort des Vorwurfs geäußert. Im Gegentheil, die chinesische Note stellt das deutsche Detachement als Muster auf, da es genau dreißig Mann stark sei und nicht einen Mann mehr.

Die Truppen-Demonstration hat wieder einmal gezeigt, welches das beste Mittel ist, um mit den Chinesen fertig zu werden. Europa, dessen Interessen in China von Tag zu Tag wachsen, kann auf China nicht mehr verzichten. Aber auch das Heil China's kann für's Erste nur von Europa kommen. In Güte sind die Chinesen nun einmal nicht dazu zu bringen, daß sie der höheren Cultur und der höheren Einsicht sich beugen. Was dabei entsteht, wenn von Chinesen selbst Reform-Versuche in China gemacht werden, zeigt zur Genüge die gegenwärtige Krisis. Reformen in China? Es gibt hervorragende China-Kenner, welche auf diese Frage nur eine Antwort kennen: „Die Dampfwalze." Das heißt: Wer China reformiren will, muß zuerst eine große Dampfwalze über das Land führen nnd alle Chinesen einwalzen.

Hoffentlich werden sich die Zustände im Reich der Mitte auch ohne dieses Radikalmittel bessern lassen. Unumgänglich ist es jedoch, hier und da den Chinesen die Faust zu zeigen. Herr V. Chirol, der frühere Korrespondent der „Times" in Peking, hat in seinem vortrefflichen Buche „Die Lage in Ostasien" die beherzigenswerthen Worte geschrieben:

„Solange die Chinesen Chinesen bleiben, ist die physische Uebermacht das einzige Argument, das sie sich von den Europäern gefallen lassen. Chinesen und Europäer bewegen sich in vollkommen verschiedenen Sphären, die nur einen Berührungspunkt, das physische Uebergewicht, haben, und nur von diesem Punkt aus kann man China bezwingen."

Auf dem Wege der Bezwingung China's, von der Herr Chirol spricht, ist am 19. Oktober 1898 ein mächtiger Schritt gethan worden. In dieses vor zwei Jahren noch so unnahbare Peking sind die europäischen Truppen eingezogen, wie in eine eroberte Stadt. Die chinesische Regierung vermochte es nicht zu hindern; das Volk aber stand wie gebannt in den Straßen, und diese eben noch so unverschämte und gewaltthätige Menge wagte nicht, sich zu rühren. In stummer Unterordnung schien China's Hauptstadt sich

in die neue Gewalt zu fügen, welche einherzog mit dem dumpfen Getrappel der Kosaken-Pferde und dem taktmäßigen Schritt der deutschen Infanteristen. . . . .

Machiapu, die Bahn-Station von Peking, liegt weit außerhalb der Mauern von Peking, vielleicht zwei Wegstunden von der Gesandtschafts-Straße entfernt. Außerhalb der Thore schlängelt sich der Weg in bizarren Windungen durch die Felder, und als Fremder kann man sich da kaum zurechtfinden. Die Chinesen haben zwar schweren Herzens das Zugeständniß gemacht, daß die Eisenbahn bis zur Hauptstadt hinaufgehen darf; aber sie haben zugleich die Eisenbahn so angelegt, daß deren Benutzung nach Möglichkeit erschwert wird. Die Bahn darf bis Peking gehen, man soll nur nicht mit ihr fahren. Unter diesen Umständen trifft es sich günstig, daß der Militär-Attaché der deutschen Gesandtschaft, Baron Teichmann, sich nach dem Bahnhof begibt, um das deutsche Detachement zu empfangen, und daß ich den Weg mit ihm machen kann.

Um halb elf Uhr Vormittags steigen wir vor dem Thore der deutschen Gesandtschaft zu Pferde. Der Baron Teichmann sitzt auf einem chinesischen Fuchs, einem noch halb wilden Pferde, das eben erst aus der Mongolei gekommen ist. Für mich hat man einen Schimmel besorgt. Das ist keine Kleinigkeit gewesen. Denn alle Pferde, welche Europäern gehören, sind für den Truppen-Einzug aufgeboten. In letzter Stunde hat man den Schimmel entdeckt, der müßig vor einem Wagen stand, hat ihn ausgespannt, und nun muß ich versuchen, mich auf dem starkknochigen Pferde im unbequemen chinesischen Sattel gemüthlich einzurichten. Der Schimmel thut übrigens seine Schuldigkeit. Er trabt wacker darauf los, und sobald er sich erst abgewöhnt haben wird, vor jedem Besenstiel, der ihm in die Nähe kommt, in Angst zu gerathen, wird er ein edles Schlachtroß abgeben. Baron Teichmann hat bei den Breslauer Kürassieren gedient; man merkt die gute Schule an der Leichtigkeit und Eleganz, womit er sich auf seinem schwer zu bändigenden Thiere hält. In Peking fehlt freilich das Publikum für diese Reitkunst, obwohl doch einige geschminkte Chinesen-Weiblein, die vor ihren Hausthoren stehen, sich beinahe die Hälse abdrehen, um dem stattlichen Kavalier nachzublicken.

Wie gewöhnlich ist viel Volk in den Straßen, aber Niemand sagt uns ein Wort. Daß etwas Ungewöhnliches vorgeht, wird erst bei dem Riesenthore merkbar, das von der Mandschuren-Stadt nach der Chinesen-Stadt führt. Dort steht ein Haufen chinesischer Soldaten, und von hier ab ist der ganze lange Weg bis zum Bahnhof mit Soldaten besetzt. Man bekommt sie in allen Farben zu zu sehen, in Blau, in Roth, in Gelb. Die Uniform besteht nur aus einem Rocke, einer weiten ärmellosen Tunik. Der Staat bekleidet in China lediglich den Oberleib seiner Krieger, für ihre Beine haben sie selbst zu sorgen. Der chinesische Soldat setzt sich also eigentlich aus einer offiziellen und einer privaten Hälfte zusammen. In der Regel sind beide Hälften gleich schmutzig, wodurch die Einförmigkeit gewahrt wird, die zum Begriffe der Uniform gehört. Auch an diesem Truppen-Einzugs-Tage befinden sich die Beinkleider in dem üblichen Zustande, aber die Röcke sind tadellos und scheinen funkelnagelneu. Dieser Glanz ist verblüffend. Die chinesischen Soldaten wollen offenbar ihren europäischen Kameraden imponiren und haben sich zu diesem Zweck wenigstens zum Theil sauber angezogen. Waffen tragen sie nicht. Hingegen halten sie große Hundspeitschen in den Händen. Der chinesische Polizeidienst, zu dessen Ausübung die Soldaten in den Straßen aufgestellt sind, ist der einfachste von der Welt. Er besteht lediglich im Dreinhauen. Wo eine ordnungswidrige Ansammlung sich bildet, knallt die Polizei ohneweiters mit der Peitsche dazwischen, und die Leute sind sich sofort im Klaren darüber, daß sie dort nicht stehen dürfen.

Auch Kavallerie-Posten finden sich da und dort. Diese sind bewaffnet. Die Reiter haben das Gewehr um die Schulter gehängt. Die Flinte ist freilich in ein Leinwand-Futteral verpackt. Denn bei einem Gewehr kommt es auf nichts so sehr an, wie darauf, daß es nicht hineinregnet. Die Mündung ist durch ein rothes Büschel verziert. Das mag vielleicht beim Schießen etwas hinderlich sein, aber das Büschel hat wieder den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß der Soldat keinen Augenblick im Zweifel darüber sein kann, auf welcher Seite das Gewehr losgeht. Infanterie und Kavallerie werden von Offizieren befehligt. Die chinesischen Offiziere sind nicht uniformirt und kleiden sich, wie die anderen Mandarine. Man muß bereits ein für chinesische

Trachten geübtes Auge haben, um sie zu erkennen. Da sie zumeist aus den Reihen der gemeinen Soldaten avancirt sind, fallen sie durch ihre derben und rohen Gesichter auf. Als Rangabzeichen dient der Mandarin-Knopf und eine hinten über den Hut herausstehende schwarze Feder.

In der Hauptstraße der Chinesenstadt herrscht, wie immer, geschäftiges Gewimmel. Zu beiden Seiten des Fahrweges beginnen sich die Zuschauer anzusammeln. Wir reiten absichtlich langsam, damit Alle, die wieder Lust zum Steinwerfen verspüren, ihren Gefühlen freien Lauf lassen können. In der Tasche wird der Revolver bereit gehalten, um auf den ersten derartigen Freundesgruß zu antworten. Aber obwohl wir Zwei weit und breit die einzigen Europäer sind unter einer Menge von Chinesen, kommen wir vollkommen unbelästigt vorüber. Nur einmal wird uns etwas nachgeschrieen. Wenn man Jemandem eine Artigkeit sagen will, so pflegt man sie in der Regel nicht hinter seinem Rücken herzurufen, und aus diesem Umstande dürfen wir wohl schließen, daß die unverständlichen chinesischen Worte hinter uns keine Liebenswürdigkeit enthalten. Wir bleiben bei einem Verkäufer stehen und handeln eine Reitpeitsche ein. Während das Geschäft zum Abschluß kommt, umringt uns das Volk gaffend, aber still.

Da ist auch die kleine Brücke, wo vor einigen Tagen der Angriff gegen Mrs. Beaton erfolgt ist. Jetzt ist sie durch Ketten gesperrt. Auf der Brücke halten Soldaten Wacht, und einige zerlumpte Kerle, denen der schwere hölzerne Verbrecher-Halskragen, der Kang, umgehängt ist, sitzen dort herum. Diese am Pranger ausgestellten Delinquenten büßen für das Attentat gegen die englische Dame, wenn es auch nicht gerade sicher ist, daß sie es ausgeführt haben. Der Mandarin, welcher den Befehl bekommt, Verhaftungen vorzunehmen, kann natürlich kaum mehr die wirklichen Uebelthäter finden. Da jedoch die Gerechtigkeit Verhaftungen verlangt, so hilft er sich damit, daß er Leute einsperrt, die nicht schuldig sind. Insbesondere ist dies für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, Denjenigen unangenehm zu werden, über die er sich einmal aus irgend welchem Grunde geärgert hat. Ob nun die armen Kerle auf der Brücke schuldig sind oder nicht, jedenfalls wirkt das abschreckende Beispiel, und das Volk, das diesen improvisirten Pranger

umsteht, ist hier womöglich noch lautloser und regungsloser, als im übrigen Theil der Straße.

Wir reiten um die Brücke herum, und dann geht es im scharfen Trabe durch die weite Ebene, die zwischen den Tempeln des Himmels und des Ackerbaues liegt, hierauf durch das Thor der Chinesenstadt, und schließlich kreuz und quer durch Felder und kleine Gehölze zum Bahnhof.

Der Bahnsteig ist gleichfalls mit Soldaten besetzt, und der Gouverneur von Peking ist in Person herausgekommen, um zum Rechten zu sehen und um Namens der Regierung die fremden Truppen zu empfangen, welche ja, wie erwähnt, die Gäste China's sein sollen. Der Gouverneur von Peking ist ein alter Chinese mit dickem grauem Schnurrbart und watschelt nicht sehr sicher auf seinen Podagra-Beinen herum. Es heißt, daß der Gouverneur als Sündenbock ausersehen ist und daß die Regierung mit der Absicht umgeht, ihn wegen der Unruhen gegen die Ausländer seines Amtes zu entsetzen. Der hohe Herr, der sonst als arger Fremdenfeind bekannt ist und von dem man sagt, er könne die Europäer nicht sehen (er wird sich an ihren Anblick gewöhnen müssen), ist darum jetzt auf einmal voll Sanftmuth und Zuckersüßigkeit. Er nöthigt uns sofort in das kleine, nach dem Bahnsteig offene Zimmer hinein, das in dem Bahnhofgebäude für die chinesischen Behörden reservirt ist, sagt uns viel Freundliches, das in Ermangelung eines Dolmetschers kein Mensch versteht, und läßt uns guten chinesischen Thee vorsetzen, der mit Jasminblättern parfümirt ist. In dem kleinen Gemach finden sich langsam alle Europäer zusammen, die gleich uns den Truppen entgegengeritten sind. Wenn die anwesenden Mandarine fremdenfeindlich sind, so ist die Sympathie jedenfalls gegenseitig. Denn so oft die Europäer von ihnen sprechen, bezeichnen sie den Einen als „cet idiot" und den Anderen als „ce crétin". Unter Umständen hat es doch auch sein Gutes, daß Mandarine kein Französisch verstehen.

Draußen dirigiren die chinesischen Offiziere die Vorbereitungen für das Eintreffen des Zuges. Sogar einen breiten Steg lassen sie herbeischleppen zum Ausladen der Kanonen. Mehr Zuvorkommenheit kann man wirklich nicht verlangen.

Um halb ein Uhr wird eine Rauchwolke sichtbar, und langsam rollt der Zug heran. Hinter der Lokomotive sind einige

offene Güterwagen angekoppelt. In diesen sieht man schon von fern die buschigen Mützen der Kosaken und das leuchtende Roth der englischen Uniformen. Russen und Engländer bringen je eine Kanone mit. Die Geschütze sowie die Pferde der Kosaken sind auf die offenen Güterwagen geladen, und mehrere Soldaten stehen Wache daneben. Einer von den Kosaken hat die Augen geschlossen und wacht erst auf, als der Zug hält. Es ist jedenfalls eine anerkennenswerthe Leistung, in einem Güterwagen, der sich mit Eilzugs-Geschwindigkeit bewegt, stehend zu schlafen. Im Uebrigen sind die Soldaten in den Personenwagen untergebracht. An den Fenstern eines der hinteren Waggons zeigen sich die dunklen Waffenröcke des deutschen See-Bataillons. Die Deutschen sind zuerst draußen, und zwei Minuten nach der Ankunft des Zuges stehen sie bereits auf dem Perron, zu zwei Gliedern formirt, mit Gewehr bei Fuß. Nach weiteren fünf Minuten kommt der Gefreite und macht dem Offizier die Meldung: „Gepäck ist ausgeladen." Die anderen Detachements brauchen noch mehr als eine Stunde, ehe sie ihr Gepäck in den Waggons zusammengesucht und herausgebracht haben.

Die deutschen Soldaten, welche da aus der schmutzigen chinesischen Bahn gekommen sind, sehen aus, wie aus der Schachtel genommen. Kein Fleckchen Staub haftet an den Uniformen, und alle Knöpfe blitzen. Die dreißig Mann gehören zur Besatzung der „Deutschland" und sind von der „Kaiserin Augusta" nach Taku gebracht worden. Prinz Heinrich hat dieselben Leute nach Peking gesandt, die seine Escorte gebildet haben, als er den Kaiser von China besuchte. Darum tragen die Soldaten auf der Brust am blauen Bande die silberene Medaille, die von der chinesischen Regierung zur Erinnerung an diesen Besuch den Mannschaften des prinzlichen Gefolges vertheilt worden ist. Einige haben neben der chinesischen die bronzene Denkmünze angeheftet, die aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten gestiftet wurde. Parade-Uniform trägt nur der kommandirende Offizier, Lieutenant Robert. Die Soldaten sind kriegsmäßig ausgerüstet und haben den Czako auf dem Kopfe. Trommler und Hornist, die neben der Front stehen, führen den Revolver im Gürtel. Auf Befragen stellt sich heraus, daß auch die Trinkgefäße nicht vergessen worden sind. Von

allen Gegenständen der Ausrüstung dürften diese in Peking am Meisten zur Verwendung kommen.

Der Vergleich zwischen den Detachements der drei Nationen ist ungemein interessant. Man braucht gar nicht mit deutschen Augen zu sehen, man braucht nur unbefangen zu betrachten, um rasch zu der Erkenntniß zu kommen, daß die deutschen Soldaten mit ihren einfachen, dunklen Uniformen und mit ihrer strammen Haltung die einzigen sind, welche einen ernsten militärischen Eindruck machen. Der scharlachrothe englische Waffenrock sieht doch ein wenig gar zu sehr nach dem Maskenball aus. Sonst freilich findet man auch unter den Engländern recht stattliche Gestalten, und der hohe weiße Tropenhelm mit der stählernen Spitze läßt die Leute noch größer erscheinen. Die Kosaken schauen allem Anderen eher gleich, als Soldaten. Wenn es Soldaten sind, so sind es asiatische, und sie stehen den chinesischen Soldaten, die in den Straßen von Peking Wache halten, jedenfalls näher als den europäischen, mit denen zusammen sie angekommen sind. Unter der struppigen schwarzen Fellmütze, die sich ausnimmt, wie eine zerraufte Perrücke, lugen die wilden Gesichter hervor. Der Teint ist gelblich; es scheint, daß das dreizehnte Kosaken-Regiment, dem die Abtheilung entnommen ist, sich aus Mongolen rekrutirt. Die Uniform ist so abgetragen und verschmutzt, daß ihre dunkelgrüne Grundfarbe kaum mehr zu erkennen ist. Wenn man dann später die seltsamen Gesellen auf ihren kleinen chinesischen Pferden reiten sieht, denen der lange Schweif fast im Staube nachschleift, während der Hafersack zu beiden Seiten des Sattels herabhängt, so denkt man an einen Stamm von Nomaden, der auf der Wanderschaft begriffen ist, oder an die Hunnen aus der Völkerwanderung. Wehe dem zivilisirten Lande, in das sich wieder einmal diese Völkerwanderung ergießt!

Die Russen sind gleich mit Kosaken, Artillerie und Infanterie ausgerückt, und die russische Marine-Infanterie mit ihren dunklen Uniformen und weißen Matrosenmützen präsentirt sich nicht übel, obgleich auch hier die Sauberkeit zu wünschen übrig läßt. Mit vollendeter Eleganz, wie immer, sind im Gegensatz zu ihren Leuten die russischen Offiziere herausgeputzt. Während deutsches und englisches Detachement nur durch je einen Offizier kom-

mandirt werden, sind die russischen Offiziere drei an der Zahl: der Kommandant der Kosaken in kleidsamem dunkelgrünem Parade-Anzug, ein Militär-Instruktor aus Lutai in einer Uniform, welche derjenigen unserer rothen Husaren gleicht, endlich der Oberst, der zur Leitung der militärischen Angelegenheiten Rußlands in China nach Peking abkommandirt ist, eine vornehme Erscheinung im hellgrauen russischen Militärmantel. Weil dieser Oberst der rangälteste Offizier und außerdem ein liebenswürdiger Mann ist, der, nebenbei gesagt, fließend deutsch spricht, hat der deutsche Offizier die Courtoisie geübt, sich ihm vor Abfahrt des Zuges zur Verfügung zu stellen, im Falle eine gemeinsame Aktion der Truppen nothwendig werden sollte. Das Gleiche hat der englische Offizier gethan. Da der englische Offizier captain und der deutsche nur Lieutenant ist, so ist die Vereinbarung getroffen worden, daß beim Einmarsch in Peking die englischen Soldaten vor den deutschen gehen sollen. In dieser Weise hat zwischen den Truppentheilen der drei Nationen ein musterhaftes Einvernehmen geherrscht, zu dessen Erhaltung das taktvolle nnd diskrete Auftreten des deutschen Offiziers nicht am Wenigsten beigetragen hat.

Die Russen und Engländer brauchen, wie gesagt, mehr als eine Stunde, ehe sie mit dem Ausladen fertig werden. Langsam formirt sich der Zug in dem eingezäunten Raum, der unterhalb des Bahnsteigs liegt zwischen der elenden Bretterbude, welche gegenwärtig noch als Bahnhof dient, und dem im Bau begriffenen hohen Gebäude aus grauen Ziegeln, welches eines Tags der Bahnhof von Peking sein und wirklich hauptstädtische Physiognomie haben wird. Zuerst stehen die Deutschen auf ihrem Platze, die englische Abtheilung kommt nur wenige Minuten vor dem Abmarsch im Laufschritt vom Perron herunter, die Russen sind noch ganz zuletzt nicht recht in Ordnung.

Um zwei Uhr ungefähr giebt der russische Oberst das Zeichen zum Aufbruch. Man steigt zu Pferde. Einer der russischen Offiziere, der rothe Husar, fällt von seinem Rosse sofort auf der anderen Seite wieder herunter. Der deutsche Offizier kommandirt „Stillgestanden!“ und bald darauf sieht man die Gewehre der deutschen Soldaten auf die Schultern fliegen, als würden sie alle von einer einzigen Feder emporgeschnellt. Und dann setzt man sich in Bewegung.

An der Spitze des Zuges reitet eine Art Freiwilligen-Schwadron, welche sich aus den Europäern zusammensetzt, die zum Empfange der Soldaten herausgekommen sind. Es sind zwanzig Mann in fünf Gliedern, Engländer, Franzosen, Italiener und Deutsche. Das letzte Treffen dieser Kavallerie von Civilisten besteht aus Mitgliedern der Presse. In einer Reihe reiten da der „Times"-Korrespondent, Mr. Morrisson, der Vertreter des Reuter'schen Büreaus, Mr. Gwyne, und der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung". Späterhin sieht man noch durch das Feld dem Zuge zur Seite einen dunkelhäutigen Mann auf einem Eselein traben. Das ist auch ein journalistischer Kollege, ein japanischer Korrespondent, der von Peking aus mehrere Zeitungen seines Landes bedient. Im weiten Abstand hinter der Escorte von Civilisten eröffnet ein Fähnlein Kosaken, natürlich zu Pferde, den militärischen Aufmarsch. Der Kosaken-Offizier hält sich neben seinen Leuten. Dahinter reiten zwei russische Offiziere, der Oberst und der rothe Husar, und zwischen ihnen der englische Hauptmann. Ihnen folgt die englische Kanone, ein Maschinen-Geschütz, das an langen Riemen von sechs Soldaten geschleppt wird. Unmittelbar nach der Kanone marschirt das englische Detachement. Der Constabler der englischen Gesandtschaft, im gelben Kakey-Drill und flacher schwarzer Mütze, reitet zur Seite. In kurzem Abstand von den Engländern erscheinen zu Pferde der deutsche Offizier und der Militär-Attaché der deutschen Gesandtschaft. Die deutschen Soldaten rücken in festgeschlossenen Reihen ihrem Offizier nach. Dann rollt das russische Geschütz einher, eine kleine, mit Wachstuch verkleidete Kanone, die mit chinesischen Kulis bespannt ist. Die russische Marine-Infanterie, commandirt von einem Offizier zu Fuß, geht hinterdrein. Schließlich rollt sich der Troß auf, Maulthier-Karren hinter Maulthier-Karren in langer Reihe. Am Ende reitet wieder eine Abtheilung Kosaken.

Der Zug hat eine Ausdehnung von mindestens einem Kilometer. Eine imposante Entfaltung von Streitkräften, trotz der geringen Zahl der Soldaten, und ein buntes Bild zugleich. Nur beginnt bald der Wind zu wehen und wirbelt in hohen Wolken den fürchterlichen Peking-Staub auf. Die kleine kriegerische Schaar geht manchmal in einer so dichten Staub-Atmosphäre dahin, daß es scheint, als wäre sie in Nebel gehüllt. Der Staub, der keine

malerischen Wirkungen gelten läßt, löscht mit seinem Grau rasch den farbigen Glanz der Uniformen aus. Keine Trommel wird gerührt, kein Horn wird geblasen. Schweigend bewegt sich die Militärmacht vorwärts. Sie braucht ihr Kommen nicht erst anzukündigen. Man wartet auf sie und ist ihr bereits ausgewichen, noch ehe sie da ist.

In langer Wanderung geht es über Feld. Dann wird das Thor der Chinesenstadt durchschritten, hinter dem von Neuem die Aecker und Wiesen beginnen. Hier kommt aus der Stadt her eine Abtheilung chinesischer Kavallerie, welcher drei dreieckige Fahnen aus gelber Seide mit rother Säumung vorauswehen. Die chinesische Schwadron, ein Reiter hinter dem anderen, passirt an den europäischen Truppen vorüber. Kein Wort, kein Gruß wird gewechselt. Weiter oben warten etwa hundert chinesische Infanteristen in gelben Röcken. Sie stellen sich an die Spitze des Zuges und schreiten ihm, in zwei Kolonnen getheilt, voran. Die europäischen Truppen sollen ihren Einmarsch halten unter der Führung chinesischer Soldaten, und die Bevölkerung von Peking soll offenbar daraus ersehen, daß dieser Einmarsch nur deshalb erfolgt, weil die chinesische Regierung die Güte hat, es zu erlauben.

In der Hauptstraße der Chinesenstadt drängt sich die Menge Kopf an Kopf. Immer neues Volk strömt hinzu; aus ihren Werkstätten laufen die Handwerker heraus, halbnackt, wie sie bei der Arbeit sitzen. Die Anzahl der Zuschauer ist schwer zu berechnen. Die Chinesen wissen sich zusammenzudrängen wie kein anderes Volk der Welt, und es gehen viele solcher gelber Menschen auf einen Fuß Erde. In dieser einen Straße stehen vielleicht zwanzigtausend Leute, aber fünfzigtausend können es ebensogut sein, und hunderttausend auch. Zum Steinwerfen verspürt Niemand mehr Lust, und das ist schade. Denn jetzt gerade wäre der Moment, wo man über das Steinwerfen reden könnte. Die Kosaken würden gewiß gerne sich bereit finden, den Einwohnern von Peking klar zu machen, wie sie über diesen Punkt denken. Aber keine Hand rührt sich, nicht ein Mund wagt sich aufzuthun. Hier und da bemerkt man ein Gesicht, das sich spöttisch verzieht; allein man braucht den Mann nur scharf anzublicken, und sofort verschwindet jede Spur von Lachen aus seinen Zügen. Die Menge steht im tiefen Schweigen. Das ist ein unbeschreiblicher

Eindruck: diese ganze Stadt, welche plötzlich die Sprache verloren zu haben scheint, diese Tausende und Tausende, welche keinen Laut geben! Nichts ist zu hören, als das Knallen der Polizei-Peitschen, mit denen die Soldaten in die dichte Menge hineinhauen, wenn sie nach ihrer Ansicht noch nicht weit genug zurückgewichen ist, obwohl sie doch auch ohnedies hinreichenden Raum giebt. Das Volk läßt sich schlagen, ohne zu murren, und die Getroffenen schütteln sich die Hiebe ab, wie die geprügelten Hunde.

Und die Kosaken, die dem Zuge vorauf reiten, schieben sich langsam vor in den Straßen von Peking, immer weiter und weiter. Es scheint, daß vordringende Kosaken in diese Straßen hineinpassen, als wären die einen für die anderen gemacht. Die Konsequenzen dieser durch den Truppen-Einzugs-Tag enthüllten Thatsache, daß in Peking die Kosaken so gut zu den Straßen und die Straßen so gut zu den Kosaken passen, werden wohl nicht lange auf sich warten lassen. Auf der Mauer des Thores, das zur Mandschuren-Stadt führt, hat eine Gruppe von europäischen Herren Aufstellung genommen und begrüßt die herannahenden Soldaten mit fröhlichem Hüteschwenken. Da die mittleren Flügel dieser Stadtpforte sich nur für den Kaiser öffnen, muß um das Thor herumgezogen werden. Dann wird durch enge Gassen der nächste Weg zur Gesandtschafts-Straße eingeschlagen. Eine steinerne Brücke bildet den Beginn dieser Straße, aber schon vor der Brücke liegen, in weiten Gärten versteckt, die russische und englische Gesandtschaft.

Der Zug kommt durch eine Seitengasse auf die Brücke zu und macht hier Halt. Die Kosaken schwenken ein und stellen sich auf der Brücke in Front. Die russischen Offiziere halten zur Seite. Die drei Detachements defiliren, die russischen Offiziere verabschieden sich von dem englischen und dem deutschen mit verbindlichem militärischem Gruß. Die Engländer marschiren lässig vorbei und geben sich nicht erst die Mühe, Richtung zu nehmen. Die Deutschen aber schließen die Reihen, die sich auf dem weiten Wege vom Bahnhof her ein wenig gelöst haben, und machen einen tadellosen Parade-Marsch, der den staunenden Beifall aller europäischen Zuschauer erregt. Die Engländer wenden sich nach links, die Russen bleiben zurück, und nur die Deutschen ziehen die Gesandtschafts-Straße hinauf.

Am Thore der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft steht der bevollmächtigte Minister mit dem Grafen Zichy, dem ungarischen Forschungsreisenden, der eben aus der Wüste Gobi eingetroffen ist, und einigen Damen. Die Herren schwenken die Hüte, die Damen lassen die Taschentücher wehen. Auch aus dem Thore der spanischen Gesandtschaft sind die weiblichen Insassen herausgetreten, und im Vordergrunde hat hier ein junges Mädchen von blühender Schönheit seinen Platz. (Fingerzeig für junge Diplomaten, die nach Peking versetzt werden: Es ist wichtig, gute Beziehungen zu Spanien zu pflegen.)

Vor der Pforte der deutschen Gesandtschaft ist fast das gesammte Personal mit seinen Damen um den Baron und die Baronin von Heyking gruppirt. Mit angefaßtem Gewehr marschiren die Soldaten in die Gesandtschaft ein, und ihre festen Tritte dröhnen in der Wölbung des Thores. Der Gesandte nimmt im Garten Aufstellung. Die Soldaten ziehen im Parademarsch an ihm vorüber, dann machen sie Front. Herr von Heyking begrüßt mit Händedruck den Offizier, hierauf heißt er die Soldaten mit kurzen Worten willkommen und fordert sie zu drei Hurrahs für den Kaiser auf. Laut schallen diese drei deutschen Hurrahs hinaus in die Straßen von Peking.

XXVIII. Ein Besuch bei Li-Hung-Tschang.

Peking, 22. Oktober.

Die deutsche Gesandtschaft hatte die Güte gehabt, Li-Hung-Tschang zu ersuchen, daß er mir eine Unterredung gewähren möge. Trotzdem schien es zweifelhaft, ob er mich empfangen würde. Die chinesischen Staatsmänner weichen gegenwärtig den Europäern aus, so sehr sie nur irgend können; und wenn sich gar ein europäischer Journalist in der Nähe ihres Hauses zeigt, dann wird womöglich noch ein Riegel vor das Thor geschoben. Niemand weiß, was die nächste Zukunft bringen wird; da nun die Köpfe in diesem Augenblick sehr unsicher auf den Schultern sitzen, vermeidet man ängstlich jedes unvorsichtige Wort, das sie vielleicht gänzlich ihres Halts berauben könnte.

Es zeigte sich aber, daß Li-Hung-Tschang, wie gewöhnlich, der Einzige war, der keine Furcht hatte. Er sandte auf das Ersuchen der Gesandtschaft eine zustimmende Antwort und setzte gleich den folgenden Tag für den Empfang fest. Das war der Tag, an dem die europäischen Truppen in Peking einziehen sollten. Als wir uns zur festgesetzten Stunde bereit machten, den Besuch abzustatten, kam ein Brief, worin Li-Hung-Tschang durch seinen Sekretär mittheilen ließ, er habe Fieber und bitte, ihn für heut zu entschuldigen. Man konnte leicht begreifen, daß ein chinesischer Staatsmann Fieber verspürte an dem Tage, an dem die europäischen Truppen nach Peking kamen. Im Uebrigen hatte das ganze Vorgehen ein echt chinesisches Aussehen. Li-Hung-Tschang hatte auf das Gesuch um eine Unterredung bejahend geantwortet, weil

er nicht die Unhöflichkeit begehen wollte, „Nein“ zu sagen. Da er aber zugleich die Unterredung selbst vermeiden wollte, wurde er krank im Augenblick, wo sie stattfinden sollte. Es stellte sich jedoch heraus, daß Li-Hung-Tschang weniger Chinese war, als wir geglaubt hatten. Wenige Tage später hatte er kein Fieber mehr und bestimmte ein neues Rendezvous. Herr von der Goltz, der Sekretär-Interpret der deutschen Gesandtschaft, hatte die Liebenswürdigkeit, mich zu begleiten. Herr von der Goltz ist wohl einer der bedeutendsten Fachmänner, die draußen im Reichs-Dienst thätig sind; und mit aller chinesischen Gelehrsamkeit, die sonst europäische Köpfe nicht selten beschwert und verkehrt, vereinigt sich hier eine frische, anziehende und zugleich vornehme Persönlichkeit. Es ist eine seltene Chance, bei einer Unterredung mit Li-Hung-Tschang einen Dolmetscher zu haben, welcher im Stande ist, das, was man sagt, bis auf die Nuancen getreu in's Chinesische zu übertragen, und welcher sich auch die Mühe nimmt, die Antworten mit derselben Genauigkeit zu übermitteln.

Wir steigen also Jeder in einen Karren, — in eine jener Peking-Droschken ohne Federn, die Einem alle die zahllosen Unebenheiten und Steine des Weges in den Leib rennen und die eines der fürchterlichsten Marterwerkzeuge sind, welche der Menschengeist erfunden hat. Voraus sprengt der Vorreiter der Gesandtschaft, in prachtvolle himmelblaue Seide gekleidet, gefolgt von einem chinesischen Reitknecht. Es geht rechts ab von der Gesandtschafts-Straße, zuerst eine Zeit lang durch die Avenüe, die nach der Kaiserstadt zuführt, dann wieder rechts ab von dieser durch allerlei enge Seitengassen. Nach etwa halbstündiger Fahrt halten die Reiter und die Karren in der Mitte einer nicht allzu breiten Straße, die vom Verkehr wenig berührt zu werden scheint und ziemlich still und menschenleer daliegt. Li-Hung-Tschang erwartet uns hier im Hause seines Sohnes. Das Haus ist aus Holz und hat, wie dies in China üblich, nur Erdgeschoß-Räume; aber es ist neu erbaut und sticht durch seine frischen grünen Farben von den schmutzigen grauen Buden der Nachbarschaft ab. Auch die Breite seiner Straßenfront zeigt an, daß dort ein reicher Mann wohnt.

Der Vorreiter trägt unsere chinesischen Visitkarten hinein. Erst als er zurückkommt und meldet, daß der Besuch angenommen

wird, klettern wir aus den Karren. Wir gehen durch's Thor, durchschreiten einen mit großen Quadern gepflasterten, sehr reinlich gehaltenen Hof und steigen im Hintergrunde einige Stufen hinauf, die zu dem eigentlichen Wohnhause führen. In der Thür, die sich oberhalb dieser Stufen öffnet, kommt uns bereits Li-Hung-Tschang entgegen. Wie er so in der niedrigen Thür steht, die er fast ganz ausfüllt, erscheint er womöglich noch größer, als er ohnehin schon ist, und der Anblick dieser hochragenden Greisengestalt flößt Respekt ein.

Er ist in einfachem Hausgewande, trägt eine Robe aus rothbraunem Brokat und eine Jacke aus blauem Seidenstoff, deren kleine Goldknöpfe nicht zugenestelt sind und die am Halse ein wenig abgeschabt aussieht. Das gebräunte Gesicht hat sich, seit man es in Europa kennen gelernt, ganz und gar nicht verändert. Auf der Nase ruht eine Brille, — nicht eine von den grotesken chinesischen Gelehrten-Brillen, sondern eine europäische, mit schmalem Goldrand. Hinter den Gläsern spielen lebhaft die klugen, kleinen Augen, die manchmal auch recht boshaft dreinsehen können. Er spricht mit leiser Stimme, die nicht unangenehm klingt, wenngleich sie durch das Alter etwas breitig geworden zu sein scheint („une voix empâtée" nennen das die Franzosen). Soweit es irgend möglich, drückt er sich karg und einsilbig aus, zu Anfang wenigstens. Späterhin wird er etwas gesprächiger, verliert aber nie die Herrschaft über das, was er sagt, und liegt immer mit seinen schlauen Augen auf der Lauer. Manchmal stößt er zugleich mit seinen Worten ein kurzes Lachen hervor, das die gelben Zähne seines Mundes aufdeckt, lange und starke Raubthier-Zähne. Wenn er so lacht, fliegt ein ironischer Schein über sein Gesicht, welches aber sofort wieder ernst und unbewegt wird. Auf dem Kopfe hat das Alter kein Haar mehr übrig gelassen, und starkknochig wölbt sich der Schädel unter der nackten Haut. Li-Hung-Tschang hält in der Hand einen schwarzen Ebenholz-Stock mit elfenbeinerner Krücke. Da er sich mit Vorliebe auf den Bismarck Chinas herausspielt (das haben ihm gewisse europäische Schmeichler solange eingeredet, bis er es selbst geglaubt hat), ist es nicht unmöglich, daß er auch den Stock copirt, den der deutsche Kanzler in seinen letzten Jahren zu tragen pflegte.

Wir bleiben in dem Raum, in den man gelangt, wenn man vom Hofe durch die Thür tritt. Es ist eine Art Vorhalle mit steinernem Fußboden, fast ganz ohne Möbel. Nur in einer Ecke steht ein europäisches Lederſopha, mit einigen Stühlen davor. Hinten wird das Innere des Hauses durch eine grün lackirte Holzwand abgeschlossen, die wahrscheinlich zurückgeschoben wird, wenn kein Besuch da ist. Li-Hung-Tschang schüttelt uns die Hände, läßt sich meinen Namen sagen, liest denselben in den rothen chinesischen Visitkarten nach, die ihm gereicht werden, setzt sich dann auf das Lederſopha und lädt uns ein, auf den Stühlen Platz zu nehmen. Er streckt seine Füße weit von sich, die in weichen chinesischen Schuhen stecken und mit Gamaschen aus weißer Leinwand umkleidet sind. Hierauf stellt er uns seinen Enkelsohn vor, einen hoch aufgeschossenen Chinesen-Jungen von etwa dreizehn Jahren, dessen stark gekrümmte Nase unsere Antisemiten als Beweis gegen seine rein chinesische Abstammung deuten würden. Der junge Herr, der ein langes Gewand von sehr schöner dunkler Lila-Farbe trägt, giebt uns artig, aber etwas verlegen die Hand. Dann rückt er sich in einiger Entfernung einen Stuhl zurecht und hört mit Andacht zu, was der Großpapa sagt.

In der Nähe des Sophas hält sich ein Diener bereit, der „Lei" gerufen wird. Im Laufe des Gesprächs läßt sich Li-Hung-Tschang von ihm bald Dies, bald Jenes bringen, zuerst eine Cigarette, die er aus einer kleinen vergoldeten Spitze raucht, dann die metallene Wasserpfeife, deren Rohr ihm der treue Lei in den Mund stecken muß, bald darauf eine Tasse Thee. Uns wird natürlich von Allem auch angeboten, ausgenommen von der Wasserpfeife. Neben sich auf dem Sopha hat Li-Hung-Tschang ein Gefäß stehen, das einer offenen Conserven-Büchse gleicht. Hier und da greift er danach, führt es vor den Mund, spuckt hinein und stellt es dann wieder sorgsam neben sich auf das Sopha. Weil alle Thüren offen sind, zieht es fürchterlich in dem Winkel, in dem wir sitzen. Wir behalten darum die Ueberzieher an. Und da die Kälte immer fühlbarer wird, naht sich Lei, ohne gerufen worden zu sein, und setzt seinem Herrn die schwarze chinesische Hauskappe auf das kahle Haupt.

Li-Hung-Tschang leitet das Gespräch ein, indem er sich über meine Person informirt. Er zeigt mit seinem Stocke auf mich und

stellt allerlei Fragen: Aus welcher Gegend von Deutschland ich stamme? Seit wie langer Zeit ich in China bin? Welche Orte ich besucht habe? Wie lange mein Aufenthalt in Kiautschou gedauert hat? Wann ich nach Europa zurückkehren werde?

Dann entsteht eine Pause, und ich benutze dieselbe, um selbst zum Worte zu gelangen und auf die Hauptsache zuzusteuern. „Die „Frankfurter Zeitung", sage ich, „hat mich zur Abreise nach Peking veranlaßt in richtiger Voraussicht der kritischen Ereignisse, die jetzt auch thatsächlich eingetreten sind. Nun bin ich aber fremd im Lande und kann mir diese ganze Krisis nicht recht erklären. Ich wäre daher sehr glücklich, von Ihnen eine Antwort zu erhalten auf die Frage: Was geht eigentlich vor?"

„Li-Hung-Tschang zögert einen Augenblick, dann fährt es ihm heraus: „Die jungen Beamten sind schuld".

„Wieso?"

„Die älteren und erfahrenen Beamten sind durch jüngere verdrängt worden, denen jede Praxis der Staatsgeschäfte mangelt. Diese haben so darauf los gewirthschaftet, daß es schließlich nicht mehr weiter ging. Durch die Krisis sind nun die jüngeren Beamten beseitigt worden".

„Das wäre sehr schön, wenn diese plötzliche Wendung der Dinge auch das Resultat gehabt hätte, die alten bewährten Beamten wieder an Stelle der Beseitigten zu bringen. Derartiges scheint aber nicht der Fall zu sein. Man kann das schon aus dem Umstande schließen, daß in diesen für China so schwierigen Zeiten ein Mann wie Li-Hung-Tschang ohne Amt ist".

Der alte Herr nickt eifrig mit dem Kopfe und versichert, er sei ganz meiner Ansicht. Aber er zögert offenbar noch, sich deutlicher auszusprechen. Man muß daher versuchen, ihm ein wenig näher auf den Leib zu rücken.

„Soweit ich urtheilen kann", beginne ich wieder, „ist die Eigenthümlichkeit der jetzigen Situation gerade darin zu finden, daß jede Persönlichkeit fehlt, die geeignet ist, die chinesische Regierung zu repräsentiren. Mit wem sollen in diesem Augenblick die Gesandten verhandeln? Ich kann mir vorstellen, daß sie in großer Verlegenheit sein müssen."

Wenn ich mir das vorstellen kann, so habe ich meine guten Gründe dazu. Herr von der Goltz bestätigt die von mir ausge-

sprochene Ansicht und theilt mit, daß beispielsweise der deutsche Gesandte für's Erste gar nicht mehr in's Tsung-li-yamen geht. Tschang-yin-huan ist verbannt, Li-Hung-Tschang ist aus dem Amte geschieden. Wer bleibt da übrig?

„Ja, aber eine Regierung ist doch immer noch da" meint Li-Hung-Tschang.

„Daß eine Regierung noch da ist, genügt nicht," antworte ich, „es ist auch nöthig, daß sie etwas taugt. Wenn das so weiter geht, wird China schon die Folgen spüren. Vor allen Dingen wird sein Kredit darunter leiden."

„Solange China die Zinsen seiner Anleihen entrichtet," erklärt Li-Hung-Tschang, „braucht es für seinen Kredit wohl nicht zu fürchten, und diese Zinsen werden auch jetzt pünktlich bezahlt."

„Die Anleihen und die Zinsen beziehen sich auf die Vergangenheit. Allein für die Zukunft braucht China seinen Kredit nöthiger als je. Jetzt, wo die Epoche der großen Unternehmungen beginnen soll, ist es erst recht auf das europäische Kapital angewiesen. Wenn ihm Europa nicht das Geld dazu giebt, kann China keine Eisenbahnen bauen."

„Dann werden eben keine Eisenbahnen gebaut werden" äußert Li-Hung-Tschang mit Gelassenheit.

Ich drücke mein Erstaunen darüber aus, eine solche Bemerkung von dem Manne zu hören, den wir in Europa für den Bahnbrecher des Fortschritts in China halten. Herr von der Goltz seinerseits belegt durch Beispiele, wie sehr China durch die jüngsten Ereignisse an Kredit verloren hat: die Belgier wollen kein Geld mehr hergeben für die Peking-Hankau-Bahn, die ihnen concedirt worden ist. Auch das deutsche Syndikat, das sich um die Linie von Tsching-kiang nach Tientsin bewirbt, ist stutzig geworden und bezeigt Lust, sich zurückzuziehen. „Das kommt Alles davon," hebe ich nochmals hervor, „daß kein Mann mehr in der chinesischen Regierung sitzt, zu dem Europa Vertrauen haben kann. Li-Hung-Tschang war für China's Kredit das beste Aushängeschild. Es ist unbegreiflich, daß man sich dessen nicht mehr bedienen will und daß unter den leitenden chinesischen Staatsmännern sein Name nicht mehr figurirt, der für China so viel werth ist, wie eine Anleihe."

Li-Hung-Tschang hört sich diese Komplimente an, ohne mit der Wimper zu zucken, und scheint zu finden, daß sie ihm durchaus gebühren. Dann sinnt er eine Weile nach und sagt schließlich: „Die Fremden kennen mich und würdigen mich nach Verdienst. Jedoch was nützt mir das, wenn die Chinesen nicht derselben Ansicht sind?"

„Das kann ich mir gar nicht denken."

„Es ist aber die volle Wahrheit. Mit Bismarck ist es ja ganz ebenso gegangen: Er hat das Vertrauen der ganzen civilisirten Welt gehabt, nur dasjenige seines Kaisers hat er sich nicht bewahren können."

„Und warum haben Sie das Vertrauen Ihres Kaisers verloren?"

„Man hat mir zum Vorwurf gemacht, daß ich die Fremden zu sehr begünstige, man hat mich einen Verräther genannt."

Während Li-Hung-Tschang so redet, geht ein boshaftes Zucken über sein Gesicht. Beim Worte „Verräther" bricht er in ein Hohngelächter aus.

„Jetzt, wo die Kaiserin-Witwe wieder obenan ist, die Sie besser kennt, werden Sie gewiß bald von Neuem zum Staatsdienst berufen werden. Als ich vor zehn Tagen aus Tientsin abreiste, erwartete alle Welt, Sie demnächst wieder dort als Vizekönig zu sehen."

Li-Hung-Tschang schüttelt den Kopf. „Ich glaube nicht daran."

„Warum hat denn eigentlich die Kaiserin-Witwe die Regierung übernommen?"

„Der Kaiser ist sehr kränklich. Doch er regiert immer noch mit der Kaiserin-Witwe zusammen. Im Staatsrathe sitzen Beide nebeneinander. Der Kaiser ist durch einen Vorhang verdeckt, die Kaiserin-Witwe läßt sich ohne Vorhang sehen. Dem Empfange von Chinesen wohnt die alte Kaiserin bei, die Fremden empfängt der Kaiser allein. So hat auch der Marquis Ito beim Kaiser allein Audienz gehabt."

Der gute Li-Hung-Tschang verschweigt, daß der Empfang des Marquis Ito vor Ausbruch der Krisis erfolgt ist. Daraus kann man schließen, wie wahrheitsgetreu die übrige Darstellung sein mag.

„Die Kaiserin-Witwe scheint jedenfalls das Heft in der Hand zu haben, und ihre Regierung nimmt immer mehr einen ausgeprägt reaktionären Charakter an. Es macht den Eindruck, als verfolge sie in ihren Edikten das Ziel, alle in der letzten Zeit gemachten Fortschritte zu beseitigen. Der Kaiser hat angeordnet, daß bei den Staatsprüfungen fortan neben den chinesischen auch die europäischen Wissenschaften examinirt werden sollen. In der chinesischen Gelehrtenwelt ist dieser Beschluß sehr beifällig aufgenommen worden, und viele Prüfungs-Candidaten haben sich schon die theuren Bücher zum Studium der europäischen Wissenschaften angeschafft. Gestern ist nun ein Edikt der Kaiserin erschienen, welches anordnet, daß bei den Prüfungen wie bisher uur die chinesischen Wissenschaften berücksichtigt werden sollen. Die Kaiserin-Witwe hat ferner das Erscheinen sämmtlicher chinesischer Zeitungen verboten. Es wäre interessant zu wissen, ob ein Mann von aufgeklärtem Geiste wie Li-Hung-Tschang solche Rückschritt-Maßnahmen billigt."

„Das Verbot der Zeitungen ist erfolgt, weil diese gar zu viel unwahre Nachrichten gebracht haben. Statt die Zeitungen zu verbieten, hätte man auch den Chinesen verbieten können, sie zu lesen."

Wir lachen laut auf, in der Annahme, Li-Hung-Tschang habe wieder einmal einen Witz gemacht; aber er meint es ganz ernst. „Im Uebrigen," sagt er, „spricht keine Zeitung die Wahrheit."

Ich verbeuge mich dankend im Namen aller meiner Kollegen.

Li-Hung-Tschang zeigt mit seinem Stock auf mich. „Ihre Zeitung hat gewiß auch schon manche Unwahrheit geschrieben."

„Wenn eine Zeitung täglich hunderte von Meldungen aus der ganzen Welt bringt, kann wohl einmal ein Irrthum mit unterlaufen. Die ungeheure Mehrzahl dieser Meldungen jedoch ist richtig, und vor allen Dingen hat die „Frankfurter Zeitung" noch niemals ihren Lesern wissentlich etwas Falsches berichtet. Wie die Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" bestrebt sind, sich stets an den besten Quellen zu informiren, können Sie schon aus dem Umstande ersehen, daß ich zu Ihnen gekommen bin."

„Da haben Sie auch recht gethan," versichert Li-Hung-Tschang. „Bei den Chinesen wie bei den Fremden bin ich bekannt als ein

Mann, der immer gerade heraus sagt, was er denkt. Auf Alles, was ich Ihnen sage, können Sie sich verlassen."

Als ich einen Tag vor dieser Unterredung Jemandem mittheilte, Li-Hung-Tschang werde mich empfangen, gab er mir den Rath, nur ungenirt darauf los zu fragen, fügte aber hinzu: „Natürlich dürfen Sie nicht ein Wort glauben von dem, was Ihnen der alte Schurke sagt." Es scheint also, daß die Europäer wenigstens in ihren Ansichten über die Wahrheitsliebe des Li-Hung-Tschang nicht ganz so einmüthig sind, wie er selbst dies darstellt. Ich behalte jedoch diese Wahrnehmungen für mich.

Li-Hung-Tschang kommt dann nochmals auf das Verbot der Zeitungen zurück. „Es war eine große Ungeschicklichkeit schon deshalb, weil fast alle chinesischen Zeitungen Europäern oder Japanern gehören und weil darum das Verbot ganz wirkungslos bleiben muß. Wenn nun aber die Regierung Maßregeln vorschreibt, die sie nicht im Stande ist durchzuführen, so macht das immer einen schlechten Eindruck. Solche kopflose Anordnungen sind die natürliche Folge davon, daß im Tsung-li-yamen Leute sitzen, welche vom Regieren absolut nichts verstehen. Man müßte sie Alle wegjagen!"

„Und bewährte Regierungspraktiker, wie Sie, werden zum Austritt aus dem Tsung-li-yamen genöthigt! Wissen Sie übrigens, daß man in der ganzen Welt behauptet, Ihre Demission sei durch englische Einflüsse veranlaßt worden?"

„Das ist nicht wahr."

„Die Zeitungen haben berichtet, es sei zwischen Ihnen und dem englischen Gesandten in Peking, Sir Claude Macdonald, zu scharfen Konflikten gekommen."

„Ist Alles Unsinn."

Und Li-Hung-Tschang erzählt nun eine lange Geschichte: Der englische Gesandte sei in's Tsung-li-yamen gekommen und habe sich darüber beschwert, daß die chinesische Regierung in der Angelegenheit der Peking-Hankau-Bahn zu sehr die Interessen Rußlands begünstige. Li-Hung-Tschang habe ihm darauf auseinandergesetzt, daß dies durchaus nicht der Fall sei. Darauf habe sich der ganze Zwischenfall beschränkt, und niemals habe es einen Konflikt gegeben. Es ist recht bezeichnend, daß Li-Hung-Tschang jetzt die Feindseligkeiten ableugnet, die zwischen ihm und den Engländern

stattgefunden haben. Auch sonstige, im Lauf des Gespräches gemachte Versuche, ihn zum Schimpfen über die Engländer zu veranlassen, erweisen sich als vergeblich. Der schlaue Fuchs sieht offenbar ein, daß er zu weit gegangen ist und daß er seine amtliche Stellung nicht wieder erlangen kann, so lange England Widerspruch erhebt. Er lenkt daher ein, und um einem besseren Einvernehmen, vielleicht einer Freundschaft in der Zukunft die Wege zu ebnen, beginnt er damit, daß er die Gegnerschaft der Vergangenheit als nicht vorhanden hinstellt.

Das Gespräch geht weiter; ich bitte Herrn von der Goltz, Li-Hung-Tschang zu fragen, ob er den Einzug der europäischen Truppen gesehen hat?

Li-Hung-Tschang antwortet nicht und stellt die Gegenfrage, was eigentlich die Truppen in Peking sollen?

„Die Gesandten haben sie kommen lassen zum Schutz der in Peking wohnenden Ausländer."

Li-Hung-Tschang lacht laut auf. „Ihr Europäer habt doch wirklich gar keine Courage!" (Wörtlich: „Ihr Europäer habt doch eine gar zu kleine Leber!" Die kleine Leber ist im Chinesischen das Sinnbild für Mangel an Muth.)

„Sie sitzen hier in Ihrem sicheren Hause und können leicht lachen. Ich selbst wäre neulich, als ich vom Bahnhof kam, beinahe gesteinigt worden, einem amerikanischen Herrn hat man zwei Rippen zerbrochen, eine englische Dame war in Gefahr, in's Wasser geworfen zu werden. Wenn die Europäer unter solchen Umständen nach Schutz verlangen, so ist das gewiß begreiflich. Da nun die chinesische Regierung ihre Sicherheit nicht gewährleistet, müssen sie selber dafür sorgen."

„Wäre ich im Tsung-li-yamen gewesen, so hätte ich die Angriffe gegen die Fremden schon zu verhindern gewußt. Andererseits sehe ich nicht ein, welchen Schutz diese Hand voll Soldaten den Europäern in Peking gewähren kann."

„Das ist richtig. Der Mandarin, der gegenüber der italienischen Gesandtschaft wohnt, hat auch gestern bereits geäußert: Man solle die Europäer todtschlagen, so lange sie noch so Wenige seien. Die Frage ist nur, ob es bei den wenigen Soldaten bleiben wird."

„Warum glauben Sie das?"

„Die Russen sind mit sechsundsechzig Mann gekommen, statt mit dreißig. Infolgedessen spricht der englische Gesandte auch schon davon, sein Detachement zu vermehren. Wenn die Mächte fortfahren, sich so gegenseitig zu überbieten, können aus den dreißig Mann jeder einzelnen Nation rasch dreitausend werden. Ferner treffen dieser Tage französische und italienische Soldaten in Peking ein. Alle Mächte passen scharf auf einander auf, und wenn eine Macht Truppen nach Peking sendet, will keine andere zurückbleiben."

„Wie ist das zu erklären?"

„Einem Staatsmanne, der Jahre lang die auswärtige Politik China's geleitet hat, dürfte es wohl nicht neu sein, daß die Mächte aufeinander eifersüchtig sind."

„Ist Deutschland auch eifersüchtig?"

„Deutschland kann als Großmacht jedenfalls nicht hinter den anderen Mächten zurückbleiben. In der Truppenfrage aber hat sich wieder deutlich gezeigt, daß China von Deutschland immer noch mit mehr Wohlwollen und Schonung behandelt wird, als von den übrigen Staaten. Die ganze Idee der Truppensendung ist vom englischen und vom russischen Gesandten ausgegangen. Erst nachdem diese Beiden ihren Soldaten bereits Befehl zur Fahrt nach Peking ertheilt hatten, entschloß sich der deutsche Gesandte, auch die seinigen kommen zu lassen."

„Das erstaunt mich nicht", sagt Li-Hung-Tschang. „Wir sind gewohnt, bei Deutschland verhältnißmäßig die gerechteste Würdigung unserer Ansprüche zu finden."

„Als ich vorhin über die Gesandtschafts-Straße ging, führten die Kosaken gerade ihre Pferde zur Tränke nach dem Brunnen, der nahe bei der deutschen Gesandtschaft steht; sie scheinen sich in Peking häuslich einzurichten."

„Im Gegentheil, ich hoffe, daß die Gesandten ihre Truppen bald zurückschicken werden. Die Berufung der fremden Soldaten nach Peking ist eine Maßnahme, welche schweren Schaden stiftet. Sie kränkt und erbittert die Bevölkerung, sie säet Mißtrauen zwischen Chinesen und Europäern und erreicht so gerade das Gegentheil dessen, was sie anstrebt. Die Gesandten können sehr gut auch ohne Truppen zum Ziele kommen."

„Was sollen sie thun?"

„Sie sollen die Soldaten wieder auf die Schiffe senden. Dann sollen sie eine Collectiv-Note an die Kaiserin-Witwe richten, worin sie die Einsetzung einer starken und seriösen Regierung verlangen."

„Kein übler Vorschlag."

„Ja," fährt Li-Hung-Tschang fort, „die Kaiserin-Witwe würde sicherlich Abhilfe schaffen. Wenn sie gewußt hätte, daß die Truppen kommen sollten, hätte sie es vielleicht schon gethan, und der ganze Einzug wäre unterblieben. Die Minister haben aber die Collectiv-Note, in welcher die Gesandten die Berufung der Detachements nach Peking ankündigten, der Kaiserin-Witwe gar nicht mitgetheilt."

„Was hätte die Kaiserin-Witwe gegen den festen Entschluß der Gesandten ausrichten können?"

„Sie hätte schon irgend einen Ausweg gefunden. Die Kaiserin-Witwe ist sehr gescheit, sie ist viel gescheiter als der Kaiser."

„Dann hat sie jetzt Gelegenheit, ihre Klugheit zu zeigen, indem sie ein Mittel ausfindig macht, um die Gesandten zur Entfernung der Soldaten zu veranlassen."

„Das wird doch nicht so schwer sein. Wenn eine Macht erst ihre Soldaten wegschickt, werden die andern schon nachfolgen."

„Ich glaube kaum. Der Wetteifer der Mächte entfaltet sich nur, wenn es gilt, Truppen zu holen, nicht aber, wenn es gilt, sie wegzuschicken. Und da in letzter Beziehung keine Macht der andern traut, wird auch keine den Anfang machen wollen."*)

---

*) Mehr als ein Jahr nach dieser Unterredung hat schließlich doch Rußland den Anfang gemacht. Die russischen Soldaten haben Peking verlassen. Nicht als ob es Rußland widerstrebte, Truppen in Peking zu halten. Aber wenn russische Soldaten in der chinesischen Hauptstadt ihr Quartier aufschlagen, so sollen sie allein dort sich festsetzen — und nicht mit Soldaten der anderen Nationen zusammen. Rußland hat also seine kleine Besatzung aus Peking zurückgezogen, um die anderen Staaten zu veranlassen, die ihrigen gleichfalls zurückzuziehen. In der That sind den russischen Truppen auch bald die englischen und die italienischen gefolgt; die übrigen Detachements werden sich über kurz oder lang voraussichtlich gleichfalls zum Abmarsch entschließen. Und eines Tages werden die Russen wohl nach Peking zurückkehren, diesmal aber in größerer Anzahl und ohne Gesellschaft. Die Gelegenheit wird sich von selbst bieten durch die weitere Entwickelung der chinesischen Verhältnisse; sollte sie allzulange zögern, sich von selbst zu bieten, so werden die Russen ihr schon ein wenig nachhelfen.

„Ich möchte nur einmal wissen, welchen Sinn es für eine Macht hat, Truppen in Peking zu halten" sagt Li-Hung-Tschang.

„Den Sinn, den Truppen überhaupt haben."

„Was ist das für ein Sinn?"

„Truppen bedeuten Gewalt."

„Weshalb will man Gewalt anwenden?"

„Gewalt ist unter Umständen eine wirksame Methode, um Interessen zu fördern."

„Wenn es so steht, dann wird es einen Krieg geben."

„Ist China gerüstet?"

„China kann keinen Krieg führen" meint Li-Hung-Tschang und lacht wieder.

„Sie denken also an einen Conflict zwischen europäischen Mächten? Erwarten Sie, daß die Kriegserklärung von England kommt?"

„England wird sicher auch keinen Krieg führen."

„Die englischen Zeitungen haben aber in den letzten Monaten ganz offen von einem Zusammenstoße mit Rußland gesprochen."

„Die reden nur so, und es wird doch nichts daraus."

„Auf welcher Seite würden sie in einem englisch-russischen Kriege mit Ihren Sympathien stehen?"

„Wenn Sie mir auch zehn Mal von einem solchen Kriege erzählen, so glaube ich immer noch nicht daran."

„In Europa ist man anderer Meinung. Eben habe ich die Nummern der „Frankfurter Zeitung" bekommen, welche die Preßstimmen über den russischen Abrüstungs-Vorschlag enthalten. Daraus ist zu ersehen, daß mehrfach die Ansicht laut geworden ist, der Abrüstungs-Vorschlag sei nur ein Manöver, durch das Rußland den unvermeidlichen Kampf mit England hinausschieben wolle, da die englische Flotte der russischen gegenwärtig noch weit überlegen sei."

Li-Hung-Tschang bekundet großes Interesse für diese Auffassung des russischen Vorschlags und erklärt schließlich: „Den Russen kann man eben niemals trauen." In russischen Fragen ist Li-Hung-Tschang unbestrittene Autorität, und wenn er sagt, man dürfe den Russen nicht trauen, so muß er das wissen. Immerhin bringe ich mein Erstaunen zum Ausdruck, diese

Aeußerung von Jemandem zu hören, der als ein so eifriger Freund der Russen gelte.

„Ich habe viele Sympathien für die Russen" erwidert er. „Als ich auf meiner europäischen Reise nach Rußland kam, wurde ich sehr gut aufgenommen. Der Zar hat mir selbst gesagt, Rußland werde sich niemals chinesische Gebietstheile aneignen."

„Diese Anschauung haben Sie wohl inzwischen aufgegeben?"

„Ganz und gar nicht! Ich glaube nicht, daß die Russen uns die Mandschurei wegnehmen wollen. Es ist ihnen nur um die Verlängerung der sibirischen Bahn zu thun, und diese Bahn soll eine rein commercielle sein. Auch wird der Bahnbau in der Mandschurei durch chinesische Arbeiter ausgeführt, die unter chinesischen Beamten stehen. Das sieht doch gewiß nicht nach Eroberung aus."

„Ich möchte noch einmal auf die Frage der Verläßlichkeit zurückkommen. Den Russen darf man nicht trauen, sagen Sie. Und den Engländern?"

„Denen darf man erst recht nicht trauen."

„Wie steht's nun mit den Deutschen?"

„Den Deutschen kann man immer und unter allen Umständen trauen."

Herr von der Goltz packt jetzt aus einem Couvert ein kleines Kunstwerk aus. Ein Berliner Maler hat das Bild des Li-Hung-Tschang auf Silber gemalt und hat es an die Gesandtschaft nach Peking geschickt mit der Bitte, man möge doch das Portrait dem Original zum Kauf anbieten, für tausend Mark, wenn ich nicht irre. Das Bild ist sehr hübsch ausgeführt, der alte Chinese ist vorzüglich getroffen. Trotzdem dreht Li-Hung-Tschang es in der Hand hin und her, besieht es von oben und von der Seite und fragt schließlich, wer das sei? Dann scheint er sich aber doch wiederzuerkennen und erkundigt sich, ob man ihm das Bild schenken wolle? Sobald er jedoch erfahren hat, daß der Maler ihm sein Werk zum Kauf anbiete, giebt er es schleunigst zurück. Li-Hung-Tschang gehört offenbar auch zu jenen Maecenen, welche bereit sind, für die Kunst Alles zu thun, unter der einzigen Bedingung, daß es sie nichts kostet.

Ich möchte dem alten Herrn zum Schluß noch eine Artigkeit sagen und lasse ihm daher mittheilen, daß ich vor zwei Jahren

seinem Einzuge in Paris beigewohnt habe und daß ich finde, er habe sich seitdem verjüngt. Li-Hung-Tschang schüttelt leise den Kopf und antwortet, er wisse nur zu gut, daß er älter geworden sei. Dann kommt er auf die Franzosen zu sprechen und sagt: „Die können auch nicht mehr gegen Deutschland Krieg führen."

„Am guten Willen fehlt es ihnen nicht, aber ich glaube gleichfalls, daß es ihnen übel bekommen würde, wenn sie den Versuch machten."

„Allerdings werden ihnen die Russen helfen."

„Das halte ich für ganz ausgeschlossen. Die Russen haben nicht den mindesten Grund, Deutschland anzugreifen. Die Allianz mit Frankreich haben sich die Russen so einzurichten verstanden, daß Frankreich ihren Interessen dient ohne jede ernste Gegenleistung von russischer Seite."

„Die russische Politik ist doch bewundernswürdig" meint Li-Hung-Tschang.

„Und furchtbar zugleich" fügt er hinzu, während wir uns von unseren Sitzen erheben.

Wir verbeugen uns, er schüttelt uns die Hände. Dann begleitet er uns bis vor die Thür. Draußen verbeugen wir uns nochmals. Während wir dem Ausgang zuschreiten, sehen wir ihn durch den Hof schwanken, auf die Schultern zweier Diener gestützt. So entschwindet der alte Mann unseren Blicken in einer Pose, welche nicht der Würde noch der Größe ermangelt und welche an Bilder aus der Tragödie erinnert, — an den blinden Seher Teiresias aus der „Antigone", der auch beim Abgang von zwei Sklaven hinausgeleitet wird, um deren Schultern er die greisen Arme geschlungen hat.

XXIX. Peking.

Peking, Anfang November.

(Von Tientsin nach Peking. — Der Bahnhof von Peking. — Das Abenteuer der Kammerzofe. — Die Mauern. — Das Thor der erhabenen Gelehrsamkeit. — Die Chinesen- und die Mandschurenstadt. — Afrikanisches aus Peking. — Die Stadt der Stangen. — Die Verkaufsladen. — Kleiderveräußerung mit Gesang. — In der Bücherstraße. — Musikalische Geräusche. — Die Nachtwächter. — Hochzeitszüge und Begräbnisse. — Die kaiserliche Herrlichkeit. — Rund um die Kaiserstadt. — Der Kohlenhügel. — Pekings Wahrzeichen. — Die Straßen bei Tage und bei Nacht. — Die Maulthierdroschken. — Die Peking-Esel und die Kameele. — In der Gesandtschafts-Straße. — Auf der Stadtmauer.)

Von Tientsin nach Peking ist gute Bahnverbindung. Vor zwei Jahren noch mußte man die Strecke im chinesischen Reisekarren zurücklegen und mußte zwei martervolle Tage in diesem gräßlichen Fuhrwerk verbringen. Jetzt erreicht man in einem Eilzug von gutem Tempo die Hauptstadt binnen dreieinhalb Stunden.

Der beste Zug geht Vormittags um elf Uhr dreißig Minuten von Tientsin ab. Eine hohe und starke Lokomotive ist vorgespannt, welche vorn einen eisernen Rechen hat, um die Chinesen wegzufegen, die das Bedürfniß fühlen sollten, sich eine fahrende Lokomotive ein wenig von vorn anzusehen. Der Train ist, wie auf dieser Bahn üblich, von riesiger Länge. Er besteht fast nur aus Personenwagen; man läuft mehrere Minuten an ihm entlang, bis man zum Customs Car kommt, der unmittelbar hinter der Maschine angekoppelt ist. Die Zollverwaltung hat die wenigen europäischen Einrichtungen geschaffen, die China, das von Chinesen regierte China,

besitzt. So trägt ihren Namen auch dieser Waggon, der allein für Europäer bestimmt ist und der es dem Reisenden ermöglicht, mit allem Comfort einer heimischen Ersten Klasse in einem chinesischen Zuge zu reisen.

Der Customs Car ist in kleine Coupés eingetheilt. Man sitzt auf angenehm gepolsterten Bänken und sieht in die Gegend hinaus durch Fenster, deren Scheiben einen bläulichen Schimmer haben. Das Spiel der Kinder, die sich die Welt durch ein buntes Glas ansehen, findet sich hier als Eisenbahnluxus wieder. Diese Bahnverwaltung sorgt nicht nur dafür, daß die Passagiere im Waggon sich behaglich fühlen, sondern sie bemüht sich auch, ihnen das Land zu verschönern, durch das sie fahren. Man wird Anfangs frappirt davon, daß die Landschaft draußen so zurecht gemacht, so gemalt scheint, und merkt erst allmählich, daß die Fensterscheiben blau geschliffen sind. Es ist seltsam, wie ein wenig Blau hinreicht, um der Welt ein glückliches Aussehen zu geben! So kann man sich in die Eisenbahnreisen der Zukunft hineinträumen, wo die Landschaft durch bunte Fensterscheiben stylisirt werden wird: „Wir fahren jetzt in's Höllenthal!" wird der Kondukteur sagen und rothe Gläser in die Coupé-Fenster einsetzen; und eine Station vor dem Meere wird er mit blauen Scheiben erscheinen, um dem Azur des Südens ein wenig nachzuhelfen. Im Customs Car geht das Raffinement allerdings noch nicht so weit, daß die Fenster je nach der Gegend gewechselt werden. Ein europäischer Kondukteur fordert die Billets ab, für welche der Preis ein wenig höher angesetzt ist, als für die gewöhnlichen Fahrkarten. Im Laufe der Reise bringt ein chinesischer Bahnbeamter eine Tasse Thee. Auch Birnen kann man haben, Peking-Birnen, die wie Aepfel aussehen und süß und würzig schmecken.

Der ganze übrige Zug ist gestopft voll mit Chinesen. Einige tragen ihr buntestes Festgewand, mit dem gestickten viereckigen Einsatz auf der Brust. Alle haben auf dem Kopf den runden schwarzen Winterhut mit der aufwärts stehenden Krämpe. Denn vor einigen Wochen hat der Kaiser das Edikt erlassen, das die Anlegung der Winterkleider befiehlt. Für das ganze Reich, welches alle Arten des Klima's, vom hochnordischen bis zum tropischen, umfaßt, wird es Winter an dem Tage, der dem Kaiser beliebt. Sobald Seine

Majestät in Peking findet, daß der Nordwind ihm frisch um die erlauchte Nasenspitze streicht, haben alle vierhundert Millionen Unterthanen gleichfalls zu frieren und sich in warme Gewänder zu hüllen. Auch die Leute im Süden, in Canton beispielsweise, müssen, obgleich die Sommerhitze fortdauert, in Winterkleidung einhergehen, weil der Kaiser befohlen hat, daß es kalt ist. In derselben Weise wird durch kaiserliche Verordnung der Anfang des Sommers festgesetzt.

Nach der Ausfahrt aus dem Bahnhof von Tientsin rollt der Zug an der langgestreckten Chinesenstadt vorüber. Zwischen den niedrigen Häusern ragen überall bewimpelte Masten auf. Die französische Kathedrale zeigt ihren stumpfen Thurm. Eine Pagode steht in der Nähe, oben von offenen Arkaden umgeben. Für die Götzen, die in der Pagode wohnen, muß es eine große Beruhigung sein, zu sehen, daß die Christen in der Nachbarschaft Thürme bauen, aber keine Spitze dazu finden können.

Der Pei-ho, der noch kurz zuvor drüben in der Chinesenstadt geflossen, schneidet auf einmal der Bahn den Weg ab, und es ist eine Brücke nöthig, um weiter zu kommen. Unten auf dem Flusse liegt eine Kriegs-Dschunke, gelb und sauber, mit zwei Kanonen bewehrt, die hinten über den Bootsrand in den Strom hinabsehen. Diese Dschunke ist also offenbar dazu bestimmt, in's Wasser zu schießen, und wird gute Dienste leisten, wenn es sich einmal darum handeln wird, einen Sieg über die Fische zu erfechten. An den Enden der Brücke halten schwarz uniformirte Soldaten Wacht und stützen sich lässig auf ihre Gewehre. Blaue militärische Zelte sind in der Niederung des einen Ufers aufgeschlagen. Am Bahngeleise warten viele Leute, bis die Barrièren sich wieder öffnen. So sind an fast allen Bahnübergängen dichte Haufen gestaut. Auch hier draußen auf freiem Felde ist ein fortwährendes Kommen und Gehen, und man kann sich einen Begriff von der Bevölkerungsdichtigkeit dieses China machen, wo selbst auf den Landstraßen ein beinahe städtischer Verkehr herrscht.

Die Landschaft gleicht derjenigen zwischen Tongku und Tientsin, die bereits früher beschrieben wurde. Es ist eine Ebene mit sehr wenig Land und sehr viel Wasser. Man hat den Eindruck, als ob die Leute hier, da sie ein so geringes Maß von Boden zur Verfügung haben, sich dazu entschlossen hätten, auch das Wasser zu bebauen. Mitten

durch Teiche und Seen sind merkwürdige niedrige Dämme aus Bambus gezogen, wie Marken, welche Felder abgrenzen. Die Aecker sind selten; demzufolge hat die Frucht, die hierzulande geerntet wird, ein Einsehen und macht die Konzession, auch im feuchten Element zu wachsen. So waten denn allenthalben Kulis durch's Wasser und verrichten eine Erntearbeit eigener Art, indem sie hohe Stauden abschneiden. Als kleiner Inselpunkt in einem weiten See liegt ein Dorf. Die Bauern können dort sicherlich nicht heraus, noch hinein, ohne zu schwimmen. Da die ganze Natur hier zur Amphibienbildung neigt, wäre es gar nicht erstaunlich, wenn die Bauern Flossen hätten. Wo ein wenig Land trocken ist, nehmen das zunächst natürlich die Todten für sich in Anspruch. Die Grabhügel sind manchmal zur Höhe von wahren Erdthürmen aufgeschichtet.

In gerader Richtung dringt die Bahn vor und kümmert sich wenig darum, ob sie durch Land oder durch Wasser fährt; mitten im Wasser stehen auch die Telegraphenstangen. Der Bahnkörper sendet hier und da einen steinernen Sporn in die Fluth vor. Einmal ist eine beginnende Dammrutschung durch übereinander gestaute Fässer aufgehalten. Auf starker eiserner Brücke zwischen hohen Bogen hindurch überschreitet der Zug einen Seitenarm des Pei-ho. Es kann übrigens auch der Pei-ho selbst sein, dem es wieder einmal eingefallen ist, quer über Feld zu laufen. Dann scheint noch einmal der Strom die ganze Ebene zu überquellen. Uferlos dehnt sich ein See zur Linken der Bahn und zur Rechten. Das Land aber, das im weiteren Verlauf der Fahrt auf diesen See folgt, ist sozusagen definitiv. Aus dem Wasser geht endgiltig die Erde hervor.

Die Gegend scheint fruchtbar. Ueberall sind die Aecker frisch bestellt. Einige Felder tragen bereits den grünen Flaum der neu aufsprießenden Saat. Die Kao-liang-Stauden aber stehen überreif, und die Schwere der gefüllten Aehren beugt sie zur Erde nieder. So ist es Herbst und Frühling zugleich und ein wenig Sommer dazu: denn in den Gärten hinter den Stationsgebäuden sind an Spalieren große gelbe Sonnenblumen gezogen. Dann hören wieder einmal die Felder auf, die Ebene nimmt Haide-Charakter an. Der Boden ist von allerlei Buschwerk überwuchert; im hohen Gesträuch sind manchmal auch vereinzelte Bäume emporgeschossen.

Am Horizont zeichnen sich zartblaue Formen ab, und hinter der Station Anting tritt in kräftiger Gestalt aus dem Dunst der Ferne das Gebirge heraus. Zwei Bergketten ragen hintereinander. Auf ihre Gipfel sind weiße Wolken gethürmt. In eilender Fahrt stürmt der Zug auf die Berge zu. Bald sind sie ganz nahe, zur linken Seite, eine Reihe hinter der andern, hochgestreckt, voll Falten und Runzeln, die alle scharf ausgeprägt sind in dieser klaren Herbstluft, natürlich ohne Bäume, dunkel gefärbt, aber nicht unfreundlich, sehr malerisch und besonders wirkungsvoll noch deshalb, weil sie plötzlich aus diesem durchwässerten Boden, der gar keinen Bestand zu haben scheint, so fest und stark aufwachsen. Im weiteren Verlauf der Reise bleiben sie ein wenig zurück, verschwinden jedoch nicht mehr aus dem Gesichtskreis, und nahe bei Peking blauen neue Berge in der Ferne.

Die Geschwindigkeit des Zuges geht in ein wildes Jagen über. Draußen fliegt das Land vorbei. Alles ist hier bebaut und begrünt. Keine Strecke giebt es mehr, auf der nicht irgend etwas wächst. Die Bäume haben dichtes Laub. Große grüne Salatköpfe reihen sich auf den Feldern. In den Gärten sind ganze Beete voll brennend rother Blumen. Frisches Gras bedeckt die Wiesen, und auf einer ergehen sich Kameele als seltsame Weidethiere. Die Lokomotive nimmt sich kaum Zeit, in der letzten Station Tengtai ein wenig zu rasten. Sie schnaubt Dampf aus allen Ventilen und braust weiter. Ein Tempelgrund liegt nahe an der Bahn. Aber als der erste Zug kam, haben offenbar die Götter vor dem ungeheuerlichen Spuk, der mit Eisengerassel und Dampfgestöhn einherdonnerte, die Flucht ergriffen. Die heiligen Stätten sind verlassen. Ein Tempelthor droht mit Einsturz, ein anderes ist bereits in Trümmer gesunken. Nicht weit davon stehen Lokomotiven in einem halbkreisförmigen Schuppen. Ein langes Pfeifen, das gar kein Ende nehmen will und immer wieder von Neuem einsetzt, kündigt das Ende der Reise an. Die Fahrgeschwindigkeit vermindert sich, und langsam rollt der Zug in den Bahnhof von Peking.

Das Stationsgebäude ist noch mit Gerüsten umgeben, ist aber bereits bis zum dritten Stockwerk gediehen. Der stattliche graue Ziegelbau sieht wirklich nach Hauptstadt aus. Später werden dort die Züge vorfahren. Einstweilen ist der Bahnhof von Peking nicht

viel mehr als das Ende des Geleises. In einem länglichen Holzschuppen mit Wellblech-Dach ist ein kleines Wartezimmer (von dem früher bereits die Rede war) für vornehme Leute reservirt. Auch der Billetschalter ist dort untergebracht. Im Uebrigen ist die einzige Bahnhofslokalität der Perron. Das Restaurant befindet sich außerhalb oder vielmehr unterhalb des erhöhten Bahnsteigs. Theehäuser sind errichtet aus Matten, die zwischen Pflöcken ausgespannt sind. Sie stehen in Gassen beieinander und bilden ein wahres Zeltlager, eine kleine Nomadenstadt, der ein Zaun ihre Grenzen zieht. Daneben liegt eine Art weiter Hofraum, in den man unmittelbar vom Perron hinuntersteigt. Das ist der Droschken-Halteplatz. Hunderte von Maulthierkarren, alle von dem blauen Tuchdach überwölbt, warten hier auf die Reisenden, um sie nach der Stadt zu befördern. Wer reiten will, kann auch ein Maulthier ohne Karren haben. Sänften muß man sich vorher zur Station bestellen.

Wenn man mit der Bahn nach einer Stadt hinreist, so darf man, sobald man am Bahnhof aussteigt, sich im Allgemeinen wohl der Ueberzeugung hingeben, daß man in der Stadt angekommen ist. In Peking hingegen kommt man wohl an, ist jedoch noch lange nicht da. Der Bahnhof liegt irgendwo, die Stadt aber liegt ganz wo anders. Es scheint, daß Stadt und Bahnhof miteinander nichts zu thun haben wollen. Sie ignoriren sich und unterhalten keinen Verkehr. Wenn die Bahn durchaus darauf besteht, nach Peking zu fahren, so soll sie das halten, wie sie will, aber Peking will nichts davon wissen. Hat man sich erst einmal mit diesen zudringlichen Lokomotiven eingelassen, so wird man sie überhaupt nicht mehr los. Auch die Götter der Stadt sollen nicht durch die Eisenbahn belästigt werden. So kommt es, daß der Bahnhof sich nicht in Peking befindet, sondern weit draußen vor den Thoren, in Machiapu; und so erklärt es sich andrerseits, daß man vom Pekinger Bahnhof aus nirgends auch nur eine Spur der Stadt erblicken kann.

Eines Tages nun traf mit der Bahn eine Kammerzofe ein, die bei der Frau desjenigen Gesandten bedienstet ist, der zur Zeit von der chinesischen Regierung wohl am Meisten respektirt und gefürchtet wird. Namen sollen nicht genannt werden, und die vorausgehende Umschreibung sagt ja ohnehin deutlich genug, daß

Der geladene Revolver ist in den letzten Tagen in Peking ein unentbehrlicher Toilettegegenstand gewesen. Wenn man ausgeht, steckt man das Schnupftuch in die eine Tasche und das Schießgewehr in die andere. Die Geste ist Einem bereits zur angenehmen Gewohnheit geworden. Was mich anlangt, so habe ich allerdings niemals nöthig gehabt, mich der Waffe zu bedienen. Kürzlich bin ich ganz allein um den Kaiserpalast herum stundenlang durch die Straßen gegangen. Dieser Stadttheil wimmelt von chinesischen Soldaten und gilt darum jetzt als besonders gefährlich. Niemand aber hat daran gedacht, mir etwas zu leide zu thun. Einige Bürger von Peking haben lediglich ihr Wohlgefallen an der rundlichen Fülle meiner Gestalt zu erkennen gegeben. Es wäre ein Zeichen von recht unverträglicher Gemüthsart gewesen, wenn ich sie deshalb hätte niederschießen wollen.

Die Stellen in den Edikten der Kaiserin-Wittwe, welche sich im Besonderen auf den Schutz der Missionäre beziehen, sind offenbar durch die Vorgänge in Szechuen hervorgerufen worden. Die Franzosen scheinen nämlich Anstalten zur Eroberung dieser südlichen Provinz zu machen. Das Einzige, was ihnen vorderhand noch fehlt, ist ein Vorwand. Da nun die Deutschen ein Stück Land in China bekommen haben, weil Missionäre umgebracht worden sind, versuchen die Franzosen, einige ihrer Missionäre, wenn auch nicht umbringen, so doch wenigstens mißhandeln zu lassen, um ihrerseits das Land zu bekommen, das sie wünschen. Auf diese Weise gelangt in China mehr und mehr das Rezept zur Geltung: „Wenn man sein Gebiet erweitern will, so nehme man einen Missionar und lasse ihn zu Schaden kommen.“ Dabei fällt mir immer eine Aeußerung ein, die der greise Père Heude im Jesuitenkloster zu Si-ka-wei that, als ich dort seine interessante naturhistorische Sammlung besichtigte. Er sprach von einem deutschen Pater, der als Missionar tief im Innern Chinas wirkt, und sagte:

„Il se fera massacrer un jour et vous fera avoir un beau chemin de fer de plus.“

Die französisch-katholischen Missionäre in Szechuen bieten also gegenwärtig Alles auf, um Konflikte mit der chinesischen Bevölkerung zu provociren, welche dann einen Grund für das Eingreifen französischen Militärs liefern könnten. Darum zeigt sich die Kaiserin-

Witwe gerade in diesem Moment so besorgt um das Wohl der Missionäre. Die Pères in Szechuen werden nun aber jetzt von den chinesischen Behörden geschützt werden, ob sie wollen oder nicht. Doch vielleicht könnte die französische Diplomatie gerade dies zur Hervorrufung des ersehnten Zwischenfalls benützen und könnte Repressalien ankündigen, weil die chinesische Regierung den Missionären ihr Recht verkümmern will, sich umbringen zu lassen.

Es dürfte Manchem auffallen, daß bei der Krisis in Peking Frankreich so gar keine Rolle spielt. Englische, russische und deutsche Soldaten sind gekommen, die französischen lassen auf sich warten, und anscheinend gibt es nur drei Großmächte: England, Rußland und Deutschland. Daß Frankreich gegenwärtig in Peking nicht als Großmacht auftritt, ist die große Wirkung einer sehr kleinen Ursache: Herr Pichon, der französische Gesandte, ist vor einiger Zeit vom Pferde gefallen und liegt mit zerschlagener Nase im Bett. Unter dem starken Einflusse der Ereignisse in den letzten Tagen hat die Nase des französischen Gesandten allerdings zu heilen begonnen; die Folge ist, daß jetzt auch französische Truppen in Peking anlangen sollen. Damit ist das gesammte diplomatische Corps einverstanden, mit einziger Ausnahme des — russischen Gesandten. Man weiß, wie die Russen die Allianz mit den Franzosen auffassen: Ueberall, wo Frankreich eigene Interessen neben denen Rußlands hat, verpflichtet sich Frankreich, auf diese Interessen zu verzichten. Dafür verpflichtet sich Rußland, mit Frankreich überall zusammenzugehen, wo die Interessen Rußlands durch dieses Zusammengehen gefördert werden. In Peking wollen die Russen allein ihre Politik führen. Die Engländer sind von ihnen bereits so ziemlich aus dem Felde geschlagen worden, eine Rivalität mit den Deutschen besteht nicht, da Deutschland keine Eroberungs-Ziele in China verfolgt, und deshalb erscheinen die Franzosen, die jetzt auch in Peking einzugreifen sich anschicken, den Russen als arge Störenfriede. Herr Pawlow, der russische Geschäftsträger, bietet gegenwärtig Alles auf, um Herrn Pichon davon abzubringen, daß er französische Truppen nach Peking beruft. Es heißt sogar, Herr Pawlow habe sich in der Noth seines Herzens an den deutschen Gesandten gewendet und diesen gebeten, er solle doch Herrn Pichon begreiflich machen, daß die Truppen, die in

Peking eingezogen seien, zum Schutz der Europäer vollständig ausreichen und daß neue Detachements nicht mehr nöthig seien. Der deutsche Gesandte, erzählt man weiter, habe sich über dieses Anliegen seines russischen Kollegen sehr erstaunt gestellt und habe mit gut gespielter Naivetät gefragt: „Ja aber warum wenden Sie sich denn nicht selbst an den französischen Gesandten, da Sie doch „der Freund" sind?"

Ueberhaupt hat Freiherr von Heyking in allen den Schwierigkeiten der letzten Wochen mit einem Geschick operirt, das man immer von Neuem hervorheben muß. Das Verdienst, den Truppen-Einzug herbeigeführt zu haben, der auf die chinesische Bevölkerung eine so ungeheuere Wirkung ausgeübt hat, gebührt nicht am Wenigsten dem Vertreter Deutschlands. Die Initiative zu dieser Maßnahme jedoch, an der immer ein gewisses odium haftet, hat er klüglich Anderen überlassen. Die Berufung der Truppen war eine Angelegenheit, die sich vornehmlich zwischen dem englischen und dem russischen Gesandten abwickelte. Da nun der englische Gesandte auf den russischen und der russische Gesandte auf den englischen wartete, wäre die Affaire wahrscheinlich keinen Schritt vorwärts gekommen, wenn nicht der deutsche Gesandte hinter Beiden ein wenig geschoben hätte. Jetzt aber sind es doch wieder England und Rußland, welche die Truppen berufen haben, und anscheinend ist erst durch ihr Vorgehen Deutschland zum Mitgehen genöthigt worden. Die Chinesen sind namentlich gegen die Engländer erbost und haben sich auch bereits in London über das Verhalten des englischen Gesandten in der Truppen-Angelegenheit beschwert. Auch die Freundschaft zwischen Rußland und China, die sich in der letzten Zeit so sehr gefestigt hatte, scheint einstweilen wieder einmal einen kleinen Sprung bekommen zu haben. Die Russen haben nämlich in der Truppen-Angelegenheit nach guter russischer Gewohnheit etwas kräftig zugegriffen und sind statt mit dreißig Mann, wie ausgemacht war, gleich mit sechsundsechzig Mann und einer Kanone in Peking eingerückt. Gleich nach dem Einzuge hat die chinesische Regierung in einer Note sich über die zu große Anzahl der russischen Soldaten beschwert. Natürlich wagt die chinesische Regierung nicht, dem russischen Gesandten direkt Vorhaltungen zu machen, und so ist die Note an den Doyen des

diplomatischen Corps gerichtet. Gegen Deutschland wird nirgends ein Wort des Vorwurfs geäußert. Im Gegentheil, die chinesische Note stellt das deutsche Detachement als Muster auf, da es genau dreißig Mann stark sei und nicht einen Mann mehr.

Die Truppen-Demonstration hat wieder einmal gezeigt, welches das beste Mittel ist, um mit den Chinesen fertig zu werden. Europa, dessen Interessen in China von Tag zu Tag wachsen, kann auf China nicht mehr verzichten. Aber auch das Heil China's kann für's Erste nur von Europa kommen. In Güte sind die Chinesen nun einmal nicht dazu zu bringen, daß sie der höheren Cultur und der höheren Einsicht sich beugen. Was dabei entsteht, wenn von Chinesen selbst Reform-Versuche in China gemacht werden, zeigt zur Genüge die gegenwärtige Krisis. Reformen in China? Es gibt hervorragende China-Kenner, welche auf diese Frage nur eine Antwort kennen: „Die Dampfwalze." Das heißt: Wer China reformiren will, muß zuerst eine große Dampfwalze über das Land führen nnd alle Chinesen einwalzen.

Hoffentlich werden sich die Zustände im Reich der Mitte auch ohne dieses Radikalmittel bessern lassen. Unumgänglich ist es jedoch, hier und da den Chinesen die Faust zu zeigen. Herr V. Chirol, der frühere Korrespondent der „Times" in Peking, hat in seinem vortrefflichen Buche „Die Lage in Ostasien" die beherzigenswerthen Worte geschrieben:

„Solange die Chinesen Chinesen bleiben, ist die physische Uebermacht das einzige Argument, das sie sich von den Europäern gefallen lassen. Chinesen und Europäer bewegen sich in vollkommen verschiedenen Sphären, die nur einen Berührungspunkt, das physische Uebergewicht, haben, und nur von diesem Punkt aus kann man China bezwingen."

Auf dem Wege der Bezwingung China's, von der Herr Chirol spricht, ist am 19. Oktober 1898 ein mächtiger Schritt gethan worden. In dieses vor zwei Jahren noch so unnahbare Peking sind die europäischen Truppen eingezogen, wie in eine eroberte Stadt. Die chinesische Regierung vermochte es nicht zu hindern; das Volk aber stand wie gebannt in den Straßen, und diese eben noch so unverschämte und gewaltthätige Menge wagte nicht, sich zu rühren. In stummer Unterordnung schien China's Hauptstadt sich

in die neue Gewalt zu fügen, welche einherzog mit dem dumpfen Getrappel der Kosaken-Pferde und dem taktmäßigen Schritt der deutschen Infanteristen. . . . .

Machiapu, die Bahn-Station von Peking, liegt weit außerhalb der Mauern von Peking, vielleicht zwei Wegstunden von der Gesandtschafts-Straße entfernt. Außerhalb der Thore schlängelt sich der Weg in bizarren Windungen durch die Felder, und als Fremder kann man sich da kaum zurechtfinden. Die Chinesen haben zwar schweren Herzens das Zugeständniß gemacht, daß die Eisenbahn bis zur Hauptstadt hinaufgehen darf; aber sie haben zugleich die Eisenbahn so angelegt, daß deren Benutzung nach Möglichkeit erschwert wird. Die Bahn darf bis Peking gehen, man soll nur nicht mit ihr fahren. Unter diesen Umständen trifft es sich günstig, daß der Militär-Attaché der deutschen Gesandtschaft, Baron Teichmann, sich nach dem Bahnhof begibt, um das deutsche Detachement zu empfangen, und daß ich den Weg mit ihm machen kann.

Um halb elf Uhr Vormittags steigen wir vor dem Thore der deutschen Gesandtschaft zu Pferde. Der Baron Teichmann sitzt auf einem chinesischen Fuchs, einem noch halb wilden Pferde, das eben erst aus der Mongolei gekommen ist. Für mich hat man einen Schimmel besorgt. Das ist keine Kleinigkeit gewesen. Denn alle Pferde, welche Europäern gehören, sind für den Truppen-Einzug aufgeboten. In letzter Stunde hat man den Schimmel entdeckt, der müßig vor einem Wagen stand, hat ihn ausgespannt, und nun muß ich versuchen, mich auf dem starkknochigen Pferde im unbequemen chinesischen Sattel gemüthlich einzurichten. Der Schimmel thut übrigens seine Schuldigkeit. Er trabt wacker darauf los, und sobald er sich erst abgewöhnt haben wird, vor jedem Besenstiel, der ihm in die Nähe kommt, in Angst zu gerathen, wird er ein edles Schlachtroß abgeben. Baron Teichmann hat bei den Breslauer Kürassieren gedient; man merkt die gute Schule an der Leichtigkeit und Eleganz, womit er sich auf seinem schwer zu bändigenden Thiere hält. In Peking fehlt freilich das Publikum für diese Reitkunst, obwohl doch einige geschminkte Chinesen-Weiblein, die vor ihren Hausthoren stehen, sich beinahe die Hälse abdrehen, um dem stattlichen Kavalier nachzublicken.

Wie gewöhnlich ist viel Volk in den Straßen, aber Niemand sagt uns ein Wort. Daß etwas Ungewöhnliches vorgeht, wird erst bei dem Riesenthore merkbar, das von der Mandschuren-Stadt nach der Chinesen-Stadt führt. Dort steht ein Haufen chinesischer Soldaten, und von hier ab ist der ganze lange Weg bis zum Bahnhof mit Soldaten besetzt. Man bekommt sie in allen Farben zu zu sehen, in Blau, in Roth, in Gelb. Die Uniform besteht nur aus einem Rocke, einer weiten ärmellosen Tunik. Der Staat bekleidet in China lediglich den Oberleib seiner Krieger, für ihre Beine haben sie selbst zu sorgen. Der chinesische Soldat setzt sich also eigentlich aus einer offiziellen und einer privaten Hälfte zusammen. In der Regel sind beide Hälften gleich schmutzig, wodurch die Einförmigkeit gewahrt wird, die zum Begriffe der Uniform gehört. Auch an diesem Truppen-Einzugs-Tage befinden sich die Beinkleider in dem üblichen Zustande, aber die Röcke sind tadellos und scheinen funkelnagelneu. Dieser Glanz ist verblüffend. Die chinesischen Soldaten wollen offenbar ihren europäischen Kameraden imponiren und haben sich zu diesem Zweck wenigstens zum Theil sauber angezogen. Waffen tragen sie nicht. Hingegen halten sie große Hundspeitschen in den Händen. Der chinesische Polizeidienst, zu dessen Ausübung die Soldaten in den Straßen aufgestellt sind, ist der einfachste von der Welt. Er besteht lediglich im Dreinhauen. Wo eine ordnungswidrige Ansammlung sich bildet, knallt die Polizei ohneweiters mit der Peitsche dazwischen, und die Leute sind sich sofort im Klaren darüber, daß sie dort nicht stehen dürfen.

Auch Kavallerie-Posten finden sich da und dort. Diese sind bewaffnet. Die Reiter haben das Gewehr um die Schulter gehängt. Die Flinte ist freilich in ein Leinwand-Futteral verpackt. Denn bei einem Gewehr kommt es auf nichts so sehr an, wie darauf, daß es nicht hineinregnet. Die Mündung ist durch ein rothes Büschel verziert. Das mag vielleicht beim Schießen etwas hinderlich sein, aber das Büschel hat wieder den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß der Soldat keinen Augenblick im Zweifel darüber sein kann, auf welcher Seite das Gewehr losgeht. Infanterie und Kavallerie werden von Offizieren befehligt. Die chinesischen Offiziere sind nicht uniformirt und kleiden sich, wie die anderen Mandarine. Man muß bereits ein für chinesische

Trachten geübtes Auge haben, um sie zu erkennen. Da sie zumeist aus den Reihen der gemeinen Soldaten avancirt sind, fallen sie durch ihre derben und rohen Gesichter auf. Als Rangabzeichen dient der Mandarin-Knopf und eine hinten über den Hut herausstehende schwarze Feder.

In der Hauptstraße der Chinesenstadt herrscht, wie immer, geschäftiges Gewimmel. Zu beiden Seiten des Fahrweges beginnen sich die Zuschauer anzusammeln. Wir reiten absichtlich langsam, damit Alle, die wieder Lust zum Steinwerfen verspüren, ihren Gefühlen freien Lauf lassen können. In der Tasche wird der Revolver bereit gehalten, um auf den ersten derartigen Freundesgruß zu antworten. Aber obwohl wir Zwei weit und breit die einzigen Europäer sind unter einer Menge von Chinesen, kommen wir vollkommen unbelästigt vorüber. Nur einmal wird uns etwas nachgeschrieen. Wenn man Jemandem eine Artigkeit sagen will, so pflegt man sie in der Regel nicht hinter seinem Rücken herzurufen, und aus diesem Umstande dürfen wir wohl schließen, daß die unverständlichen chinesischen Worte hinter uns keine Liebenswürdigkeit enthalten. Wir bleiben bei einem Verkäufer stehen und handeln eine Reitpeitsche ein. Während das Geschäft zum Abschluß kommt, umringt uns das Volk gaffend, aber still.

Da ist auch die kleine Brücke, wo vor einigen Tagen der Angriff gegen Mrs. Beaton erfolgt ist. Jetzt ist sie durch Ketten gesperrt. Auf der Brücke halten Soldaten Wacht, und einige zerlumpte Kerle, denen der schwere hölzerne Verbrecher-Halskragen, der Kang, umgehängt ist, sitzen dort herum. Diese am Pranger ausgestellten Delinquenten büßen für das Attentat gegen die englische Dame, wenn es auch nicht gerade sicher ist, daß sie es ausgeführt haben. Der Mandarin, welcher den Befehl bekommt, Verhaftungen vorzunehmen, kann natürlich kaum mehr die wirklichen Uebelthäter finden. Da jedoch die Gerechtigkeit Verhaftungen verlangt, so hilft er sich damit, daß er Leute einsperrt, die nicht schuldig sind. Insbesondere ist dies für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, Denjenigen unangenehm zu werden, über die er sich einmal aus irgend welchem Grunde geärgert hat. Ob nun die armen Kerle auf der Brücke schuldig sind oder nicht, jedenfalls wirkt das abschreckende Beispiel, und das Volk, das diesen improvisirten Pranger

umsteht, ist hier womöglich noch lautloser und regungsloser, als im übrigen Theil der Straße.

Wir reiten um die Brücke herum, und dann geht es im scharfen Trabe durch die weite Ebene, die zwischen den Tempeln des Himmels und des Ackerbaues liegt, hierauf durch das Thor der Chinesenstadt, und schließlich kreuz und quer durch Felder und kleine Gehölze zum Bahnhof.

Der Bahnsteig ist gleichfalls mit Soldaten besetzt, und der Gouverneur von Peking ist in Person herausgekommen, um zum Rechten zu sehen und um Namens der Regierung die fremden Truppen zu empfangen, welche ja, wie erwähnt, die Gäste China's sein sollen. Der Gouverneur von Peking ist ein alter Chinese mit dickem grauem Schnurrbart und watschelt nicht sehr sicher auf seinen Podagra-Beinen herum. Es heißt, daß der Gouverneur als Sündenbock ausersehen ist und daß die Regierung mit der Absicht umgeht, ihn wegen der Unruhen gegen die Ausländer seines Amtes zu entsetzen. Der hohe Herr, der sonst als arger Fremdenfeind bekannt ist und von dem man sagt, er könne die Europäer nicht sehen (er wird sich an ihren Anblick gewöhnen müssen), ist darum jetzt auf einmal voll Sanftmuth und Zuckersüßigkeit. Er nöthigt uns sofort in das kleine, nach dem Bahnsteig offene Zimmer hinein, das in dem Bahnhofgebäude für die chinesischen Behörden reservirt ist, sagt uns viel Freundliches, das in Ermangelung eines Dolmetschers kein Mensch versteht, und läßt uns guten chinesischen Thee vorsetzen, der mit Jasminblättern parfümirt ist. In dem kleinen Gemach finden sich langsam alle Europäer zusammen, die gleich uns den Truppen entgegengeritten sind. Wenn die anwesenden Mandarine fremdenfeindlich sind, so ist die Sympathie jedenfalls gegenseitig. Denn so oft die Europäer von ihnen sprechen, bezeichnen sie den Einen als „cet idiot" und den Anderen als „ce crétin". Unter Umständen hat es doch auch sein Gutes, daß Mandarine kein Französisch verstehen.

Draußen dirigiren die chinesischen Offiziere die Vorbereitungen für das Eintreffen des Zuges. Sogar einen breiten Steg lassen sie herbeischleppen zum Ausladen der Kanonen. Mehr Zuvorkommenheit kann man wirklich nicht verlangen.

Um halb ein Uhr wird eine Rauchwolke sichtbar, und langsam rollt der Zug heran. Hinter der Lokomotive sind einige

offene Güterwagen angekoppelt. In diesen sieht man schon von fern die buschigen Mützen der Kosaken und das leuchtende Roth der englischen Uniformen. Russen und Engländer bringen je eine Kanone mit. Die Geschütze sowie die Pferde der Kosaken sind auf die offenen Güterwagen geladen, und mehrere Soldaten stehen Wache daneben. Einer von den Kosaken hat die Augen geschlossen und wacht erst auf, als der Zug hält. Es ist jedenfalls eine anerkennenswerthe Leistung, in einem Güterwagen, der sich mit Eilzugs-Geschwindigkeit bewegt, stehend zu schlafen. Im Uebrigen sind die Soldaten in den Personenwagen untergebracht. An den Fenstern eines der hinteren Waggons zeigen sich die dunklen Waffenröcke des deutschen See-Bataillons. Die Deutschen sind zuerst draußen, und zwei Minuten nach der Ankunft des Zuges stehen sie bereits auf dem Perron, zu zwei Gliedern formirt, mit Gewehr bei Fuß. Nach weiteren fünf Minuten kommt der Gefreite und macht dem Offizier die Meldung: „Gepäck ist ausgeladen." Die anderen Detachements brauchen noch mehr als eine Stunde, ehe sie ihr Gepäck in den Waggons zusammengesucht und herausgebracht haben.

Die deutschen Soldaten, welche da aus der schmutzigen chinesischen Bahn gekommen sind, sehen aus, wie aus der Schachtel genommen. Kein Fleckchen Staub haftet an den Uniformen, und alle Knöpfe blitzen. Die dreißig Mann gehören zur Besatzung der „Deutschland" und sind von der „Kaiserin Augusta" nach Taku gebracht worden. Prinz Heinrich hat dieselben Leute nach Peking gesandt, die seine Escorte gebildet haben, als er den Kaiser von China besuchte. Darum tragen die Soldaten auf der Brust am blauen Bande die silberene Medaille, die von der chinesischen Regierung zur Erinnerung an diesen Besuch den Mannschaften des prinzlichen Gefolges vertheilt worden ist. Einige haben neben der chinesischen die bronzene Denkmünze angeheftet, die aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten gestiftet wurde. Parade-Uniform trägt nur der kommandirende Offizier, Lieutenant Robert. Die Soldaten sind kriegsmäßig ausgerüstet und haben den Czako auf dem Kopfe. Trommler und Hornist, die neben der Front stehen, führen den Revolver im Gürtel. Auf Befragen stellt sich heraus, daß auch die Trinkgefäße nicht vergessen worden sind. Von

allen Gegenständen der Ausrüstung dürften diese in Peking am Meisten zur Verwendung kommen.

Der Vergleich zwischen den Detachements der drei Nationen ist ungemein interessant. Man braucht gar nicht mit deutschen Augen zu sehen, man braucht nur unbefangen zu betrachten, um rasch zu der Erkenntniß zu kommen, daß die deutschen Soldaten mit ihren einfachen, dunklen Uniformen und mit ihrer strammen Haltung die einzigen sind, welche einen ernsten militärischen Eindruck machen. Der scharlachrothe englische Waffenrock sieht doch ein wenig gar zu sehr nach dem Maskenball aus. Sonst freilich findet man auch unter den Engländern recht stattliche Gestalten, und der hohe weiße Tropenhelm mit der stählernen Spitze läßt die Leute noch größer erscheinen. Die Kosaken schauen allem Anderen eher gleich, als Soldaten. Wenn es Soldaten sind, so sind es asiatische, und sie stehen den chinesischen Soldaten, die in den Straßen von Peking Wache halten, jedenfalls näher als den europäischen, mit denen zusammen sie angekommen sind. Unter der struppigen schwarzen Fellmütze, die sich ausnimmt, wie eine zerraufte Perrücke, lugen die wilden Gesichter hervor. Der Teint ist gelblich; es scheint, daß das dreizehnte Kosaken-Regiment, dem die Abtheilung entnommen ist, sich aus Mongolen rekrutirt. Die Uniform ist so abgetragen und verschmutzt, daß ihre dunkelgrüne Grundfarbe kaum mehr zu erkennen ist. Wenn man dann später die seltsamen Gesellen auf ihren kleinen chinesischen Pferden reiten sieht, denen der lange Schweif fast im Staube nachschleift, während der Hafersack zu beiden Seiten des Sattels herabhängt, so denkt man an einen Stamm von Nomaden, der auf der Wanderschaft begriffen ist, oder an die Hunnen aus der Völkerwanderung. Wehe dem zivilisirten Lande, in das sich wieder einmal diese Völkerwanderung ergießt!

Die Russen sind gleich mit Kosaken, Artillerie und Infanterie ausgerückt, und die russische Marine-Infanterie mit ihren dunklen Uniformen und weißen Matrosenmützen präsentirt sich nicht übel, obgleich auch hier die Sauberkeit zu wünschen übrig läßt. Mit vollendeter Eleganz, wie immer, sind im Gegensatz zu ihren Leuten die russischen Offiziere herausgeputzt. Während deutsches und englisches Detachement nur durch je einen Offizier kom-

mandirt werden, sind die russischen Offiziere drei an der Zahl: der Kommandant der Kosaken in kleidsamem dunkelgrünem Parade-Anzug, ein Militär-Instruktor aus Lutai in einer Uniform, welche derjenigen unserer rothen Husaren gleicht, endlich der Oberst, der zur Leitung der militärischen Angelegenheiten Rußlands in China nach Peking abkommandirt ist, eine vornehme Erscheinung im hellgrauen russischen Militärmantel. Weil dieser Oberst der rangälteste Offizier und außerdem ein liebenswürdiger Mann ist, der, nebenbei gesagt, fließend deutsch spricht, hat der deutsche Offizier die Courtoisie geübt, sich ihm vor Abfahrt des Zuges zur Verfügung zu stellen, im Falle eine gemeinsame Aktion der Truppen nothwendig werden sollte. Das Gleiche hat der englische Offizier gethan. Da der englische Offizier captain und der deutsche nur Lieutenant ist, so ist die Vereinbarung getroffen worden, daß beim Einmarsch in Peking die englischen Soldaten vor den deutschen gehen sollen. In dieser Weise hat zwischen den Truppentheilen der drei Nationen ein musterhaftes Einvernehmen geherrscht, zu dessen Erhaltung das taktvolle nnd diskrete Auftreten des deutschen Offiziers nicht am Wenigsten beigetragen hat.

Die Russen und Engländer brauchen, wie gesagt, mehr als eine Stunde, ehe sie mit dem Ausladen fertig werden. Langsam formirt sich der Zug in dem eingezäunten Raum, der unterhalb des Bahnsteigs liegt zwischen der elenden Bretterbude, welche gegenwärtig noch als Bahnhof dient, und dem im Bau begriffenen hohen Gebäude aus grauen Ziegeln, welches eines Tags der Bahnhof von Peking sein und wirklich hauptstädtische Physiognomie haben wird. Zuerst stehen die Deutschen auf ihrem Platze, die englische Abtheilung kommt nur wenige Minuten vor dem Abmarsch im Laufschritt vom Perron herunter, die Russen sind noch ganz zuletzt nicht recht in Ordnung.

Um zwei Uhr ungefähr giebt der russische Oberst das Zeichen zum Aufbruch. Man steigt zu Pferde. Einer der russischen Offiziere, der rothe Husar, fällt von seinem Rosse sofort auf der anderen Seite wieder herunter. Der deutsche Offizier kommandirt „Stillgestanden!“ und bald darauf sieht man die Gewehre der deutschen Soldaten auf die Schultern fliegen, als würden sie alle von einer einzigen Feder emporgeschnellt. Und dann setzt man sich in Bewegung.

An der Spitze des Zuges reitet eine Art Freiwilligen-Schwadron, welche sich aus den Europäern zusammensetzt, die zum Empfange der Soldaten herausgekommen sind. Es sind zwanzig Mann in fünf Gliedern, Engländer, Franzosen, Italiener und Deutsche. Das letzte Treffen dieser Kavallerie von Civilisten besteht aus Mitgliedern der Presse. In einer Reihe reiten da der „Times"-Korrespondent, Mr. Morrisson, der Vertreter des Reuter'schen Büreaus, Mr. Gwyne, und der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung". Späterhin sieht man noch durch das Feld dem Zuge zur Seite einen dunkelhäutigen Mann auf einem Eselein traben. Das ist auch ein journalistischer Kollege, ein japanischer Korrespondent, der von Peking aus mehrere Zeitungen seines Landes bedient. Im weiten Abstand hinter der Escorte von Civilisten eröffnet ein Fähnlein Kosaken, natürlich zu Pferde, den militärischen Aufmarsch. Der Kosaken-Offizier hält sich neben seinen Leuten. Dahinter reiten zwei russische Offiziere, der Oberst und der rothe Husar, und zwischen ihnen der englische Hauptmann. Ihnen folgt die englische Kanone, ein Maschinen-Geschütz, das an langen Riemen von sechs Soldaten geschleppt wird. Unmittelbar nach der Kanone marschirt das englische Detachement. Der Constabler der englischen Gesandtschaft, im gelben Kakey-Drill und flacher schwarzer Mütze, reitet zur Seite. In kurzem Abstand von den Engländern erscheinen zu Pferde der deutsche Offizier und der Militär-Attaché der deutschen Gesandtschaft. Die deutschen Soldaten rücken in festgeschlossenen Reihen ihrem Offizier nach. Dann rollt das russische Geschütz einher, eine kleine, mit Wachstuch verkleidete Kanone, die mit chinesischen Kulis bespannt ist. Die russische Marine-Infanterie, commandirt von einem Offizier zu Fuß, geht hinterdrein. Schließlich rollt sich der Troß auf, Maulthier-Karren hinter Maulthier-Karren in langer Reihe. Am Ende reitet wieder eine Abtheilung Kosaken.

Der Zug hat eine Ausdehnung von mindestens einem Kilometer. Eine imposante Entfaltung von Streitkräften, trotz der geringen Zahl der Soldaten, und ein buntes Bild zugleich. Nur beginnt bald der Wind zu wehen und wirbelt in hohen Wolken den fürchterlichen Peking-Staub auf. Die kleine kriegerische Schaar geht manchmal in einer so dichten Staub-Atmosphäre dahin, daß es scheint, als wäre sie in Nebel gehüllt. Der Staub, der keine

malerischen Wirkungen gelten läßt, löscht mit seinem Grau rasch den farbigen Glanz der Uniformen aus. Keine Trommel wird gerührt, kein Horn wird geblasen. Schweigend bewegt sich die Militärmacht vorwärts. Sie braucht ihr Kommen nicht erst anzukündigen. Man wartet auf sie und ist ihr bereits ausgewichen, noch ehe sie da ist.

In langer Wanderung geht es über Feld. Dann wird das Thor der Chinesenstadt durchschritten, hinter dem von Neuem die Aecker und Wiesen beginnen. Hier kommt aus der Stadt her eine Abtheilung chinesischer Kavallerie, welcher drei dreieckige Fahnen aus gelber Seide mit rother Säumung vorauswehen. Die chinesische Schwadron, ein Reiter hinter dem anderen, passirt an den europäischen Truppen vorüber. Kein Wort, kein Gruß wird gewechselt. Weiter oben warten etwa hundert chinesische Infanteristen in gelben Röcken. Sie stellen sich an die Spitze des Zuges und schreiten ihm, in zwei Kolonnen getheilt, voran. Die europäischen Truppen sollen ihren Einmarsch halten unter der Führung chinesischer Soldaten, und die Bevölkerung von Peking soll offenbar daraus ersehen, daß dieser Einmarsch nur deshalb erfolgt, weil die chinesische Regierung die Güte hat, es zu erlauben.

In der Hauptstraße der Chinesenstadt drängt sich die Menge Kopf an Kopf. Immer neues Volk strömt hinzu; aus ihren Werkstätten laufen die Handwerker heraus, halbnackt, wie sie bei der Arbeit sitzen. Die Anzahl der Zuschauer ist schwer zu berechnen. Die Chinesen wissen sich zusammenzudrängen wie kein anderes Volk der Welt, und es gehen viele solcher gelber Menschen auf einen Fuß Erde. In dieser einen Straße stehen vielleicht zwanzigtausend Leute, aber fünfzigtausend können es ebensogut sein, und hunderttausend auch. Zum Steinwerfen verspürt Niemand mehr Lust, und das ist schade. Denn jetzt gerade wäre der Moment, wo man über das Steinwerfen reden könnte. Die Kosaken würden gewiß gerne sich bereit finden, den Einwohnern von Peking klar zu machen, wie sie über diesen Punkt denken. Aber keine Hand rührt sich, nicht ein Mund wagt sich aufzuthun. Hier und da bemerkt man ein Gesicht, das sich spöttisch verzieht; allein man braucht den Mann nur scharf anzublicken, und sofort verschwindet jede Spur von Lachen aus seinen Zügen. Die Menge steht im tiefen Schweigen. Das ist ein unbeschreiblicher

Eindruck: diese ganze Stadt, welche plötzlich die Sprache verloren zu haben scheint, diese Tausende und Tausende, welche keinen Laut geben! Nichts ist zu hören, als das Knallen der Polizei-Peitschen, mit denen die Soldaten in die dichte Menge hineinhauen, wenn sie nach ihrer Ansicht noch nicht weit genug zurückgewichen ist, obwohl sie doch auch ohnedies hinreichenden Raum giebt. Das Volk läßt sich schlagen, ohne zu murren, und die Getroffenen schütteln sich die Hiebe ab, wie die geprügelten Hunde.

Und die Kosaken, die dem Zuge vorauf reiten, schieben sich langsam vor in den Straßen von Peking, immer weiter und weiter. Es scheint, daß vordringende Kosaken in diese Straßen hineinpassen, als wären die einen für die anderen gemacht. Die Konsequenzen dieser durch den Truppen-Einzugs-Tag enthüllten Thatsache, daß in Peking die Kosaken so gut zu den Straßen und die Straßen so gut zu den Kosaken passen, werden wohl nicht lange auf sich warten lassen. Auf der Mauer des Thores, das zur Mandschuren-Stadt führt, hat eine Gruppe von europäischen Herren Aufstellung genommen und begrüßt die herannahenden Soldaten mit fröhlichem Hüteschwenken. Da die mittleren Flügel dieser Stadtpforte sich nur für den Kaiser öffnen, muß um das Thor herumgezogen werden. Dann wird durch enge Gassen der nächste Weg zur Gesandtschafts-Straße eingeschlagen. Eine steinerne Brücke bildet den Beginn dieser Straße, aber schon vor der Brücke liegen, in weiten Gärten versteckt, die russische und englische Gesandtschaft.

Der Zug kommt durch eine Seitengasse auf die Brücke zu und macht hier Halt. Die Kosaken schwenken ein und stellen sich auf der Brücke in Front. Die russischen Offiziere halten zur Seite. Die drei Detachements defiliren, die russischen Offiziere verabschieden sich von dem englischen und dem deutschen mit verbindlichem militärischem Gruß. Die Engländer marschiren lässig vorbei und geben sich nicht erst die Mühe, Richtung zu nehmen. Die Deutschen aber schließen die Reihen, die sich auf dem weiten Wege vom Bahnhof her ein wenig gelöst haben, und machen einen tadellosen Parade-Marsch, der den staunenden Beifall aller europäischen Zuschauer erregt. Die Engländer wenden sich nach links, die Russen bleiben zurück, und nur die Deutschen ziehen die Gesandtschafts-Straße hinauf.

Am Thore der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft steht der bevollmächtigte Minister mit dem Grafen Zichy, dem ungarischen Forschungsreisenden, der eben aus der Wüste Gobi eingetroffen ist, und einigen Damen. Die Herren schwenken die Hüte, die Damen lassen die Taschentücher wehen. Auch aus dem Thore der spanischen Gesandtschaft sind die weiblichen Insassen herausgetreten, und im Vordergrunde hat hier ein junges Mädchen von blühender Schönheit seinen Platz. (Fingerzeig für junge Diplomaten, die nach Peking versetzt werden: Es ist wichtig, gute Beziehungen zu Spanien zu pflegen.)

Vor der Pforte der deutschen Gesandtschaft ist fast das gesammte Personal mit seinen Damen um den Baron und die Baronin von Heyking gruppirt. Mit angefaßtem Gewehr marschiren die Soldaten in die Gesandtschaft ein, und ihre festen Tritte dröhnen in der Wölbung des Thores. Der Gesandte nimmt im Garten Aufstellung. Die Soldaten ziehen im Parademarsch an ihm vorüber, dann machen sie Front. Herr von Heyking begrüßt mit Händedruck den Offizier, hierauf heißt er die Soldaten mit kurzen Worten willkommen und fordert sie zu drei Hurrahs für den Kaiser auf. Laut schallen diese drei deutschen Hurrahs hinaus in die Straßen von Peking.

XXVIII. Ein Besuch bei Li-Hung-Tschang.

Peking, 22. Oktober.

Die deutsche Gesandtschaft hatte die Güte gehabt, Li-Hung-Tschang zu ersuchen, daß er mir eine Unterredung gewähren möge. Trotzdem schien es zweifelhaft, ob er mich empfangen würde. Die chinesischen Staatsmänner weichen gegenwärtig den Europäern aus, so sehr sie nur irgend können; und wenn sich gar ein europäischer Journalist in der Nähe ihres Hauses zeigt, dann wird womöglich noch ein Riegel vor das Thor geschoben. Niemand weiß, was die nächste Zukunft bringen wird; da nun die Köpfe in diesem Augenblick sehr unsicher auf den Schultern sitzen, vermeidet man ängstlich jedes unvorsichtige Wort, das sie vielleicht gänzlich ihres Halts berauben könnte.

Es zeigte sich aber, daß Li-Hung-Tschang, wie gewöhnlich, der Einzige war, der keine Furcht hatte. Er sandte auf das Ersuchen der Gesandtschaft eine zustimmende Antwort und setzte gleich den folgenden Tag für den Empfang fest. Das war der Tag, an dem die europäischen Truppen in Peking einziehen sollten. Als wir uns zur festgesetzten Stunde bereit machten, den Besuch abzustatten, kam ein Brief, worin Li-Hung-Tschang durch seinen Sekretär mittheilen ließ, er habe Fieber und bitte, ihn für heut zu entschuldigen. Man konnte leicht begreifen, daß ein chinesischer Staatsmann Fieber verspürte an dem Tage, an dem die europäischen Truppen nach Peking kamen. Im Uebrigen hatte das ganze Vorgehen ein echt chinesisches Aussehen. Li-Hung-Tschang hatte auf das Gesuch um eine Unterredung bejahend geantwortet, weil

er nicht die Unhöflichkeit begehen wollte, „Nein“ zu sagen. Da er aber zugleich die Unterredung selbst vermeiden wollte, wurde er krank im Augenblick, wo sie stattfinden sollte. Es stellte sich jedoch heraus, daß Li-Hung-Tschang weniger Chinese war, als wir geglaubt hatten. Wenige Tage später hatte er kein Fieber mehr und bestimmte ein neues Rendezvous. Herr von der Goltz, der Sekretär-Interpret der deutschen Gesandtschaft, hatte die Liebenswürdigkeit, mich zu begleiten. Herr von der Goltz ist wohl einer der bedeutendsten Fachmänner, die draußen im Reichs-Dienst thätig sind; und mit aller chinesischen Gelehrsamkeit, die sonst europäische Köpfe nicht selten beschwert und verkehrt, vereinigt sich hier eine frische, anziehende und zugleich vornehme Persönlichkeit. Es ist eine seltene Chance, bei einer Unterredung mit Li-Hung-Tschang einen Dolmetscher zu haben, welcher im Stande ist, das, was man sagt, bis auf die Nuancen getreu in's Chinesische zu übertragen, und welcher sich auch die Mühe nimmt, die Antworten mit derselben Genauigkeit zu übermitteln.

Wir steigen also Jeder in einen Karren, — in eine jener Peking-Droschken ohne Federn, die Einem alle die zahllosen Unebenheiten und Steine des Weges in den Leib rennen und die eines der fürchterlichsten Marterwerkzeuge sind, welche der Menschengeist erfunden hat. Voraus sprengt der Vorreiter der Gesandtschaft, in prachtvolle himmelblaue Seide gekleidet, gefolgt von einem chinesischen Reitknecht. Es geht rechts ab von der Gesandtschafts-Straße, zuerst eine Zeit lang durch die Avenüe, die nach der Kaiserstadt zuführt, dann wieder rechts ab von dieser durch allerlei enge Seitengassen. Nach etwa halbstündiger Fahrt halten die Reiter und die Karren in der Mitte einer nicht allzu breiten Straße, die vom Verkehr wenig berührt zu werden scheint und ziemlich still und menschenleer daliegt. Li-Hung-Tschang erwartet uns hier im Hause seines Sohnes. Das Haus ist aus Holz und hat, wie dies in China üblich, nur Erdgeschoß-Räume; aber es ist neu erbaut und sticht durch seine frischen grünen Farben von den schmutzigen grauen Buden der Nachbarschaft ab. Auch die Breite seiner Straßenfront zeigt an, daß dort ein reicher Mann wohnt.

Der Vorreiter trägt unsere chinesischen Visitkarten hinein. Erst als er zurückkommt und meldet, daß der Besuch angenommen

wird, klettern wir aus den Karren. Wir gehen durch's Thor, durchschreiten einen mit großen Quadern gepflasterten, sehr reinlich gehaltenen Hof und steigen im Hintergrunde einige Stufen hinauf, die zu dem eigentlichen Wohnhause führen. In der Thür, die sich oberhalb dieser Stufen öffnet, kommt uns bereits Li-Hung-Tschang entgegen. Wie er so in der niedrigen Thür steht, die er fast ganz ausfüllt, erscheint er womöglich noch größer, als er ohnehin schon ist, und der Anblick dieser hochragenden Greisengestalt flößt Respekt ein.

Er ist in einfachem Hausgewande, trägt eine Robe aus rothbraunem Brokat und eine Jacke aus blauem Seidenstoff, deren kleine Goldknöpfe nicht zugenestelt sind und die am Halse ein wenig abgeschabt aussieht. Das gebräunte Gesicht hat sich, seit man es in Europa kennen gelernt, ganz und gar nicht verändert. Auf der Nase ruht eine Brille, — nicht eine von den grotesken chinesischen Gelehrten-Brillen, sondern eine europäische, mit schmalem Goldrand. Hinter den Gläsern spielen lebhaft die klugen, kleinen Augen, die manchmal auch recht boshaft dreinsehen können. Er spricht mit leiser Stimme, die nicht unangenehm klingt, wenngleich sie durch das Alter etwas breiig geworden zu sein scheint („une voix empâtée" nennen das die Franzosen). Soweit es irgend möglich, drückt er sich karg und einsilbig aus, zu Anfang wenigstens. Späterhin wird er etwas gesprächiger, verliert aber nie die Herrschaft über das, was er sagt, und liegt immer mit seinen schlauen Augen auf der Lauer. Manchmal stößt er zugleich mit seinen Worten ein kurzes Lachen hervor, das die gelben Zähne seines Mundes aufdeckt, lange und starke Raubthier-Zähne. Wenn er so lacht, fliegt ein ironischer Schein über sein Gesicht, welches aber sofort wieder ernst und unbewegt wird. Auf dem Kopfe hat das Alter kein Haar mehr übrig gelassen, und starkknochig wölbt sich der Schädel unter der nackten Haut. Li-Hung-Tschang hält in der Hand einen schwarzen Ebenholz-Stock mit elfenbeinerner Krücke. Da er sich mit Vorliebe auf den Bismarck Chinas herausspielt (das haben ihm gewisse europäische Schmeichler solange eingeredet, bis er es selbst geglaubt hat), ist es nicht unmöglich, daß er auch den Stock copirt, den der deutsche Kanzler in seinen letzten Jahren zu tragen pflegte.

Wir bleiben in dem Raum, in den man gelangt, wenn man vom Hofe durch die Thür tritt. Es ist eine Art Vorhalle mit steinernem Fußboden, fast ganz ohne Möbel. Nur in einer Ecke steht ein europäisches Lederſopha, mit einigen Stühlen davor. Hinten wird das Innere des Hauses durch eine grün lackirte Holzwand abgeschlossen, die wahrscheinlich zurückgeschoben wird, wenn kein Besuch da ist. Li-Hung-Tschang schüttelt uns die Hände, läßt sich meinen Namen sagen, liest denselben in den rothen chinesischen Visitkarten nach, die ihm gereicht werden, setzt sich dann auf das Lederſopha und lädt uns ein, auf den Stühlen Platz zu nehmen. Er streckt seine Füße weit von sich, die in weichen chinesischen Schuhen stecken und mit Gamaschen aus weißer Leinwand umkleidet sind. Hierauf stellt er uns seinen Enkelsohn vor, einen hoch aufgeschossenen Chinesen-Jungen von etwa dreizehn Jahren, dessen stark gekrümmte Nase unsere Antisemiten als Beweis gegen seine rein chinesische Abstammung deuten würden. Der junge Herr, der ein langes Gewand von sehr schöner dunkler Lila-Farbe trägt, giebt uns artig, aber etwas verlegen die Hand. Dann rückt er sich in einiger Entfernung einen Stuhl zurecht und hört mit Andacht zu, was der Großpapa sagt.

In der Nähe des Sophas hält sich ein Diener bereit, der „Lei" gerufen wird. Im Laufe des Gesprächs läßt sich Li-Hung-Tschang von ihm bald Dies, bald Jenes bringen, zuerst eine Cigarette, die er aus einer kleinen vergoldeten Spitze raucht, dann die metallene Wasserpfeife, deren Rohr ihm der treue Lei in den Mund stecken muß, bald darauf eine Tasse Thee. Uns wird natürlich von Allem auch angeboten, ausgenommen von der Wasserpfeife. Neben sich auf dem Sopha hat Li-Hung-Tschang ein Gefäß stehen, das einer offenen Conserven-Büchse gleicht. Hier und da greift er danach, führt es vor den Mund, spuckt hinein und stellt es dann wieder sorgsam neben sich auf das Sopha. Weil alle Thüren offen sind, zieht es fürchterlich in dem Winkel, in dem wir sitzen. Wir behalten darum die Ueberzieher an. Und da die Kälte immer fühlbarer wird, naht sich Lei, ohne gerufen worden zu sein, und setzt seinem Herrn die schwarze chinesische Hauskappe auf das kahle Haupt.

Li-Hung-Tschang leitet das Gespräch ein, indem er sich über meine Person informirt. Er zeigt mit seinem Stocke auf mich und

stellt allerlei Fragen: Aus welcher Gegend von Deutschland ich stamme? Seit wie langer Zeit ich in China bin? Welche Orte ich besucht habe? Wie lange mein Aufenthalt in Kiautschou gedauert hat? Wann ich nach Europa zurückkehren werde?

Dann entsteht eine Pause, und ich benutze dieselbe, um selbst zum Worte zu gelangen und auf die Hauptsache zuzusteuern. „Die „Frankfurter Zeitung", sage ich, „hat mich zur Abreise nach Peking veranlaßt in richtiger Voraussicht der kritischen Ereignisse, die jetzt auch thatsächlich eingetreten sind. Nun bin ich aber fremd im Lande und kann mir diese ganze Krisis nicht recht erklären. Ich wäre daher sehr glücklich, von Ihnen eine Antwort zu erhalten auf die Frage: Was geht eigentlich vor?"

„Li-Hung-Tschang zögert einen Augenblick, dann fährt es ihm heraus: „Die jungen Beamten sind schuld".

„Wieso?"

„Die älteren und erfahrenen Beamten sind durch jüngere verdrängt worden, denen jede Praxis der Staatsgeschäfte mangelt. Diese haben so darauf los gewirthschaftet, daß es schließlich nicht mehr weiter ging. Durch die Krisis sind nun die jüngeren Beamten beseitigt worden".

„Das wäre sehr schön, wenn diese plötzliche Wendung der Dinge auch das Resultat gehabt hätte, die alten bewährten Beamten wieder an Stelle der Beseitigten zu bringen. Derartiges scheint aber nicht der Fall zu sein. Man kann das schon aus dem Umstande schließen, daß in diesen für China so schwierigen Zeiten ein Mann wie Li-Hung-Tschang ohne Amt ist".

Der alte Herr nickt eifrig mit dem Kopfe und versichert, er sei ganz meiner Ansicht. Aber er zögert offenbar noch, sich deutlicher auszusprechen. Man muß daher versuchen, ihm ein wenig näher auf den Leib zu rücken.

„Soweit ich urtheilen kann", beginne ich wieder, „ist die Eigenthümlichkeit der jetzigen Situation gerade darin zu finden, daß jede Persönlichkeit fehlt, die geeignet ist, die chinesische Regierung zu repräsentiren. Mit wem sollen in diesem Augenblick die Gesandten verhandeln? Ich kann mir vorstellen, daß sie in großer Verlegenheit sein müssen."

Wenn ich mir das vorstellen kann, so habe ich meine guten Gründe dazu. Herr von der Goltz bestätigt die von mir ausge-

sprochene Ansicht und theilt mit, daß beispielsweise der deutsche Gesandte für's Erste gar nicht mehr in's Tsung-li-yamen geht. Tschang-yin-huan ist verbannt, Li-Hung-Tschang ist aus dem Amte geschieden. Wer bleibt da übrig?

„Ja, aber eine Regierung ist doch immer noch da" meint Li-Hung-Tschang.

„Daß eine Regierung noch da ist, genügt nicht," antworte ich, „es ist auch nöthig, daß sie etwas taugt. Wenn das so weiter geht, wird China schon die Folgen spüren. Vor allen Dingen wird sein Kredit darunter leiden."

„Solange China die Zinsen seiner Anleihen entrichtet," erklärt Li-Hung-Tschang, „braucht es für seinen Kredit wohl nicht zu fürchten, und diese Zinsen werden auch jetzt pünktlich bezahlt."

„Die Anleihen und die Zinsen beziehen sich auf die Vergangenheit. Allein für die Zukunft braucht China seinen Kredit nöthiger als je. Jetzt, wo die Epoche der großen Unternehmungen beginnen soll, ist es erst recht auf das europäische Kapital angewiesen. Wenn ihm Europa nicht das Geld dazu giebt, kann China keine Eisenbahnen bauen."

„Dann werden eben keine Eisenbahnen gebaut werden" äußert Li-Hung-Tschang mit Gelassenheit.

Ich drücke mein Erstaunen darüber aus, eine solche Bemerkung von dem Manne zu hören, den wir in Europa für den Bahnbrecher des Fortschritts in China halten. Herr von der Goltz seinerseits belegt durch Beispiele, wie sehr China durch die jüngsten Ereignisse an Kredit verloren hat: die Belgier wollen kein Geld mehr hergeben für die Peking-Hankau-Bahn, die ihnen concedirt worden ist. Auch das deutsche Syndikat, das sich um die Linie von Tsching-kiang nach Tientsin bewirbt, ist stutzig geworden und bezeigt Lust, sich zurückzuziehen. „Das kommt Alles davon," hebe ich nochmals hervor, „daß kein Mann mehr in der chinesischen Regierung sitzt, zu dem Europa Vertrauen haben kann. Li-Hung-Tschang war für China's Kredit das beste Aushängeschild. Es ist unbegreiflich, daß man sich dessen nicht mehr bedienen will und daß unter den leitenden chinesischen Staatsmännern sein Name nicht mehr figurirt, der für China so viel werth ist, wie eine Anleihe."

Li-Hung-Tschang hört sich diese Komplimente an, ohne mit der Wimper zu zucken, und scheint zu finden, daß sie ihm durchaus gebühren. Dann sinnt er eine Weile nach und sagt schließlich: „Die Fremden kennen mich und würdigen mich nach Verdienst. Jedoch was nützt mir das, wenn die Chinesen nicht derselben Ansicht sind?"

„Das kann ich mir gar nicht denken."

„Es ist aber die volle Wahrheit. Mit Bismarck ist es ja ganz ebenso gegangen: Er hat das Vertrauen der ganzen civilisirten Welt gehabt, nur dasjenige seines Kaisers hat er sich nicht bewahren können."

„Und warum haben Sie das Vertrauen Ihres Kaisers verloren?"

„Man hat mir zum Vorwurf gemacht, daß ich die Fremden zu sehr begünstige, man hat mich einen Verräther genannt."

Während Li-Hung-Tschang so redet, geht ein boshaftes Zucken über sein Gesicht. Beim Worte „Verräther" bricht er in ein Hohngelächter aus.

„Jetzt, wo die Kaiserin-Witwe wieder obenan ist, die Sie besser kennt, werden Sie gewiß bald von Neuem zum Staatsdienst berufen werden. Als ich vor zehn Tagen aus Tientsin abreiste, erwartete alle Welt, Sie demnächst wieder dort als Vizekönig zu sehen."

Li-Hung-Tschang schüttelt den Kopf. „Ich glaube nicht daran."

„Warum hat denn eigentlich die Kaiserin-Witwe die Regierung übernommen?"

„Der Kaiser ist sehr kränklich. Doch er regiert immer noch mit der Kaiserin-Witwe zusammen. Im Staatsrathe sitzen Beide nebeneinander. Der Kaiser ist durch einen Vorhang verdeckt, die Kaiserin-Witwe läßt sich ohne Vorhang sehen. Dem Empfange von Chinesen wohnt die alte Kaiserin bei, die Fremden empfängt der Kaiser allein. So hat auch der Marquis Ito beim Kaiser allein Audienz gehabt."

Der gute Li-Hung-Tschang verschweigt, daß der Empfang des Marquis Ito vor Ausbruch der Krisis erfolgt ist. Daraus kann man schließen, wie wahrheitsgetreu die übrige Darstellung sein mag.

„Die Kaiserin-Witwe scheint jedenfalls das Heft in der Hand zu haben, und ihre Regierung nimmt immer mehr einen ausgeprägt reaktionären Charakter an. Es macht den Eindruck, als verfolge sie in ihren Edikten das Ziel, alle in der letzten Zeit gemachten Fortschritte zu beseitigen. Der Kaiser hat angeordnet, daß bei den Staatsprüfungen fortan neben den chinesischen auch die europäischen Wissenschaften examinirt werden sollen. In der chinesischen Gelehrtenwelt ist dieser Beschluß sehr beifällig aufgenommen worden, und viele Prüfungs-Candidaten haben sich schon die theuren Bücher zum Studium der europäischen Wissenschaften angeschafft. Gestern ist nun ein Edikt der Kaiserin erschienen, welches anordnet, daß bei den Prüfungen wie bisher nur die chinesischen Wissenschaften berücksichtigt werden sollen. Die Kaiserin-Witwe hat ferner das Erscheinen sämmtlicher chinesischer Zeitungen verboten. Es wäre interessant zu wissen, ob ein Mann von aufgeklärtem Geiste wie Li-Hung-Tschang solche Rückschritt-Maßnahmen billigt."

„Das Verbot der Zeitungen ist erfolgt, weil diese gar zu viel unwahre Nachrichten gebracht haben. Statt die Zeitungen zu verbieten, hätte man auch den Chinesen verbieten können, sie zu lesen."

Wir lachen laut auf, in der Annahme, Li-Hung-Tschang habe wieder einmal einen Witz gemacht; aber er meint es ganz ernst. „Im Uebrigen," sagt er, „spricht keine Zeitung die Wahrheit."

Ich verbeuge mich dankend im Namen aller meiner Kollegen.

Li-Hung-Tschang zeigt mit seinem Stock auf mich. „Ihre Zeitung hat gewiß auch schon manche Unwahrheit geschrieben."

„Wenn eine Zeitung täglich hunderte von Meldungen aus der ganzen Welt bringt, kann wohl einmal ein Irrthum mit unterlaufen. Die ungeheure Mehrzahl dieser Meldungen jedoch ist richtig, und vor allen Dingen hat die „Frankfurter Zeitung" noch niemals ihren Lesern wissentlich etwas Falsches berichtet. Wie die Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" bestrebt sind, sich stets an den besten Quellen zu informiren, können Sie schon aus dem Umstande ersehen, daß ich zu Ihnen gekommen bin."

„Da haben Sie auch recht gethan," versichert Li-Hung-Tschang. „Bei den Chinesen wie bei den Fremden bin ich bekannt als ein

Mann, der immer gerade heraus sagt, was er denkt. Auf Alles, was ich Ihnen sage, können Sie sich verlassen."

Als ich einen Tag vor dieser Unterredung Jemandem mittheilte, Li-Hung-Tschang werde mich empfangen, gab er mir den Rath, nur ungenirt darauf los zu fragen, fügte aber hinzu: „Natürlich dürfen Sie nicht ein Wort glauben von dem, was Ihnen der alte Schurke sagt." Es scheint also, daß die Europäer wenigstens in ihren Ansichten über die Wahrheitsliebe des Li-Hung-Tschang nicht ganz so einmüthig sind, wie er selbst dies darstellt. Ich behalte jedoch diese Wahrnehmungen für mich.

Li-Hung-Tschang kommt dann nochmals auf das Verbot der Zeitungen zurück. „Es war eine große Ungeschicklichkeit schon deshalb, weil fast alle chinesischen Zeitungen Europäern oder Japanern gehören und weil darum das Verbot ganz wirkungslos bleiben muß. Wenn nun aber die Regierung Maßregeln vorschreibt, die sie nicht im Stande ist durchzuführen, so macht das immer einen schlechten Eindruck. Solche kopflose Anordnungen sind die natürliche Folge davon, daß im Tsung-li-yamen Leute sitzen, welche vom Regieren absolut nichts verstehen. *Man müßte sie Alle wegjagen!*"

„Und bewährte Regierungspraktiker, wie Sie, werden zum Austritt aus dem Tsung-li-yamen genöthigt! Wissen Sie übrigens, daß man in der ganzen Welt behauptet, Ihre Demission sei durch *englische* Einflüsse veranlaßt worden?"

„Das ist nicht wahr."

„Die Zeitungen haben berichtet, es sei zwischen Ihnen und dem englischen Gesandten in Peking, Sir Claude Macdonald, zu scharfen Konflikten gekommen."

„Ist Alles Unsinn."

Und Li-Hung-Tschang erzählt nun eine lange Geschichte: Der englische Gesandte sei in's Tsung-li-yamen gekommen und habe sich darüber beschwert, daß die chinesische Regierung in der Angelegenheit der Peking-Hankau-Bahn zu sehr die Interessen Rußlands begünstige. Li-Hung-Tschang habe ihm darauf auseinandergesetzt, daß dies durchaus nicht der Fall sei. Darauf habe sich der ganze Zwischenfall beschränkt, und niemals habe es einen Konflikt gegeben. Es ist recht bezeichnend, daß Li-Hung-Tschang jetzt die Feindseligkeiten ableugnet, die zwischen ihm und den Engländern

stattgefunden haben. Auch sonstige, im Lauf des Gespräches gemachte Versuche, ihn zum Schimpfen über die Engländer zu veranlassen, erweisen sich als vergeblich. Der schlaue Fuchs sieht offenbar ein, daß er zu weit gegangen ist und daß er seine amtliche Stellung nicht wieder erlangen kann, so lange England Widerspruch erhebt. Er lenkt daher ein, und um einem besseren Einvernehmen, vielleicht einer Freundschaft in der Zukunft die Wege zu ebnen, beginnt er damit, daß er die Gegnerschaft der Vergangenheit als nicht vorhanden hinstellt.

Das Gespräch geht weiter; ich bitte Herrn von der Goltz, Li-Hung-Tschang zu fragen, ob er den Einzug der europäischen Truppen gesehen hat?

Li-Hung-Tschang antwortet nicht und stellt die Gegenfrage, was eigentlich die Truppen in Peking sollen?

„Die Gesandten haben sie kommen lassen zum Schutz der in Peking wohnenden Ausländer."

Li-Hung-Tschang lacht laut auf. „Ihr Europäer habt doch wirklich gar keine Courage!" (Wörtlich: „Ihr Europäer habt doch eine gar zu kleine Leber!" Die kleine Leber ist im Chinesischen das Sinnbild für Mangel an Muth.)

„Sie sitzen hier in Ihrem sicheren Hause und können leicht lachen. Ich selbst wäre neulich, als ich vom Bahnhof kam, beinahe gesteinigt worden, einem amerikanischen Herrn hat man zwei Rippen zerbrochen, eine englische Dame war in Gefahr, in's Wasser geworfen zu werden. Wenn die Europäer unter solchen Umständen nach Schutz verlangen, so ist das gewiß begreiflich. Da nun die chinesische Regierung ihre Sicherheit nicht gewährleistet, müssen sie selber dafür sorgen."

„Wäre ich im Tsung-li-yamen gewesen, so hätte ich die Angriffe gegen die Fremden schon zu verhindern gewußt. Andererseits sehe ich nicht ein, welchen Schutz diese Hand voll Soldaten den Europäern in Peking gewähren kann."

„Das ist richtig. Der Mandarin, der gegenüber der italienischen Gesandtschaft wohnt, hat auch gestern bereits geäußert: Man solle die Europäer todtschlagen, so lange sie noch so Wenige seien. Die Frage ist nur, ob es bei den wenigen Soldaten bleiben wird."

„Warum glauben Sie das?"

„Die Russen sind mit sechsundsechzig Mann gekommen, statt mit dreißig. Infolgedessen spricht der englische Gesandte auch schon davon, sein Detachement zu vermehren. Wenn die Mächte fortfahren, sich so gegenseitig zu überbieten, können aus den dreißig Mann jeder einzelnen Nation rasch dreitausend werden. Ferner treffen dieser Tage französische und italienische Soldaten in Peking ein. Alle Mächte passen scharf auf einander auf, und wenn eine Macht Truppen nach Peking sendet, will keine andere zurückbleiben."

„Wie ist das zu erklären?"

„Einem Staatsmanne, der Jahre lang die auswärtige Politik China's geleitet hat, dürfte es wohl nicht neu sein, daß die Mächte aufeinander eifersüchtig sind."

„Ist Deutschland auch eifersüchtig?"

„Deutschland kann als Großmacht jedenfalls nicht hinter den anderen Mächten zurückbleiben. In der Truppenfrage aber hat sich wieder deutlich gezeigt, daß China von Deutschland immer noch mit mehr Wohlwollen und Schonung behandelt wird, als von den übrigen Staaten. Die ganze Idee der Truppensendung ist vom englischen und vom russischen Gesandten ausgegangen. Erst nachdem diese Beiden ihren Soldaten bereits Befehl zur Fahrt nach Peking ertheilt hatten, entschloß sich der deutsche Gesandte, auch die seinigen kommen zu lassen."

„Das erstaunt mich nicht", sagt Li-Hung-Tschang. „Wir sind gewohnt, bei Deutschland verhältnißmäßig die gerechteste Würdigung unserer Ansprüche zu finden."

„Als ich vorhin über die Gesandtschafts-Straße ging, führten die Kosaken gerade ihre Pferde zur Tränke nach dem Brunnen, der nahe bei der deutschen Gesandtschaft steht; sie scheinen sich in Peking häuslich einzurichten."

„Im Gegentheil, ich hoffe, daß die Gesandten ihre Truppen bald zurückschicken werden. Die Berufung der fremden Soldaten nach Peking ist eine Maßnahme, welche schweren Schaden stiftet. Sie kränkt und erbittert die Bevölkerung, sie säet Mißtrauen zwischen Chinesen und Europäern und erreicht so gerade das Gegentheil dessen, was sie anstrebt. Die Gesandten können sehr gut auch ohne Truppen zum Ziele kommen."

„Was sollen sie thun?"

„Sie sollen die Soldaten wieder auf die Schiffe senden. Dann sollen sie eine Collectiv-Note an die Kaiserin-Witwe richten, worin sie die Einsetzung einer starken und seriösen Regierung verlangen."

„Kein übler Vorschlag."

„Ja," fährt Li-Hung-Tschang fort, „die Kaiserin-Witwe würde sicherlich Abhilfe schaffen. Wenn sie gewußt hätte, daß die Truppen kommen sollten, hätte sie es vielleicht schon gethan, und der ganze Einzug wäre unterblieben. Die Minister haben aber die Collectiv-Note, in welcher die Gesandten die Berufung der Detachements nach Peking ankündigten, der Kaiserin-Witwe gar nicht mitgetheilt."

„Was hätte die Kaiserin-Witwe gegen den festen Entschluß der Gesandten ausrichten können?"

„Sie hätte schon irgend einen Ausweg gefunden. Die Kaiserin-Witwe ist sehr gescheit, sie ist viel gescheiter als der Kaiser."

„Dann hat sie jetzt Gelegenheit, ihre Klugheit zu zeigen, indem sie ein Mittel ausfindig macht, um die Gesandten zur Entfernung der Soldaten zu veranlassen."

„Das wird doch nicht so schwer sein. Wenn eine Macht erst ihre Soldaten wegschickt, werden die andern schon nachfolgen."

„Ich glaube kaum. Der Wetteifer der Mächte entfaltet sich nur, wenn es gilt, Truppen zu holen, nicht aber, wenn es gilt, sie wegzuschicken. Und da in letzter Beziehung keine Macht der andern traut, wird auch keine den Anfang machen wollen."*)

---

*) Mehr als ein Jahr nach dieser Unterredung hat schließlich doch Rußland den Anfang gemacht. Die russischen Soldaten haben Peking verlassen. Nicht als ob es Rußland widerstrebte, Truppen in Peking zu halten. Aber wenn russische Soldaten in der chinesischen Hauptstadt ihr Quartier aufschlagen, so sollen sie allein dort sich festsetzen — und nicht mit Soldaten der anderen Nationen zusammen. Rußland hat also seine kleine Besatzung aus Peking zurückgezogen, um die anderen Staaten zu veranlassen, die ihrigen gleichfalls zurückzuziehen. In der That sind den russischen Truppen auch bald die englischen und die italienischen gefolgt; die übrigen Detachements werden sich über kurz oder lang voraussichtlich gleichfalls zum Abmarsch entschließen. Und eines Tages werden die Russen wohl nach Peking zurückkehren, diesmal aber in größerer Anzahl und ohne Gesellschaft. Die Gelegenheit wird sich von selbst bieten durch die weitere Entwickelung der chinesischen Verhältnisse; sollte sie allzulange zögern, sich von selbst zu bieten, so werden die Russen ihr schon ein wenig nachhelfen.

„Ich möchte nur einmal wissen, welchen Sinn es für eine Macht hat, Truppen in Peking zu halten" sagt Li-Hung-Tschang.

„Den Sinn, den Truppen überhaupt haben."

„Was ist das für ein Sinn?"

„Truppen bedeuten Gewalt."

„Weshalb will man Gewalt anwenden?"

„Gewalt ist unter Umständen eine wirksame Methode, um Interessen zu fördern."

„Wenn es so steht, dann wird es einen Krieg geben."

„Ist China gerüstet?"

„China kann keinen Krieg führen" meint Li-Hung-Tschang und lacht wieder.

„Sie denken also an einen Conflict zwischen europäischen Mächten? Erwarten Sie, daß die Kriegserklärung von England kommt?"

„England wird sicher auch keinen Krieg führen."

„Die englischen Zeitungen haben aber in den letzten Monaten ganz offen von einem Zusammenstoße mit Rußland gesprochen."

„Die reden nur so, und es wird doch nichts daraus."

„Auf welcher Seite würden sie in einem englisch-russischen Kriege mit Ihren Sympathien stehen?"

„Wenn Sie mir auch zehn Mal von einem solchen Kriege erzählen, so glaube ich immer noch nicht daran."

„In Europa ist man anderer Meinung. Eben habe ich die Nummern der „Frankfurter Zeitung" bekommen, welche die Preßstimmen über den russischen Abrüstungs-Vorschlag enthalten. Daraus ist zu ersehen, daß mehrfach die Ansicht laut geworden ist, der Abrüstungs-Vorschlag sei nur ein Manöver, durch das Rußland den unvermeidlichen Kampf mit England hinausschieben wolle, da die englische Flotte der russischen gegenwärtig noch weit überlegen sei."

Li-Hung-Tschang bekundet großes Interesse für diese Auffassung des russischen Vorschlags und erklärt schließlich: „Den Russen kann man eben niemals trauen." In russischen Fragen ist Li-Hung-Tschang unbestrittene Autorität, und wenn er sagt, man dürfe den Russen nicht trauen, so muß er das wissen. Immerhin bringe ich mein Erstaunen zum Ausdruck, diese

Aeußerung von Jemandem zu hören, der als ein so eifriger Freund der Russen gelte.

„Ich habe viele Sympathien für die Russen" erwidert er. „Als ich auf meiner europäischen Reise nach Rußland kam, wurde ich sehr gut aufgenommen. Der Zar hat mir selbst gesagt, Rußland werde sich niemals chinesische Gebietstheile aneignen."

„Diese Anschauung haben Sie wohl inzwischen aufgegeben?"

„Ganz und gar nicht! Ich glaube nicht, daß die Russen uns die Mandschurei wegnehmen wollen. Es ist ihnen nur um die Verlängerung der sibirischen Bahn zu thun, und diese Bahn soll eine rein commercielle sein. Auch wird der Bahnbau in der Mandschurei durch chinesische Arbeiter ausgeführt, die unter chinesischen Beamten stehen. Das sieht doch gewiß nicht nach Eroberung aus."

„Ich möchte noch einmal auf die Frage der Verläßlichkeit zurückkommen. Den Russen darf man nicht trauen, sagen Sie. Und den Engländern?"

„Denen darf man erst recht nicht trauen."

„Wie steht's nun mit den Deutschen?"

„Den Deutschen kann man immer und unter allen Umständen trauen."

Herr von der Goltz packt jetzt aus einem Couvert ein kleines Kunstwerk aus. Ein Berliner Maler hat das Bild des Li-Hung-Tschang auf Silber gemalt und hat es an die Gesandtschaft nach Peking geschickt mit der Bitte, man möge doch das Portrait dem Original zum Kauf anbieten, für tausend Mark, wenn ich nicht irre. Das Bild ist sehr hübsch ausgeführt, der alte Chinese ist vorzüglich getroffen. Trotzdem dreht Li-Hung-Tschang es in der Hand hin und her, besieht es von oben und von der Seite und fragt schließlich, wer das sei? Dann scheint er sich aber doch wiederzuerkennen und erkundigt sich, ob man ihm das Bild schenken wolle? Sobald er jedoch erfahren hat, daß der Maler ihm sein Werk zum Kauf anbiete, giebt er es schleunigst zurück. Li-Hung-Tschang gehört offenbar auch zu jenen Maecenen, welche bereit sind, für die Kunst Alles zu thun, unter der einzigen Bedingung, daß es sie nichts kostet.

Ich möchte dem alten Herrn zum Schluß noch eine Artigkeit sagen und lasse ihm daher mittheilen, daß ich vor zwei Jahren

seinem Einzuge in Paris beigewohnt habe und daß ich finde, er habe sich seitdem verjüngt. Li-Hung-Tschang schüttelt leise den Kopf und antwortet, er wisse nur zu gut, daß er älter geworden sei. Dann kommt er auf die Franzosen zu sprechen und sagt: „Die können auch nicht mehr gegen Deutschland Krieg führen."

„Am guten Willen fehlt es ihnen nicht, aber ich glaube gleichfalls, daß es ihnen übel bekommen würde, wenn sie den Versuch machten."

„Allerdings werden ihnen die Russen helfen."

„Das halte ich für ganz ausgeschlossen. Die Russen haben nicht den mindesten Grund, Deutschland anzugreifen. Die Allianz mit Frankreich haben sich die Russen so einzurichten verstanden, daß Frankreich ihren Interessen dient ohne jede ernste Gegenleistung von russischer Seite."

„Die russische Politik ist doch bewundernswürdig" meint Li-Hung-Tschang.

„Und furchtbar zugleich" fügt er hinzu, während wir uns von unseren Sitzen erheben.

Wir verbeugen uns, er schüttelt uns die Hände. Dann begleitet er uns bis vor die Thür. Draußen verbeugen wir uns nochmals. Während wir dem Ausgang zuschreiten, sehen wir ihn durch den Hof schwanken, auf die Schultern zweier Diener gestützt. So entschwindet der alte Mann unseren Blicken in einer Pose, welche nicht der Würde noch der Größe ermangelt und welche an Bilder aus der Tragödie erinnert, — an den blinden Seher Teiresias aus der „Antigone", der auch beim Abgang von zwei Sklaven hinausgeleitet wird, um deren Schultern er die greisen Arme geschlungen hat.

XXIX. Peking.

Peking, Anfang November.

(Von Tientsin nach Peking. — Der Bahnhof von Peking. — Das Abenteuer der Kammerzofe. — Die Mauern. — Das Thor der erhabenen Gelehrsamkeit. — Die Chinesen- und die Mandschurenstadt. — Afrikanisches aus Peking. — Die Stadt der Stangen. — Die Verkaufsladen. — Kleiderveräußerung mit Gesang. — In der Bücherstraße. — Musikalische Geräusche. — Die Nachtwächter. — Hochzeitszüge und Begräbnisse. — Die kaiserliche Herrlichkeit. — Rund um die Kaiserstadt. — Der Kohlenhügel. — Pekings Wahrzeichen. — Die Straßen bei Tage und bei Nacht. — Die Maulthierdroschken. — Die Peking-Esel und die Kameele. — In der Gesandtschafts-Straße. — Auf der Stadtmauer.)

Von Tientsin nach Peking ist gute Bahnverbindung. Vor zwei Jahren noch mußte man die Strecke im chinesischen Reisekarren zurücklegen und mußte zwei martervolle Tage in diesem gräßlichen Fuhrwerk verbringen. Jetzt erreicht man in einem Eilzug von gutem Tempo die Hauptstadt binnen dreieinhalb Stunden.

Der beste Zug geht Vormittags um elf Uhr dreißig Minuten von Tientsin ab. Eine hohe und starke Lokomotive ist vorgespannt, welche vorn einen eisernen Rechen hat, um die Chinesen wegzufegen, die das Bedürfniß fühlen sollten, sich eine fahrende Lokomotive ein wenig von vorn anzusehen. Der Train ist, wie auf dieser Bahn üblich, von riesiger Länge. Er besteht fast nur aus Personenwagen; man läuft mehrere Minuten an ihm entlang, bis man zum Customs Car kommt, der unmittelbar hinter der Maschine angekoppelt ist. Die Zollverwaltung hat die wenigen europäischen Einrichtungen geschaffen, die China, das von Chinesen regierte China,

besitzt. So trägt ihren Namen auch dieser Waggon, der allein für Europäer bestimmt ist und der es dem Reisenden ermöglicht, mit allem Comfort einer heimischen Ersten Klasse in einem chinesischen Zuge zu reisen.

Der Customs Car ist in kleine Coupés eingetheilt. Man sitzt auf angenehm gepolsterten Bänken und sieht in die Gegend hinaus durch Fenster, deren Scheiben einen bläulichen Schimmer haben. Das Spiel der Kinder, die sich die Welt durch ein buntes Glas ansehen, findet sich hier als Eisenbahnluxus wieder. Diese Bahnverwaltung sorgt nicht nur dafür, daß die Passagiere im Waggon sich behaglich fühlen, sondern sie bemüht sich auch, ihnen das Land zu verschönern, durch das sie fahren. Man wird Anfangs frappirt davon, daß die Landschaft draußen so zurecht gemacht, so gemalt scheint, und merkt erst allmählich, daß die Fensterscheiben blau geschliffen sind. Es ist seltsam, wie ein wenig Blau hinreicht, um der Welt ein glückliches Aussehen zu geben! So kann man sich in die Eisenbahnreisen der Zukunft hineinträumen, wo die Landschaft durch bunte Fensterscheiben stylisirt werden wird: „Wir fahren jetzt in's Höllenthal!" wird der Kondukteur sagen und rothe Gläser in die Coupé-Fenster einsetzen; und eine Station vor dem Meere wird er mit blauen Scheiben erscheinen, um dem Azur des Südens ein wenig nachzuhelfen. Im Customs Car geht das Raffinement allerdings noch nicht so weit, daß die Fenster je nach der Gegend gewechselt werden. Ein europäischer Kondukteur fordert die Billets ab, für welche der Preis ein wenig höher angesetzt ist, als für die gewöhnlichen Fahrkarten. Im Laufe der Reise bringt ein chinesischer Bahnbeamter eine Tasse Thee. Auch Birnen kann man haben, Peking-Birnen, die wie Aepfel aussehen und süß und würzig schmecken.

Der ganze übrige Zug ist gestopft voll mit Chinesen. Einige tragen ihr buntestes Festgewand, mit dem gestickten viereckigen Einsatz auf der Brust. Alle haben auf dem Kopf den runden schwarzen Winterhut mit der aufwärts stehenden Krämpe. Denn vor einigen Wochen hat der Kaiser das Edikt erlassen, das die Anlegung der Winterkleider befiehlt. Für das ganze Reich, welches alle Arten des Klima's, vom hochnordischen bis zum tropischen, umfaßt, wird es Winter an dem Tage, der dem Kaiser beliebt. Sobald Seine

Majestät in Peking findet, daß der Nordwind ihm frisch um die erlauchte Nasenspitze streicht, haben alle vierhundert Millionen Unterthanen gleichfalls zu frieren und sich in warme Gewänder zu hüllen. Auch die Leute im Süden, in Canton beispielsweise, müssen, obgleich die Sommerhitze fortdauert, in Winterkleidung einhergehen, weil der Kaiser befohlen hat, daß es kalt ist. In derselben Weise wird durch kaiserliche Verordnung der Anfang des Sommers festgesetzt.

Nach der Ausfahrt aus dem Bahnhof von Tientsin rollt der Zug an der langgestreckten Chinesenstadt vorüber. Zwischen den niedrigen Häusern ragen überall bewimpelte Masten auf. Die französische Kathedrale zeigt ihren stumpfen Thurm. Eine Pagode steht in der Nähe, oben von offenen Arkaden umgeben. Für die Götzen, die in der Pagode wohnen, muß es eine große Beruhigung sein, zu sehen, daß die Christen in der Nachbarschaft Thürme bauen, aber keine Spitze dazu finden können.

Der Pei-ho, der noch kurz zuvor drüben in der Chinesenstadt geflossen, schneidet auf einmal der Bahn den Weg ab, und es ist eine Brücke nöthig, um weiter zu kommen. Unten auf dem Flusse liegt eine Kriegs-Dschunke, gelb und sauber, mit zwei Kanonen bewehrt, die hinten über den Bootsrand in den Strom hinabsehen. Diese Dschunke ist also offenbar dazu bestimmt, in's Wasser zu schießen, und wird gute Dienste leisten, wenn es sich einmal darum handeln wird, einen Sieg über die Fische zu erfechten. An den Enden der Brücke halten schwarz uniformirte Soldaten Wacht und stützen sich lässig auf ihre Gewehre. Blaue militärische Zelte sind in der Niederung des einen Ufers aufgeschlagen. Am Bahngeleise warten viele Leute, bis die Barrièren sich wieder öffnen. So sind an fast allen Bahnübergängen dichte Haufen gestaut. Auch hier draußen auf freiem Felde ist ein fortwährendes Kommen und Gehen, und man kann sich einen Begriff von der Bevölkerungsdichtigkeit dieses China machen, wo selbst auf den Landstraßen ein beinahe städtischer Verkehr herrscht.

Die Landschaft gleicht derjenigen zwischen Tongku und Tientsin, die bereits früher beschrieben wurde. Es ist eine Ebene mit sehr wenig Land und sehr viel Wasser. Man hat den Eindruck, als ob die Leute hier, da sie ein so geringes Maß von Boden zur Verfügung haben, sich dazu entschlossen hätten, auch das Wasser zu bebauen. Mitten

durch Teiche und Seen sind merkwürdige niedrige Dämme aus Bambus gezogen, wie Marken, welche Felder abgrenzen. Die Aecker sind selten; demzufolge hat die Frucht, die hierzulande geerntet wird, ein Einsehen und macht die Konzession, auch im feuchten Element zu wachsen. So waten denn allenthalben Kulis durch's Wasser und verrichten eine Erntearbeit eigener Art, indem sie hohe Stauden abschneiden. Als kleiner Inselpunkt in einem weiten See liegt ein Dorf. Die Bauern können dort sicherlich nicht heraus, noch hinein, ohne zu schwimmen. Da die ganze Natur hier zur Amphibienbildung neigt, wäre es gar nicht erstaunlich, wenn die Bauern Flossen hätten. Wo ein wenig Land trocken ist, nehmen das zunächst natürlich die Todten für sich in Anspruch. Die Grabhügel sind manchmal zur Höhe von wahren Erdthürmen aufgeschichtet.

In gerader Richtung dringt die Bahn vor und kümmert sich wenig darum, ob sie durch Land oder durch Wasser fährt; mitten im Wasser stehen auch die Telegraphenstangen. Der Bahnkörper sendet hier und da einen steinernen Sporn in die Fluth vor. Einmal ist eine beginnende Dammrutschung durch übereinander gestaute Fässer aufgehalten. Auf starker eiserner Brücke zwischen hohen Bogen hindurch überschreitet der Zug einen Seitenarm des Pei-ho. Es kann übrigens auch der Pei-ho selbst sein, dem es wieder einmal eingefallen ist, quer über Feld zu laufen. Dann scheint noch einmal der Strom die ganze Ebene zu überquellen. Uferlos dehnt sich ein See zur Linken der Bahn und zur Rechten. Das Land aber, das im weiteren Verlauf der Fahrt auf diesen See folgt, ist sozusagen definitiv. Aus dem Wasser geht endgiltig die Erde hervor.

Die Gegend scheint fruchtbar. Ueberall sind die Aecker frisch bestellt. Einige Felder tragen bereits den grünen Flaum der neu aufsprießenden Saat. Die Kao-liang-Stauden aber stehen überreif, und die Schwere der gefüllten Aehren beugt sie zur Erde nieder. So ist es Herbst und Frühling zugleich und ein wenig Sommer dazu: denn in den Gärten hinter den Stationsgebäuden sind an Spalieren große gelbe Sonnenblumen gezogen. Dann hören wieder einmal die Felder auf, die Ebene nimmt Haide-Charakter an. Der Boden ist von allerlei Buschwerk überwuchert; im hohen Gesträuch sind manchmal auch vereinzelte Bäume emporgeschossen.

Am Horizont zeichnen sich zartblaue Formen ab, und hinter der Station Anting tritt in kräftiger Gestalt aus dem Dunst der Ferne das Gebirge heraus. Zwei Bergketten ragen hintereinander. Auf ihre Gipfel sind weiße Wolken gethürmt. In eilender Fahrt stürmt der Zug auf die Berge zu. Bald sind sie ganz nahe, zur linken Seite, eine Reihe hinter der andern, hochgestreckt, voll Falten und Runzeln, die alle scharf ausgeprägt sind in dieser klaren Herbstluft, natürlich ohne Bäume, dunkel gefärbt, aber nicht unfreundlich, sehr malerisch und besonders wirkungsvoll noch deshalb, weil sie plötzlich aus diesem durchwässerten Boden, der gar keinen Bestand zu haben scheint, so fest und stark aufwachsen. Im weiteren Verlauf der Reise bleiben sie ein wenig zurück, verschwinden jedoch nicht mehr aus dem Gesichtskreis, und nahe bei Peking blauen neue Berge in der Ferne.

Die Geschwindigkeit des Zuges geht in ein wildes Jagen über. Draußen fliegt das Land vorbei. Alles ist hier bebaut und begrünt. Keine Strecke giebt es mehr, auf der nicht irgend etwas wächst. Die Bäume haben dichtes Laub. Große grüne Salatköpfe reihen sich auf den Feldern. In den Gärten sind ganze Beete voll brennend rother Blumen. Frisches Gras bedeckt die Wiesen, und auf einer ergehen sich Kameele als seltsame Weidethiere. Die Lokomotive nimmt sich kaum Zeit, in der letzten Station Tengtai ein wenig zu rasten. Sie schnaubt Dampf aus allen Ventilen und braust weiter. Ein Tempelgrund liegt nahe an der Bahn. Aber als der erste Zug kam, haben offenbar die Götter vor dem ungeheuerlichen Spuk, der mit Eisengerassel und Dampfgestöhn einherdonnerte, die Flucht ergriffen. Die heiligen Stätten sind verlassen. Ein Tempelthor droht mit Einsturz, ein anderes ist bereits in Trümmer gesunken. Nicht weit davon stehen Lokomotiven in einem halbkreisförmigen Schuppen. Ein langes Pfeifen, das gar kein Ende nehmen will und immer wieder von Neuem einsetzt, kündigt das Ende der Reise an. Die Fahrgeschwindigkeit vermindert sich, und langsam rollt der Zug in den Bahnhof von Peking.

Das Stationsgebäude ist noch mit Gerüsten umgeben, ist aber bereits bis zum dritten Stockwerk gediehen. Der stattliche graue Ziegelbau sieht wirklich nach Hauptstadt aus. Später werden dort die Züge vorfahren. Einstweilen ist der Bahnhof von Peking nicht

viel mehr als das Ende des Geleises. In einem länglichen Holzschuppen mit Wellblech-Dach ist ein kleines Wartezimmer (von dem früher bereits die Rede war) für vornehme Leute reservirt. Auch der Billetschalter ist dort untergebracht. Im Uebrigen ist die einzige Bahnhofslokalität der Perron. Das Restaurant befindet sich außerhalb oder vielmehr unterhalb des erhöhten Bahnsteigs. Theehäuser sind errichtet aus Matten, die zwischen Pflöcken ausgespannt sind. Sie stehen in Gassen beieinander und bilden ein wahres Zeltlager, eine kleine Nomadenstadt, der ein Zaun ihre Grenzen zieht. Daneben liegt eine Art weiter Hofraum, in den man unmittelbar vom Perron hinuntersteigt. Das ist der Droschken-Halteplatz. Hunderte von Maulthierkarren, alle von dem blauen Tuchdach überwölbt, warten hier auf die Reisenden, um sie nach der Stadt zu befördern. Wer reiten will, kann auch ein Maulthier ohne Karren haben. Sänften muß man sich vorher zur Station bestellen.

Wenn man mit der Bahn nach einer Stadt hinreist, so darf man, sobald man am Bahnhof aussteigt, sich im Allgemeinen wohl der Ueberzeugung hingeben, daß man in der Stadt angekommen ist. In Peking hingegen kommt man wohl an, ist jedoch noch lange nicht da. Der Bahnhof liegt irgendwo, die Stadt aber liegt ganz wo anders. Es scheint, daß Stadt und Bahnhof miteinander nichts zu thun haben wollen. Sie ignoriren sich und unterhalten keinen Verkehr. Wenn die Bahn durchaus darauf besteht, nach Peking zu fahren, so soll sie das halten, wie sie will, aber Peking will nichts davon wissen. Hat man sich erst einmal mit diesen zudringlichen Lokomotiven eingelassen, so wird man sie überhaupt nicht mehr los. Auch die Götter der Stadt sollen nicht durch die Eisenbahn belästigt werden. So kommt es, daß der Bahnhof sich nicht in Peking befindet, sondern weit draußen vor den Thoren, in Machiapu; und so erklärt es sich andrerseits, daß man vom Pekinger Bahnhof aus nirgends auch nur eine Spur der Stadt erblicken kann.

Eines Tages nun traf mit der Bahn eine Kammerzofe ein, die bei der Frau desjenigen Gesandten bedienstet ist, der zur Zeit von der chinesischen Regierung wohl am Meisten respektirt und gefürchtet wird. Namen sollen nicht genannt werden, und die vorausgehende Umschreibung sagt ja ohnehin deutlich genug, daß

der deutsche Gesandte gemeint ist. Der Zug hatte sich verspätet. Es wurde dunkel, während die Kammerzofe den Weg vom Bahnhof nach der Stadt zurücklegte; als sie endlich die Stadtmauer erreichte, waren die Thore bereits geschlossen. In China giebt es nichts, was man nicht durch Geld erlangen könnte, — nichts, mit einer einzigen Ausnahme: Wenn nach Sonnenuntergang die Stadtthore von Peking einmal geschlossen sind, so läßt sich ihre Wiedereröffnung für alle Reichthümer der Welt nicht durchsetzen. Das ist übrigens wohl etwas viel gesagt; und die Thorhüter haben sich ihre unerschütterliche Pflichttreue vielleicht nur deshalb bewahrt, weil bisher Niemand sich die Mühe genommen hat, sie mit einer entsprechend hohen Summe in Versuchung zu führen. Zweifellos könnte man ganz Peking kaufen, wenn man nur Geld genug hätte, es zu zahlen; und es ist kein Grund einzusehen, warum in dieser Stadt die Thore allein nicht käuflich sein sollten. Die Kammerzofe aber fand jedenfalls unerbittliche Thorhüter. Die Unbestechlichkeit wird mit Vorliebe gerade gegen Diejenigen herausgekehrt, die nicht in der Lage sind, zu bestechen. Der armen kleinen Frau half kein Bitten und kein Weinen. Sie mußte die Nacht vor der Stadt unter freiem Himmel verbringen. Der Gesandte begab sich daraufhin in's Tsung-li-yamen, um mit den Beherrschern des Reiches ein ernstes Wort zu reden; und die Folge war, daß die Firma Siemens & Halske in Berlin die Konzession erhielt zur Erbauung einer elektrischen Bahn vom Bahnhof bis nach den Thoren von Peking. Die Schienen der Bahn liegen bereits auf der Straße; viele Arbeiter sind zur Zeit mit der Fertigstellung der Strecke beschäftigt. In dieser Weise ist eine Bahn entstanden, weil eine Kammerzofe einmal schlecht geschlafen hat. Besonders merkwürdig ist das Verhalten der Götter in der Angelegenheit. Eine Eisenbahn mögen sie nicht, gegen eine elektrische Bahn aber haben sie nichts einzuwenden. Warum die Götter die Elektrizität dem Dampfe vorziehen, ist ihr Geheimniß. Jedenfalls aber wird durch diesen Vorfall der Beweis geliefert, daß die Elektrizität, die sich bereits die ganze irdische Welt erobert hat, auch im Jenseits acceptirt ist. Seit Langem hat keine Betriebskraft einen ähnlichen Erfolg errungen.

Von Machiapu ab beginnt also eine neue Reise. Zuerst geht es ein wenig auf der Landstraße, dann wird seitwärts abge-

bogen, und der Weg führt über Feld, kreuz und quer, in endlosen Zickzack-Linien. Auch hier sind mitten in den Aeckern die Todten eingescharrt. Nur haben sie steinerne Grabmäler, nicht einfache Erdhügel, wie in der Umgebung von Tientsin. In der Hauptstadt ist man eben vornehmer todt als in der Provinz. Die Grabmäler gleichen großen steinernen Fingerhüten. Zugleich erinnern sie in der Form an die Sandkuchen, welche die Kinder am Meeresstrand aufzuschichten pflegen. Darum ruft ein mit solchen Gräbern besetztes Feld den Gedanken wach an einen Spielplatz von Riesenkindern, die sich steinerne Kuchen gebacken haben. Manchmal ruhen die Todten auf einem besonderen Friedhofe, unter Nadelbäumen, in deren dunklen Hain wohl auch, mit feinem Sinne für die stimmungsvolle Wirkung des Contrastes, ein Portikus aus lichtem, weißem Gestein gestellt ist. Sonst ist hier ebenfalls das Land gut bestellt. Die Aecker grenzen dicht aneinander. Bauernhäuser liegen da und dort, über deren Dach hohe Bäume hinauswachsen.

Nach fast einstündiger Wanderung zeigt sich in den Durchblicken, die das Laub freiläßt, eine graue Mauer. Der Weg vereinigt sich wieder mit der Landstraße, und die Straße führt gerade auf das Stadtthor zu. Hier münden noch andere Straßen, die alle in leichter Steigung sich dem Thore nähern. Und auf allen diesen Straßen ist ein unabsehbares Rühren und ein Fahren von Tausenden von Rädern und ein gewaltiges Emporstreben nach dem Eingang der Stadt zu. Von allen Seiten kommen die Karren einher, mit Kisten und Ballen bepackt. Zwei und drei lange Wagenzüge rumpeln auf jeder Straße heran. Vor dem Thor fließt das Alles zusammen und verstopft sich gegenseitig den Weg. Langsam löst sich ein Karren nach dem andern aus der großen Stauung los und rollt polternd unter das Thorgewölbe. Die Reihen, die auf den Straßen halten, rücken allmählich vor, jetzt eine kleine Spanne und dann wieder eine. Die Stadt hat ihren Thor-Rachen aufgesperrt und schlingt gemächlich die Zufuhr ein, einen Bissen nach dem andern.

Merkwürdig ist, daß auch nach diesem Stadtthor die Stadt noch nicht beginnt. Man durchschreitet das Thor und ist scheinbar wieder auf freiem Felde. Wenn das aber doch eine Stadt sein

soll, so ist es jedenfalls eine Stadt, der die Häuser fehlen. Drinnen ist dieselbe Ebene wie draußen. Die Stadt ist also hier nichts Anderes, als die Ebene hinter dem Thore. Nur hören die Aecker auf. Eine weite Sandfläche dehnt sich aus, mit schmalen grünen Wiesenrändern an den Seiten, wo Schafheerden weiden. Mitten hindurch führt in schnurgerader Linie ein erhöhter Straßendamm, der mit großen Quadersteinen gepflastert ist. Der Verkehr aus der Stadt und der Verkehr nach der Stadt strömen hier in ununterbrochenen Wagenreihen aneinander vorüber.

Man rückt langsam auf diesem Fahrdamm vor und sieht noch immer keine Häuser. Nach einiger Zeit aber werden wieder *Mauern* sichtbar. So kommt man hier von einer Mauer zur andern. Bald ist die Mauer unüberschreitbar, und ihr Thor ist verschlossen. Bald ist das Thor geöffnet, und wenn man die Mauer erwartungsvoll durchschritten hat, findet man nichts dahinter. Trotzdem regen sich jedesmal neue Erwartungen. Man wird eben aus dem Menschen niemals die Idee herausbringen, daß hinter der Mauer doch etwas stecken müsse. (Le mur, derrière lequel il se passe quelque-chose . . .) Der Orient hat das längst erkannt und ummauert Alles, was Respekt genießen soll. Unter den orientalischen Städten ist Peking vielleicht die mauerreichste. Jeder, der ein Ansehen beansprucht, sei er Gott oder Kaiser, sitzt hinter seiner besonderen Steinschranke, die nicht überschritten werden darf: denn das Ansehen beruht eben darauf, daß Niemand weiß, *was* hinter der Mauer ist. Namentlich dem *Kaiser* kommt es zugute, daß man ihn so wenig kennt; und umgekehrt kann ein Monarch nichts Thörichteres thun, als daß er aus seiner Mauer heraustritt und dem Volk fortwährend seine Persönlichkeit aufdrängt. Selbst die Stadtmauer von Peking ist vielleicht nicht allein eine Schutzwehr, sondern soll auch den Leuten draußen einen imposanten Begriff von der Stadt geben. Es ist nur schade, daß es gerade hier so viele offene Thore giebt. Welch' ein herrlicher Ort wäre Peking, wenn man nicht hineindürfte! Immerhin besteht die Stadt infolge aller der unzugänglichen Umfriedungen in ihrem Innern aus einem guten Theil Geheimniß. Es ist der Reiz von Peking, daß mit der Stadt, die man kennt, eine Stadt verschmolzen ist, die man nicht kennt. Dem Theil, den man kennt, fehlt die Schönheit; und wenn sie auch

dem anderen Theil fehlt, was wahrscheinlich ist, so weiß man das doch nicht und kann sich vorstellen, daß die Stadt, die man nicht kennt, die schöne ist.

Zur Rechten, weit drüben am Rand der Ebene, beginnt eine graue Mauer, die sich in gleicher Richtung mit der Straße hinzieht. Eine ähnliche graue Mauer läuft am Rand der Ebene, weit drüben zur Linken. Ueber diese massiven Ziegelzäune erheben Bäume ihre Wipfel. Dahinter scheinen also Parks zu liegen, Parks von riesiger Ausdehnung. Denn man reitet beinahe eine halbe Stunde an den Mauern entlang. Die großen rothen Thore in der Mitte sind fest verschlossen. Da ist auf keinen Einlaß zu hoffen. Früher war die steinerne Schutzwehr zur Rechten an einer Stelle eingefallen; man konnte durch eine Bresche in's Innere gelangen und dort herumreiten, vorausgesetzt, daß das Pferd rascher war, als die wachthabenden Soldaten, die dem fremden Eindringling den Weg zu sperren suchten. Jetzt ist die Bresche verschlossen; auch sonst sind an einigen Stellen der Mauer Gerüste aufgeschlagen, und wo die Dichtigkeit nachgelassen hat, werden neue Ziegeln aufgesetzt. Fortan soll der Unberufene, namentlich der Unberufenste von Allen, der Europäer, keinen Zutritt mehr finden.

Die Mauer zur Rechten umschließt den Tempel des Himmels (Tien-tan), die zur Linken den Tempel des Ackerbaus (Sche-chi-tan). Im Himmelstempel bringt der Kaiser alljährlich unter großen Ceremonien das Winter-Opfer, um Segen für sein Reich zu erflehen. Er betet zum höchsten Wesen. Der Brauch stammt aus uralten Zeiten, als China noch an den Einen Gott glaubte. Seitdem sind in der großen Götterwerkstatt Asien viele Götzen und Heilige gefertigt worden, und fast alle haben Eingang und Kundschaft in China gefunden, das sich übrigens auch selbstthätig an der Götterproduktion betheiligt hat. Unzählige Idole besitzen in China ihre Altäre. Es geht ihnen gut dort, und das Volk verbrennt ihnen allen Weihrauch, dessen sie zu ihrer überirdischen Satisfaktion bedürfen. Zugleich wird Buddha angebetet, mag er nun Gott sein oder nicht; selbst der Rationalist Confucius hat seine Tempel. Und während so das Götter-Proletariat sich mit dem Volke gemein macht, um nur sein Bischen Anbetung zu bekommen, — während so ringsum die Götzenbilder wimmeln — beugt der Kaiser alljährlich im Tempel

des Himmels sein Knie und bekennt, daß es nur Einen Gott giebt. Das höchste Wesen ist geblieben. Der Himmelstempel enthält kein Bild, das seine Züge zeigt. Es ist rein geistig. Man kann es nicht fassen und sich nicht veranschaulichen. Es ist wie der Himmel und wölbt sich, wie dieser, über der Welt.

Tief drinnen in dem Park von alten Bäumen, vor allen profanen Blicken verborgen, erhebt sich der Himmels-Altar auf einer Marmorterrasse von siebenundzwanzig Stufen. Der Altar steht frei. In der Nähe ist ein Tempel erbaut, den eine Kuppel von blauen Ziegeln deckt. Zu den Tempelanlagen gehört ferner ein neun Fuß hoher, mit grünen Ziegeln besetzter Ofen, in dem an den kaiserlichen Gebettagen ein ganzer Stier als Opfer verbrannt wird. Das erinnert an althebräische und altgriechische Kultusbräuche, mit denen der chinesische Himmelsgottesdienst auch sonst mancherlei Aehnlichkeiten aufweisen soll. Am 20. December sendet der Kaiser in einem mit Elephanten bespannten Wagen die Opfergaben nach dem Himmelstempel. Am 21. December begiebt er sich selbst dorthin in seiner gelbseidenen Sänfte, geleitet von zahlreichem Gefolge in Prunkgewändern. In einem Gebäude, das „Palast der Enthaltsamkeit" genannt wird, bringt er die Nacht zu und darf weder schlafen noch Nahrung zu sich nehmen. Am Morgen, vor Sonnenaufgang, ersteigt er, mit Priestergewändern angethan, die Marmorterrasse und kniet oben vor dem Altar nieder. Während der Herrscher betet, ertönt Musik und feierlicher Gesang. Schließlich empfängt er aus den Händen der Priester, wie ein Abendmahl, den „Becher der Glückseligkeit" und das „Fleisch der Glückseligkeit".

Der Ackerbautempel, der dem Himmelstempel gegenüberliegt, ist dem sagenhaften Erfinder der Landwirthschaft Schen-nung geweiht. Inmitten des schönen Parks sind vier Altäre errichtet. Ein kleines Feld ist dort abgegrenzt, in dem der Kaiser jeden Frühling mit einem vergoldeten Pflug eine Furche zieht. Wenn auch zweifellos der Segen, den der liebe Herrgott vom Himmel schickt, seine Wichtigkeit hat, so ist doch das Wichtigste gleich danach jedenfalls, daß die Erde Nahrung spendet. Darum theilt der Ackerbautempel mit dem Himmelstempel den Ehrenplatz am Eingang der Hauptstadt. Darum kommt unter den vier Ständen des Reiches (1. Literat, 2. Ackerbauer, 3. Handwerker, 4. Kaufmann) der Landwirth be-

reits an zweiter Stelle. Und darum muß selbst der Kaiser, der sonst gar keine Arbeit zu leisten hat, einmal im Jahre die Pflugschar lenken.

Lange führt die Straße zwischen den Mauern entlang, welche die beiden Tempel umschließen. Dann wölbt sich eine kleine Brücke über ein Flußbett ohne Wasser. Hinter dieser Brücke wird die Chinesenstadt, die bisher nichts war als Sandebene, Park und Mauern, ohne jeden Uebergang eine Stadt mit Häusern, und die Straße, auf der man bisher mitten durch die Ebene gewandert ist, wird auf einmal die Hauptstraße der Chinesenstadt. Diese Hauptstraße zieht sich auch noch eine gute halbe Stunde hin und endigt schließlich auf einem Platze. Wie eine Art Brücke auf dem Trockenen durchschneiden den Platz steinerne Balustraden, auf denen immer zerlumptes Bettlervolk hockt. Dahinter thürmt sich in gewaltiger Masse das Thor auf, das von der Chinesenstadt nach der Mandschurenstadt führt, die größte und berühmteste unter allen den Stadtpforten von Peking, genannt Ha-ta-men, das Thor der erhabenen Gelehrsamkeit.

Wie kommt diese elende Stadt, wo in niedrigen Häusern das Chinesenvolk sein gedrücktes Dasein führt, zu so kolossalen Mauern und Thoren? China's mächtigste Kaiser haben sie geschaffen. Es muß ein schlimmes Ding sein, wenn unter dem jämmerlichen Chinesenvolke ein Kaiser das Bedürfniß nach Größe fühlt. Da bleibt ihm kaum etwas Anderes übrig, als große Mauern zu bauen. Aber es wird sich immer zeigen, daß die Mauer, die dem großen Sinn des Kaisers entsprungen ist, nicht zu der niedrigen Stadt paßt, die das Volk sich gezimmert hat, das immer armselig am Boden klebt. Jedenfalls sind Stadtmauern und Stadtthore wohl die einzigen Bauwerke in Peking, welche Größe besitzen.

Gleich den anderen Thoren ist Ha-ta-men eine ganze Festung, eine alte Burg. Thorthürme, mit denen man bei uns im Mittelalter den Stadteingang befestigte, giebt es in Peking nicht. Selbst bei seinen Monumentalbauten zeigt der Chinese überhaupt weniger die Neigung, hoch, als vielmehr breit und massiv zu bauen. Die Pagoden bekunden kein Streben nach Höhe, und sie sehen oft eher Häusern gleich, denen so lange ein Stockwerk nach dem andern aufgesetzt worden ist, bis sie Thürme geworden sind. Bei den Thoren von

Peking sind vielleicht auch strategische Erwägungen maßgebend gewesen. Ein schmaler Thurm ist kein genügender Schutz für ein breites Thor. Wenn man es aber in seiner ganzen Breite vertheidigen will, so muß man ein ebenso breites Haus bauen. Das hat man gethan. *Vor* dem Thore durfte das Haus nicht stehen; denn eine Befestigung, die so weit geht, daß man in das Thor überhaupt nicht hinein kann, ist vom Uebel. So hat man das Haus einfach *auf* das Thor gestellt. Bei der unendlichen Fülle der Arbeitskraft in China giebt es keine Unmöglichkeiten; wenn es einem chinesischen Kaiser beliebt, so kann auch einmal ein Haus auf einem Thore stehen. Die Stadtmauer ist überdies breit genug; und da man schon dort oben beim Häuserbauen war, so baute man gleich mehrere. Das eine erhebt sich unmittelbar über dem Haupteingang. Breit und stämmig ist es da oben aufgepflanzt und sitzt wie ein riesiger Recke im Mauer-Sattel. Diese Reckenhaftigkeit ist freilich zum Theil nur Theaterpose. Denn wenn man näher zusieht, findet man, daß mehr Holz als Mauerwerk in dem Ding steckt. Eine moderne Kanone würde den Giganten mit ein Paar Schüssen herunterblasen, während diese Kanone dagegen alle Mühe haben würde, mit der Stadtmauer selbst fertig zu werden. Aber jedenfalls erfüllt das Gebäude durchaus seinen Zweck, stark zu scheinen; und malerisch ist es auch, dieses chinesische Kastell aus fernen Jahrhunderten, mit seinen drohenden Schießscharten und seiner grauen Altersfarbe.

An den Schießscharten ist eine Eigenthümlichkeit zu beobachten. In langen Reihen durchziehen diese viereckigen Vertiefungen die Mauerfront. Die Thorwache hat nun möglicherweise gefunden, daß ein Haus, dessen Wand lauter Löcher hat, ein recht zugiger Aufenthaltsort ist. Mag es nun aus diesem Grunde geschehen sein oder aus einem andern: jedenfalls sind die Schießscharten zugemauert. Im Frieden läßt sich gar nichts dagegen einwenden. Nur im Kriege werden es die Vertheidiger des Thores vielleicht störend empfinden, daß die Schießscharten, aus denen sie auf den Feind feuern sollen, keine Löcher haben. Ein geschweiftes chinesisches Dach deckt das Haus. Auf den Dächern mancher öffentlicher Gebäude in Peking hat ein grünes Porzellanthier seinen Aufenthalt. Auch hier hockt es an den Giebel-Enden zur Rechten und zur Linken.

Es ist ein Monstrum eigener Art, das einen Stierkopf mit krummen Hörnern und einen buschigen Drachenschweif, aber keinen Leib hat. Der Schweif ist gleich am Kopfe fest gewachsen, wie bei den Ungethümen auf den Alpdruck-Bildern des Hieronymus Bosch.

Unterhalb des Hauses durchschreitet man das Thor. Die dicken alters-rostigen eisernen Flüget, die mit faustgroßen Nägeln beschlagen sind, lehnen an den Wänden. Vor ihnen liegen mit Holzsparren bepflanzte Balken (spanische Reiter), mit denen Nachts der Zugang verbarrikadirt wird. Durch ein düsteres Gewölbe setzt sich die Straße fort. Die Länge des Tunnels giebt einen Begriff von der Dicke der Stadtmauer. Man kommt heraus in einen weiten Hof, einen Burghof. Die Mauer trägt in der Runde wieder einige Kastelle gleich dem über dem Haupt-Eingang. Jenseits des Hofes leitet ein neues Gewölbe an anderen eisernen Thorflügeln vorbei in die Stadt hinaus.

Ununterbrochen, mit Rädergerassel und Hufegeklapper, mit Getrippel und Getrappel strömt das Treiben der Stadt durch das Thor. Das dumpfe Hallen unter den Wölbungen verstummt nicht vom Morgen bis zum Abend. Dabei ist Ha-ta-men zugleich selbst ein Theil Stadt und hat sein eigenes Leben. Im Hofe ist Töpfermarkt. Alle Arten irdenen Geschirrs sind auf dem Boden ausgebreitet. Einige Händler haben dort Buden errichtet und verkaufen, was man so unterwegs brauchen kann. Die Schalter der Buden sind zu allen Tageszeiten sehr umstanden. Der Zuspruch gilt wohl nicht immer der Waare. Man kommt dahin auch auf eine Plauderstunde. Es giebt dem Kaufmann ein gewisses Ansehen, wenn er in der Bude am Thore sitzt. Er gehört halb zur Stadt und halb schon zur großen Welt draußen. Und dann sieht er die Ereignisse in die Stadt hineinziehen und weiß Vieles eher, als die Leute drinnen. Man kann im Hofe von Ha-ta-men rasch noch ein wenig Nahrung genießen, ehe man sich auf die Reise begiebt, und kann sich sogar auf den Weg etwas himmlischen Segen mitnehmen aus dem kleinen Tempel mit gelbem Dach, der in einer Ecke des Hofes steht.

Außerhalb des Thors, auf der Seite nach der Mandschurenstadt zu, ist der größte Droschken-Halteplatz von Peking. Die Kutscher stehen neben ihren Karren und laden zum Fahren ein, wie die Fiaker

in Wien. Wer diese Seite der Straße verläßt, um den Karrenführern zu entgehen, fällt auf der andern Seite den Maulthiertreibern in die Hände, die ihre aufgezäumten Thiere herbeizerren, die Sättel aus verschlissenem Sammet zurechtzupfen und sich gegenseitig in den Preisen unterbieten.

In seinen großen Linien ist das Stadtbild von Peking ungemein einfach. Im Süden bildet die Chinesenstadt ein von einer Mauer umschlossenes Rechteck. An die breite Seite dieses Rechtecks setzt sich im Norden die Mandschurenstadt an, welche die Form eines Quadrats hat und gleichfalls von einer Mauer umgeben ist, die an Höhe die chinesische ein wenig übertrifft. Innerhalb der Mandschurenstadt liegt als eine wieder von eigenen Mauern abgegrenzte Enclave die kaiserliche Stadt. Auch sonst befinden sich in der Mandschurenstadt die chinesischen Amtslokale (Tsung-li-yamen und andere Ministerien) und die wenigen europäischen Gebäude (Gesandtschaften, Zollamt, Bank, das französische und das deutsche Hotel u. s. w.).

Die ethnographischen Thatsachen entsprechen nicht mehr der historischen Eintheilung von Peking in eine Stadt der Chinesen und eine der Mandschuren. Historisch ist das übrigens ebenfalls nicht ganz richtig. Als die Mandschuren Peking eroberten (1644), wurde der nördliche Theil der Stadt dem siegreichen Heere zur Niederlassung angewiesen. Das Heer war in acht Banner geordnet; die Mannschaften dieser Banner bestanden zum großen Theil aus Mandschuren, zum Theil aber auch aus Mongolen und selbst Chinesen, die unter den tatarischen Fahnen gegen ihre eigenen Landsleute gefochten hatten. So kam es, daß gleich von Anfang an Chinesen in der Mandschurenstadt wohnten. Seitdem haben sich die beiden Städte mit einander verschmolzen. Wie gewöhnlich waren die Frauen das Mittel der Assimilirung. Der Eroberer, der sich in dem bezwungenen Lande angesiedelt hat, empfindet bald den Wunsch nach Behagen; und da ihm dieses Behagen nur die Frauen des Landes gewähren können, wird er durch sie allmählich und unmerklich mit dem besiegten Volke verknüpft. Um die Verschmelzung zu vermeiden, hatten sich die Mandschuren in ihrer Stadt durch eine eigene Mauer gegen die Chinesen abgesperrt. Für die Chinesinnen aber scheint das kein Hinderniß gewesen zu sein. Wo giebt

es auch eine Mauer, die gegen Frauen schützen könnte? Und wo giebt es eine Frau, die nicht zu ihrem Ziele zu gelangen wüßte, wenn sie auf ihrem Wege kein größeres Hinderniß findet, als eine Mauer?

Als das veraltete Wahrzeichen einer Trennung, die längst verschwunden ist, steht die Mauer noch heute. Die beiden Städte haben sich inzwischen solange untereinander verheirathet und verschwägert, daß sie eine Stadt geworden sind; und zwar hat sich die Assimilirung auch hier so vollzogen, daß das unterwerfende Volk dem unterworfenen erlegen ist. Die Mandschuren sind in den Chinesen vollständig aufgegangen. Die mandschurische Sprache ist verschwunden und wird heut nur noch im kaiserlichen Palast als Hofsprache künstlich gepflegt. Die beiden Volkstypen haben sich vermischt, und es ist kein Unterschied zu finden, umsomehr als die Chinesen des Nordens überhaupt größer und kräftiger gestaltet sind, als die in den anderen Theilen des Reichs. Nur die Frauen haben sich einander nicht angepaßt. Eifersüchtig haben sie ihre Racen-Eigenthümlichkeiten bewahrt, wohl schon aus dem Grunde, weil jede Frau geneigt ist, eine andere Frau für unschön zu halten, die nicht so aussieht, wie sie selbst. Die Chinesinnen verschminken und verkünsteln sich und verkrüppeln sich zudem noch in der landesüblichen Art. Die Mandschurinnen machen sich keine „kleinen Füße", wie die Chinesinnen. Sie sind Naturdirnen geblieben, wie dazumal, als sie durch die Steppen zogen, sind groß, schlank und ein wenig derb gebaut, wie bei uns die Bauernmädchen. Auf diese Weise ist das chinesische Volk in zwei Jahrhunderten mit seinem Sieger fertig geworden. Man glaubt vielfach, daß es in derselben Weise die Europäer, die sich in China ansiedeln, zu Chinesen machen werde. Thatsächlich kann man an Europäern, die lange hier draußen gelebt haben, manche chinesischen Eigenthümlichkeiten beobachten. Im Allgemeinen jedoch siegt beim Assimilirungsprozeß die höhere Kultur über die niedere. Darum mußten die Mandschuren, das brutale Militärvolk, Chinesen werden; und darum ist wohl keine Gefahr, daß die Chinesen die unter ihnen wohnenden Europäer absorbiren, wenngleich es umgekehrt wieder durchaus nicht ausgemacht scheint, daß die Chinesen jemals werden Europäer werden.

Ebenso sind die Straßenbilder die gleichen in beiden Städten. In der Chinesenstadt liegen vielleicht mehr schöne Läden, aber schöne Läden finden sich auch in der Mandschurenstadt. Auf der andern Seite ist aber nur ein Theil der Chinesenstadt, und zwar der kleinere, Handelsviertel, und wie in der Mandschurenstadt, folgen auch hier auf die Straßen, wo Geschäft an Geschäft ist, die Gassen mit Häusern ohne alle Läden und selbst die Straßen ohne alle Häuser. Peking macht den Eindruck einer Stadt, die sich vergeblich anstrengt, den ihr zugewiesenen ungeheuern Flächenraum auszufüllen. Raumverschwendung wird im äußersten Maße geübt. Ein ganzer Stadttheil ist ausgeschieden und als besondere Wohnstätte für den Kaiser hergerichtet. Man baut nicht in die Höhe, sondern in die Breite. Da die Häuser keine Stockwerke haben, wohnt man in mehreren Häusern; und die Häuser wieder sind in mehrere Höfe vertheilt, gleich als wolle man mit sich selbst nicht in allzunaher Nachbarschaft leben. Wer sich ein Ansehen geben will, thut einen Garten hinzu. Wer aber etwas Offizielles bedeutet in der irdischen oder überirdischen Hierarchie, braucht mindestens einen Park, um seine Würde zu entfalten. Trotz alledem ist es der Stadt nach Jahrhunderten heute noch nicht gelungen, in ihre Mauern hineinzuwachsen. Dies kommt zum Theil gewiß daher, daß Peking eine Residenz- und Beamtenstadt ist, daß Peking also hauptsächlich bewohnt ist von Leuten, die repräsentiren wollen. Die Repräsentation bildet keine Städte. Repräsentation bedeutet immer nur Einzelne mit sehr viel Leere um sich herum. Was die Städte schafft, was die Mauern füllt, ist das Volk mit seinem überquellenden Leben. Dieses Leben, das die chinesischen Handelsstädte durchwogt, Tientsin im Norden und Canton im Süden, ist nur in einigen Theilen von Peking zur Entwickelung gelangt. Inmitten handelsloser Stadtviertel liegen Handelsinseln, Brocken einer Handelsstadt, da und dort über das weite Gebiet von Peking gestreut. Die Kaufleute sind das aktive und rührige Element, sind die beste Kraft des chinesischen Volkes. Und weil Peking nicht genügend Kaufleute besitzt, ist es bis auf den heutigen Tag nicht fertig geworden.

Nicht Peking, die Hauptstadt, sondern Tientsin ist gegenwärtig die commercielle Metropole des Nordens. Wenn aber der Handel

sich in Peking nicht in dem Maße entfaltet hat, wie in Tientsin, so liegt das wahrscheinlich gerade daran, daß Peking die Hauptstadt ist. Man kann oft beobachten, daß ein Volk umso besser wird, je weiter es von der Regierung weg ist. Menschen, die sich fortwährend regiert fühlen, verlieren ihre Selbständigkeit und damit ihre Initiative und ihre anderen produktiven Eigenschaften. In der Residenzstadt Peking wohnen wenig Kaufleute, jedoch sehr viele gehorsame Unterthanen. Es ist die anonyme Menge der Leute, die der Franzose „administrés et contribuables" nennt. Diese Bürger, deren Hauptvorzug darin besteht, daß sie sich verwalten lassen, besitzen nicht die schöpferische Kraft, um eine Stadt zu bilden. Von oben aber läßt sich eine Stadt nicht dekretiren. Die Kaiser und die Beamten haben es allerdings versucht. Sie haben Peking groß angelegt. Sie haben ein riesiges Areal abgegrenzt und haben angeordnet: „Das soll die Hauptstadt sein!" Sie haben Chausseen hindurchgezogen, welche die Straßen sein sollten. Diese Heerstraßen durchlaufen Peking nach allen Richtungen schnurgerade und in imposanter Breite. Sie machen die auffallendste Eigenthümlichkeit des Stadtbildes aus. Kein anderer Ort in China besitzt solche Straßenzüge. Allein das Merkwürdige ist wieder, daß Peking sich diese Verkehrswege nicht vollständig einverleibt hat. Sie durchqueren die Stadt und scheinen doch nicht ganz dazu zu gehören. Oft sind sie kaum in ihrer halben Länge rechts und links von Häusern bestanden. Die Regierung gab den Städtegrund her, und das Volk sollte sich darauf entfalten. Die Regierung gab die Straßen her, und das Volk sollte in diese seine stolzen Häuser stellen. Allein ein Volk, in dem kein starkes Bewußtsein lebt, ein Volk gehorsamer Unterthanen, kann nichts Großes schaffen. Hier und da nahm es einen Aufschwung, hier und da brachte es ein Stück Stadt zu Stande. Im Uebrigen drängte es sich auch in der Hauptstadt zur chinesischen Heerden-Existenz zusammen, und statt sich in glänzenden Straßen zu entfalten, wußte es mit dem Städtegrund nichts Besseres anzufangen, als sich darauf seine Dörfer zu bauen.

Sobald man in Peking die Hauptstraßen verläßt, hat man den Eindruck, daß man auf's Land kommt. Die kleinen grauen Häuser, wie sie der chinesische Landmann sich in den Provinzen errichtet, stehen in zumeist engen, manchmal auch in etwas breiteren Dorf-

gaffen zusammen. Oft haben sie nicht einmal Disziplin genug, sich in eine Straße zu fügen, sondern sind ohne Ordnung dahin und dorthin über den Boden ausgestreut. Darum ist es trotz der einfachen Grundlinien so schwer, sich in Peking zu orientiren. In allen Theilen der Stadt kehren immer dieselben niedrigen Häuser wieder. Man hat sich gemerkt, daß im Norden die Häuser klein und grau sind; aber da im Süden die Häuser gleich klein und gleich grau sind, weiß man niemals, ob man bei dem Bestreben, nach dem Norden zu gelangen, nicht zufällig nach dem Süden gerathen ist. Vielfach sind größere oder kleinere Parzellen Terrain von der Bebauung freigeblieben, und dies sind dann die Stadtplätze. Die Plätze in Peking, — das sind Stücke Stadt, die zu nichts nutze sind. Es sind Lücken in der Stadt, leere Stellen, die eigentlich bebaut sein sollten und die vielleicht morgen bebaut sein werden, wenn sich ein Ansiedler findet. Einstweilen wächst verkümmertes Gras darauf und sonst allerlei Unkraut. Hier tummeln sich mit Vorliebe die schwarzen Schweine und machen auf den Bodenwellungen niedliche Bergparthien. Gras giebt es überall in Peking. Selbst die städtischen Theile sind mit Ländlichkeit durchsetzt. In den Hauptstraßen haben sich rasenbewachsene Schluchten gebildet, in denen Schafe und Kühe weiden. Mit einer langen Peitsche steht der Hirt hinter der Heerde, den großen Hut auf dem Rücken festgebunden, ganz so wie im griechischen Schäferroman.

Wenn man lange genug nach derselben Richtung wandert, hören schließlich auch noch die kleinen grauen Häuser auf, und die Straße setzt sich fort zwischen Feldern, auf denen der Bauer seinen Pflug zieht. Das liegt Alles innerhalb der Stadtmauern; dieser pflügende Bauer ist auch noch ein Stück Peking. Es heißt, die Felder seien in die Umfriedung eingeschlossen, damit die Bürgerschaft während der Belagerung selbst ihr Korn pflanzen könne. Im Südwesten namentlich, wo die Stadt auch nicht an die Mauer heranreicht, liegt das Land an deren Fuß brach in weitgedehnten sandigen Strecken. Und wenn hier in langen Zügen die Kameele einherschreiten, wenn der Wind den Sand zu hohen Wolken aufwirbelt, wenn im grellen Schein der Mittagssonne die alte Mauer ein fast weißes Licht ausstrahlt, das weiße Licht des Orients, — dann nimmt Peking auf einmal afrikanische Züge an, und man glaubt,

in der Wüste dahinzuziehen, am Rande von Timbuktu. Mit einem Worte, die Vereinigung von Stadt, Wiese, Dorf, Park, Acker, Landstraße, Garten und Wüste zu einer Stadt: das ist Peking.

In den Haupt- und Geschäftsstraßen hat, wie sonst in den chinesischen Städten, jedes Haus einen Laden, und jeder Laden ist ein Haus. Die Häuser sind in einer Art erbaut, die man nirgends wieder in China sieht. Peking besitzt seinen eigenen Stil. Als architektonisches Hauptelement und Grundmotiv ist die Stange verwendet. Sie steht nicht blos vor den Häusern, sondern auch in den Häusern selbst; sie ist hier ein Theil und Glied des Hauses. Diese Bauwerke fangen unten als Häuser an und endigen oben als Stangen. Oder vielmehr: Peking ist eine Stadt von Stangen; und zwischen die Stangen ist immer unten wie eine Schublade das Haus hineingeschoben. Diese gerundeten Pfähle überragen das Haus etwa um zwei Drittel seiner Höhe. Das Ganze also hat den Anschein, als sei es zu zwei Dritteln aus Luft gebaut. Fabelhafte Stadt, wo die Einwohner in ihren Häusern und anscheinend zugleich in ihren Luftschlössern logiren! Auch in das Haus selbst ist so viel Luft als möglich hineingebaut. Die Balustrade über dem Dache ist vielfach durchbrochen; aus dem vordersten Dachbalken springen Sparren hervor, die in Drachenköpfe auslaufen; ein Vorhang von Schnitzwerk hängt in den oberen Theil des Ladeneingangs herunter, der nach chinesischer Sitte keine Thür hat. Die Spitzen der Stangen haben Blech- oder Goldkappen; Balustrade, Balkenköpfe und Schnitzwerk sind gleichfalls oft vergoldet. Wenn das Haus neu ist, so funkelt es in der Sonne, wie ein wundersames goldenes Spielzeug. Zumeist aber hat der graue chinesische Schmutz die Wohnstätten überzogen und hat in den Farben den orientalischen Glanz und in den Formen die Leichtigkeit und die Grazie verwischt.

Der vornehmste Mann ist derjenige, der in seinem Gebäude die meisten Stangen besitzt. Der Mittelstand läßt sich's mit zwei Stangen genügen; aber im Viertel der reichen Läden giebt es auch sechs- oder achtfache Stangen-Protzen. Wenn eine Stange vor dem Hause steht und ein steinernes Fundament und ein aus Drachen geformtes Emblem an der Spitze hat, so bedeutet das ein Pfandhaus. Das Drachen-Emblem ist häufig in den Geschäftsstraßen. Es scheint für den chinesischen Kaufmann unentbehrlich zu sein, daß er ein

Pfandhaus in der Nähe hat, wo er seine Kleider versetzen kann. Oft sind Stangen über die Straße geneigt, gleich Schlagbäumen, und an ihrer Spitze baumelt das Ladenzeichen. Hier ist vielleicht der Ursprung der ganzen Bauart zu suchen. Manche Verkehrsadern von Peking haben, wie schon erwähnt, die Dimensionen von Heerstraßen. Die Avenüen sind so breit, daß der Kaufmann gleichsam mit Stangen nach dem Kunden langen muß. Diese Pfähle, die zuerst ein Geschäftsbehelf waren, sind schließlich von den Architekten als Zierrath für die Häuser selbst verwendet worden.

Die breite Hauptstraße der Chinesenstadt, die von Ha-ta-men in gerader Richtung nach dem Bahnhof zuführt, ist mit Geschäften besetzt. Die schönsten Läden aber findet man in den Seitengassen, namentlich wenn man, von Ha-ta-men kommend, zur Rechten in die Chinesenstadt einbiegt. Den reichsten Schmuck haben, wie gewöhnlich, die Medizinläden. Es ist ersprießlicher, von den kranken Menschen zu leben, als von gesunden. Auch die Seifenläden fallen durch ihre luxuriöse Ausstattung auf. Die Chinesen scheinen also viel Seife zu kaufen. Da sie aber anderseits eine beträchtliche Scheu an den Tag legen vor Allem, was zur Reinigung dient, so bleibt es unbegreiflich, was sie mit der Seife machen. Vielleicht verwenden sie sie als Schreckmittel für die Kinder: „Wenn Du nicht artig bist, so wirst Du gewaschen!“ Vielleicht auch als Nahrungsmittel. Die letztere Version gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die Seifenläden häufig den Kuchenläden benachbart sind. Die schmucke Einrichtung der letzteren beweist, daß es den Konditoren in Peking ebenfalls gut geht. Auf die Torten sind, ganz wie bei uns, sinnige Sprüche aus Zucker gegossen. Sonst sehen diese Leckerbissen nicht sehr verführerisch aus. Die chinesische Grundfarbe, das Grau, hat sich auch auf sie erstreckt, und es scheint wirklich nicht unmöglich, daß ein wenig Seife vom Nachbar mit eingebacken ist. Die Obsthandlungen sprechen eher den Appetit an. Die Körbe sind zumeist mit dem Herbstobst von Peking gefüllt, das Schi-tse heißt und einer etwas abgeplatteten Orange gleicht. Ueberall sieht man um diese Jahreszeiten in den Gärten der Stadt die Schi-tse-Früchte goldgelb durch das Laub der Bäume leuchten. Für die Chinesen sind sie eine große Delikatesse, namentlich wenn sie so lange an den Aesten gehangen haben, bis sie gefroren sind.

Die Europäer finden, daß sie nach wässriger Pomade schmecken; aber das ist vielleicht gerade der Grund, weshalb sie den Chinesen so köstlich erscheinen. Schöne dunkelblaue Weintrauben sind in anderen Körben aufgehäuft. Sogar Kirschen kann man noch bekommen. Auf der Straße vor jeder Obsthandlung ist ein kleiner Backofen aus schwarzem Stein errichtet, der oben in eine kegelförmige Spitze ausläuft. Im Winter werden da Kastanien gebraten. Diese und die andern Oefen in den Stuben werden mit Torfkügelchen geheizt. Die Bewohner der Stadt setzen allenthalben ihr Feuerungsmaterial in Stand, indem sie es auf der Straße zum Trocknen ausbreiten. Wenn man im Herbst durch die Straßen von Peking reitet, wird man an den nahenden Winter gemahnt durch die kleinen schwarzen Torfkügelchen, die allenthalben draußen vor den Häusern liegen.

Die Kleiderläden der Chinesenstadt sind an einem langen, schmalen Tuchstreifen kenntlich, der vom Dache bis auf die Straße herabfällt. In den großen Magazinen ist von Früh bis Abend Auktion fertiger Anzüge. Die Feilbietung erfolgt mittelst Gesangs. Zwei Kommis sind damit beschäftigt. Der Eine nimmt das Gewand von einem Haufen und reicht es dem Andern, indem er ein Recitativ anstimmt, das die Tonleiter hinaufgeht. Der Andere entfaltet das Gewand und klettert dabei in einem anderen Recitativ die Tonleiter wieder herunter. Der Rhythmus dieses Kleiderhandlungs-Duetts prägt sich ein, ob man will oder nicht, und bleibt Einem tagelang in den Ohren haften. Wenn man die Sprache verstünde, müßte das sehr drollig sein. Vielleicht versucht man es auch einmal bei uns mit den musikalischen Versteigerungen. Es würde sicherlich schön klingen, wenn der Auktionator nach der Melodie „O du mein holder Abendstern" ausbieten würde: „Ein noch ganz neuer Paletot!" Vor den Oelläden hängt als Abzeichen ein Messinggefäß, das an unsere Barbierbecken erinnert. In zahlreichen großen Magazinen werden Theeblätter verkauft. Bei den Geflügelhändlern schnattern in runden, à jour geflochtenen Körben Gänse, deren Gefieder einen Hauch von Rosa aufweist. In den Schuhläden sind Decken und Wände mit Schuhen behangen, die alle sorgfältig in Papier gewickelt sind. Es ist nöthig, die Waare dicht einzuhüllen, um sie vor dem Staub zu schützen, der in Peking die

Luft erfüllt und sich auf Alles niederläßt. Man setzt einen Gegenstand aus der Hand; und wenn man eine halbe Stunde später wieder nach ihm greift, ist er mit einer Schicht von Schmutz-Niederschlag bedeckt. Der Staub dringt in die Häuser durch die verschlossenen Fenster und Thüren. In die offenen Läden natürlich nimmt er erst recht seinen Weg. Die Kaufleute finden sich mit ihm ab, wie sie können; eine gewisse Ausgleichung wird dadurch hergestellt, daß der, der kauft, und der, der verkauft, und drittens die Waare selbst das gleiche Quantum Staub auf sich und in sich haben. Nur der Uhrmacher ist zu radikalen Maßnahmen genöthigt. Wer jemals in seiner Jugend versucht hat, den Gang einer Uhr durch Einschüttung von Wasser zu beleben, wird sich erinnern, daß Uhren fremdes Material nicht gern in sich aufnehmen. Die Uhren bereiten in ihrem Gehäuse die Zeit; das ist so feine Arbeit, daß sie schon durch das Eindringen eines Staubkorns gestört wird. Die Uhrmacher von Peking müssen also ihr Möglichstes thun, um sich gegen den Staub abzuschließen; darum sind sie die Einzigen, welche Glasfenster vor ihrer Werkstatt haben und eine Ladenthür besitzen.

Die Kuriositäten-Händler sind vornehme Herren, und ihre Lokale sind angefüllt mit schönen Dingen. Was der Kunde nicht kauft, ist billig. Alles, was ihm irgend gefallen könnte, ist so theuer, daß er es nicht kaufen kann. Es ist schwer zu begreifen, wie sich unter diesen Umständen der Kuriositäten-Handel rentirt; aber irgendwo wird schon der Profit stecken. Die Preise gehen in die Hunderte und in die Tausende von Dollars. Selbstverständlich sind alle bronzenen Weihrauchgefäße aus der Ming-Epoche, und alle Vasen stammen aus der alten Zeit der Kaiser Kang-si und Kienlung her, während deren Regierung das kostbarste Porzellan angefertigt wurde. Ein Mangel, der den Werth eines Gegenstands mindert, ein Brennfehler bei einer Vase, ein Sprung in einem Glase, heißt im Kuriositäten-Verkehr ein „Mauping“. Als neulich Jemand mit Li-Hung-Tschang über den von der Kaiserin-Witwe ausgeführten Staatsstreich sprach und sich nach dem Ergehen und der Zukunft des armen kleinen Kaisers erkundigte, ließ der chinesische Staatsmann sein boshaftestes Lächeln sehen und antwortete: „Der Kaiser hat einen Mauping.“

Es ist selbstverständlich, daß man in einer Reichshauptstadt auch etwas für seine Bildung thun kann. Die Buchhandlungen und Antiquariate füllen eine besondere Straße. In dieser Gasse herrscht die Stille, die überall vorhanden ist, wo viele Bücher beisammen sind. Das Buchstabenvolk hat keine Stimme und macht nur in den Köpfen seinen lautlosen Lärm. Die stille Bücherstraße von Peking erinnert an gewisse Straßen im Quartier latin, in welche die großen Bibliotheken, die in den Häusern stehen, gleichsam hineinschweigen. Also ein lateinisches Viertel im Kleinen — ohne Latein. Bei den Buchhändlern in Peking liegen die Bücher in Regalen aufgestapelt; Etiquetten hängen heraus, auf welche die Titel geschrieben sind. Man kann hier für billiges Geld die fünf Klassiker erstehen, in einer Ausgabe von mehreren Heftchen, welche in einen blauen Einband gelegt sind, der den chinesischen Schachteln gleicht und auch wie diese verschlossen wird. Wem der Sinn für die Klassiker abgeht, kann sich unanständige Bilderbücher anschaffen. Diese allerdings sind bedeutend theurer als die Hefte mit den Weisheitssprüchen des Confucius und des Mentzius. Es ist wahr, daß, mit jenen Bildern verglichen, die Weisheit des Confucius und des Mentzius sich etwas blaß ausnimmt. Die Bilderbücher haben übrigens einen besonderen Zweck: sie dienen als Brautgeschenke. Aus den Possen des Palais Royal kennt man die Abschiedsszene, welche zwischen der Tochter, die sich auf die Hochzeitsreise begiebt, und der in Thränen gebadeten Mutter sich abspielt. Das chinesische junge Mädchen, das vor der Hochzeit ein wenig in einem der ihr geschenkten Bilderbücher geblättert hat, ist augenblicklich über alles Wissenswerthe aufgeklärt und braucht keine in Thränen gebadete Mutter mehr. In der Bücherstraße arbeiten mehrere Druckereien. Vor den Ladenthüren sind Clichés zum Trocknen aufgestellt. An den Holz- und Steintafeln, mit denen die langen Wandbilder gedruckt worden sind, haften noch zahlreiche Farbenspuren. Sonst wird in der Bücherstraße noch Alles verkauft, was man braucht, um ein gelehrter Mann zu werden. Papier-Läden, Tintenfaß-Läden, Schreibpinsel-Läden sind dort etablirt, und selbstverständlich auch Brillen-Läden. Denn ohne Augengläser giebt es in China keine höhere Bildung. Und wer zu einer Leuchte der Wissenschaft erglimmen will, der muß damit anfangen, daß er sich eine Brille auf die Nase setzt.

Die große Anzahl von Instrumentenmachern, die in allen Straßen ihr Gewerbe betreiben, läßt vermuthen, daß Peking eine musikalische Stadt ist. Was die chinesischen Virtuosen auf ihren Instrumenten spielen, bekommt der Fremde freilich nicht zu hören, umsomehr, als er sich nach diesem Kunstgenuß ganz und gar nicht drängt. Wenn im Uebrigen Peking einen musikalischen Sinn besitzt, so ist er wohl auf die Erkenntniß gegründet, daß die Musik ein Geräusch ist, lauter als viele andere. Alle Chinesen, die etwas zu verkaufen haben, namentlich alle Straßenhändler, suchen möglichst viel Lärm um sich zu verbreiten. Es giebt so viele Chinesen, daß der Einzelne sich kaum anders zur Geltung bringen kann, als indem er Skandal macht. Damit der Skandal besser gehört werde, macht er ihn musikalisch. Jeder umherziehende Geschäftsmann hat sein eigenes Instrument und zum Mindesten seinen eigenen Gesang, jedes dieser Instrumente hat aber immer nur *einen* Ton. So scheint es, als sei in Peking die Musik in ihre Noten auseinandergenommen und auf die Bevölkerung vertheilt. Die Töne sind aus der Harmonie durchgegangen und laufen einzeln durch die Straßen. Ein Hausirer wandelt mit einer Glocke einher, ein Anderer mit einem ausgehöhlten Holz, auf das er mit einem Klöppel loshaut, ein Dritter mit einer Schelle, ein Vierter mit einer Stimmgabel, die er an ein Stück Eisen anschlägt und ausklingen läßt, ein Fünfter mit einer langen Tuba von jener Art, wie man sie beim Triumph-Marsch in der „Aida" verwendet, und so weiter. Oft bringt der Händler nur seinen Instrumental-Ton hervor, manchmal auch bietet er singend seine Waare aus. Das Rufen auf der Straße hört den ganzen Tag nicht auf; und wenn man in seinem Zimmer bei der Arbeit sitzt, wird man wüthend über diese Schreibolde, welche es Einem durchaus in die Ohren hineinzwängen wollen, daß man bei ihnen Gegenstände kaufen kann, die man niemals im Leben sich wird anschaffen mögen. Gelegentlich installirt sich auch Einer in der Hausthür gegenüber und läßt stundenlang seinen Ruf hören, obwohl jeder Mensch weiß, daß er da ist, und es darum gar keinen Sinn hat, so zu schreien. Es ist vergeblich, zu warten, bis er sich heiser gebrüllt haben wird. Eine Chinesenkehle wird nicht heiser; wenn ein Chinese einmal die Idee gefaßt hat, daß es seine Sache ist, zu schreien, so harrt er dabei aus bis an sein Lebensende oder bis ihm einmal ein Fels-

block auf den Kopf fällt, und falls es nicht ein ganz solider Felsblock ist, so schreit er auch unter diesem noch weiter. Einer der Hausirer hat einen kurzen Gesang in Moll, der wie ein lauter Weheruf klingt. Wenn nun einmal in Peking der Himmel trübe über der Stadt hängt, wenn man auf die graue Mandschuren-Mauer hinausblickt, die Einen abschließt von der Welt draußen und von allem Theueren und Schönen, wenn man sich gefangen und hoffnungslos einsam fühlt, — dann zerreißt es Einem das Herz, diesen Weheruf zu hören, der durch die Gassen hallt und immer wieder von Neuem anhebt, wie die Klage eines Schmerzes, den nichts mehr stillen kann.

Mit der sinkenden Sonne gehen auch die Straßenhändler heim. Die Nächte könnten still und friedlich sein. Denn Niemand verläßt in später Stunde das Haus. Wer möchte sich auch einem Zusammentreffen mit den Gespenstern aussetzen? Alle Thore sind verrammelt, und kein Wagen fährt mehr in den verlassenen Straßen. Jetzt aber beginnen die *Nachtwächter* ihr Treiben. In Peking scheint die Hauptaufgabe dieser Hüter der nächtlichen Ordnung zu sein, die Bürger am Schlafen zu verhindern. Die Nachtwächter haben von Morgen bis Abend geschlummert, und da sie infolgedessen derjenige Theil der Bevölkerung gewesen sind, der am Tage nicht geschrieen hat, so holen sie das Versäumte nach und schreien in der Nacht. Sie rufen sich von Straße zu Straße gegenseitig an. Außerdem führen sie eine Klapper mit sich, die sie bei ihren Rundgängen fortwährend in Bewegung setzen. Unter meinen Fenstern war gar ein nächtlicher Beamter thätig, der eine Trommel rührte, so oft er die Gasse heraufzog. Inwieweit das Geräusch, das die Nachtwächter verführen, zum Wohle der bewachten Stadtbewohner erforderlich ist, wird nicht ganz klar. Einleuchtend ist nur der Vortheil, den es den Dieben bringt, welche auf diese Weise stets wissen, wo die Polizei sich gerade befindet, und sich in aller Ruhe das Haus aussuchen können, in das sie einzubrechen wünschen. So erfüllt der Nachtwächterlärm den Zweck, wenigstens *einer* Klasse der Stadtbewohner die Ausübung ihres ohnehin so schweren Berufs zu erleichtern.

Das Ceremonien-Instrument in Peking sind die *Pauken*. Man hört sie häufig in den Straßen. Sie werden in kurzen

Wirbeln gerührt, und auf jeden Wirbel folgt ein Schlag. Das giebt einen seltsamen Rythmus. Man empfindet, daß etwas Feierliches unterwegs ist. Ist ein ganzes Orchester beisammen, so begleiten die Pauken nicht, wie bei uns, sondern sie führen. Die festliche Stimmung geht mit Pauken-Schritten voran, und die Streichmusik fiedelt hinter ihr drein. An der Spitze jedes Hochzeitszuges werden die Pauken geschlagen. Alle Tage kann man einen solchen Aufmarsch treffen. Es wird offenbar eifrig in Peking geheirathet. Als ob es sich der Mühe verlohnte, die Chinesen-Existenz fortzupflanzen! Die Heirath ist zumeist ein Handel zwischen den beiderseitigen Eltern. Am Vermählungstage steigt die Braut in die Sänfte und wird in das Haus des Bräutigams getragen. Nur an diesem einen Tage darf sie sich der rothen Sänfte bedienen, die sonst lediglich den vornehmsten Personen gebührt. Oft haben sich Braut und Bräutigam niemals gesehen und lernen sich erst in der Stunde kennen, in der sie sich angetraut werden. Das muß ein schweres Stück Weg sein, welches die junge Braut zurücklegt nach dem Hause eines Unbekannten, in dem sie fortan zu wohnen haben wird bis an ihr Lebensende. Wer weiß, ob es immer ein Festtag sein würde, ohne die rothe Sänfte! Aber darum sind eben die rothen Sänften in der Welt so nützlich, weil sie uns in einem bestimmten Augenblick zum Bewußtsein bringen, daß wir die Verpflichtung haben, uns glücklich zu fühlen.

Die Paukenschläger also eröffnen den Aufzug. Jeder hat zwei Pauken umgehängt, deren Kessel mit rothem Tuch verkleidet sind. Roth ist nicht nur die Hochzeitsfarbe, sondern im Allgemeinen die Nuance, die Gutes bedeutet. Die Chinesen sehen das Glück in Roth. Alle Musikanten des Brautzuges tragen darum rothes Gewand. Die ganze Prozession, auch das Orchester, ist in zwei Reihen getheilt, die sich an jedem Rande der Straße bewegen. In kurzen Abständen schreitet Einer hinter dem Andern. Einige von den Spielleuten blasen näselnde Holzflöten, Andere tuten in schwarze Schallhörner, die bis zur Erde reichen und einen brummenden Ton hervorbringen, welcher die Straßenjugend fröhlich stimmt. Dahinter werden auf hohen Stangen Lampions getragen, die am Tage natürlich nicht brennen, und vergoldete Embleme. Unter diesen Hochzeits-Symbolen findet sich merkwürdiger Weise auch der Liebes-

pfeil — vorausgesetzt, daß dieser vergoldete Pfeil, den eine Hand hält, in China Liebe bedeutet. Was sollte aber andrerseits ein Pfeil bei einer Heirath zu schaffen haben, der kein Liebespfeil wäre? Im Uebrigen gilt von dem Brautzuge was von allen öffentlichen Aufzügen in China gilt. Kostüme und Schaustücke sind Theaterflitter, jedoch ein Flitter, der nicht einmal mehr Illusionen zu erwecken bemüht ist. Die vergoldeten Embleme suchen durch nichts darüber hinwegzutäuschen, daß sie aus Pappe sind, und die Personen des Zuges geben sich in ihrer Verkleidung ohneweiters als Kulis zu erkennen, die gemiethet sind zu dem Zweck, das Festgefolge vorzustellen und sich froh zu geberden. Wo eine Fahne getragen wird, ist sie schmutzig, wenngleich nicht immer in dem Maße, wie der Träger. Die rothe Sänfte kommt ganz zuletzt; sie ist auf allen Seiten dicht verschlossen, und die Fenster sind noch überdies mit Decken aus gestickter Seide verhangen. Vor dem Hause des Bräutigams wird Halt gemacht. Ueber der Thür ist als Schmuck eine schräge Tafel befestigt, die aus rothen und grünen Bändern besteht. Weil das Haus selbst zu klein ist, um den Schwarm der Gäste zu fassen, hat man es durch Anfügung einiger Mattenwände vergrößert. Die Lampionträger stellen sich auf und bilden eine Gasse für die Braut. Vor der Schwelle des Hauses wird die Sänfte niedergesetzt; aber die Jungvermählte steigt nicht aus. Niemand darf sie an diesem Tage erblicken, ehe der Bräutigam sie gesehen hat. Da die Thür eng ist, wie alle chinesischen Thüren, ziehen die Kulis die Stangen aus der Sänfte, um sie hineinbringen zu können. Währenddessen wirbeln die Pauken, brummen die Fagotts; und aus den Hausthüren der Nachbarschaft treten die geschminkten Gevatterinnen heraus. Denn überall in der Welt, wo eine Hochzeit zu sehen ist, stellen sich ringsum die Frauen auf und finden, daß es ein herrliches Schauspiel sei.

Und wieder rollt der Paukenwirbel durch die Straßen. Dieselben Spielleute erscheinen und dieselben Träger von Emblemen. Es ist ein Hochzeitszug, aber einer von ungewohnter Fröhlichkeit. Alle machen auffallend vergnügte Gesichter. Dann zeigt sich noch ein Unterschied: an der Stelle, wo man die Brautsänfte zu sehen erwartet, bringen viele Kulis einen schweren Sarg geschleppt. Sonst dient der gleiche Mummenschanz zum Heirathen und zum

Sterben. Die Gewänder beim Begräbniß sind nur noch bunter und mannigfaltiger als bei der Hochzeit. Außerdem ist die Zahl der Kostümirten größer. Denn wenn ein reicher Mann gestorben ist, so will der Brauch, daß die Hinterbliebenen möglichst viel arme Leute als Leichengefolge einkleiden. Darum sind auch Alle, die den Sarg begleiten, so vergnügt. Es ist ein Hochgefühl, einmal im Leben einen rothen oder grünen Rock anzuhaben. Einigen ist gar ein Federhut beschieden worden, ein bizarrer brauner Filzhut mit einer einzigen rothen Feder, die steif in die Luft steht. Die Gesichter, die gewohnt sind, aus Lumpen herauszusehen, wollen freilich gar nicht zu den neuen, farbigen Kleidern passen. Einer läuft mit, der ganz roth angezogen ist und eine rothe Narrenkappe auf dem Kopfe trägt. Er hat keinen festen Platz im Zuge, ist bald da und bald dort, stimmt die Gruppen heiter, in denen er erscheint, und scheint wirklich eine Art Spaßmacher zu sein. Decken aus schwerer Seidenstickerei sind über den Sarg geworfen. Voraus schreiten die Söhne des Verstorbenen. Sie sind in lange weiße Gewänder gehüllt und haben das Haupt mit weißen Binden umwunden. Die Last des Schmerzes macht sie schwanken; Jeder wird beim Gehen von zwei Dienern unterstützt. In drei weißen Sänften hinter dem Sarge werden Frau, Tochter und Schwiegertochter des Verstorbenen getragen. Die Sänften sind verschlossen, aber das Licht dringt durch die weißen Vorhänge, und im Innern erscheinen die drei Frauenköpfe mit ungeordnetem Haar und verweinten Augen. Die Chinesen haben das Weiß zur Trauerfarbe erwählt. Bei uns ist der Tod schwarz und düster, bei den Chinesen weiß und gespenstisch. Und wenn man die drei geisterhaften weißen Sänften dahinziehen sieht, so unheimlich fremd im Alltagsleben der Straßen, dann begreift man, daß auch das Weiß den Tod vorstellen kann, der durch das Leben zieht als der unheimliche Fremde.

Die Restaurants sind kenntlich an den langen Büscheln aus gelbem oder rothem Papier, die vor der Thür baumeln. Auch dreieckige Fahnen, die an quer über die Straße geneigten Stangen aufgezogen sind, dienen als Wirthshausschild. Wo die Büschel hängen oder die Fahnen wehen, giebt es aber nur zu essen. Wer trinken will, geht ins Theehaus, das schon von Weitem weniger nach Thee als nach dem Samschu-Schnaps riecht (der ähnlich wie Sherry

schmeckt). In der Straßenfront fallen die Theehäuser auf, weil sie als Eingang vielfach einen engen und hohen Holz-Portikus besitzen, der bunt bemalt und mit allerlei Schnörkel-Ornamenten ausgestattet ist. Manchmal ist auch noch ein schmales Zierdach aus farbigen Ziegeln daraufgesetzt. Aehnliche Thore haben die Theater. In den Geschäftsstraßen der Chinesenstadt ist Ueberfluß an diesen Hallen der Kunst. Gespielt wird den ganzen Tag. Man mag kommen, zu welcher Stunde man will, am Vormittag oder am Nachmittag, immer ist das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt. Der düstere, rauchgeschwärzte Saal schimmert ganz blau von all' den Leinenkitteln der Zuschauer, die auf den langen Holzbänken aneinander gedrängt sind. Während zu den Oeffnungen des Daches das fahle Tageslicht hereinscheint, wickeln sich auf der Bühne unter hallenden Gong-Schlägen die furchtbaren Peripetien einer Tragödie aus der Ming-Zeit ab. Unten durch das Parquet zwängen sich Händler, welche Erfrischungen feilbieten. Den größten Zuspruch findet eine Tabakspfeife. Wer einen Cash zahlt, darf einen Zug thun; und da das Rohr sehr lang ist, kann der Händler es einem Kunden, der hinten sitzt, über mehrere Bänke weg in den Mund stecken.

Obwohl in der Ladenreihe die Speisewirthschaften wahrlich nicht mangeln, sind auch auf dem Straßendamm selbst fliegende Restaurants aufgeschlagen. In den breiten Heerstraßen scheinen die Läden überhaupt nicht auszureichen, und vor ihnen wird immer noch außerdem Jahrmarkt gehalten. In Budenzelten aus verschossenem blauem Tuch ist Waare minderer Qualität aufgestapelt. Man kann sich dort billig mit allem Schlechten versorgen. In diesen Buden empfangen auch die Geschichten-Erzähler ihr Publikum. Die Zuhörer, immer sehr zahlreich, sitzen auf Bänken, und der Erzähler steht vor ihnen. Er spricht leicht und fließend, scheint seiner Worte sehr sicher, wie ein guter Redner auf der Parlamentstribüne, und begleitet seinen Vortrag mit einem lebhaften und ausdrucksvollen Spiel der Mienen und Geberden. Die Leute auf den Bänken hängen an seinen Lippen und sind ganz in seinem Bann. Wenn er eine heitere Geschichte erzählt, lächeln alle Gesichter in der Runde. Wenn er aber böse Thaten und arge Schicksale berichtet, runzeln sich alle Stirnen, und alle Augen blicken finster drein.

In die Straßenzeile ist hier und da ein Tempel eingezwängt mit Dächern aus gelb glasirten Ziegeln. Der gelbe Ziegel ist in Peking das Zubehör aller offiziellen Architektur. Sämmtliche Gebäude innerhalb der Kaiserstadt und sogar die Mauer, die sie umgiebt, sind damit gedeckt, ebenso fast alle Tempel in Peking und Umgebung. Die gelben Ziegel sind eine der hervorstechenden Besonderheiten im Bilde der chinesischen Hauptstadt und eine ihrer wenigen baulichen Schönheiten. Das Gelb hat keinen guten Ruf in der Welt; überall sonst würden auch gelbe Dächer als ein greller Aufputz erscheinen. Hier aber thun sie dem Auge wohl inmitten von all' dem Holzwerk und grauem Gemäuer der Stadt. Die Ziegeln haben die glatte und glänzende Glasur des Porzellans, und dieses chinesische Tempel- und Palast-Gelb mit seiner warmen und zugleich sanften, leuchtenden und doch diskreten Tönung ist wohl das vornehmste Gelb der Welt.

Der Kaiser von China wohnt also unter gelben Porzellan-Dächern. Das entspricht dem Bilde, das man vom chinesischen Kaiser und seinem Palast sich ausgemalt hat. Und während sonst in China sich nirgends die Vorstellungen bewahrheiten, die man von daheim mitgebracht hat, während man in Wirklichkeit überall Schmutz findet, wo man von Glanz und Farbe geträumt hat, — scheint es doch wenigstens eine chinesische Kaiserpracht zu geben. Hier behalten möglicherweise die Dichter Recht. Man erinnert sich an die Lieder des Li-tai-pe im „Livre de jade", wo das Lieben des Beherrschers der Chinesen besungen wird in Strophen voll zarter Poesie und hoher Kaiserstimmung. Man denkt namentlich an das Märchen von Andersen: Der Kaiser von China liegt im Sterben. Aber die Nachtigall fliegt auf sein Fenster und scheucht durch ihren Gesang den Tod fort, der ihm auf der Brust lastet. Da erhebt sich der Kaiser vom Lager, legt sein Prunkgewand an, gürtet sein kostbares Schwert und erscheint vor dem sprachlosen Hofgesinde, das ihn todt geglaubt hatte, in seiner ganzen Herrlichkeit. In seiner ganzen Herrlichkeit! Wie gern möchte man an sie glauben! Wie gern möchte man in diesem Lande wenigstens eine Illusion behalten! Aber sobald man dann wieder ringsum auf die Wirklichkeit von Peking blickt, muß man auch diesen Glauben aufgeben. Man erkennt, daß hier keine kaiserliche Herr-

lichkeit bestehen kann. Wenn man die Jämmerlichkeit allenthalben sich ausbreiten sieht außerhalb des kaiserlichen Palastes, so begreift man, daß sie auch auf sein Inneres sich erstrecken und daß Verkommenheit herrschen muß unter den gelben Porzellandächern. Und wenn man das Volk beobachtet, so versteht man, daß der Kaiser von China nichts Anderes sein kann, als in diesem Kuli-Haufen der oberste Kuli.

Immerhin, falls man in all' dem Grau von Peking einmal das Bedürfniß fühlt, sich so recht einen gelben Tag zu machen, soll man nach der Kaiserstadt wandern. Natürlich wird man nicht hineingelassen und muß sich darauf beschränken, draußen um die Mauern zu streichen. Man nimmt den Weg durch die breite Seitenstraße, die von der Gesandtschafts-Straße in der Richtung nach Norden führt und in der die Post liegt schräg gegenüber dem großen Compound von Sir Robert Hart. Nach einer halben Stunde kommt man am Glocken- und am Trommelthurm vorüber. Im Glockenthurm (Tschung-lu) hängt eine von den vier Riesenglocken, die der Kaiser Yung-lo zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gießen ließ. Der Trommelthurm (Ku-lu) enthält eine Kolossal-Trommel, auf der Alarm geschlagen wird, wenn die Stadt in Noth ist. Beide Thürme dürfen nicht betreten werden. Man verliert nicht viel. Denn um eine große Glocke und eine große Trommel zu sehen, braucht man nicht erst nach Peking zu reisen. Die große Trommel beispielsweise kommt im „Bettelstudent" vor. Von außen sind die Thürme jedenfalls interessanter als von innen. Ku-lu ist der einfachere von beiden, ist überhaupt mehr Haus als Thurm und gleicht den Gebäuden auf den Thoren, nur daß er roth gefärbt ist. Tschung-lu erhebt sich in einiger Entfernung auf einer Anhöhe. Eine breite Freitreppe führt hinauf. Der Thurm ist ein schönes weißes Schloß, das hell in der Sonne schimmert. An seinen Fuß sind Terrassen angesetzt, und Gallerien umwinden ihn anmuthig bis zu seiner höchsten Höhe.

Beim Trommelthurm biegt die Straße nach links ab, und abermals nach einer halben Stunde gelangt man an eines der Vorthore der Kaiserstadt. Es ist geöffnet für den Verkehr, der erst später vor der inneren Mauer, in welche neue Thore gelegt sind, Halt machen muß. Das Vorthor ist hölzern, hat drei Pforten,

und wie in den Eingängen zum Yamen irgend welchen Mandarins, von denen diese kaiserliche Pforte sich auch sonst durch nichts unterscheidet, üben hier kleine Handwerker und Eßwaaren-Verkäufer ihr Gewerbe aus. Hinter dem Thore setzt sich die Straße in gerader Linie fort, eine breite Straße, welche rechts und links von ebenso breiten Wassergräben eingefaßt ist, hinter denen die Mauern der Kaiserstadt entlang laufen mit ihrem schmalen Dach aus gelben Ziegeln. Am Rande des Fahrwegs sind sonderbare hölzerne Pyramiden errichtet, die in ihrem oberen Theile mit Papier beklebt sind. Sie haben hier offenbar die Rolle der Laternen zu versehen, obwohl man nicht recht begreift, womit eine Laterne leuchten soll, die keine Lampe besitzt und lediglich aus Holz und Papier besteht.

Vorn wird die Aussicht durch einen bewaldeten Berg abgeschlossen, welcher der Straße vorgelagert ist. Der chinesische Name des Berges lautet Mei-schan, was „Kohlenhügel" bedeutet. Der Sage nach soll er nämlich ganz aus Kohle bestehen, die dort aufgeschichtet worden sei, damit Peking im Falle einer Belagerung nicht des Feuerungsmaterials entbehre. Mag also der Berg einen Leib aus schwarzer Kohle haben, so trägt er doch darüber ein Kleid aus grünem Wald. In diesem Lande der kahlen Gebirge ist ein bewachsener Berg so selten, daß ihn sich die Hauptstadt vorbehalten hat, als eine ihrer erstaunlichsten Sehenswürdigkeiten. Unter den landschaftlichen Schönheiten von Peking ist jedenfalls keine eindrucksvoller, als dieser Hügel, der plötzlich mitten in der Straße aufwächst, vom Fuß bis zum Gipfel dicht mit Bäumen bestanden, aus deren grünem Laub die gelben Ziegeldächer der Pavillons herausleuchten, welche auf den Seitenhängen und auf dem Gipfel erbaut sind. Hier hat die Ming-Dynastie geendet, mit der China's Ruhm und Größe für immer dahingegangen sind. Als die Mandschuren in das eroberte Peking eindrangen, flüchtete sich Tsungtscheng, der letzte Ming-Kaiser, auf den Kohlenhügel; als er dann unten die Stadt flammen sah und das Jubelgeschrei der Sieger hörte, vermochte er so viel Jammer nicht zu überleben und erhängte sich in einem der Pavillons. Die alten Bäume da oben sind vielleicht Zeugen dieser Tragödie gewesen, und in das Rauschen ihrer Zweige ist der Todesseufzer des unglücklichen Kaisers hinausgeklungen. Das hat ihre grüne Lieblichkeit nicht verdüstert. Gleich-

giltig umgiebt die Natur die Schicksale der Menschen, und wenn sich in seinem Palaste der Kaiser erdrosselt, so fällt darum auch nicht ein einziges Blatt draußen von den Bäumen.

Der Kohlenhügel liegt jetzt ganz innerhalb der „Verbotenen Stadt". Früher war es erlaubt, ihn zu besteigen. Da man jedoch vom Gipfel sämmtliche kaiserlichen Anlagen und Paläste übersieht, ist in den letzten Jahren auch hier der Zutritt verboten worden, damit die Fremden Seiner Majestät nicht allzutief in die Töpfe gucken. Man kann ihn also nur außen umgehen. Wo der Kohlenhügel vorgelagert ist, biegt die Straße im scharfen Winkel nach rechts, immer der kaiserlichen Mauer folgend. Pavillons, die im Innern wahrscheinlich auf Boden-Erhöhungen errichtet sind, ragen bald in ihrer halben, bald in ihrer ganzen Größe über die Mauer. Die Gebäude sind von einfacher Form, aber immer haben sie die gelben Ziegeldächer. Hoch über alle Bäume und Mauern erhebt sich am Ende der Straße eine riesenhafte Flasche aus grauem Gestein. Das eigenthümliche Monument heißt der „Weiße Thurm" und ist eine Pagode, übrigens nicht die einzige Pagode von Peking, die diese Flaschengestalt besitzt. Auch der „Weiße Thurm" scheint innerhalb der kaiserlichen Umfriedung zu stehen. Wenn man näher kommt, zeigt es sich, daß er sich der Mauer gegenüber befindet. Auf der anderen Seite der Straße öffnet sich ein weites Thor, und im Hintergrunde ist die Flasche aufgebaut auf einem hohen Sockel von Mauerwerk, dessen Altersgrau die Bejahrtheit des Heiligthums bekundet.

Unter den beiden Kronen einer Allee alter Bäume hindurch nimmt die Straße ihren Fortlauf. Man kommt nicht weiter als bis zur nächsten Ecke. Soldaten vertreten hier den Weg. Aber es ist eine schöne Ecke, und eine ganz besonders gelbe. Wieder sehen einige gelb gedeckte Pavillons über die Kaisermauer hinweg. Gegenüber scheinen gar ganze Häuser aus gelben Dächern gebaut zu sein. Das ist der Tempel Da-Kotien, ein Tempel mit mehreren Gebäuden, deren jedes einen Helm kunstreich aufeinander geschichteter kleiner gelber Dächer trägt, welcher doppelt so hoch ist als das eigentliche Haus. Und in der Nachbarschaft erglänzen noch einmal die gelben Ziegeln, aber diesmal als Thor. Eine prächtige Pforte, deren gleißendes Gelb von grünen Streifen durchzogen ist, verschließt den Einlaß zur Marmorbrücke. Früher war auch sie zugänglich, jetzt darf Niemand

mehr den vielgerühmten Ausblick über die kaiserlichen Gärten genießen, den die Brücke gewährt. So steht man dort an der Ecke, vor dem Tempel Da-Ko-tien, und sieht in die Straße hinaus, die scheinbar endlos noch in's Weite läuft. Sie nimmt hier eine außergewöhnliche Breite an, aber doppelt so breit ist der Graben, der als unübersteigliche Schutzwehr noch vor die Mauer der Kaiserstadt gelegt ist. Das Wasser hat Jahrhunderte lang darin gerauscht, wie ein Strom. Schließlich ist es wohl müde geworden, rund herum und immer wieder hundert Jahre rund herum zu fließen, und so steht es seit Langem still. Nur die Sonne vermag noch das Leben zu wecken, das in ihm schlummert; wenn ihre Strahlen die Oberfläche treffen, springen überall glitzernde Silberfunken auf. Die Lotosblumen haben eine Decke darüber gebreitet. Jetzt ist über sie der Herbst gekommen, und sie sind verblüht, als habe auch sie das Alter des Ortes erfaßt, in dem sie wurzeln. Welk schwimmen auf dem Wasser die großen Blätter, und kahl stehen die Stengel empor, von denen die Blumen gefallen sind ....

Jede berühmte Stadt besitzt ihr Attribut, in dem ihre Eigenart sich ausdrückt. Zu Venedig gehört der Mondschein, Neapel hat seine Lieder, Paris ist die Stadt der rauschenden Bewegung. Das Wahrzeichen von Peking, das Merkmal, an dem das Wesen der chinesischen Hauptstadt kenntlich wird, ist der Schmutz. Er ist dort die Wirklichkeit zu allen Dingen, der Fond für alle Bilder, der Untergrund von allem Leben. Wer sich eine reale Vorstellung von Peking machen will, muß sich zu Allem, was er über die Stadt erfährt, immer noch Schmutz dazu denken. Eine europäische Dame, die in China lebt, erzählte mir, daß sie einst, als sie leidend war, von der Frau eines der chinesischen Geschäftsfreunde ihres Mannes besucht wurde. Die Chinesin erkundigte sich theilnahmsvoll nach dem Befinden der Patientin; und als diese klagte, die Besserung lasse gar so lange auf sich warten, gab die Chinesin mit freundschaftlicher Wärme den Rath: „Sie sollten sich einmal sechs Wochen lang nicht waschen. Dann werden Sie gleich gesund werden!“ Der städtischen Hygiene in China scheinen ähnliche Anschauungen zu Grunde zu liegen, wie der persönlichen. Peking ist jedenfalls eine Stadt, die sich seit Jahrhunderten nicht gewaschen hat. Die Kehrung der Straßen wird durch den Wind besorgt, die Spülung durch den Regen. Was

dieſe beiden nicht wegnehmen, bleibt liegen. Generationen haben ihre Abfälle in den Straßen aufgehäuft, und die neuen Geſchlechter häufen weiter. In dieſem Lande des Ahnenkultus iſt das wohl auch eine Art, in Beziehungen zu den Vorfahren zu bleiben. Die chineſiſchen Exiſtenzen kommen und gehen, und ein immer größer werdender Miſthaufen bleibt als einziges Reſultat ihres Erdenwandels zurück. Während in den europäiſchen Gemeinweſen die Reinigung der Straßen eine der Hauptſorgen der Bürger iſt, arbeiten die Bewohner von Peking mit vereinten Kräften an der Straßen-Verunreinigung. Die Straße iſt der Abzugskanal für den häuslichen Unrath und die öffentliche Bedürfnißanſtalt für Jedermann. Alle Augenblicke öffnet ſich eines der ſchmalen hölzernen Hausthore, und eine geſchminkte chineſiſche Hausfrau tritt hervor, um ein Gefäß auszuſchütten, das aus der Küche ſtammt oder auch anders woher. Allenthalben ſieht man Leute, die auf der Gaſſe kauern. Zu Anfang achtet man gar nicht darauf. Denn wenn der Chineſe ausruhen will, ſo hockt er ſich auf die Erde. Im Allgemeinen alſo kauert er ohne beſonderen Grund, ſozuſagen ohne alle Hintergedanken. Allmählich aber merkt man, daß es in Peking immer ſeinen beſonderen Grund hat, wenn Jemand kauert. Gewöhnlich thun ſich Mehrere zuſammen, wie man gemeinſchaftlich diniren geht. Sie hocken im Kreiſe und erörtern dabei die Tagesereigniſſe. Mit Vorliebe finden die kleinen Geſellſchafts-Parthien auf Brücken ſtatt, vielleicht, weil man in dieſen Momenten der Ruhe für die Reize einer ſchönen Ausſicht beſonders empfänglich iſt. Befindet ſich keine Brücke in der Nähe, ſo läßt der Ruhebedürftige ſich an einer gewöhnlichen Häuſermauer nieder, was offenbar auch ſeinen Charme hat.

Man kann ſich denken, welche Düfte unter dieſen Umſtänden den Spaziergänger in Peking umſchweben. Das heißt, man kann es ſich nicht denken, und man muß das ſelbſt gerochen haben, um ſich eine Idee davon machen zu können. Ein mehrere Tage anhaltendes trockenes Wetter verwandelt den ganzen Unrath in Staub, in einen kohlſchwarzen Staub, welcher die Straßen mit einer dichten Schicht bedeckt, in die man bis zum Knöchel einſinkt. Der Wind wirbelt dieſen Staub zu hohen Wolken auf. Mit jedem Athemzuge nimmt man ihn in ſich auf, was beſonders angenehm iſt, wenn

man sich dabei erinnert, woraus er eigentlich besteht. Sobald der Regen fällt, wird aus der Staubschicht ein Kothmeer. Ein schlammiger Brei überzieht den Fahrdamm, stellenweise flüssig, zumeist aber geronnen und zäh. Die Wagen sinken oft bis zur Achse ein in die schwarze Fluth. Denn sie ist voll überraschender Untiefen. Die Straßen nämlich haben entweder überhaupt kein Pflaster, oder sie sind vor Zeiten einmal gepflastert worden und niemals wieder. Die schweren Räder, die seit Jahrhunderten darüber gerollt sind, haben den Straßenkörper vollständig auseinandergefahren. An den gepflasterten Stellen liegt der eine Stein hoch, der andere tief, ein dritter ist überhaupt verschwunden, und nur noch ein Loch ist vorhanden, in welchem die Erinnerung an ihn fortlebt. Wo kein Pflaster war, ist der Boden erst recht außer Rand und Band gerathen, hat sich bald nach oben gewölbt und ist bald nach unten gegangen. Tiefe Gruben klaffen überall; und wenn der Koth das Alles bedeckt, so genügt es nicht, darauf zu achten, daß man seine Schuhe nicht im Morast stecken läßt, der sie mit Macht umklammert und an sich zieht, sondern man muß zugleich stets bedacht sein, daß man beim Uebergang über die Straßen Grund unter den Füßen behält. Dies erfordert gewandtes Balanciren. Als besonders verläßliche Richtungspunkte sind die Hundeleichen zu empfehlen. Wo ein todter Hund liegt oder auch eine verendete Katze oder eine dahingeschiedene Ratte, kann man stets darauf rechnen, solides Terrain zu finden. Thatsächlich aber ist es vorgekommen, daß mitten in den Straßen von Peking Menschen ertrunken sind.

Bei Nacht wird die Passage besonders schwierig. In Bezug auf die Straßen-Beleuchtung hat man in Peking ein System adoptirt, das sich das individuelle nennen ließe. Nach Einbruch der Dunkelheit herrscht in sämmtlichen Straßen der Stadt stockfinstere Nacht; und die städtische Beleuchtung besteht darin, daß Jeder, der etwas zu sehen wünscht, sich seine Laterne mitbringt. Lediglich an der Wand in dem schmalen Gange, welcher von der Gesandtschafts-Straße hinten nach dem hübschen kleinen Klub führt, den die in Peking lebenden Europäer sich errichtet haben, brennt eine Petroleumlampe. Besagte Petroleumlampe ist die einzige öffentliche Laterne in Peking. Kein Durchreisender sollte versäumen, diese Merkwürdigkeit zu besichtigen. Im Uebrigen laufen am Abend die Laternen

auf der Straße herum, wie am Tage die Hunde. Und das ist Abendstimmung in Peking: Still sind die Straßen, still und dunkel. Nahe am Boden eilen und hüpfen viele kleine Lichtpunkte. Hoch droben wölbt sich in wundervoller Klarheit der Nachthimmel, an dem groß und golden die Sterne blitzen. An den Himmel können die Chinesen nicht heran; und darum ist er in dieser Stadt das Einzige, was rein geblieben ist. Die Sterne sehen als Lichter mit fester Anstellung sehr vornehm herab auf alle die kleinen Wandellichter, die sich in den Straßen nützlich machen müssen und darauf angewiesen sind, Chinesen heimzuleuchten.

Ein nach europäischer Art gebauter Wagen würde bei einer Fahrt durch Peking in Stücke gehen. Als Beförderungsmittel dienen daher die chinesischen Maulthierkarren, deren robuste Konstitution allein diesen Straßen Stand halten kann. Die Karren sind die Droschken der chinesischen Hauptstadt. Selbst die Gesandtschaften können sich keine Equipagen halten; Privatkarren sind der einzige Luxus, den sie sich gestatten dürfen. Die Droschke von Peking muß widerstandsfähig sein. Sie wird so gebaut, als wenn die Straße ein Feind wäre, gegen den sie sich wehren muß. Daß man von einem Fiaker aber auch noch Anderes verlangen könne, als die Fähigkeit, auf der Straße nicht zu zerbrechen, ist den Wagenbauern von Peking niemals in den Sinn gekommen. Die Form der Karre stammt sicherlich aus der fernsten Vorzeit. So dürften die ersten Wagen ausgesehen haben, in denen die ersten Menschen gefahren sind. Wenn man in einer solchen Karre sitzt, kann man sich einen Begriff von den Annehmlichkeiten des Fiakerverkehrs in der Pfahlbauten-Periode machen. Freilich solid sind sie, diese Karren, das muß man ihnen lassen. Sie fahren über Alles hinweg und scheuen kein Hinderniß, sie klettern auf alle Erhöhungen und fallen in alle Vertiefungen, sie stehen manchmal schief auf der Straße, wie ein Schiff auf bewegter See, aber stets arbeiten sie sich durch, und wenn irgend etwas Gefahr läuft, bei solch' wilder Reise in Stücke zu gehen, so ist es nicht der Wagen, sondern nur der Fahrgast. Unter allen Droschken der Welt ist der Peking-Karren zweifelsohne die martervollste. Auf den zwei hohen Rädern ist der Kasten aufgesetzt, selbstverständlich ohne Federn. Ueber ihn ist ein blaues Plau-Dach gewölbt, und damit ist das Coupé

fertig. Ein Trittbrett zum Einsteigen existirt nicht. Man kriecht auf allen Vieren hinauf und setzt sich in den Kasten hinein. Der Kutscher nimmt vorn auf der Deichsel Platz und läßt die Beine zur Seite herunterbaumeln. Im Boden des Innenraumes jedoch ist keine Vertiefung vorhanden; der Fahrgast muß daher seine Füße flach vor sich hinlegen; natürlich sind sie nach fünf Minuten bereits bis zum Knie hinauf abgestorben. Im scharfen Trabe wird losgefahren. An dem Passagier, der indiskret genug gewesen ist, sie aus ihrer Ruhe aufzustören, rächt sich die Droschke, indem sie ihn ganz einfach ohrfeigt. Jetzt schlägt Einem der Wagen seine linke Wand gegen den Kopf und jetzt die rechte. Wenn man, mit Mißtrauen erfüllt, von der einen Seite abrückt, kommt Einem die andere bereits auf halbem Wege entgegen und man trifft weit früher mit ihr zusammen, als man erwartet hatte. Zugleich fährt Einem der Wagen sämmtliche Steine des Weges in den Leib. Wenn der Magen nicht so fest an seinem Platze säße, würde er gewiß in den Hals hinaufrutschen. Um die fürchterlichen Stöße ein wenig zu dämpfen, bleibt nichts übrig, als sich mit den Armen fest auf die Leisten an der Seite zu stützen und sich so in der Schwebe zu halten bis zum Ende der Fahrt.

Unter diesen Umständen vermeidet man den Karren, soweit man nur irgend kann. Bloß bei Staatsbesuchen ist er unentbehrlich. Sonst besteigt man lieber einen der Maulesel, die am Ha-ta-men-Thore ihre Station haben. Die Thiere sind stark und laufen rasch. Diese Peking-Esel entwickeln vielen Scharfsinn. Es ist erstaunlich, daß sie sich die Mühe nehmen, klug zu sein, weil ihnen Niemand einen Vorwurf aus der Dummheit machen könnte, da sie immer die gute Entschuldigung hätten, daß sie Esel sind. Man beginnt sich demgemäß zu fragen, ob man nicht den Eseln überhaupt Unrecht thut, indem man ihre Intelligenz gar so gering anschlägt. Der Zweifel an der Dummheit der Esel ist eine der wenigen geistigen Anregungen, die man aus Peking mitnimmt. Diese chinesischen Grauthiere haben also herausgebracht, daß jeder Reiter einen Schatten wirft; und sie haben fortwährend den Schatten im Auge, um zu erfahren, ob sie Prügel bekommen werden, was sie aus naheliegenden Gründen interessirt. Sobald ihnen der Schatten verräth, daß der Reiter eine Handbewegung macht, be-

ginnen sie wie toll loszurennen. Dadurch erklärt sich die Thatsache, die Anfangs dem Reiter räthselhaft dünkt, daß im Augenblick, wo er sein Schnupftuch zur Nase führt oder einen Bekannten grüßt, der Esel sich unversehens in Galopp setzt. Im Uebrigen hat das Langohr Einsicht genug, die Schläge mit Resignation hinzunehmen, weil es begreift, daß das Geprügeltwerden der Lebenszweck des Esels ist. Er läßt sich hauen und sagt kein Wort. Beim nächsten Prellstein aber richtet er sich so ein, daß im Vorbeitraben das Schienbein des Reiters in unsanfteste Berührung mit dem Stein kommt. Dabei wackelt er mit den Ohren, um anzudeuten, daß er selbst der Erste ist, der diesen unglücklichen Zufall bedauert.

In den Herbstmonaten ist Peking voll von Tausenden von Kameelen. Sie haben Lasten aus dem Innern Asiens nach der chinesischen Hauptstadt gebracht und wollen neue Lasten hier übernehmen, um sie wieder nach dem Innern Asiens zu schaffen. Der Karawanen-Thee namentlich geht auf ihrem Rücken über Land. Aber sie werden auch sonst mit jeglicher Fracht beladen, die sich nur irgend in kleineren Kisten oder Ballen verpacken läßt, und schleppen geduldig Alles, was man ihnen aufbürdet. In langen Zügen gehen sie durch die Straßen, eines hinter dem andern. Sie spannen die mächtigen, behaarten Schenkel an, setzen breit die Hufe auf, die sich bei jedem Schritt spalten, und wiegen sich ein wenig im Gange. Und es ist Würde in ihnen, wenn sie so hochragend dahinschreiten durch das wimmelnde Chinesenvolk, als die Größten in der Stadt! Mongolische Treiber zu Fuß oder zu Pferde geleiten sie. Jedem Kameel ist ein Ring durch die Nase gezogen, an dem eine Schnur befestigt ist, die es mit dem vorausgehenden verbindet. Manchmal haben sie einen Kopfschmuck von rothen Büscheln. Um den Hals ist ihnen eine lange eiserne Glocke gehängt, die bei jedem Schritt anschlägt und einen tiefen, metallenen Ton giebt. Besonders seltsam ist es, wenn in der Nacht ein Zug Kameele draußen vorbeikommt: Da scheinen Riesenschatten durch das Dunkel zu schwanken, und durch die Stille scheint eine fabelhafte Uhr zu ticken.

Die Gesandtschafts-Straße befindet sich in keinem besseren Zustand als die andern. Die Vertreter der auswärtigen Mächte haben es bisher nicht einmal durchsetzen können, daß man ihnen erlaubt, die Straße, die sie bewohnen, zu asphaltiren. Dicker Staub oder grund-

loſer Schmutz bedeckt auch hier den Fahrdamm. Gegenüber der franzöſiſchen Geſandtſchaft iſt ein Brunnen angelegt, deſſen tiefes Waſſerloch, von jeder ſchützenden Einzäunung frei, ſich mitten in der Straße aufthut. Wie in den andern Vierteln der Stadt knurren die Hunde, die überall ungehindert herumlaufen und ein gar räudiges Viehzeug ſind, den Paſſanten an; und die ſchmierigen Bettler drängen ſich herbei mit ihrem ewigen, zudringlich-klagenden: „Da-lau-je!“ Die Mitglieder des diplomatiſchen Korps und namentlich ihre Damen leben daher jahraus jahrein innerhalb der Mauern ihrer Geſandtſchaft und gehen auf die Straße heraus nur, wenn ſie abſolut müſſen. Jede Geſandtſchaft iſt eine weitläufige Anlage mit Gärten, Höfen und zahlreichen Wohn- und Dienſträumen. Die Bauart iſt die der chineſiſchen Regierungsgebäude. Die Häuſer haben nur ein Erdgeſchoß, die Dächer weiſen die geſchweifte Form auf, und aller architektoniſche Aufputz beſteht aus den üblichen chineſiſchen Farben und Ornamenten. Hohe rothe Yamen-Thore, die niemals ganz offen ſtehen, ſchließen das Grundſtück nach der Straße zu ab. Vor den Thoren der franzöſiſchen Geſandtſchaft halten zwei ſteinerne chineſiſche Löwen Wache. Dieſe Geſandtſchaft und die engliſche waren früher Paläſte von Großen des himmliſchen Reiches; England und Frankreich haben ſie ſich angeeignet nach dem Kriege, den ſie gemeinſam gegen China geführt haben. Das franzöſiſche Hotel Tallieu und das kleinere deutſche, das Herrn Imbeck gehört, liegen gleichfalls in der Geſandtſchafts-Straße. Beide ſind etablirt in chineſiſchen Häuſern, die für den Hotelbetrieb nothdürftig eingerichtet ſind. Sämmtliche Zimmer befinden ſich zu ebener Erde; die Thüren können gleichzeitig als Fenſter benutzt werden, und umgekehrt.

Die deutſche Geſandtſchaft iſt allmählich entſtanden. Ihre bauliche Vollendung iſt das Verdienſt des Herrn von Brandt, eines der vielen Verdienſte, die dieſer ausgezeichnete Mann ſich erworben, der lange Jahre als Geſandter Deutſchland in Peking vertreten hat und dem die in China lebenden Deutſchen noch heut ein dankbares Andenken bewahren. Der jetzige deutſche Geſandte, Baron von Heyking, braucht freilich den Vergleich auch mit dem Beſten der Vorgänger nicht zu ſcheuen. Seine diplomatiſchen Leiſtungen ſind bereits an anderer Stelle gewürdigt worden. Die per-

sönliche Erscheinung des Gesandten paßt zu seiner Politik. Um den Chinesen zu zeigen, was Macht und Kraft ist, mußte dieser blonde Riese nach Peking kommen. In seinem Arbeitszimmer hat Herr von Heyking eine schöne Copie des Portraits von Julius II. aus dem Palazzo Pitti hängen. „Er war ein so energischer Papst!" sagt der Gesandte, wenn man ihn nach den Gründen seiner Vorliebe für jenes Bild fragt. Dieser starke und zielbewußte Charakter ist in eine Hülle von gewinnender Liebenswürdigkeit gekleidet. Frau Baronin von Heyking ist eine Nichte der Bettina von Arnim. Die Erwartungen, die eine solche Verwandtschaft erweckt, werden nicht enttäuscht. Wenn man in der deutschen Gesandtschaft zu Gaste ist, wenn man dieser erstaunlich klugen Frau zuhört, die in den Fragen der internationalen Politik ebenso Bescheid weiß, wie über Verlaine und Maupassant, wenn man ringsum an den Wänden die Bilder der alten niederländischen Meister sieht, — dann ist man glücklich, sich wieder einmal als Kulturmensch zu fühlen. Es ist der höchste Erfolg der Gastfreundschaft in Peking, wenn sie den Gast vergessen macht, daß er sich in Peking befindet.*)

Ein Spaziergang wird in Peking zu einem Unternehmen, das sich nicht ohne einige Weiterungen ausführen läßt. Da das Wandern durch die Straßen ein Vergnügen ist, das man lieber unterläßt, so handelt es sich darum, einen Weg zu finden, der nicht durch die Straßen führt. Zu diesem Zweck begiebt man sich, wenn die Stunde der Nachmittags-Promenade gekommen ist, auf die Stadtmauer. Durch ein schmales Pförtchen, das ein weißbärtiger mongolischer Thorwart hütet, gelangt man auf einen geräumigen Bergpfad oder eine Art Auffahrts-Rampe, die ziemlich steil in die Höhe geht. Infolge ihrer ungeheuern Dicke bildet die Mauer oben eine Fläche, welche eine der breitesten Straßen der Stadt vorstellt. Das ist aber noch nicht das größte Wunder. Das Staunen erreicht seinen Höhepunkt, wenn man sieht, daß hier oben auf der Mauer eine saubere Straße, die einzige saubere Straße von Peking sich befindet. Die

*) Kurz bevor diese Blätter in Druck gingen, wurde Herr von Heyking zum Gesandten in Mexico ernannt. Sein Nachfolger in Peking wird der bisherige deutsche Gesandte in Mexico, Herr von Ketteler.

Chineſen reichen nicht da hinauf mit ihrem Schmutz. Sie kommen überhaupt nicht hinauf. Man athmet alſo dort oben reine, chineſenfreie Luft und iſt allein auf der breiten Straße, ganz allein mit Himmel und Sonne. Es iſt eigentlich wie eine Stadt über der Stadt; während jedoch drunten die Menſchen wimmeln, führt hier die leere Straße zu leeren Plätzen. Die gewaltigen Höfe der Stadtthore fügen nämlich in die Stadtmauer freie Räume ein, die, wenn man oben auf ſie zuſchreitet, ſich wie Plätze ausnehmen. So geht man hoch um die Burgen-Krönung von Ha-ta-men herum und blickt auf das Thor-Getriebe herab, auf das drängende und haſtende Volk und auf die Wagen, die, einer hinter dem anderen, alle nach derſelben Richtung fahren und deren Zug keinen Anfang und kein Ende hat. Darüber ſchwebt der Staub und erfüllt den ganzen Thorhof als feiner grauer Nebel.

Von Ha-ta-men geht die Mauer-Wanderung weiter nach Weſten. Große, ebene Quaderſteine bilden ein ſchönes Pflaſter. Zumeiſt aber iſt das Alles von dichtem Geſtrüpp überwuchert, und manchmal heißt es, auf ſchmalem Saumpfad ſich durch Hecken durchzwängen, die mit ihren Dornen ſich an den Kleidern feſthaken. So kann man ſich vorſtellen, wie es zugeht, wenn man ein Dornröschen erwecken will. Dornen jedoch ohne Dornröschen ſind ganz und gar vom Uebel. Auch in Peking hat es einen „Zug nach dem Weſten“ gegeben. Der weſtliche Stadttheil wird von beſſeren Leuten bewohnt, von kleinen Rentiers und Beamten, die zwar ebenfalls in den elenden grauen Hütten hauſen, ſich aber große Gärten halten. Die niedrigen Häuſer ſind von der Höhe aus kaum zu bemerken, und da auch ſonſt überall in den Höfen Bäume eingepflanzt ſind, ſieht man auf ein wallendes Feld von grünen Wipfeln hinaus: die Stadt hat ſich auf einmal in einen rieſigen Park verwandelt. Weit drüben zur Rechten ragen aus dem Grün einige von den hochgelegenen Pavillons der Kaiſerſtadt auf, deren gelbe Porzellandächer im Abendſcheine röthlich leuchten. Hinter den weſtlichen Bergen, die mit ihrer maleriſch gezackten und zerklüfteten Kette den Horizont begrenzen, verſinkt groß und glühend die Sonne. Die Berge ſchimmern violett, das Blau des Abendhimmels wölbt ſich in ſtrahlender Klarheit, die Sonne ſendet eine Ueberfülle von Licht aus, das reine Gold iſt in der Luft. Ein Schwarm von Tauben,

deren weiße Federn in allem dieſem Glanze blinken, fliegt mit großen Zügen über der Stadt. China und die Chineſen ſind verſchwunden. Und nachdem er in der düſteren Jämmerlichkeit von Peking beinahe ſchon erſtorben war, regt ſich wieder mächtig im Herzen der Glaube an die Schönheit.

XXX. Heimkehr.

Vor dem Hauſe des Schweizers Monſieur Jeanrenaud, der mich in Peking beherbergt hat, ſteige ich auf einen Eſel. Madame tritt vor die Thür im rothbraunen Schlafrock und mit ſummariſch vollendeter Morgenfriſur, in der einige Bettfedern hängen geblieben ſind. Sie reicht mir noch ein wenig Wegzehrung in den Sattel hinauf, die gute Frau, und ſagt wehmüthig, ſie laſſe die deutſche Heimath grüßen.

Iſt es möglich? Die deutſche Heimath ſoll ich wiederſehen? Bald ſoll ich ſie wiederſehen? Laufe, liebes Eſelein, ſo raſch du kannſt: es geht nach Hauſe!

Ich reite zum Thore hinaus. Kein Zweifel, daß ich Peking auf immer verlaſſe. Sonſt quält jedes „auf immer“, ſei es auch nur beim Scheiden aus einer fremden Stadt. Der Abſchied von Peking aber iſt eine Freude, und der Gedanke, daß man es niemals wieder zu Geſicht bekommen wird, erhöht das Behagen.

Im Bahnhof von Machiapu dampft der Zug. Yang, mein chineſiſcher Boy, iſt mit den Koffern noch nicht angelangt und kommt natürlich erſt in der letzten Minute vor der Abfahrt. Es iſt die Eigenthümlichkeit dieſes Dieners, daß er ſtets ſich Zeit nimmt, ganz beſonders jedoch in den Augenblicken, wo ſein Herr Eile hat. Wenn man ſeiner bedarf, ſo erſcheint er kaum jemals auf den erſten Ruf. Auch mehrmaliges Rufen nützt nicht immer, da Yang in der Regel ſchläft. Iſt er aber ausnahmsweiſe einmal

wach, so wandelt er verstört herum und sinnt auf einen Vorwand, um sich wieder schlafen zu legen.

Adieu, Peking! Der Zug stürmt in die Ebene hinaus. Herunter geht es noch ein wenig rascher als hinauf. Da sind wir also wieder in Tientsin. Die Rick-sha-Kulis drängen heran. Nein, ich gehe zu Fuß, damit ich zum Vollgenusse des Wohlgefühls komme, wieder einmal Asphalt-Pflaster unter den Sohlen zu spüren!

Von Tientsin nach Tong-ku. Im Flusse liegen mehrere Dampfer, die alle nach Shanghai gehen. Man kann also wählen. Die „Anping" von der „China-Merchant-Company" soll ein hübsches Schiff sein, und das schnellste von allen. Auch sagte Miß Anny, die sanfte und schlanke Miß Anny in Tschifu, sie wolle mit der „Anping" heimfahren. Das ist natürlich inzwischen längst geschehen. Aber wenn man die Wahl hat zwischen einer Anzahl ganz gleichgiltiger Dampfer und dem Schiffe, mit welchem Miß Anny (die sanfte und schlanke) heimgefahren ist, so entschließt man sich selbstverständlich für dieses. Demgemäß steige ich auf die „Anping".

Die Barre ist seicht, und wir müssen vor Anker liegen bleiben, bis das Wasser hoch genug steigt. Das dauert nicht weniger als vierundzwanzig Stunden. Dann gleitet die „Anping" im Fluge durch ein Meer, das glatt ist wie der Genfer See. Wolkenlos, in strahlendem Blau, leuchtet der Himmel, und linde Frühlingslüfte wehen einher. Der Herbst ist in China die Maienzeit. Tschifu erscheint, eine zaubervolle Landschaft, mit rosaroth überhauchten Bergketten um ein Meer von tiefstem Azur. Bei diesem Wetter braucht man das Schiff nur laufen zu lassen; der Capitain beschäftigt sich lediglich noch mit seinem Bicycle. Es hat in seiner Pneumatik ein Loch, ein sehr schwieriges Loch; und wäre nicht der erste Maschinist schließlich zu Rath und That bereit aus seiner Unterwelt aufgestiegen, so wäre es vielleicht niemals gelungen, dasselbe zu verstopfen. In der ersten Cajüte fahren zwei Chinesen mit, ein wohlsituirter junger Mann und ein Buddha-Priester. Der wohlsituirte junge Mann sitzt bei Tisch und ißt mit viel mehr Geräusch, als nöthig wäre. Wenn er seine Suppe einschlürft, so kann man es bis vorn am Bugspriet hören. Der Buddha-Priester malt den ganzen Tag mit fein gespitztem Schreibpinsel geheimnißvolle Zeichen auf Reispapier. „All nonsens!" sagt der Capitain.

Hier ist Shanghai. Freundlich schaut aus ihren grünen Bäumen die gute Stadt heraus. Man hat ein wahres Heimatsgefühl, wenn man von langer Fahrt draußen in China nach Shanghai zurückkehrt. Da sind wieder Ruhe, Behagen, Cultur und liebe Menschen (von den blonden Mädchen gar nicht zu reden). Am Bund entlang rollen die Equipagen. Vom Zollhaus-Thurm ertönt mit vertrautem Klang das Glockenspiel. Nein, wirklich: die Gastfreunde haben die Ankunfts-Stunde der „Anping" herausbekommen, die bei Schiffen so schwer festzustellen ist, und haben mir ihren Boy gesandt. Da steht er am Ufer, schützt mit seinem Fächer das bloße Haupt gegen die Sonne und begrüßt mich schon von Weitem mit dem Wiedererkennungs-Lächeln des alten Freundes. Auch hat er noch dieselbe Art, jeden Auftrag mit einem sanften „Very well" entgegenzunehmen. In dem gastlichen Hause auf der Hankow-Road ist mein Zimmer bereit. Ein hohes Feuer flammt aus mächtigen Scheiten im Kamin. Weich schmiegt sich der dicke Tientsin-Teppich unter den Schritt, schneeweißes Linnen deckt das Bett, einladend strecken die Lehnsessel ihre Polsterarme aus. Und sogar Blumen hat die gütige Hand der Hausfrau auf den Tisch gestellt.

Wie steht es mit den Dampfern des Norddeutschen Lloyd? Die „Sachsen" hat vor Kurzem ihre Europa-Reise angetreten, die „Baiern" geht erst am Anfang des folgenden Monats. Bleiben also noch drei Wochen. Das genügt gerade, um im Fluge durch Japan zu eilen. Es handelt sich nur darum, zum letzten Mal seine Energie zusammenzuraffen und sich kurz zu entschließen. Sei's drum, und auf nach Japan!

Ueber Japan berichte ich ein anderes Mal. Seltsame Geschichten werde ich zu erzählen haben von Kyoto mit seinen alten Tempelgärten und seinen stillen Straßen, in denen hier und da das klagende Flötenspiel der Priester ertönt, die bettelnd an den Häusern entlang ziehen; vom Arashayami, dessen Bergwand die herbstfarbenen Ahornbäume mit einem purpurrothen Walde bedecken; von den Shiwa-Grabtempeln der Shogune in Tokyo, die ganz aus schwarzem Lackholz erbaut sind; von der rothen Lackbrücke in Nikko, die im sanften Bogen über die Schlucht führt, auf deren Grunde der Bergstrom schäumt; von meinem Freund Koza, der

zu gleicher Zeit Ricksha-Kuli, Kammerdiener, Fremdenführer und auch ein wenig Heirathsvermittler ist; vom Theater, wo Samizen-Geklimper, wie ein langsamer Fall tönender Tropfen, das ganze Stück begleitet und wo geheimnißvolle Gesänge hinter der Scene das Walten dunkler Mächte anzudeuten scheinen, welche die Schicksale der Menschen bestimmen, die vorn auf der Bühne agiren; von den weißen Papierlaternen an den Häusern, die am Abend die Gassen mit mildem, wie durch Milch gesiebtem Licht erfüllen; von der Ginza, der Hauptstraße in Tokyo, mit ihren hell erleuchteten Läden, ihren labyrinthisch gewundenen Bazaren, ihrem Tramway-Gebimmel und ihrem Boulevard-Getriebe; von den drei Affen, die als buddhistische Symbole in den Fries eines Nikko-Tempels geschnitzt sind, in der Weise, daß der eine Affe sich die Ohren, der andere die Augen, der dritte den Mund zuhält, wohl um auszudrücken, daß der Weise sich in sich selbst verschließen, sich um die Andern nicht bekümmern und durch's Leben gehen soll, ohne zu hören, noch zu sehen, noch zu reden; vom kaiserlichen Chrysanthemum-Fest im herrlichen Garten des Akasaka-Palastes; von der kleinen Kaiserin, die, um höfische Liebenswürdigkeit kundzuthun, ihre Lippen zu einem kindlich-erstaunten Lächeln rundet, in dem man das Lächeln aller Musmes des Landes wieder erkennt; und von Fräulein Akebono im Yoshiwara zu Tokyo, von der schönen Akebono, die, mit ihrem altjapanischen Prunkgewande angethan, in dem verschwiegenen Gemache erscheint, wo in einer Ecke eine Stehlaterne aus weißen Papierscheiben brennt, und deren klangvoller Name die Morgendämmerung bedeutet. . . .

Jetzt heißt es eilen, um in Shanghai den Anschluß nicht zu versäumen. Die „Satsuma Maru" ist ein schlechtes kleines Schiff, und das Meer ist vom Nordsturm aufgewühlt. Aber das hilft nichts. Kein Tag darf mehr verloren werden. Der elende Dampfer tanzt widerstandslos auf den wilden Wellen. Die Schraube arbeitet halb im Wasser und halb in der Luft. Die Seekrankheit quält so fürchterlich, daß ich im Fieber daliege und wünsche, das Schiff möge auf den Grund gehen, weil dort unten wenigstens das Schwanken zu Ende wäre.

In Shanghai habe ich gerade noch einen Tag Zeit, zur Abstattung von Abschiedsbesuchen und Abgabe sehr vieler Visit-

karten. Am nächsten Vormittag liegt vor dem French Bund, gegenüber dem Hause von Melchers & Comp., der Tender „Victoria", der uns den Fluß hinunterführen soll nach Wu-sung, wo die „Baiern" verankert ist. Jeder Abreisende wird von allen seinen Freunden geleitet; die Landungsstelle kann alle die Leute kaum fassen. Die halbe Stadt ist da versammelt. Ein großes Schwirren geht durch die Menge. Es ist ein Festtag in Shanghai, wenn das Schiff nach Europa fährt. Koffer auf Koffer werden herangeschleppt und auf das Dampfboot verladen. Herr Philipp, der Leiter des deutschen Postamts, erscheint gar mit einer Kuli-Schaar, die Kisten mit Gold bringt.

„Möchten Sie mir nicht wenigstens eine in meine Cabine stellen lassen, für die Wegzehrung?"

Der Postgewaltige möchte nicht, obwohl er doch sonst so gefällig ist.

„Hu-u-u-u!" heult die Dampfpfeife.

Unzählige Hände strecken sich aus. „Adieu! . . . . Glückliche Reise!" und „Lebt wohl! . . . . Tausend Dank! . . . . Auf Wiedersehen in Europa!"

Die Taue werden gelöst, das Schiff dreht langsam vom Lande ab. Hüte werden am Ufer geschwenkt und auf dem Deck des Tenders. Einige Schwärmer prasseln, die ein chinesischer Comprador abbrennt zu Ehren eines Comptoir-Mitgliedes, das seinen Europa-Urlaub antritt. „Die „Victoria" saust den Strom hinunter. Zum letzten Mal grüße ich den rothen Zollhaus-Thurm, das Wahrzeichen von Shanghai, ein Denkmal guter Stunden.

An der weißen Wand der „Baiern" klettern wir die Bootstreppe hinauf. Die Schiffskapelle bläst uns einen lustigen Begrüßungs-Marsch herunter. Uniformen der deutschen Kriegsmarine werden oben an der Reeling sichtbar.

Die „Baiern" hat sechsundzwanzig Marine-Offiziere an Bord, einen Ablösungs-Transport, der nach Europa verschifft wird. Wir Passagiere zerfallen also in Militär und Civil, und selbstverständlich hält das Militär darauf, sich nicht allzusehr mit dem Civil zu vermischen. Wenn der Civilist ohneweiters mit Offizieren verkehren dürfte, dann könnte er sich am Ende einbilden, er sei

auch Jemand. So denkt anscheinend das Militär, und das Civil drückt sich möglichst in die Ecke und denkt sich ebenfalls Einiges. Probestück eines Civilgedankens: Jeder einzelne dieser Marine-Offiziere ist sicherlich ein liebenswürdiger Mann. Wie kommt es nun, daß von sechsundzwanzig liebenswürdigen Männern zusammen gar so wenig Liebenswürdigkeit ausgeht?

Wenn auf dem Promenadendeck die Militärkasino-Atmosphäre gar zu drückend wird, so steigt man zur höchsten Höhe des Schiffes empor. In unbeschäftigten Momenten ruht dort der prächtige Capitain Prehn, der die „Baiern" führt, auf einem Feldstuhl vor seiner Cabine. Man rückt sich einen zweiten Feldstuhl daneben, und in erbaulichen Gesprächen merkt man bald mit Behagen, daß da oben eine freiere Luft weht. „Hasenstein", der Dachshund des Generalkonsuls in Shanghai, fährt dort auch nach Europa. Er wohnt in einer eigenen Hütte, nahe der Commandobrücke. Sobald er Jemanden erblickt, den er in Shanghai bei seinem Herrn kennen gelernt hat, kneift er den Schwanz zwischen die Beine und beginnt, heulend rund um's Verdeck zu rennen. Dies ist die Art, wie sich bei „Hasenstein" das Heimweh kundgiebt.

In Hongkong steht am wundervoll blauen Himmel die goldene Sonne des Südens, und Alles ist in Glanz getaucht. Von den Bergen herab streicht erfrischend ein sanfter Lenzwind. Vier Monate wird dieses Wetter andauern, und vier Monate lang werden die Glücklichen, die hier wohnen, keine Wolke zu sehen bekommen. Hongkong würde eine Winterstation ohne Gleichen abgeben, wenn die Reise von Europa heraus nicht gar so weit wäre.

Weil es nun einmal Winter in der Welt geworden, scheint selbst in Singapore die Hitze etwas weniger heiß zu sein.

In Colombo kommen indische Händler an Bord, welche Edelsteine und Schmucksachen verkaufen. Die zuerst sehr hohen Preise gehen herunter in dem Maße als sich die Abfahrtsstunde des Dampfers nähert. Schließlich braucht man überhaupt nur eine alte schwarze Stahluhr herzugeben, um einen nußgroßen Brillanten dafür einzutauschen. Während der letzten fünf Minuten veranstaltet ein wohlgelaunter Passagier eine Auktion, bei der sechs echte goldene Ringe dem Meistbietenden für eine Mark zugeschlagen werden.

Am Ausgang des Hafens von Colombo liegt ein großes Passagierboot der Messageries Maritimes. Wir Deutschen sind höfliche Leute und spielen den Franzosen die Marseillaise vor, indem wir an ihnen vorüberfahren. Die Franzosen drüben antworten mit Bravorufen und Händeklatschen. Die sieben Tage von Colombo nach Aden, zwischen Himmel und Wasser, schleichen mit qualvoller Einförmigkeit dahin.

In Aden nimmt die „Preußen" Kohle ein. Sie geht wieder nach China, aber Keiner von uns verspürt irgendwelche Lust, von der „Baiern" jetzt auf die „Preußen" umzusteigen. Die Sonne brennt in Aden so kräftig wie nur je; am Abend jedoch springt eine laue Brise auf, und die dunkelhäutige Mannschaft der Boote, die zum Lande rudern, hüllt sich fröstelnd in alte englische Uniformjacken, die als Winterüberzieher dienen.

Im Rothen Meer ist es Sommer gewesen, als wir im April zum ersten Mal vorüberkamen, und jetzt im December ist es immer noch Sommer. Am fernen Gestade schimmern die weißen Minarets von Mokka. Gegen die Mitte des dritten Tages aber erreicht uns der erste Hauch des Winters. Europa sendet uns von Norden her einen kalten Gruß. Wir legen die weißen Tropenanzüge ab und packen sie nunmehr endgiltig in die Koffer. Alle Citronen des Schiffes erscheinen plötzlich in der Umgebung der Rumflaschen des Schenkstübchens, aus welcher Annäherung ungezählte Grogs entstehen. Katarrh-Besorgnisse gehen um; man erfährt nicht ohne Unruhe, daß der Generalarzt der siamesischen Marine am Abend im Rauchzimmer dreimal hintereinander genießt hat.

Nachmittags steht am Ufer der Sinai, von dem biblische Schauer herabwehen. Gegen Abend breitet sich ein ungewohntes Schweigen über das Schiff aus. Nun klingt es feierlich vom Zwischendeck herauf. „Stille Nacht, heilige Nacht!" singen die Matrosen. Da sinkt auch schon die Nacht, als habe das Lied sie gerufen. Die Sterne funkeln; und als damals, hier ganz in der Nähe, der holde Knabe zur Welt kam, war gewiß kein anderer Sternenglanz über dem Sinai und den benachbarten Landen. Denn stets leuchten hier die Gestirne, als würde ein Erlöser geboren; und allabendlich bricht auf dem Rothen Meere eine Nacht herein,

gleich der heiligen, von welcher das Lied singt. So ist es heute, als spürten wir den Hauch der Nacht selbst, in der sich Alles begeben. Wir athmen die gleiche Luft, wie einst die Weisen des Morgenlandes, und ziehen dahin unter denselben Sternen.

Im Speisesaal ist ein Christbaum aufgestellt, der vom Boden bis fast zur Decke reicht. In den grünen Zweigen, über die das Rauschgold seine Netze spinnt, flimmern die Glühlichter; auf der höchsten Spitze prangt gar ein großer elektrischer Stern. Traulicher Tannenduft erfüllt das Schiff. Und es ist Weihnachten. Wir stehen an den Wänden, fremde Menschen, die sich früher nie gekannt, und sehen nach dem Baume hin, der uns Alle zu einem Feste vereinigen möchte und uns doch nur erst recht in's Bewußtsein ruft, wie wenig wir zusammengehören. Die Kinder machen große Augen; die ganz kleinen werden von den chinesischen Amahs auf dem Arm gehalten, welche über nichts erstaunen und auch diesen ersten Weihnachtsbaum ihres Lebens mit Gleichgiltigkeit betrachten. Der gute Capitain, dem der Weihnachtsabend doch zu Herzen geht, ist sehr roth im Gesicht und dreht eifrig seine Mütze in den Händen. Die Schiffskapelle spielt einen Choral, hierauf einen zweiten; den dritten läßt sie weg, da Niemand mitsingt. Der Christbaum wird ausgelöscht (morgen sollen die Kinder ihn plündern), und die Stewarts tragen das Essen auf. Während der Tafel wird eine Tombola abgehalten; ich gewinne die Flagge der deutschen Kriegsmarine, als Brosche zu tragen.

Wir fahren weiter. Eines Nachts erhebt dann die Dampfpfeife ihre hohl dröhnende Stimme und ruft in die Meereseinsamkeit hinaus die Kunde, daß ein neues Jahr begonnen hat. Das Schiff erwacht für einige Augenblicke aus seinem Schlafe; aus allen seinen Theilen klingt es laut und fröhlich herüber und hinüber: „Prosit Neujahr!“ Danach sinkt wieder Alles in Schweigen. In stiller Fahrt führt das Schiff seine schlummernden Passagiere den dunklen Geschicken entgegen, die das neue Jahr unabwendbar für sie bereit hält.

Welche Berge stehen da am Meer? Und was sind das für weiße Häuser am Fuß des Gebirges und überall auf den Höhen? Drüben liegt Capri, — hier erscheint Amalfi, — jetzt kommt Sorrent. So ist es denn wahr geworden, wirklich wahr? Das

Herz klopft stürmisch, Schauer rieseln durch die Glieder. Nun ist der weite Weg vollbracht, und auch diese große Sehnsucht ist erfüllt. Zurück in Europa! Geborgen, geborgen! Der schwere Traum ist zu Ende. Capri, Amalfi und Sorrent!

Langsam gleitet der Dampfer über das spiegelnde Wasser des Hafens von Neapel. Die Schiffskapelle steht auf Deck und spielt den Preußenmarsch. Hei, wie der kleine Stewart in die Pauke schlägt! „Da sind wir wieder!“ schmettern die Trompeten. Von anderen Dampfern, welche im Hafen liegen, wehen weiße Taschentücher und grüßen die Heimkehrenden von Denen, die in die Welt hinausziehen müssen. Gleich klimpern auch schon die Mandolinen unten in den Booten. „Oh sole mio!“ singt eine schwarzgelockte Frau mit verlebten Zügen, die sich herausfordernd in den Hüften wiegt. Aber der Preußenmarsch läßt die Sängerin nicht aufkommen, die aus Neapel sich hat herausrudern lassen, um uns Einiges über die Sonne zu sagen. Drüben baut sich die Stadt auf. Es ist gar seltsam, nach so langer Zeit wieder einmal so viele große Häuser dicht beisammen zu sehen.

Neujahrstag in Neapel. Geputzte Leute gehen durch die Straßen, grüßen sich artig, schütteln sich die Hände. „Jo vi auguro buon' anno.“ Oben aus den Fenstern und unten auf dem Pflaster werden fortwährend Schwärmer abgebrannt. Manchmal krachen ganze Salven los. Beim heiligen Januarius in der Kathedrale ist gerade die Messe zu Ende. In einigen letzten ungestümen Akkorden braust die Orgel ihren heiligen Eifer aus. Der Erzbischof schreitet durch die Kirche, umdrängt von den Frauen und den Männern der Gemeinde, welche ihre gespitzten Lippen der weißen Hand zu nähern suchen, die den Krummstab hält. Vom Hochaltar und aus allen Seitenkapellen flimmern die Lichter, tausende von Lichtern. Der heiligste Altar aber ist in der unterirdischen Kapelle. Jede Messe, die an diesem Altar gelesen wird, rettet eine Seele aus dem Fegefeuer. „Molto miracoloso!“ sagt andächtig der Domschweizer, der das Souterrain aufgeschlossen hat und mit hinabgestiegen ist. Dort unten kniet auch der Kardinal Caraffa, in Lebensgröße von Michel Angelo aus Marmor gemeißelt. Ueber das hagere Steingesicht und die im Gebet gepreßten Lippen zuckt der flackernde Schein der Wachskerze, welche der Führer hält.

Und eine Wunder-Wirkung ſcheint auch von dieſem Marmorbilde auszugehen. Molto, molto miracoloso! Denn es dünkt ein Wunder, ein beſeligendes Wunder, aus verlorenſter Ferne ſich zurückzufinden und von Völkern ohne Größe, von Ländern ohne Schönheit heimzukehren zu Michel Angelo! . . .

Druck von Aug. Weisbrod, Frankfurt a. M.

SFP 4 - 195